

DEUTSCHER
LOKALJOURNALISTENPREIS 2015

REZEPTE FÜR DIE REDAKTION

Ergänzungsband 11 | Dieter Golombek, Heike Groll (Hg.)



Konrad
Adenauer
Stiftung

Dieter Golombek, Heike Groll (Hg.)

Ausgezeichnet

Deutscher Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung
Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten
Einsendungen des Jahres 2015

Rezepte für die Redaktion

Ergänzungsband 11

Die Jury

HEIKE GROLL

Magdeburg, seit 2012
Vorsitzende seit 2015

MATTHIAS BARNER

Berlin, seit 2015

ERWIN LUTZ

Hannover, seit 2003

PETER PAULS

Köln, seit 2015

DR. WOLFGANG RÖHM

Sindelfingen, seit 1999

ANTON SAHLENDER

Würzburg, seit 2015

DR. DIETLIND TIEMANN

Brandenburg, seit 2012

HANS-JOSEF VOGEL

Arnsberg, seit 2015

DR. DIETER GOLOMBEK

Berater

Vorsitzender von 1980-2014

St. Augustin 2016

© Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Dieter Golombek, Heike Groll

Herausgeber und Redaktion

Dieter Golombek, Heike Groll

Gestaltung und Produktion

SWITSCH Kommunikationsdesign, Köln
workstation, Niederkassel

Mitarbeit

Barbara Müller-Golombek (Lektorat)

Verlag

Medienfachverlag Oberauer GmbH

Fliederweg 4

A-5301 Salzburg-Eugendorf

Telefon aus Deutschland: 0043-6225-2700-0

Fax aus Deutschland: 0043-6225-2700-44

E-Mail: vertrieb@oberauer.com

Druck

Bonifatius GmbH, Paderborn – www.bonifatius.de

ClimatePartner^o
klimateutral

Druck | ID 53323-1610-1030



ISBN 978-3-901227-52-3

SAM SON

*das digitale Magazin Ihrer Zeitung



Pfiffig und frisch, ein gelungenes Experiment.*

*Begründung der Jury des Deutschen Lokaljournalistenpreises zum Erfolg des Wochenmagazins SAMSON der Nürnberger Nachrichten/Nürnberger Zeitung in der Kategorie Digitale Innovation.

Der Stiftungsvorsitzende

Gute Beispiele machen Schule

531 Einsendungen verzeichnet der Preisjahrgang 2015. Die Zahl der Bewerbungen hat sich in den vergangenen Jahren in der Größenordnung zwischen 500 und 600 eingependelt. Mehr werden es offensichtlich nicht mehr trotz anhaltender Attraktivität des Preises und trotz Neuerungen bei den Preiskategorien wie dem Sonderpreis für Volontärsprojekte. Die Anzahl der Bewerber steigt nicht, und die Hauptursache sind diese Rezepte für die Redaktion, deren Band 11 jetzt vorliegt. Sie dokumentieren nicht nur die 15 Leistungen der Preisträger, sondern auch 47 Projekte, an denen ein Preis nur knapp vorbei gegangen ist. Alle Bewerber wissen also, die Messlatte für diesen Preis liegt sehr hoch. Wer sich in die Siegerlisten eintragen will, nimmt zur Kenntnis, gegen welche harte Konkurrenz er antritt. Und diese Konkurrenz ist im Laufe der Jahre nicht weniger geworden. Die fortlaufenden Bände der Rezepte für die Redaktion liefern viele Belege dafür.

Die Stiftung jedenfalls wird auch künftig das Beste aus einem Preisjahrgang veröffentlichen und den Redaktionen zur Verfügung stellen. Der Titel dieser Reihe ist Programm: „Rezepte für die Redaktion“. Auch die in diesem Band 11 präsentierten Projekte laden zum Orientieren und Nachmachen ein. Dieser Journalistenpreis kürt Gewinner – wie es alle anderen auch tun. Darüber hinaus trägt die Publikation dazu bei, die Qualität des Lokaljournalismus zu verbessern: Gute Beispiele sollen Schule machen – und sie machen Schule. Diese Erkenntnis zieht sich wie ein roter Faden durch 36 Jahre Preisgeschichte.

Zum dritten Mal wird der Sonderpreis für Volontärsprojekte vergeben. Über 50 Bewerbungen lagen vor. Wieder hatte die Jury keine Schwierigkeiten, Preisträger aufzutun, drei waren es in diesem Jahr. Auch die doppelte Anzahl hätte eine Auszeichnung verdient. Es freut die Konrad-Adenauer-Stiftung außerordentlich, wenn eine Neuerung wie dieser Volontärspreis ein so positives Echo erfährt.

Zwei Themen standen bei diesem Preisjahrgang im Mittelpunkt, wieder einmal ein historisches und ein brandaktuelles. Dominierten beim Preisjahrgang 2014 die Einsendungen zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, so erinnerten im vergangenen Jahr viele Zeitungen an das Ende des Zweiten Weltkriegs. Viele Redaktionen nutzten die vermutlich allerletzte Chance, mit Zeitzeugen ins

Gespräch zu kommen. Und sie setzten die neuen medialen Möglichkeiten ein, lieferten neben journalistischen Texten zeitgeschichtliche Dokumente als Foto oder Video. So wird Geschichte lebendig!

Luftangriffe und zerstörte Städte, die Leiden der Zivilbevölkerung, die Todesmärsche der Zwangsarbeiter, das Schicksal der Kriegsgefangenen und Vertriebenen, Befreiung und Wiederaufbau – kein großer Themenkomplex blieb ausgespart. Die Berichte, Analysen und Reportagen leuchten hinein in eine Zeit, in der das Wort Hoffnung sehr klein geschrieben wurde. Wie sollte das Land je wieder auf die Beine kommen, so zerstört wie es war? Wie sollte es möglich sein, zwölf Millionen Flüchtlinge aufzunehmen und zu integrieren, vertrieben aus Gebieten, die nach 1945 nicht mehr Deutschland waren? Wie sollte der in Trümmern liegende Kontinent Europa endlich aus der Spirale von Gewalt und Krieg herauskommen? Die Herausforderungen waren gigantisch, aber beides, Integration wie Wiederaufbau, wurden Erfolgsgeschichten. Die Deutschen haben geschafft, was ihnen niemand zugetraut hätte, am wenigsten sie selbst.

Das zweite große Thema des vergangenen Jahres waren die Flüchtlinge, die in großer Zahl in unser Land und nach Europa gekommen sind. Viele Lokalredaktionen haben sich der Herausforderung dieses Themas gestellt. Sie haben den Flüchtlingen ein Gesicht gegeben, die neuen Nachbarn beschrieben, erklärt, warum sie keine andere Wahl als die Flucht sahen. Die Reporter gehen dorthin, wo die Probleme sind. Aus nächster Nähe erfahren die Leser die Nöte der Flüchtlinge und der Helfer, die der Bürokratie und der Sozialbetreuung. Zu beschönigen gibt es nichts. Und nicht verschwiegen wird das großartige Engagement der Vielen, das aller Ehren wert ist. Respekt aber auch den Zeitungen, die dieses Thema mit Elan, Engagement und einem guten Konzept dargestellt haben. Sie haben sich um Menschen verdient gemacht, die in Not sind. Sie haben sich um die Demokratie und um unser Land verdient gemacht. Denn sie orientieren sich an dem Kernsatz des Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Dr. Hans-Gert Pöttering
Präsident des Europäischen Parlaments a.D.
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung



Hiphiphurra!

Gratulation zum Deutschen Lokaljournalistenpreis 2015 an euch, liebe Sächsische Zeitung, liebe Freie Presse und liebe Leipziger Volkszeitung. Ihr schafft Inhalte mit Format! Die wichtig sind und manchmal auch unbequem. Die anstoßen und bewegen. Wir freuen uns, euch dabei zuweilen ein Stück begleiten zu dürfen.

Eure Mehrwertmacher

 lesewert

Der Schlüssel zum Leser.
In Echtzeit analysieren wir für Zeitungen und Magazine, welche Artikel wie intensiv gelesen werden. Und warum.

 VENDO

Einfach besser verkaufen.
Mit VENDO haben Ihre Berater alle aktuellen Unterlagen immer und überall zur Hand, bequem in einer intuitiven App auf dem Tablet.

 auktio

Zum Ersten, zum Zweiten, zum Besten. Das Rundum-Sorglos-Paket steigert den Umsatzerfolg Ihrer Leser-auktionen.

diemehrwertmacher.de // Von Verlagen für Verlage.

* Die Mehrwertmacher GmbH ist ein Unternehmen der DDV * MEDIENGRUPPE

Die Herausgeber

Mut wird belohnt

Eine Frage begleitet den Deutschen Lokaljournalistenpreis schon seit den Anfangsjahren des Wettbewerbs vor 36 Jahren: Wie gelingt es einer Redaktion, den Lesern auf Augenhöhe zu begegnen? Die Aufgabe stellt sich mehr denn je, seit den Lokalredaktionen neben der gedruckten Zeitung vielfältige digitale Kanäle und soziale Medien zur Verfügung stehen. Es ist heutzutage leichter geworden, eine Zeitung **mit** dem Leser zu machen und nicht lediglich **für** ihn. Viele Zeitungen nutzen die neuen Möglichkeiten. Denn sie wissen: Wer nicht crossmedial denkt und handelt, schadet dem eigenen Geschäft, verschläft die Zukunft.

Für die Jury des Deutschen Lokaljournalistenpreises ist die cross- bzw. multimediale Umsetzung eines Themas seit Jahren schon ein wesentliches Kriterium, um Preisträger zu bestimmen. Mit der Ausschreibung zum Wettbewerb 2015 ist diese Position auch offiziell kenntlich gemacht worden. Der Text benennt multi- und crossmediale Konzepte ausdrücklich als Kriterien für eine Preisvergabe. Redaktionen werden auf diese Weise ermutigt, sich mit digitalen Projekten zu bewerben. Zum ersten Mal zeichnet der Deutsche Lokaljournalistenpreis mit der Multimediareportage „M 29“ der Berliner Morgenpost und dem Wochenendmagazin „SamSon“ der Nürnberger Nachrichten zwei rein digitale Projekte aus. Sie dürfen als Vorreiter in der Branche gelten. Medien, die in der obersten Liga spielen, experimentieren mit neuen, überraschenden Formen. Sie setzen Maßstäbe und erkunden, was sich am Markt behaupten kann und was nicht.

Crossmediale Formen machen es den Zeitungen leichter, einen anderen ihrer großen Aufträge wahrzunehmen, das Wächteramt. Redaktionen gehen aktiv auf ihre Leser zu, schaffen digitale Plattformen, auf denen diese ihre Anliegen vorbringen können. Die Braunschweiger Zeitung macht mit ihrem Projekt „alarm38“ Missstände publik, über die sich die Leser aufregen. Und sie hakt nach bei Behörden und Unternehmen, erreicht

positive Lösungen. So geht konstruktiver Journalismus. Um Lösungen geht es auch der Westfalenpost. Sie organisiert ein Dialogforum für das Stadtgespräch, bezieht die Bürger und ihre Ideen mit ein, schafft ein großes stadtweites Brainstorming – zum Besten der Stadt und ihrer Zukunft.

Lokalzeitungen machen nicht nur Kritik öffentlich. Ob junge Kommunalpolitiker in bayerischen Gemeinderäten, Hobby-Chöre am Mittelrhein oder freiwillige Helfer in Flüchtlingsunterkünften – Lokalredaktionen bringen uns Menschen nahe, die nicht nur reden, sondern handeln. Die Lokalzeitungen verschaffen ihnen die Aufmerksamkeit, die sie verdienen. Denn diese Menschen pflegen Werte und Überzeugungen, die das Gemeinwesen braucht. Nicht von ungefähr befördert der Südkurier solche Vorbilder zu „Heimathelden“.

Die Medienbranche ist unter Druck, publizistisch wie ökonomisch. Die ausgezeichneten und fast ausgezeichneten Projekte in diesem Band stehen für einen Lokaljournalismus, der sich gerade deshalb nicht damit begnügt, fortzuschreiben, was schon immer so gemacht wurde. Das mit dem ersten Preis ausgezeichnete datenjournalistische Projekt wäre nicht entstanden, wenn es nicht die drei Zeitungen Freie Presse, Sächsische Zeitung und Leipziger Volkszeitung gemeinsam auf die Beine gestellt hätten. Medien, die im Wettbewerb zueinander stehen, kooperieren – so etwas war lange Zeit undenkbar. Heute macht es alle Beteiligten zu Gewinnern – die Leser erst recht.

Informieren, Öffentlichkeit herstellen, dadurch Vorurteilen und gefühlten Wahrheiten begegnen – darin liegt seit jeher die Stärke von gutem Journalismus. Diese Stärke lässt sich auf Dauer nur erhalten, wenn Lokalredaktionen den Mut haben, neue Wege zu gehen. Die Gewinner des Lokaljournalistenpreises wissen: Mut wird belohnt.

Dieter Golombek, Heike Groll

Gemeinsam mit den Lesern machen wir die Region lebenswerter. Denn auf alarm38.de können Missstände, Probleme und Ärgernisse gemeldet werden. Ob überfüllte Müllcontainer oder falsche Ampelschaltungen – hier können Leser sich melden und wir kümmern uns darum. Dafür wurden wir mit dem Deutschen Lokaljournalistenpreis 2015 der Konrad-Adenauer-Stiftung ausgezeichnet. Wir danken der Jury und vor allem: unseren Leserinnen und Leser.



Die Gewinner des Jahres 2015



1. PREIS

Freie Presse

LEIPZIGER VOLKSZEITUNG

Sächsische Zeitung

Was uns verbindet.

Die Patienten blicken durch

Immer mehr Patienten lassen sich ambulant operieren. Doch anders als im stationären OP-Bereich fehlt bislang ein objektiver Überblick, wie gut die Operateure ihr Handwerk beherrschen. Patienten in Sachsen blicken dennoch durch, dank des Gemeinschaftsprojekts der drei großen Regionalzeitungen.

Mehr dazu beim Thema GESUNDHEIT ab Seite 126

Süddeutsche Zeitung

WP WESTFALENPOST

2. PREIS

Ohne ideologische Scheuklappen

In München leben mehr Frauen als Männer, doch an den zentralen Stellen in der Stadt sitzen vor allem Männer. Die Redaktion forscht nach den Gründen – ohne ideologische Scheuklappen. Sie stößt weit reichende Debatten und Änderungen an. Auf keine ihrer großen Serien hat die Redaktion mehr Resonanz bekommen.

Mehr dazu beim Thema HINTERGRUND ab Seite 154

PREIS IN DER KATEGORIE KOMMUNALPOLITIK

Fern jeder Besserwisserei

Jede Veränderung beginnt mit Ideen – die Hagener Stadredaktion sammelt viele Hundert Ideen von Bürgern und Experten zu Themenbereichen wie Sauberkeit, Wirtschaft und Familienfreundlichkeit. Sie schafft eine Plattform, die fern jeder Besserwisserei Probleme benennt und Diskussionen in Gang setzt.

Mehr dazu beim Thema DEMOKRATIE ab Seite 66



Für *gute Geschichten* finden wir
immer die *richtigen Zutaten*.

Die Gewinner des Jahres 2015

Passauer Neue Presse

mit ihren Lokalausgaben

PREIS IN DER KATEGORIE
ALLTAG

Den Ärger loswerden

Die Redaktion stellt ihre Fragen dem berühmten Mann, der berühmten Frau auf der Straße. So holt sie den Alltag und seine Themen in die Zeitung. Sie gibt Lesern eine Stimme, die Ärger loswerden wollen oder ihre guten Ideen, die Ärgernisse ansprechen oder Verbesserungsvorschläge machen.

Mehr dazu beim Thema FORUM ab Seite 74

Berliner Morgenpost

DAS IST BERLIN

PREIS IN DER KATEGORIE
DATENJOURNALISMUS

Stadt der Gegensätze

Die Buslinie M 29 verbindet Villengegenden, soziale Brennpunkte und Szeneviertel. Das Interaktiv-Team der Zeitung sammelt für jede der 45 Haltestellen überraschende Daten zu den Menschen, die entlang der Strecke leben. In Statistiken, Texten, Video- und Audioreportagen werden große Gegensätze deutlich.

Mehr dazu beim Thema HEIMAT ab Seite 144

NÜRNBERGER

Nachrichten

PREIS IN DER KATEGORIE
DIGITALE INNOVATION

Samson ist nicht gratis

Die Zeitung traut sich was. Das Wochenendmagazin „Samson“ tritt bewusst als Kontrastprogramm zur gedruckten Zeitung auf – es erscheint nur digital. Es ist nicht gratis. Für die Beiträge müssen sich die Leser Zeit nehmen. Die ganze Palette der multimedialen Darstellung wird genutzt.

Mehr dazu beim Thema MARKETING ab Seite 178

BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG

PREIS IN DER KATEGORIE
INTERAKTION

Wächteramt auf digitale Art

Mit dem Aufregerportal setzt die Redaktion ihr Konzept der Bürgerzeitung als tägliches Forum der Leser konsequent fort. Wer sich über vermüllte Spielplätze oder Verkehrschaos ärgert, meldet dies per PC, Tablet oder Smartphone schnell und unkompliziert. Die Redaktion hakt nach.

Mehr dazu beim Thema ANWALT ab Seite 32



Näher dran,
besser informiert!



Zeitsungsverlag
Waiblingen
...die besten Seiten vom Tag!



Die Gewinner des Jahres 2015

PREIS IN DER KATEGORIE
INTEGRATION

Hingehen, wo es wehtut

Der Reporter geht dahin, wo es weh tut. Er packt mit an in einer Notunterkunft – eine Woche lang. Aus nächster Nähe erfährt er alle Nöte, die der Flüchtlinge und die der Helfer, die der staatlichen Bürokratie und die der Sozialbetreuung. Seine Reportagen sind nahe dran an den Menschen, sie beschönigen nichts.

Mehr dazu beim Thema AUSLÄNDER ab Seite 46

Neue Presse

PREIS IN DER KATEGORIE
INTEGRATION

In der neuen Heimat Fuß fassen

Die Not ist groß, die Menschen in die Flucht treibt. In der neuen Heimat Fuß zu fassen, den Start in ein neues Leben zu schaffen, ist ungewiss und schwierig. Flüchtlinge brauchen Hilfe, die bekommen sie. Sie brauchen Zuversicht, die liefert die Serie der Zeitung.

Mehr dazu beim Thema AUSLÄNDER ab Seite 50

PREIS IN DER KATEGORIE
GESCHICHTE

120 Stunden Geschichte

Auf nur 120 Stunden konzentriert sich die Geschichtsserie der Zeitung. Sie beschreibt die schrecklichsten Tage der Stadtgeschichte. Die Texte erinnern an die Leiden der Kölner in diesen Tagen, sie erinnern genauso an alle Opfer der Schreckensherrschaft der Nazis in Köln. Die Texte bewegen, weil sie Tatsachen sprechen lassen.

Mehr dazu beim Thema GESCHICHTE ab Seite 94

SÜDKURIER

PREIS IN DER KATEGORIE
MENSCHEN

Denkmäler für Heimathelden

Zehn Menschen befördert die Zeitung zu Heimathelden. Sie sind keine Prominenten, sie sind Bestandteil des ganz normalen Alltags. Sie tun ihre Pflicht, sie tun sie gern, das Bewusstsein, Held zu sein, ist ihnen fremd. Aber sie sind wichtig. Die Redaktion setzt diesen Menschen ein Denkmal.

Mehr dazu beim Thema MENSCHEN ab Seite 184

Für mich ist es der

ultimative Überblick

Jörg Philipp, Vorfeldaufsicht
Hannover Airport

Für mich ist es die Neue Presse.



So liest man heute.

Die Gewinner des Jahres 2015

Mitteldeutsche Zeitung

PREIS IN DER KATEGORIE
WOHNEN

Aus dem Rahmen gefallen

Der Leser will unterhalten werden. Er hat eine Schwäche für das Außergewöhnliche, für Menschen, Begebenheiten, Orte, die aus dem sprichwörtlichen Rahmen fallen. Die Zeitung hat das Besondere in Räumen und Häusern aufgetan, mit denen die Besitzer sich Lebensträume erfüllt haben.

Mehr dazu beim Thema WOHNEN ab Seite 244

Pforzheimer Zeitung

Der Tag wird gut

SONDERPREIS FÜR
VOLONTÄRSPROJEKTE

Azubi des Jahres

Wer ist der beste, originellste, kreativste Azubi in der Region? Die Antwort finden die Volontäre mit ihrem cross-medialen Mitmachprojekt. Leser lernen den Gewinner auf einer Themenseite in der Print-Zeitung kennen, User per Video online und auf Facebook. Aus allen Monatssiegern wählt das Publikum den „Azubi des Jahres“.

Mehr dazu beim Thema JUGEND ab Seite 160

Rhein-Zeitung

SONDERPREIS FÜR
VOLONTÄRSPROJEKTE

Gesichter des Gesangs

Keine Lokalzeitung ohne Berichte über Chöre. Die Volontärin schaut genau hin und erkundet die Vielfalt dieser Welt. Sie bringt den Lesern Ensembles aus der ganzen Region nahe, sie fragt Experten, warum wir singen und was Musikunterricht leisten kann. Amateur-Kultur wird selten so ernst genommen.

Mehr dazu beim Thema VEREINE ab Seite 214

Süddeutsche Zeitung

SONDERPREIS FÜR
VOLONTÄRSPROJEKTE


Die Mühen der lokalen Ebene


Meistens sind es die Über-50-Jährigen, die in den Gemeinderäten sitzen. Nur sehr wenige Jüngere engagieren sich. Die Volontärin stellt sechs junge Gemeinderäte vor. Die Jungpolitiker schildern, was sie antreibt. Sie berichten von Erfolgen und Ernüchterungen, von der Freude am Gestalten und den Mühen der lokalen Ebene.


Mehr dazu beim Thema DEMOKRATIE ab Seite 70


Erleben Sie die MZ digital!


Informieren Sie sich auch digital über die neuesten Nachrichten aus Ihrer Region – egal, ob auf dem Smartphone, Tablet oder PC. All diese Vorteile bietet die App:


**20 Uhr E-Paper**
Das E-Paper können Sie bereits am Vorabend ab 20 Uhr lesen.


**Region**
Als Leser der gedruckten Zeitung können Sie eine abweichende Lokalausgabe beim E-Paper abonnieren.

**Offline lesen**
Laden Sie die aktuelle Ausgabe via Internetverbindung. Danach können Sie die MZ auch offline lesen.


**Suchfunktion**
Durchsuchen Sie ganz einfach die Ausgabe nach Stichworten und Themengebieten.

**Zoomfunktion**
Durch einen Wisch mit Ihrem Finger können Sie die gesamte Seite vergrößern oder verkleinern.

**Textgröße**
Im Artikelmodus können Sie per Klick einen Artikel im E-Paper starten und die Textgröße beliebig vergrößern oder verkleinern.

**Prisma**
Jeden Dienstag erscheint unter „Sonderbeilagen“ das TV-Magazin Prisma.



**Archiv**
In „Meine Ausgabe“ finden Sie alle bereits von Ihnen heruntergeladenen Ausgaben. Im Archiv haben Sie Zugriff auf die letzten 14 Erscheinungstage.

Jetzt 2 Wochen E-Paper kostenlos testen!

Jetzt anrufen **0345 - 565 2700** oder online bestellen unter mz.de/probiermich

Die Themen – von **A**lltag bis **Z**ukunft

<i>Vorwort</i>		Geflüchtet. Geblieben. Geschafft.	50
HANS-GERT PÖTTERING	4	NEUE PRESSE, Hannover	
		Preis in der Kategorie Integration	
<i>Einleitung</i>		Die neuen Nachbarn	54
DIETER GOLOMBEK, HEIKE GROLL	6	HAMBURGER ABENDBLATT	
<i>Preisträger</i>		Den Flüchtlingen ein Gesicht geben	58
Die Gewinner des Jahres 2015	8	WESTFALENPOST, Hagen	
<i>Themen</i>		Das Protokoll aus dem Container	60
Stichwortregister	20	MANNHEIMER MORGEN	
Alltag	25	Eine Beilage auf Arabisch	62
		B.Z., Berlin	
Die Nacht zum Tag gemacht	26	Demokratie	65
FRÄNKISCHER TAG, Bamberg			
Das Leben mit dem Tod	28	Eine Plattform schaffen für die Debatten	66
PFORZHEIMER ZEITUNG		WESTFALENPOST, Hagen	
		Preis in der Kategorie Kommunalpolitik	
Anwalt	31	Die Stimme der Jugend	70
		SÜDDEUTSCHE ZEITUNG	
Herzlich willkommen auf alarm38.de	32	Sonderpreis für Volontärsprojekte	
BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG			
Preis in der Kategorie Interaktion		Forum	73
„Ihr Anliegen, unser Auftrag“	36		
DEWEZET, Hameln		Sagen dürfen, was einen ärgert	74
Kamisli kümmert sich	40	VILSHOFENER ANZEIGER/PASSAUER NEUE PRESSE	
LIPPISCHE LANDES-ZEITUNG, Detmold		Preis in der Kategorie Alltag	
Kitas unter der Lupe	42	Wohin mit dem Gefängnis?	78
MANNHEIMER MORGEN		SCHWARZWÄLDER BOTE, Oberndorf	
Ausländer	45	Foto	81
Eine Woche in einer Notunterkunft	46	Zeigen, was nicht jeder sieht	82
ZEITUNGSVERLAG WAIBLINGEN		OSTHOLSTEINER ANZEIGER, Eutin	
Preis in der Kategorie Integration		Die Welt der Instrumente	84
		PFORZHEIMER ZEITUNG	

Freizeit 87

Sport im Selbstversuch 88

FRÄNKISCHER TAG, Bamberg

Die Volontäre touren durch den Sommer 90

GENERAL-ANZEIGER, Bonn

Geschichte 93

Die letzten Kriegstage von Köln 94

EXPRESS, Köln

Preis in der Kategorie Geschichte

Nirgendwo hat der Krieg so gewütet wie hier 98

MÄRKISCHE ODERZEITUNG, Frankfurt/Oder

Das Kriegsende im Liveticker 102

RUHR NACHRICHTEN, Dortmund

Luftangriffe, Befreiung und Wiederaufbau 106

NORDBAYERISCHER KURIER, Bayreuth

Als die Amerikaner die Rhön erreichten 108

FULDAER ZEITUNG

Am 3. Mai ist der Krieg zu Ende 110

HAMBURGER ABENDBLATT

Zeitzeugen. 70 Jahre danach 114

SÜDWEST PRESSE, Ulm

Die Straße braucht einen neuen 118

Namensgeber

MAIN-POST, Würzburg

In der Todeszone der Diktatur 122

THÜRINGER ALLGEMEINE, Erfurt

Gesundheit 125

So zufrieden sind die Patienten in Sachsen 126

FREIE PRESSE, Chemnitz

LEIPZIGER VOLKSZEITUNG

SÄCHSISCHE ZEITUNG, Dresden

1. Preis

Eine Klinik mit 350 Ärzten, 132

690 Pflegekräften und 1065 Betten

SÜDKURIER, Konstanz

Warum Männer früher sterben 136

MITTELDEUTSCHE ZEITUNG, Halle

Menschenwürdig leben bis zuletzt 140

SCHWÄBISCHE ZEITUNG, Ravensburg

Heimat..... 143

Einmal quer durch die Stadt 144

BERLINER MORGENPOST

Preis in der Kategorie Datenjournalismus

Grüße vom höchsten Kirchturm der Welt 148

SÜDWEST PRESSE, Ulm

Wo der Alltag zu Hause ist 150

DEWEZET, Hameln

Hintergrund 153

Die Stadt der Frauen 154

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

2. Preis

Jugend..... 159

Azubi des Monats 160

PFORZHEIMER ZEITUNG

Sonderpreis für Volontärsprojekte

Wenn die erste Liebe dazwischenfunk 164

WESER-KURIER, Bremen

Lebenshilfe 167

Wie sich das Leben regeln lässt 168

SÜDKURIER, Konstanz

200 Vorschläge zum Selbermachen 172

BADISCHE ZEITUNG, Freiburg

Mit heiligen Worten durch den Advent 174

NORDBAYERISCHER KURIER, Bayreuth

Marketing 177

Samson setzt auf Entschleunigung 178

NÜRNBERGER NACHRICHTEN

Preis in der Kategorie Digitale Innovation

Menschen 183

Die Zeitung kürt Heimathelden 184

SÜDKURIER, Konstanz

Preis in der Kategorie Menschen

Das Lied der Straße 188

NÜRNBERGER NACHRICHTEN

NÜRNBERGER ZEITUNG

NORDBAYERN.DE

Acht Seiten für eine einzige Person 190

DONAUKURIER, Ingolstadt

Träume wollen wahr werden 194

PFORZHEIMER ZEITUNG, Ausgabe Mühlacker

Recherche 197

Stadt im Stau 198

KÖLNER STADT-ANZEIGER

Die Geschichten hinter den nackten Zahlen 202

NORDWEST-ZEITUNG, Oldenburg

Umwelt 205

Der Wald ruft 206

DEWEZET, Hameln

Der grüne Fußabdruck 210

AUGSBURGER ALLGEMEINE

Vereine 213

Auf den Flügeln des Gesangs 214

RHEIN-ZEITUNG, Koblenz

Sonderpreis für Volontärsprojekte

Die Retter geben sich die Ehre 218

MITTELBAYERISCHE ZEITUNG, Ausgabe Kelheim

Wächteramt 221

Die Geschäfte der Wunderheiler 222

HESSISCHE/NIEDERSÄCHSISCHE ALLGEMEINE, Kassel

Wirtschaft 225

Der Rückbau des AKW 226

GÜNZBURGER ZEITUNG/AUGSBURGER ALLGEMEINE

Energiecoaches sparen Strom 230

OBERMAIN-TAGBLATT, Lichtenfels

Wochenmärkte und Hofläden sind 232

beliebter denn je

SÜDKURIER, Konstanz

Das Auto wird zum rollenden Computer 236

BRAUNSCHWEIGER ZEITUNG

Fachkräfte in der Behördenschleife 240

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Wohnen 243

Lebensräume – Lebensträume 244

MITTELDEUTSCHE ZEITUNG, Halle

Preis in der Kategorie Wohnen

Wenn der Bagger die Heimat frisst 248

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG

Zukunft 251

Wie wir in 20 Jahren leben wollen 252

RHEIN-ZEITUNG, Koblenz

PZ-Medien

Zukunft mitgestalten!



Stichworte – von **A**ktionen bis **Z**ukunft

Die Stichworte beziehen sich auf den Basisband sowie auf die elf Ergänzungsbände (**EB1, EB2, EB3, EB4, EB5, EB6, EB7, EB8, EB9, EB10** und **EB11**).

Aktionen

Seiten: 68-71, 76-77, 112-117, 202-208, 260-279, 317-319, 328-331, 336-339, 344-347, 356-361, 394-400. **EB1:** 28-31, 72-75, 114-128. **EB2:** 26-29, 84-86, 90-92, 100-101, 138-151. **EB3:** 84-88, 156-164. **EB4:** 26-42, 76-81, 86-91, 144-148, 156-159, 164-176, 196-200. **EB5:** 74-79, 92-111, 122-125, 136-137, 152-157, 160-164, 176-180, 236-242. **EB7:** 84-87, 154-157 **EB9:** 34-41, 146-156, 182-184, 186-190, 196-198, 212-217. **EB10:** 160-164, 188-192. **EB11:** 62-64, 160-163, 172-173, 184-196.

Alltag

Seiten: 33-56, 82-87, 308-309. **EB1:** 19-22, 138-139, 162-165. **EB2:** 26-32, 124-131. **EB3:** 20-27, 192-193. **EB4:** 19-30. **EB5:** 20-28, 198-200. **EB6:** 20 ff. **EB7:** 20-26 **EB8:** 22-38. **EB9:** 26-32. **EB10:** 26-34, 174-177. **EB11:** 26-30, 74-77, 150-152, 178-182, 184-196.

Alter

Seiten: 57-65, 68-71, 126-127, 260-263. **EB1:** 23-26. **EB2:** 34-46. **EB3:** 30-36. **EB5:** 30-34. **EB6:** 28 ff. **EB10:** 36-40. **EB11:** 28-30, 140-142.

Anwalt

Seiten: 67-77, 92-97, 183-185, 246-251, 260-263, 384-385, 408-409. **EB1:** 27-31. **EB2:** 48-58. **EB3:** 38-57. **EB4:** 26-42, 186-188. **EB5:** 36-46, 198-200, 236-242, 272-276. **EB6:** 32 ff., 154-157. **EB7:** 28-36, 46-50, 142-145. **EB8:** 44-52, 202-204. **EB9:** 34-46, 94-97, 212-217. **EB10:** 42-43, 46-49. **EB11:** 32-44.

Arbeitswelt

Seiten: 142, 294-295. **EB1:** 134-137, 158-160. **EB2:** 218-220. **EB3:** 26-27, 180-182. **EB4:** 144-148, 242-252. **EB5:** 214-215, 266-276. **EB7:** 208-217.

Ausländer

Seiten: 81-88, 374. **EB1:** 33-37, 142-144. **EB2:** 60-74, 96-98. **EB3:** 60-64. **EB4:** 53-56. **EB6:** 36 ff. **EB7:** 38-44. **EB8:** 54-64. **EB9:** 48-50. **EB10:** 42-43, 46-58, 184-187. **EB11:** 46-64, 240-242.

Bürokratie

Seiten: 89-97. **EB2:** 172-176. **EB5:** 252-256, 266-276. **EB10:** 32-34. **EB11:** 240-242.

DDR

Seiten: 134, 158-159, 170-176. **EB1:** 66-70. **EB2:** 108-111. **EB3:** 110-120. **EB4:** 95-104. **EB5:** 68-69, 86-151. **EB7:** 66-75. **EB8:** 94-101. **EB10:** 76-80, 118-128. **EB11:** 122-124.

Demografie

Seiten: 58-61. **EB2:** 42-43, 238-242. **EB4:** 260-264. **EB5:** 30-34. **EB6:** 210-213. **EB7:** 220-223. **EB10:** 36-40.

Demokratie

Seiten: 99-106, 112-118. **EB1:** 28-29, 39-44, 152-156. **EB2:** 76-78, 212-216. **EB3:** 66-70, 222-236. **EB4:** 58-64, 228-236. **EB5:** 48-54, 258-264. **EB6:** 42 ff. **EB7:** 52-60. **EB8:** 54-78. **EB10:** 60-64. **EB11:** 66-72.

Dritte Welt

Seiten: 107-110.

Drittes Reich

Seiten: 160-167, 382. **EB2:** 110-111. **EB5:** 176-180. **EB10:** 106-107. **EB11:** 94-97, 118-121.

Ehrenamt

Seiten: 111-118. **EB2:** 80-82. **EB7:** 46-50.

Europa

Seiten: 119-122. **EB3:** 72-73. **EB5:** 56-66.



Willkommen im Haus der Ideen!

MEDIEN

Leser und Kunden vertrauen seit über 70 Jahren dem SÜDKURIER – als Tageszeitung, Digitaler Zeitung, Online-Newsportal und mobilen Apps. Unsere Wochenblätter erreichen sämtliche Haushalte der Region.

Tageszeitungen
Online-Portale und Apps
Zielgruppenmedien
Wochenzeitungen

DRUCK

Individuelle Leistungen in bester Qualität: Wir übernehmen die Gesamtherstellung von Printmedien – vom Briefbogen bis zum aufwändigen Katalog, von der Gestaltung bis zur Logistik Ihrer Druckprodukte.

Rollenoffsetdruck
Bogenoffsetdruck
Digitaldruck

DIENSTLEISTUNGEN

Wir liefern Botschaften zuverlässig in die Briefkästen – regional, national und international. Mit unseren digitalen Lösungen bereiten wir Unternehmen den Weg in das digitale Zeitalter.

Brief- und Prospektzustellung
Digitale Dienstleistungen
Callcenter
Radio

Arbeiten im SÜDKURIER Medienhaus ist vielfältig: Wir suchen regelmäßig Talente in
Redaktion | Mediengestaltung | Marketing & Sales | Web & IT | Technik | Logistik & Zustellung

Jetzt informieren und bewerben:

www.suedkurier-medienhaus.de/jobs

SÜDKURIER
M E D | E N H A U S

Forum

Seiten: 112-117, 123-138, 188-190, 212-213, 220-227, 230-232, 390-391. **EB1:** 24-26, 46-70, 152-156. **EB2:** 211-216, 238-242. **EB3:** 66-70, 244-251. **EB4:** 57-64, 76-81, 86-91, 202-207. **EB5:** 258-264. **EB6:** 38-40, 46 ff., 142-146. **EB7:** 52-60. **EB8:** 54-78. **EB9:** 52-60, 176-179. **EB10:** 66-80. **EB11:** 66-69, 74-80.

Foto

Seiten: 110, 139-148, 202-208, 275, 292-293, 342-343. **EB2:** 34-37, 84-92. **EB3:** 76-82. **EB4:** 65-74. **EB5:** 68-72, 278-280. **EB6:** 52 ff. **EB7:** 62-64, 72-75. **EB8:** 80-88. **EB9:** 62-70, 120-121. **EB11:** 82-86.

Freizeit

Seiten: 149-154, 228-229. **EB2:** 94-98. **EB3:** 84-92. **EB5:** 74-84. **EB6:** 64 ff. **EB8:** 90-91. **EB9:** 72-80. **EB11:** 88-92.

Geschichte

Seiten: 48-49, 53, 155-176. **EB1:** 45-70, 88-96. **EB2:** 98-111, 134-136. **EB3:** 76-79, 94-107. **EB4:** 75-104. **EB5:** 86-164, 170-173, 176-180. **EB6:** 52-57, 77 ff. **EB7:** 66-82. **EB8:** 94-114, 130-133. **EB9:** 82-92. **EB10:** 82-128. **EB11:** 94-124.

Gesundheit

Seiten: 177-185, 248-249, 268-270, 303-304. **EB1:** 71-78. **EB2:** 114-122. **EB3:** 122-126, 204-207. **EB4:** 105-108, 254-258. **EB5:** 36-41. **EB6:** 88 ff., 158-159. **EB7:** 84-90. **EB9:** 42 ff., 94-104. **EB11:** 126-144.

Gewalt

Seiten: 230-232, 264-267, 317-319. **EB2:** 58, 76-78, 178-184, 194-195, 204-205. **EB5:** 252-256. **EB7:** 142-152. **EB8:** 162-164. **EB10:** 152-154.

Haushalt

Seiten: 187-199. **EB3:** 128-134. **EB7:** 92-96. **EB8:** 210-214.

Heimat

Seiten: 38-43, 48-49, 53, 150-154, 156-157, 201-207, 302, 332-333, 350-352, 372-374. **EB1:** 79-96. **EB2:** 64-67, 102-106, 124-136, 146-151. **EB3:** 136-154. **EB4:** 44-47, 66-91, 102-104, 109-124. **EB5:** 166-180. **EB6:** 20-23, 60-62, 100 ff., 204-208. **EB7:** 98-110. **EB8:** 116-140. **EB9:** 106-126. **EB10:** 130-144. **EB11:** 144-152, 178-182.

Hintergrund

Seiten: 209-213. **EB1:** 97-102. **EB2:** 138-154, 172-176, 206-210, 228-242. **EB3:** 156-166. **EB4:** 125-132. **EB5:** 48-54. **EB6:** 100-109. **EB7:** 112-122. **EB9:** 128-138. **EB10:** 166-169. **EB11:** 154-158.

Jugend

Seiten: 58-61, 217-234, 264-270. **EB1:** 24-26, 103-106, 108-112, 142-144. **EB2:** 156-170, 196-198. **EB3:** 172-178. **EB4:** 133-148. **EB5:** 182-184. **EB7:** 130-140, 148-152. **EB8:** 48-52. **EB11:** 70-72, 160-166.

Justiz

Seiten: 235-238, 258. **EB2:** 178-184. **EB4:** 218-223. **EB5:** 244-249, 252-256. **EB7:** 148-152. **EB8:** 142-144. **EB9:** 140-144.

Katastrophen

Seiten: 239-243. **EB5:** 186-196, 252-256. **EB9:** 146-156. **EB10:** 146-154. **EB11:** 218-220.

Kommunalpolitik

Seiten: 58-61, 90-97, 100-106, 126-129, 183-185, 188-199, 251, 376-381, 388-391. **EB1:** 40-41. **EB2:** 172-176, 212-216. **EB3:** 54-57, 128-134, 172-175, 222-236. **EB4:** 227-236. **EB5:** 258-264. **EB6:** 42-44, 180-184. **EB7:** 52-60, 92-96. **EB9:** 34-41, 226-228. **EB10:** 60-64. **EB11:** 66-72.

Kontinuität

Seiten: 245-251, 356-361. **EB1:** 124-128. **EB2:** 172-176. **EB3:** 200-202. **EB4:** 76-81, 149-154. **EB8:** 146-150.

Kriminalität

Seiten: 230-232, 255-258, 317-319. **EB2:** 178-184. **EB3:** 180-182. **EB5:** 236-237. **EB6:** 124 ff. **EB7:** 142-152. **EB8:** 152-164. **EB9:** 158-164.

Kultur

Seiten: 44-45. **EB3:** 22-25, 218-220. **EB4:** 32-37, 114-115. **EB5:** 170-173. **EB11:** 82-86, 148-149, 214-217.

Layout

Seiten: 282-290. **EB3:** 184-187. **EB4:** 66-71. **EB7:** 62-64, 98-101. **EB9:** 62-70, 124-126.

Lebenshilfe

Seiten: 259-270. **EB1:** 72-75, 107-112, 128-133. **EB2:** 34-37, 48-53. **EB3:** 30-36, 184-190. **EB4:** 48-51, 155-162, 164-169, 214-216. **EB5:** 36-41, 198-200, 238-242, 272-276. **EB6:** 24-26. **EB7:** 28-33, 46-50, 84-90. **EB8:** 176-179. **EB11:** 168-176.

Leser

Seiten: 124-138, 218-221, 228-229, 272-279, 342-349. **EB4:** 58-64, 76-81, 86-89. **EB5:** 106-111, 122-125, 132-137, 144-145, 176-180. **EB7:** 28-33, 52-57. **EB8:** 66-78.

Marketing

Seiten: 271-290. **EB1:** 113-128. **EB2:** 90-92, 146-151, 156-167. **EB3:** 84-88. **EB4:** 58-64, 163-176. **EB5:** 74-79, 198-200. **EB7:** 154-158. **EB8:** 166-174. **EB10:** 156-164. **EB11:** 178-182.

Menschen

Seiten: 38-43, 50-52, 82-87, 291-305, 314-318, 346-349. **EB1:** 84-87, 129-140, 148-150. **EB2:** 34-41, 60-74, 80-82, 88-89, 186-190. **EB3:** 26-28, 184-202, 216-217. **EB4:** 20-25, 44-47, 110-113, 177-184. **EB5:** 36-46, 202-218. **EB6:** 46-49, 130 ff. **EB7:** 130-140, 160-170. **EB8:** 176-184. **EB9:** 110-115, 166-170. **EB10:** 166-182. **EB11:** 184-196, 242-248.

Parteien

Seiten: 100-106. **EB2:** 212-216. **EB4:** 228-236. **EB5:** 56-66, 258-264. **EB7:** 194-198.

Politik

Seiten: 120-122, 132-133, 160. **EB5:** 48-66, 258-264. **EB7:** 194-198.

Recherche

Seiten: 307-312. **EB2:** 228-242. **EB3:** 244-251. **EB4:** 76-81, 185-188. **EB5:** 36-41, 244-249. **EB7:** 172-176. **EB9:** 134-138. **EB11:** 90-92, 126-139, 198-203.

Schule

Seiten: 313-321. **EB1:** 141-144. **EB2:** 192-198. **EB3:** 176-178. **EB4:** 185-194. **EB5:** 220-222. **EB6:** 142 ff. **EB9:** 44-46, 172-174. **EB10:** 184-192.

Sport

Seiten: 108-109, 296-298, 344-345. **EB1:** 72-75. **EB2:** 60-63, 94-98. **EB3:** 90-92, 200-202. **EB6:** 70-76. **EB7:** 134-137. **EB9:** 72-80, 170. **EB11:** 88-89.

Stadtteile

Seiten: 322-327, 410-412. **EB2:** 90-92, 124-129. **EB3:** 156-161. **EB4:** 196-200. **EB6:** 112-115. **EB7:** 172-176. **EB8:** 116-123.

Technik

Seiten: 135-137, 256-257. **EB1:** 20-22. **EB4:** 254-258. **EB5:** 268-271, 278-280. **EB6:** 192-195. **EB7:** 200-210. **EB9:** 208-210. **EB11:** 236-239.

Tests

Seiten: 183-185, 320-333. **EB2:** 114-119. **EB3:** 122-126, 208-211. **EB4:** 196-200. **EB6:** 142-146. **EB7:** 84-87. **EB8:** 186-188. **EB9:** 186-190. **EB10:** 32-34. **EB11:** 42-44, 126-131.

Tod und Sterben

Seiten: 260-263, 299-301. **EB2:** 34-37. **EB3:** 188-195. **EB6:** 130-131. **EB8:** 28-31. **EB11:** 28-30, 140-142.

Umwelt

Seiten: 135-137, 240-243, 335-339. **EB2:** 200-201. **EB3:** 204-214, 258-263. **EB4:** 201-212. **EB5:** 224-234. **EB6:** 148 ff. **EB7:** 188-189. **EB8:** 190-192, 220-223. **EB9:** 176-184. **EB10:** 146-151. **EB11:** 206-212, 230-231.

Unterhaltung

Seiten: 140-144, 224-225, 341-354. **EB1:** 145-150. **EB2:** 94-95, 186-187. **EB3:** 216-220. **EB4:** 114-119. **EB5:** 20-25. **EB6:** 46-49. **EB7:** 104-107. **EB8:** 166-174, 182-184. **EB9:** 26-32, 62-70. **EB10:** 142-144, 156-159.

Verbraucher

Seiten: 72-75, 178-180, 192-193, 355-365. **EB3:** 204-207. **EB4:** 48-51, 213-216. **EB5:** 42-46, 236-242, 272-276. **EB6:** 110-111, 154 ff. **EB7:** 178-192. **EB9:** 186-198. **EB10:** 194-199. **EB11:** 32-44, 198-201, 232-235.

Vereine

Seiten: 371-374. **EB3:** 90-92, 200-202. **EB8:** 194-196. **EB9:** 72-80. **EB11:** 214-220.

Wächteramt

Seiten: 68-77, 191-193, 246-249, 375-385, 410-411.

EB1: 34-37, 42-44. EB2: 204-210. EB3: 222-236.

EB4: 102-104, 217-226. EB5: 244-256. EB6: 32-34, 118-122, 124-125, 164 ff. EB7: 34-36. EB8: 198-204.

EB10: 42-43, 202-208. EB11: 222-224.

Wahlen

Seiten: 387-391. EB1: 151-156. EB2: 212-216.

EB3: 172-175. EB4: 227-236. EB5: 56-66, 258-264.

EB6: 180 ff. EB7: 194-198. EB8: 206-208. EB9: 200-206.

Wirtschaft

Seiten: 188-199, 250, 294-295, 356-365, 393-401.

EB1: 157-160. EB2: 30-32, 218-220, 228-231.

EB3: 238-242. EB4: 144-148, 214-216, 237-252.

EB5: 244-249, 266-276. EB6: 186 ff. EB7: 200-217.

EB8: 210-217. EB9: 192-195, 208-210. EB10: 194-197,

210-219. EB11: 160-163, 226-242, 248-250.

Wissenschaft

Seiten: 403-405. EB2: 114-119. EB3: 244-255.

EB4: 253-258.

Wohnen

Seiten: 46-47, 407-412. EB1: 161-165. EB2: 44-46,

124-129, 222-225. EB3: 34-36. EB5: 278-280.

EB6: 204 ff.. EB9: 212-220. EB10: 222-225. EB11: 242-250.

Zukunft

Seiten: EB2: 42-43, 228-242. EB3: 244-251, 258-263.

EB4: 259-264. EB5: 282-291. EB6: 210 ff. EB7: 220-222.

EB8: 220-223. EB9: 222-228. EB11: 252-254.

ALLTAG

- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Das ganz Normale ist
immer eine Story wert

Auf der Suche nach dem Besonderen gerät das Normale leicht aus dem Blick: der Alltag. Wer den Spieß herumdreht, den Alltag zum Besonderen macht, entdeckt köstliche, wundersame, auch brisante Geschichten – und er entdeckt die Menschen. Der Alltag hat keine Lobby. Kein Verband, kein Politiker widmet ihm Pressekonferenzen. Aber es gibt sie, die Welt ohne Aktualitätsdruck und Nachrichtenwert. Sie zu entdecken und immer wieder ins Blatt zu bringen, fordert den Lokalredakteur in seiner besten Rolle – als Reporter. Und wenn es dann eine Glosse wird, die Leser werden es verkraften.

Die Nacht zum Tag gemacht

Die Volontäre machen die Nacht zum Tag. Sie beschreiben die Arbeit von Altenpflegern und Stripperinnen. Sie zeigen, was sich abspielt in Logistikzentren und Jugendheimen, in Diskotheken und an den Schaltzentralen des Nahverkehrs.

16

DIENSTAG, 25. AUGUST 2015

Mittendrin



Nacht in Franken – die neue Serie unserer Volontäre

Während wir schlafen, haben andere gerade reichlich zu tun. In Kesselfabriken kommen Kinder zu Welt, Taxifahrer und Dis begeben Nachtschwärmern aller Art. Die Volontäre der Mediengruppe Oberfranken waren da, wo nichts was los ist, haben Pflegeeltern und Stripperinnen, Zugabfahrer und Postsortierer bei der nächtlichen Arbeit begleitet. In dieser Folge geht es auf die Autobahn – auf zwei Kilometern wird der Asphalt erneuert. In der nächsten Folge sind wir mit einem Wacht- und Schließdienst unterwegs.

„Alles für die Autofahrer“

EDGAR BÖTTNER, BEREICHSLEITER DER AUTOBAHNLEITUNG



Edgar Böttner (Bild rechts oben) nimmt es den gefährlichsten Job in der Nacht: Die Fräsmaschine auf der linken Seite zu führen, während 30 Zentimeter daneben der Verkehr vorbeifließt (großes Bild). Foto: Anja Gröner

Die Autobahnbauer

NACHTSICHT Im Leben eines Autofahrers gibt es genau zwei Tragödien: andere Autofahrer und Baustellen. Für die Autobahnbaurektion Nordbayern gibt es genau eine: Die Straßensperrung nicht rechtzeitig aufheben zu können.

von ANJA GRÖNER und ALIA DENNER

Bamberg – Edgar Böttner ist der Einzige, der es gehört hat. In den Klang aus vorbeiströmenden Autos und rumplenden Baumaschinen mischt sich plötzlich seine Stimme: „Was war das für ein Klappern?“, fragt er und ist mit zwei Schritten einmal quer über den Seitenstreifen gelaufen. Als er wieder zurückkommt grinst er: „Nur die Heckklappe des Baufahrzeugs.“

Wie der Dirigent eines Orchesters hört er jeden lächelnden Ton in der Komposition seiner Baustelle.

Edgar Böttner ist 49 Jahre alt, hat braune kurze Haare, Vollbart, im Profil erinnert er an Russell Crowe. Ab es spät dunkel wird, zieht er eine Brille aus dem Etui. „Aber nur zum Autofahren, sonst geht’s noch ohne.“

Es ist kurz nach halb acht an einem Freitagabend, vor Edgar Böttner liegt die Autobahn 73, Höhe Bamberg-Kreuz, Anschlussstelle Coburg-Suhl. Auf einer Strecke von zwei Kilometern wird in den nächsten Stunden ein Teil des Bodenbelags auf der rechten Spur erneuert. Wenn alles glatt läuft, wird Böttner um fünf Uhr morgens zu Hause in Bayreuth unter die Dusche steigen und ins Bett gehen. Der Baustrahl sagt es, lange am Ende der Schicht überall.

Böttner ist Bereichsleiter bei der Autobahnleitung Nordbayern und verantwortlich für den bautechnischen Zustand der A73 von Bayreuth bis Coburg und der A73 von Mühldorf bis Coburg – insgesamt 110 Kilometer. „Ich bin hier schon jeden einzelnen ablaufen.“ Auf der A73 ist er meist nur noch nachts un-

terwegs – das Verkehrsaufkommen ist zu hoch, um spiegelbar zu sperren. Oder wie Böttner es ausdrückt: „Der Autofahrer ist King.“

Im Ordner sind 13 Millionen Euro

Um Punkt 19 Uhr haben die Arbeiter die erste Warnbake aufgestellt. An der Autobahnauffahrt geht es jetzt gleich auf die linke Spur. Zumindest theoretisch. Manchmal ist es auf der Baustelle ein bisschen wie im Kindergarten: Einmal die Absperrung nicht gleich wieder zugehakt, schon steht das Auto auf dem abgegriffenen Fahrbereich. Der Fahrer es ausdrückt: „Der Transporter von der Baufirma kann überfahren.“

Edgar Böttner hat das Geschehen aus rund einem Kilometer Entfernung beobachtet. Er grinst, dann dreht er sich um und läuft weiter. Er hat längst aufgehört, sich über Autofahrer zu wundern, zu viel hat er schon erlebt. „Geschäftig wird bis zum Getrieblenkreuz – ich wurde schon alles genannt“, sagt er. Manche werfen Müll und Bierflaschen aus dem Seitenfenster, manche schreiben Beschwerde-E-Mails. Einmal im Monat muss er gegenüber seinem Vorgesetzten dazu Stellung nehmen.

Böttner hält eine Stange in der Hand, an deren Mitte eine Sprühkappe befestigt ist und die er rotierend vor sich her-schiebt. Den Blick auf die Straße gerichtet, immer den Rissen nach. Am Ende der zwei Kilometer hat er sechs Stellen mit roter Sprühfarbe markiert. Im Schnitt zehn Quadratmeter groß. „Nischelschleim“ nennt er es, eigentlich müsste der Belag auf den gesamten zwei Kilometern angebracht werden.

15 Jahre ist die Deckfläche alt. „Wir leben von der Oberfläche.“

Ein paar Stunden später, kurz nach Mitternacht, wird sich Böttner in der Autobahnleitwarte in Hirschland an einen Tisch im Außenbereich setzen, seine E-Mails abrufen, Bürokram erledigen. Er wird einen Kalender aus einem

der Ordner ziehen. Darauf verteilt: alle Baustellen dieses Jahr oder auch 1,3 Millionen Euro. So hoch ist sein Jahresbudget. Die Baustelle in dieser Nacht wird rund 180.000 Euro kosten. Gut eine halbe Million Euro hat er für das laufende Jahr noch übrig, aber das wird in dem Moment nicht sein größtes Problem sein. Die Kältemaschine in der kleinen Fräsestraße streikt.

Ein paar Stunden zuvor, auf der Autobahn, ahnt Böttner noch nichts vom plötzlichen Koffeinmangel.

Er ist gerade die frisch markierte Strecke zurückzudenken, da schon beginnt die ersten Pritschenwagen und Transporter der Baufirma an der Auffahrt. Christian Franz, der Bauleiter, ist knapp zwei Köpfe kleiner als Böttner, hat ein Kleinstbrett in der Hand, trägt Jeans zur orangen Warnjacke, grüßt Böttner schnell, dann laufen die beiden Männer los. Die gleiche Strecke noch einmal. Christian Franz muss die markierten Flächen aus und während er die entsprechende Menge Asphalt bestellt, wird weiter vorne bereits das erste Loch angefräst. Es muss schnell gehen.

Eiseln, ansonsten sauber machen, Kleber auftragen, Asphaltmischung rein. Der Asphalt darf nicht unter 130 Grad abkühlen und die Fahrbahn nicht länger als bis sechs Uhr morgens gepörrt sein. In fünfminütigen Schichten muss sich die letzte Ladung Asphalt in die ausgeräuterten Löcher ergossen haben. Das Folienband, das als Dichtungsfunktion, muss exakt in die Ecken eingepasst, überschüssiges Material zurück auf die Ladefläche geschaufelt werden. Die Walze muss eine glatte, schwarz glänzende Oberfläche geschaffen haben und die letzten Reste müssen weggefegt sein.

Wenn alles nach Plan läuft, ist es dann halb zwei und der neue Bodenbelag hat noch vierzehn Stunden Zeit, um auszuhärten. Allein. Auf einer sonst leeren Baustelle. Im vorbeiströmenden Auto-

fahrer formt sich dann fast automatisch ein Gedanke: Geisterbaustelle – „Geisterbaustellen“, sagt Böttner, „gibt es nicht“. Stillstand auf dem Bau ist teuer: Gut 1000 Euro die Stunde. Das kostet sich niemand freiwillig.

Etwas geistert dann doch noch. Ein Gedanke, der, einmal ausgesprochen, Edgar Böttner zum Lachen bringt: „Operieren Sie halt einfach länger.“ Er nickt einen dann ein bisschen so an, als habe man von ihm verlangt, eine Atombombe zu bauen. Länger Sperren ist so etwas wie der Super-Gau der Autobahnbauer. Länger sperren bedeutet umgehenden Rapport.

Es wird langsam dunkel, die Lampen an den Baustellenfahrzeugen leuchten hell, der helle Asphalt knistert auf der Straße wie leiser Regen.

Die schlimmste Zeit ist gegen drei Uhr früh. „Da hält nur noch Kaffee“, sagt Böttner und hebt den leeren Becher aus dem Getrieblenkreuz in seinem Auto. Eine angebrochene Packung Kekse liegt daneben und etwas, das aussieht wie eine Bohrmaschine und sich später als Taschenlampe entpuppt.

„Mit Alkoholtrieb“, sagt Böttner, wenn er nachts die Kanten und Ecken der asphaltierten Löcher inspiziert muss im nächsten Morgen wird er die gesamte Strecke nochmal abfahren. Ebenenkontrollen.

Edgar Böttner hat mal vier Tage Nachtschicht, dann wieder Normaldienst. Im Winter ist es die meiste Zeit im Büro, liest abwechselnd die neuesten Betriebsverordnungen, Bankrott-Richtlinien oder sieht sich die festgelegten Rücktrahlerwerte für Beschädigungen an.

Wenn es wirklich nötig ist, werden auch noch Deuten im November ausgetauscht. Nikolausdecken nennen sie das dann. Böttner grinst, dann sagt er den Satz, den er in dieser Nacht schon so oft gesagt hat: „Alles für die Autofahrer.“ Vielleicht hört es ja der ein oder andere.

Am liebsten gerade und bergauf

Wie gefährlich ist es, nachts auf der Autobahn zu arbeiten?
Edgar Böttner Ich kenne keinen Kollegen, der nicht schon einen Unfall auf der Baustelle hatte. Ansonsten werden auch mal Spiegel abgefahren, Begrenzungslichtern fliegen, Warnbaken werden mitgenommen, solche Sachen. Eine hundertprozentige Sicherheits gibt es nicht.

Haben Sie eine Lieblingssituation?
 Bei Baiersdorf haben wir leinen Asphalt eingebaut. Das ist immer schön, wenn es nicht so mühsame/fanfuchel Arbeiten sind.

Welche Baustellen sind Ihnen am liebsten?
 Eine gerade Strecke, Berg hoch, wo alle nicht so rasch, das ist das Schönste was es gibt.

Ärgern Sie sich nicht manchmal, wenn Sie an einer Baustelle im Stau stehen?
 Klar ärgert man sich. Aber ich kenne die Hintergründe. Der Autofahrer sieht das nicht. Der Autofahrer sieht nur schwarz. Und denkt Gerberbaustelle.

Wie regnet Sie Ihre normalen Alltags?
 Meine Frau muss mitmachen. Ohne sie geht es gar nicht. Ich hab’ drei Kinder, anders geht es nicht.

Woran arbeiten Sie amgernesten?
 Weil der Verkehrsteilnehmer es so will.

Videos und Bilder
 Ein Interview mit Edgar Böttner und ein Video von der Baustelle finden Sie online unter

infranken.de/nacht

300

Kilometer ist Edgar Böttner schon mal unterwegs einer Nachtschicht unterwegs.

Noch Fragen?

Stefan Föbel, Redakteur, Telefon: 0951/188-452, E-Mail: s.foessel@infranken.de

MittendrIn

„Alle Sendungen müssen heute noch bearbeitet werden.“

MARTIN HORLACHER, SACHBEARBEITER



Nacht in Franken – die neue Serie unserer Volontäre

Während wir schlafen, haben andere gerade reichlich zu tun. In Kreißsälen kommen Kinder zu Welt, Taxifahrer und DJs begegnen Nachtschwärmern aller Art. Die Volontäre der Mediengruppe Oberfranken waren da, wo nachts was los ist, haben Pflegerinnen und Stripperinnen und Zugbegleiter bei der nächtlichen Arbeit begleitet. In der heutigen Folge sind wir im Briefsortierzentrum zu Gast, bevor wir uns am Samstag mit einem Lkw-Fahrer auf Achse begeben.



In der Nacht geht die Post ab

VON NERESIM REDAKTIONSMITGLIED LENA LIT

Nürnberg – In der Poststraße 2 in Nürnberg ist nie so wirklich Nacht. Um 23:10 Uhr ist draußen schon lange die Sonne untergegangen, in der Halle ist es aber taghell. Und laut. Maschinen dominieren die Geräuschkulisse. Ein Greifarm hebt Kisten auf ein Förderband, eine Sortiermaschine zieht in atemberaubender Geschwindigkeit Briefe über den Sensor, ein lauter Alarmton lässt einen Mechaniker wissen, dass er gebraucht wird.

Für den neutralen Betrachter ein ganz schön buntes Treiben. Martin Horlacher lacht. „Gerade ist doch noch gar nichts los“, erklärt der Sachbearbeiter. Von 22 bis 6 Uhr früh geht die Nachtschicht. So wirklich voll wird es aber erst gegen 2 Uhr. Dann kommt noch einmal ein zusätzlicher Schwenk Mitarbeiter, Horlacher nennt sie „Bäckerschicht“. Erst dann gehe hier „so richtig die Post ab“ – das Wortspiel ist einstudiert, aber es passt doch jedes Mal aufs Neue.

Ein breites Spektrum

Insgesamt arbeiten etwa 80 bis 100 Personen jede Nacht im Briefzentrum. Das Spektrum könnte nicht breiter sein: Studenten, die in den Nächten vor spät beginnenden Vorlesungen noch ein bisschen Geld verdienen wollen. Hausfrauen, die die Familienkasse aufbessern, wenn die Kinder schlafen. Ehemalige Zusteller, die die geregelten Arbeitszeiten schätzen. Manche bessern sich ihre Rente auf oder bestreiten einfach ihren Lebensunterhalt. Gerade wegen des Gehalts ist die Nacht für viele attraktiv. Wer nachts arbeitet, darf bei gleicher Arbeitszeit mehr Pause machen – und kassiert Zuschläge.

VOLOPROJEKT Im XXL-Briefzentrum Nürnberg durchlaufen jede Nacht Tausende von gelben Kisten die riesigen Hallen. Im siebten Teil unserer Serie haben wir eine Nacht lang das Treiben im Sortierzentrum verfolgt.

So bunt gemischt wie die Altersstruktur ist auch die Herkunft der Mitarbeiter. Menschen aus über 50 verschiedenen Nationen arbeiten im Nürnberger Briefzentrum. „Mehr hat nur München“, erklärt Erwin Nier stolz. Er ist als Pressesprecher für die fränkischen Briefzentren zuständig. Es klingt fast wie ein interner Wettbewerb. Die Post weiß ausländische Mitarbeiter sehr zu schätzen. „Unsere Maschinen können sehr viel – aber zum Beispiel kein Kyrillisch.“ Wenn sich doch mal ein Brief in einer fremden Schriftsprache in die Sortierung verirrt, sei immer jemand in der Nähe, der die Adresse entziffern könne.

Obwohl Martin Horlacher selbst in der Regel tagsüber arbeitet, kennt er auch in der Nachtschicht die meisten beim Namen. Wenn er durch die Hallen führt, wirkt er wie der Bürgermeister einer kleinen Stadt. Er grüßt links und rechts, während er den Weg erklärt, den ein Brief durch die Anlage zurücklegt. Er erzählt vom „Bahnhof“ (Transportstation für Großbriefe) und der „Wand“ (die 126 Fächer, die hinter jeder Sortiermaschine aufgereiht sind). Zufrieden zeigt er auf die blaue Anzeige einer der sieben Sortiermaschinen. Blau heißt „alles okay“ – die Maschine scannt gerade 42.000 Briefe pro Stunde. Gelegentlich winkt er einem Mechaniker, die auf Fahrrädern durch die Halle fahren – der Fußweg zwischen den Maschinen ist nämlich ganz schön weit.

Wie ein Straßensystem bewegen sich hoch über den Köpfen hunderte von gelben Kisten. Fließbänder bringen die Briefe von Maschine zu Maschine. Die sogenannte Kommissionierungsanlage ist das Herzstück des Briefzentrums. Wenn nachts die Post für ganz Mittelfranken sortiert wird, bringt sie Standard- und Großbriefe aus den Postleitzahlgebieten 90 und 91 zu den richtigen Sortieranlagen. Als XXL-Briefzentrum ist Nürnberg eines der größten in Deutschland. Etwa eine Million Briefe werden hier jede Nacht verarbeitet – an Weihnachten kann die Menge aber schon mal auf das dreifache anwachsen.

Was reinkommt, muss auch wieder raus

Aber egal wie viele Briefe in der Nacht durch die großen Rollen geliepert werden – sie müssen alle in der selben Nacht verarbeitet werden. Das bekommen vor allem die Mitarbeiter an den 17 „Gangfolgesortiermaschinen“ zu spüren. Im letzten Schritt der Verarbeitung werden die Briefe für den Zusteller so vorsortiert, dass er nur noch die Kiste greifen muss. Die Maschine weiß seine Route, sortiert erst nach Straße, dann nach Hausnummer. Nachsendeanträge oder Einschreiben werden durch bunte Karten markiert. Damit das funktioniert, braucht es einen Menschen, der alles überwacht und die Briefstapel immer wieder richtig einsortiert. Jeder Brief muss drei mal die durch die Maschine – das dauert für 6000 Sendungen

etwa 35 bis 40 Minuten. Wenn während dieser Routine ein Fehler passiert, muss noch mal von vorne angefangen werden. „Nach zwei Uhr darf das eigentlich gar nicht mehr passieren“, erzählt Horlacher. Und wenn doch? „Dann muss man hoffen, dass die Maschine nur einen Teil der Briefe ablehnt und sich dann wieder fängt.“

Im Briefzentrum sind etwa 90 Prozent aller Arbeitsschritte schon automatisiert. Tendenz steigend. Was für den Menschen übrig bleibt, ist oft eintönig und körperlich anstrengend. In der Kommissionierung, wo Kisten mit bis zu 15 Kilogramm gehoben und Wagen mit zu 400 Kilogramm geschoben werden müssen, arbeiten deswegen größtenteils Männer. Frauen arbeiten meist an den Sortiermaschinen. Aber auch dort ist das ständige Heben kleinerer Kisten anstrengend. Deswegen gibt es hydraulische Arme, die die Mitarbeiter unterstützen.

Wie weit die Automatisierung fortgeschritten ist, merkt man erst, wenn man in der Resthandsortierung angelangt ist. Eine Handvoll Frauen sitzen auf Drehstühlen vor hölzernen Fächern und sortieren per Hand, was die Maschine nicht lesen konnte – zum Beispiel krakelige Handschrift oder kyrillisch. Aber nicht einmal die Hälfte der Stationen sind besetzt, denn die Maschinen werden immer besser. Die Briefe, die hier landen, werden von Tag zu Tag weniger“, sagt Horlacher.

Nachtschicht an der „Wand“
Wir haben Christine Büttner (Interview rechts) bei einem Teil ihrer Schicht begleitet. Video und eine Bildergalerie gibt's unter

www.infranken.de/nacht

Nachtschicht mit Kindern

Christine Büttner (34), Gruppenführerin

Wie regeln Sie Ihren Alltag?

In der Früh stehe ich ganz normal auf, mache meine Kinder fertig, schicke sie in die Schule und führe meinen Haushalt. Wenn der Tag ideal gelaufen ist, kann ich mich abends vor der Nachtschicht noch mal kurz hinlegen – so ein bis zwei Stunden. Dann geht es zur Arbeit. Wenn ich nach der Nachtschicht nach Hause komme und meine Kinder zur Schule geschickt habe, geht es dann erstmal ab ins Bett.

Welche körperlichen Konsequenzen spüren Sie?

Es kommt phasenweise – man merkt es vor allem an den freien Tagen. Da schläft man schon mal ungewollt abends auf der Couch ein. Gerade im Urlaub hat man da auch so seine Problemlenchen. Es ist mir jetzt schon häufiger passiert, dass ich abends vor dem Fernseher ein bis zwei Stunden eingenickt bin und in den ganzen Nachtputzmunter war und nicht mehr schlafen konnte.

Warum arbeiten Sie ausgerechnet nachts?

Ich bin damals wegen meinen Kindern in den Nachtdienst gegangen. Vorher war ich in der Zustellung – da gab es keine festen Zeiten, zu denen ich nach Hause komme. In den Ferien bin ich jetzt tagüber den ganzen Tag da, nachts ist der Papa zuhause. la

Das Leben mit dem Tod

Themenzeitungen sind ihr Markenzeichen. Zweimal im Jahr widmet die Redaktion eine Ausgabe der Zeitung einem ganz speziellen Thema. Im Anschluss an die große Sterbehilfedebatte des Bundestages setzt die Ausgabe vom 31. Oktober das Generalthema „Das Leben mit dem Tod“.

Mit der nötigen Pietät

Bei unserer Themenzeitung vom 31. Oktober vergangenen Jahres haben wir uns zu Beginn des Gedenkm Monats November an das extrem sensible Thema „Sterben“ herangewagt. Vor dem Hintergrund der Sterbehilfe-Debatte, die wenige Tage später im Bundestag entschieden wurde, und angesichts der Tatsache, dass sich in einer älter werdenden Gesellschaft immer mehr Menschen mit dem

Tabuthema „Sterben“ auseinandersetzen wollen und müssen, versuchten wir, unterschiedliche Aspekte des Sterbens mit der nötigen Pietät darzustellen. Wieder haben wir die komplette Klaviatur der unterschiedlichsten Darstellungsformen gespielt und haben unter anderem Prominente gefragt, wie sie sterben wollen oder was sie nach dem Tod erwarten. In der Redaktion wurde über diese The-

menzeitung dahingehend kontrovers diskutiert, ob wir das Thema dem Leser zumuten sollten. Letztlich hatten wir den Mut, dies zu tun und waren schließlich froh, dass wir aus der Leserschaft ausschließlich positive Rückmeldung erhalten haben.

Magnus Schlecht

SAMSTAG, 31. OKTOBER 2015 • NUMMER 252 • 1,90 € • E 7429

WOCHENENDE

75417 MÜHLACKER | BAHNHOFSTRASSE 52

LEBEN MIT DEM TOD

Zeit des Erinnerns

Der November ist der **Monat des Gedenkens an die Verstorbenen**. Deshalb finden Sie in der heutigen Ausgabe viele Artikel, die sich mit dem Tod befassen – und wie wir lernen, mit ihm umzugehen.

THEMENZEITUNG

FOTO: FOTOLIA

Noch Fragen?

Magnus Schlecht, Chefredakteur, Telefon: 07231/933304, E-Mail: magnus.schlecht@pz-news.de



Friedhofsidiyll in Birkenfeld – doch nicht immer ist bei diesem Thema alles so beschaulich.

FOTO: SEIBEL, ARCHIV

Viel Lärm um die letzte Ruhe



Harald Kreutz (rechts) vom Büro Fröhlich sorgt auf dem Dietlinger Friedhof am Römerberg für Maßarbeit. FOTO: MARX, ARCHIV

Planung auf dem Friedhof ist Zentimeterarbeit

Auch in Keltern beschäftigte sich der Gemeinderat in den zurückliegenden Monaten intensiv mit der Friedhofsanlage bei der evangelischen Kirche in Dietlingen. Als es um die Modernisierung der steilen Haupttreppe ging, wurde kein Detail ausgelassen. Ob es sich um die Beschaffenheit des Materials, die Größe der für Sargträger geeigneten Zwischenplattformen oder die Art und Ausführung der Handläufe ging, es wurde

ausgiebig diskutiert und ein ums andere Mal nahmen die Fachleute weitere Anregungen aus dem Beratungsgremium mit. Und wer glaubte, die Aufstellung von Urnenstelen sei Routine, irrte gewaltig. Weil ins Auge gefasst worden war, diese neuen Stelen vor der historisch bedeutsamen Kirchenmauer zu installieren, folgte eine Monate lange Diskussion darüber, ob dieses Ensemble die Sicht auf das alte Bauwerk beeinträchtigen könne. Selbst das Denkmalmat wurde

de konsultiert. Und bei einem Vor-Ort-Termin legten die Planer schließlich exakt jeden einzelnen Stelenstandort zentimetergenau fest, demonstrierten, wie hoch die späteren Installationen werden würden und welche Sichtwirkung das auf die Kirchenmauer haben wird. Mittlerweile hat die Modernisierung des Friedhofs erhebliche Fortschritte gemacht. Somit kann vorerst wieder Ruhe einkehren am Römerberg, mar

- Das Thema „Friedhof“ sorgt immer wieder für lebhaftere Diskussionen.
- Ein Blick in die Gemeinderäte der Region zeigt die ganze Brisanz.

SVEN BERNHAGEN, DENNIS KRIVEC
UND SABINE MAYER-REICHARD
ENZKREIS/KREIS CALW

Da hat sich schon manch Beobachter bei der einen oder anderen Gemeinderatssitzung verwundert die Augen gerieben: Eine millionenschwere Investition wird binnen Minuten durchgewunken, aber über die Körnung des Kieswegs auf dem Friedhof wird anschließend eine Stunde lang diskutiert.

Kaum ein Thema erhitzt die Gemüter der Räte – und offensichtlich auch vieler Bürger – so sehr, wie der Ort der letzten Ruhe. Gestaltung und Pflege der Gräber werden bis ins Detail geregelt, damit sich niemand in seinem ästhetischen Empfinden und seiner Besinnung gestört fühlen muss – und dann fühlen sich einige doch genau von dieser Überreglementierung gestört.

Früh in seiner Amtszeit hat Birkenfelds Bürgermeister Martin Steiner nach einer hitzigen Diskussion erkannt: Das ist ein Thema, an dem man sich die Finger verbrennen kann. Jüngst sah er sich gar wegen des Urnengrabhügels – über dessen Pflegezustand es seit Jahren immer wieder Klagen gibt – zu einer Rechtfertigung genötigt: „Die Verwaltung ist in dieser Frage nicht untätig.“ Allerdings sei eine Umgestaltung wegen der Störung der Totenruhe nicht möglich, so Steiner: „Wir müssen wohl damit leben, wie's ist.“

Kaum eine Entscheidung zum Friedhof fällt in Birkenfeld einstimmig aus. Unverblümt geißt man sich im Rat in Gestaltungsfragen die Meinung. Stelen oder Steine? Oder doch lieber nur Grabplatten? Aufgeklebte Buchstaben oder nur eingemeißelte? Bilder der Verstorbenen? Da kann man schon mal eine Stunde drüber reden. Aber „Der letzte Garten“ ist ja auch für die Ewigkeit. Oder zumindest für eine Liegezeit von 25 Jahren – oder doch besser nur 20?

„Ein Bachlauf ohne Wasser und dann eine Brücke drüber? Das ist doch völliger Unsinn!“, schimpfte einst ein Birkenfelder Gemeinderat über einen Architektenvorschlag. Eine Ratskollegin fordert einheitliche Grabsteine: „Alles andere sieht doch popelig aus!“ Ein anderer wiederum hält vehement dagegen: „Wir wollen doch keinen Soldatenfriedhof!“

Diskutiert wird aber nicht nur praktisch-handfest, sondern auch gerne mal hochtheoretisch. So wie

im vergangenen Herbst. Da berichtete ein Gemeinderat, an ihn sei die Klage herangetragen worden, dass man vor der neuen Urnenwand gar keine Blumen ablegen könne. Worauf die Verwaltung entgegnete: „Da liegt noch gar niemand drin, dem man Blumen hinlegen könnte.“

In Remchingen stand das Thema Friedhof bereits zweimal in diesem Jahr auf der Agenda des Gemeinderats. Bereits zuvor hatten sich die Mitglieder in einer Sondersitzung auf einen Friedhofentwicklungsplan verständigt: Auf allen drei Friedhöfen der Gemeinde sollten alle Bestattungsformen angeboten werden. Gesagt, getan: Im Januar beschloss der Rat, die Urnenwandanlagen in Wilferdingen und Singen zu erweitern. Fünf Seiten hatte die Verwaltung dem Gremium damals für die Entscheidung vorgelegt.

So viele gibt es bei anderen Tagesordnungspunkten selten – samt Präsentation. Hans Zachmann (CDU) fragte zu den darin gezeigten Urnenstelen irritiert: „Sind die wirklich so knallrot? Das erinnert mich eher an englische Briefkästen.“ Seine Kollegen brachen nach todernster Diskussion in lautes Gelächter aus.

Im April gaben die Räte dann grünes Licht für Rasen- und Rasentiefgräber – und die nächste Abstimmung zum Thema Friedhof wartet auch schon: Im nächsten Jahr soll es unter anderem um die Gebühren gehen.

So hoch es manchmal bei Themen rund um den Friedhof hergeht – manchmal ist sehr viel Fingerspitzengefühl gefragt. So in einigen Gemeinden, die sich in der Vergangenheit mit dem heiklen Thema „Wachsleichen“ beschäftigen mussten. In Schömburg, Unterreichenbach und Frielzheim sorgte der lehmhaltige, extrem feuchte Boden dafür, dass die Toten in ihren Särgen nicht verwesten – sondern jahrzehntelang fast vollständig erhalten blieben. Ein Problem, das die Gemeinderäte oft Jahre beschäftigte.

In Unterreichenbach wurden die menschlichen Überreste schließlich exhumiert – von Hand und sehr pietätvoll, wie betont wurde. Die Leichen wurden danach in einer neuen Gebeinegruft bestattet. Der Austausch des Bodens und der Bau einer Drainage sollten geprüft werden – vorerst blieb der feuchte Bereich leer. In Schömburg lehnte man die umfangreiche Sanierung des Bodens als ungeeignet ab. Die Bauarbeiten seien mit Blick auf eine würdevolle Totenruhe nicht zu vertreten. Hier beschloss man, auf dem betroffenen Bereich nur noch Urnenbestattungen zuzulassen oder aber ein spezielles Grabhüllensystem zu verwenden. In Frielzheim entschied man sich, den Boden auszutauschen und Drainagen zu verlegen. Inzwischen können die Verstorbenen dort wieder in Frieden ruhen – und ungestört den Weg alles Irdischen gehen.



NACH DER TRAGÖDIE BEI EINEM TESTSPIEL

Die schönen Momente bleiben für immer

Wie die Fußballer des FC Alemannia Wilferdingen den Tod von Mittelfeldspieler Christian Zimmermann wegen Herzversagens verkrafteten.

DOMINIQUE JAHN
REMCHINGEN-WILFERDINGEN

Den 16. Februar 2011 würde der FC Alemannia Wilferdingen gerne aus seiner Vereinsgeschichte streichen.

Es war einer der schwärzesten Tage für den Fußball-Kreisligisten: Die erste Mannschaft bestreitet daheim ein Testspiel gegen den FC Busenbach. Zehn Minuten sind in der zweiten Halbzeit gespielt, als Mittelfeldspieler Christian Zimmermann plötzlich auf dem Kunstrasen zusammenbricht. Der 23-Jährige liegt auf dem Boden, er regt sich nicht. Zwei Gäste-spieler eilen zu Hilfe, beginnen mit der Erstversorgung. Bis zum Eintreffen des Notarztes ist Zimmermann ansprechbar. Wenige Stunden später stirbt er im Krankenhaus. Herzversagen. Ursache: angeborener Herzfehler. Nicht nur Alemannia Wilferdingen steht unter Schock.

Die Tragödie vor vier Jahren – sie hat sich tief in die Seele der Fußballer eingebrannt. Auch beim damaligen Trainer Alexander Schwenk. „Das Bild von damals, als er auf dem Boden lag, vergisst man nie“, sagt der 44-Jährige, der heute den Kreisligisten SC Wetterbach trainiert. Die Zeit nach Zimmermanns

Tod sei „brutal schwierig“ gewesen. Für die Mitglieder, für die Spieler, für den Coach und natürlich für die Familie. „Es gab Momente, in denen man gar nichts mehr machen wollte“, erzählt Schwenk von einer „totalen Leere“. Erst recht, als er knapp drei Wochen später erneut Zeuge eines Todesfalles wurde: Auf der A8 zwischen Heimsheim und Pforzheim-Süd liegt ein Mann auf der Fahrbahn, herausgeschleudert aus seinem Wagen. Schwenk ist einer der ersten am Unfallort.

Er riegelt die Gefahrenstelle ab. Als der Verunglückte in den Krankenwagen geschoben wird, geht wenig später das Licht aus. An Schwenk fährt der Leichenwagen vorbei. „Da brauchst Du nichts mehr“, blickt der Trainer mit gedrückter Stimme zurück.

Zwei schreckliche Erlebnisse – sie haben Schwenks Einstellung zum Leben drastisch verändert. „In diesen Momenten merkt man erst, wie kostbar das Leben ist.“ Deshalb dürfe man es nicht einfach so an sich vorbeiziehen lassen. „Man muss Prioritäten setzen“, sagt Schwenk. „Ich lebe seit dem bewusster. Freizeit und Natur sind mir jetzt enorm wichtig.“

In Wilferdingen war nach dem tragischen Tod an Fußball nicht zu denken. Der Schmerz der Trau-



Ein Foto von Christian Zimmermann sowie zwei Trikots von ihm mit der Nummer 15 erinnern beim FC Alemannia Wilferdingen an den 2011 verstorbenen Fußballer. Philipp Ocker (links) und Felix Höck denken oft an ihren ehemaligen Mannschaftskameraden zurück.

FOTO: KETTERL



Alexander Schwenk



Seinen Platz in der Kabine hat Christian Zimmermann, Spitzname „Zimbo“, immer noch.

FOTO: KETTERL



Zwei Jahre lang spielte Christian Zimmermann (rechts) für den FC Alemannia Wilferdingen.

FOTO: BECKER/P2-ARCHIV



er riss den Kickern den Boden unter den Füßen weg. Was tun?

Der Verein organisierte drei Seelsorger. Sie versuchten, die Spieler wieder auf die Beine zu bekommen. Es wurden viele Gespräche geführt. Gemeinsam zündete man Kerzen an, gemeinsam ging man auf den Platz, dort, wo Christian Zimmermann zusammengebrochen war, gemeinsam nahmen die Spieler Abschied. „Niemand wurde mit seiner Trauer alleine gelassen, das war wirklich gut“, erinnert sich Felix Höck, der mit Zimmermann zusammenspielte und auch heute noch am Ball ist. Die Mannschaft sei trotzdem kurz davor gewesen, alles hinzuschmeißen und sich vom Spielbetrieb abzumelden. Doch da meldeten sich Christians Eltern. „Sie haben uns gesagt, wir sollen nicht aufgeben und für ihn die Runde zu Ende spielen“, rin-

nernt sich Höck. Und das taten sie auch.

Doch es war nicht mehr so, wie es einmal war. Zwar habe der Verlust des Teamkollegen die Mannschaft noch mehr zusammengeführt, sagt Höck. „doch es ist nicht so wie im Film, dass alle plötzlich mehr rennen und für ihren ehemaligen Kameraden alles geben. Unsere Köpfe waren leer. Der Tod hat uns runtergezogen, statt Kräfte frei gesetzt.“

„Komplett kraft- und saftlos“

Die ambitionierte Mannschaft, die fortan in jedem Spiel mit „Zimbo“-T-Shirts („Zimbo war Zimmermanns Spitzname) mit seiner Rückennummer 15 darauf auflief, rutschte in der Tabelle ins Mittelfeld ab. „Einige Spieler waren komplett kraft- und saftlos“, sagt Schwenk rückblickend an die schwierigste Zeit seines Trainerdaseins. Zimmermann, die Arbeitsbiene im Mittelfeld, der

Hilfe beim Fußball

Defibrillatoren (Elektroschocker fürs Herz) können Leben retten. In deutschen Bundesliga-Stadien sind die Geräte Pflicht. Die Fifa forderte 2012 als Konsequenz aus sich häufenden Fällen von plötzlichen Herzstillständen mit Todesfolge Defibrillatoren in allen Stadien. Im Amateurfußball sind die Schockgeber nicht verpflichtend. Grund sind die hohen Anschaffungskosten, sagt Felix Wiedemann vom Badischen Fußballverband (BFV). Bei 800 Euro geht's los. Für besonders tragische Fälle im Fußball hat der BFV einen Sozialfonds eingerichtet. Damit unterstützt der Verband

soziale Projekte. In Not geratene aktive oder ehemalige Fußballerinnen und Fußballer sowie deren Familien durch eine finanzielle oder organisatorische Hilfestellung. Ein Euro vom Eintrittspreis des BFV-Pokalfinals fließt immer in den Sozialfonds. dom



Defibrillator. FOTO: PERISKE

Kämpfer, der Turm in der Brandung, die Spaßkanone, er fehlte eben. Sein Bruder Matthias, der damals für den KSC spielte, jetzt für den VfB Stuttgart II, schaute noch öfters bei den Alemannern vorbei und spendete auch mal einen neuen Trikotsatz.

Heute erinnert in der FCA-Kabine ein Foto, im Clubhaus ein Porträt, ein Mannschaftsbild und zwei Trikots an den ehrgeizigen Fußballer, der zwei Jahre für Wilferdingen aktiv war. Jedes Jahr an seinem Todestag legen Vereinsvertreter einen Kranz an seinem Grab in Grötzingen, wo Zimmermann gewohnt hat, nieder.

Die Mitglieder haben ihren ehemaligen Spieler für immer ins Herz geschlossen.

Und auch wenn vom damaligen Kader nur drei Kicker übriggeblieben sind, wird noch oft an früher gedacht. „Weisch noch domols?“, macht laut Höck am Stammtisch immer wieder die Runde. „Wir ha-

ben so viele schöne Momente mit ihm erlebt“, sagt der Spielführer. „Sie bleiben für immer.“

Vier Jahre nach dem schrecklichen Ereignis ist bei den Alemannern aber auch wieder der Alltag eingekehrt. „Weil eben viele Spieler von damals gar nicht mehr bei uns sind“, erklärt Höck. Er hat noch das „Zimbo“-T-Shirt. Ab und zu zieht er es an. Dann kommen wieder die Erinnerungen hoch.

Auch bei Alexander Schwenk. Eine Szene hat sich aber besonders in seinem Kopf verewigt. „Als ich damals das Krankenhaus verlassen habe – Christian war kurz zuvor verstorben – kam mir in der Drehtür ein Pärchen entgegen, die Frau war hochschwanger. Mir wurde klar: das Leben ist ein Kommen und Gehen. Und irgendwann wird es in diesem Moment überzogen, wer stirbt, lebt weiter – körperlich in einem anderen Vögel. Ich glaube, Christian kam damals gleich wieder auf die Welt.“

Diese Fußballer starben viel zu früh

Bruno Pezzy († Dezember 1994): Der österreichische Fußball-Nationalspieler verstarb aufgrund eines plötzlichen Herzstodes bei einem Eishockeyspiel. Er bestritt als Verteidiger alle Spiele für Österreich bei der WM 1978 und 1982 und war Spieler der Weltauswahl 1979. In der Bundesliga spielte er für Eintracht Frankfurt (1978–1983)



Bruno Pezzy

und Werder Bremen (1983–1987). Mit der Eintracht holte er 1980 den Uefa-Cup-Sieg.

Emmanuel Nwagbo († August 1997): Der Nigerianer vom Fußball-Regionalligisten SSV Reutlingen bricht während der Begegnung gegen den SC Weismain bewusstlos zusammen und stirbt wenig später an einem Herzinfarkt.



E. Nwagbo

Axel Jüptner († April 1998): Der Fußball-Profi vom FC Carl Zeiss Jena stirbt in der Nacht zum 25. April an Herzversagen, hervorgerufen durch eine unerkannte Herz-muskulenzündung. Drei Tage zuvor war der 28 Jahre alte Mittelfeldspieler nach dem Training im Auto seiner Frau zusammengebrochen. Nach seinem Tod verkügte die Witwe den Teamarzt auf Schadenersatz und Schmerzensgeld. Der Doktor habe



Axel Jüptner

Jüptner trotz Erkrankung als spieltauglich eingestuft. Die Klage wurde abgewiesen.

Markus Paßlack († Juli 1998): Der Amateurländerspieler von Fortuna Düsseldorf erliegt während eines Probetrainings in Ulm einem Herzstod.



Markus Paßlack

Marc-Vivien Foé († Juni 2003): Kameruners Nationalspieler bricht im Halbfinale um den Confederati-

ons Cup in Lyon gegen Kolumbien mit Herzversagen zusammen und stirbt kurz darauf.

Naoki Matsuda († August 2011): Der Star der japanischen Nationalmannschaft 2002 starb zwei Tage nach seinem Zusammenbruch während eines Trainings. Der robuste Verteidiger hatte zuvor einen Herzstillstand erlitten. dom



Naoki Matsuda

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ANWALT**
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Plädoyers im Namen und im Auftrag der Leser

Misstände liefern Schlagzeilen. Bringt die Lokalzeitung nur eine Titelgeschichte, dann genügt sie ihrer Informationspflicht. Sie vergibt aber eine große Chance, wenn sie nicht am Ball bleibt. Denn als Anwalt und Vermittler hat ihr Plädoyer mehr Gewicht als die Stimme der einzelnen Leser. Im Sinne der Bürger muss sie sich einsetzen, nachhaken, aufklären und anecken, wenn Probleme vertuscht werden. Vorausgesetzt, sie tut es unvoreingenommen und uneigennützig: im Blick auf das, was man das Gemeinwohl nennt. In ihrer Anwaltsfunktion ist die Zeitung auch gefordert, vernachlässigte Themen ins Blatt zu bringen.

Herzlich willkommen auf alarm38.de


 BRAUNSCHWEIGER
ZEITUNG

Mit alarm38.de – dem Aufreger-Portal der Zeitung – demonstriert die Redaktion, wie sich moderne Techniken nutzen lassen, um mit Hilfe der Leser in Ordnung zu bringen, was Ordnung verdient.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
INTERAKTION

Die Redaktion hakt nach

Mit dem Aufregerportal samt App hat die Redaktion ihr 2008 begonnenes Konzept der Bürgerzeitung als tägliches Forum der Leser konsequent weiterentwickelt. Wer sich über vermüllte Spielplätze oder Verkehrschaos ärgert, meldet dies per PC, Tablet oder Smartphone schnell und unkompliziert. Die Redaktion nimmt die Beschwerden auf, hakt bei den zuständigen Stellen nach und sorgt dafür, dass nichts versandet. Nicht allen Kommunen gefällt das, bei den Lesern kommt es hervorragend an. Manches Thema, das die Redaktion sonst vielleicht nicht erreicht hätte, findet einen Platz in der Print- und Online-Ausgabe. Die Redaktion nutzt die Stärken moderner Medien, um für die Leser zu kämpfen – Wächteramt auf digitale Art.

Das Aufreger-Portal der Zeitung

Vermüllte Containerstellplätze, kaputte Bänke, verdreckte Spielplätze – es gibt viele Dinge, über die sich Bürger aufregen. Bei den Kommunen gibt es dafür Beschwerdestellen, teils sind diese auch online zu erreichen. Doch diese werden selten genutzt, vielen Bürgern ist es wohl etwa zu umständlich, erst herauszufinden, wer für welche Straße zuständig ist. Und manche Städte und Gemeinden nehmen Beschwerden nur telefonisch oder persönlich entgegen. Die „Braunschweiger Zeitung“ sorgt dafür, dass sich die Bürger in der Region rund um Braunschweig, Wolfsburg und Salzgitter diese Mühe sparen können. Denn seit Ende November gibt es das Aufreger-Portal „alarm38.de“ samt App für iPhones und Android-Smartphones.

Hier sorgt die Redaktion für ihre Leser und alle Nutzer von Alarm38 dafür, dass Aufreger nach der Meldung nicht versanden. Die Bürger benötigen einen PC, ein Tablet oder Smartphone mit der entsprechenden App. Dann geht alles ganz einfach: Aufreger fotografieren, Portal oder App aufrufen, Kategorie auswählen (z.B. „Müll“ oder „Verkehr“), Betreffzeile mit Schlagwort versehen (z.B. „Gefahr für Radler“), Beschwerdeort auswählen (möglichst bis auf Straße und Hausnum-

mer genau), Hintergrund der Beschwerde in zwei bis drei Sätzen formulieren, Foto hochladen und abschieken. Beschwerden können anonym gemeldet werden. Registrierte Benutzer haben jedoch den Vorteil, dass sie den Bearbeitungsstand ihrer Meldungen übersichtlich abrufen können. Sobald der „Aufreger“ im System angekommen ist, erhält der Versender eine Bestätigungsmail. Mehr als 450 Meldungen gab es bereits alleine in Braunschweig – deutliches Zeichen dafür, dass die Bürger Alarm38 als Chance sehen, etwas zu verbessern.

Die Redaktion findet dann heraus, wer zuständig ist und hakt für ihre Leser bei Behörden oder Kommunen nach. Viele der Themen finden einen Platz in der Print- und Online-Ausgabe der Zeitung. Die schlechte Schaltung der Ampel ist ebenso schon Thema gewesen wie die ausverkauften REWE-Sammelbilder oder ein Schulwegchaos am frühen Morgen. Und die Leser fühlen sich ernst genommen, zumal auf der Website von alarm38.de auch auf die Berichterstattung über die einzelnen Fälle verlinkt wird. Daneben lässt sich auf der Seite der Bearbeitungsstatus einer Meldung über ein Ampelsystem ablesen: Rot steht für „noch nicht begonnen“, gelb für „in Bearbeitung“,

Noch Fragen?

Dirk Kühn, Ressortleiter Online, Telefon: 0531/3900 345, E-Mail: dirk.kuehn@bzv.de

Alle Meldungen

Herzlich willkommen auf alarm38.de!

Helfen Sie mit, unsere Region noch lebenswerter zu machen. Berichten Sie hier über Dinge, die Sie aufregen und über Missstände, die unbedingt beseitigt werden sollten. Wir kümmern uns darum!



ANZEIGE


[ALARM38-APP HERUNTERLADEN](#)

Sie möchten unterwegs einen Aufreger melden? Mit Hilfe der alarm38.de-App können Sie dies schnell und unkompliziert von Ihrem Mobilgerät aus erledigen!


[NEUEN AUFREGER FÜR REGION38 MELDEN](#)

[AKTUELLE AUFREGER IN](#)

 Region38
 

grün für „gelöst“ und weiß für „Problem nicht lösbar“. Oder aber die gemeldeten Vorfälle für das eigene Stadtgebiet filtern oder auf einer Karte anzeigen.

Was bei den Lesern erstklassig ankommt, ist einigen Kommunen aber ein Dorn im Auge. Denn unsere Zeitung bleibt hartnäckig und fragt in regelmäßigen Ab-

ständen nach, ob und was unternommen wurde.

Armin Maus, Chefredakteur

Damit sich etwas ändert

Alarm 38 ist das neue Werkzeug, das Aufreger in der Region beseitigen hilft.

Von Dirk Kühn

Region. Unsere Region soll noch besser werden, noch lebenswerter und noch attraktiver! Dafür brauchen wir Ihre Unterstützung. Helfen Sie mit, berichten Sie uns, was schöner werden soll, was Sie aufregt und was unbedingt verbessert werden sollte!

Alle Aufreger und Ärgernisse können Sie ab sofort in unserem neuem Internetportal alarm38 melden – entweder mit Ihrem Handy oder zu Hause am PC. Wir nehmen uns der Sache an, wir kümmern uns um Ihr Anliegen und sorgen dafür, dass Sie eine Antwort bekommen. „alarm38.de ist eine Einladung der Bürgerzeitung an die Bürgerinnen und Bürger unserer Heimat, sich einzumischen“, sagt Armin Maus, Chefredakteur unserer Zeitung.

In Zusammenarbeit mit den Kommunen in der Region, mit Institutionen und Behörden möch-

ten wir einen Beitrag zur besseren Kommunikation leisten, zum direkten Dialog mit den Bürgern. Auch wenn die Kommunen, die wir ausführlich über das neue Internetportal informiert haben, eine direkte Teilnahme abgelehnt haben – bei uns ist Ihr Anliegen gut aufgehoben. Wir werden Ihren Aufreger prüfen, recherchieren und an die zuständige Behörde weiterleiten. Sobald uns eine Antwort vorliegt, lesen Sie das Ergebnis auf alarm38, in bestimmten Fällen berichten wir zusätzlich in der Zeitung.

Wichtig ist aber auch: Es soll nicht nur darüber geredet, sondern auch gehandelt werden! Im Idealfall sieht das dann so aus, dass die Stadt- oder Gemeindeverwaltung sich des Themas annimmt. Ist der Hinweis nachvollziehbar und berechtigt, wird das Ärgernis idealerweise schnellstmöglich beseitigt.

Das kann der fehlende Papierkorb am Bahnhof oder an der Bushaltestelle sein, die Müllsäcke, die einfach im Park entsorgt wurden oder der Altglascontainer, der seit Tagen überquillt. Ebenso ärgerlich ist es, wenn seit Wochen die Straßenlaterne kaputt ist oder eine schlecht ausgeleuchtete Baustelle für Gefahr sorgt.

Außerdem wird unsere Zeitung für Themenschwerpunkte sorgen: Das kann mal der sichere Schulweg sein oder die Gefahrenstellen für Radfahrer, mal das Thema glatte Fußwege oder der Zustand der Spielplätze.

Natürlich kann keine Gemeinde die Steuern abschaffen, nur weil sich viele Menschen darüber ärgern – die Aufreger sollten sich am Machbaren orientieren. An den Ärgernissen des Alltags eben. Die Handhabung ist einfach: Auf der Internetseite www.alarm38.de kann jeder Bürger ein Bild und einen Text hochladen und seinen Aufreger schildern – entweder von zu Hause am Computer oder von unterwegs mit dem Smartphone.

„Das Ärgernis wie ein abgeris-



Melden Sie uns Ihren Aufreger auf der Internetseite www.alarm38.de.

■ DIE ALARM38-APP

alarm38.de

Sie möchten unterwegs einen Aufreger melden? Mit Hilfe der alarm38.de-App können Sie dies schnell und unkompliziert von Ihrem Mobilgerät aus erledigen!

- Mit einem Android-Handy: Laden Sie sich die App alarm38 im Google-Playstore herunter.
- Mit einem iPhone: Laden Sie sich die App alarm38 bei iTunes herunter.
- Sie können den Aufreger auch zu Hause am PC middleten: Gehen Sie auf die Internetseite www.alarm38.de und klicken Sie auf „Neuen Aufreger für Region38 melden“.
- Sie haben Fragen: Schreiben Sie uns eine Mail: redaktion.alarm38@bzbv.de

sener Papierkorb oder eine defekte Straßenlaterne wird fotografiert, kurz beschrieben und vor Ort hochgeladen“, erklärt David Nickel, Leiter Digitale Geschäfte beim BZV-Medienhaus, in dem unsere Zeitung erscheint.

Wer möchte, kann sich bei Alarm 38 registrieren – das ist aber kein Muss. Auch nicht registrierte Nutzer können ihren Aufreger anonym melden. Der Vorteil für die angemeldeten Nutzer: Sie haben ihre gemeldeten Aufreger stets gesammelt im Blick und können sich über den Fortgang informieren.

Im Blick behält auch die Lokalredaktion Ihren Aufreger. Sobald eine Antwort der Gemeinde vorliegt, wird sie auf alarm38 veröffentlicht. Im besten Falle wird der Aufreger dann durch die zuständi-

ge Behörde beseitigt, oder es gibt eine Erklärung, weshalb das nicht umgehend, aber vielleicht in einigen Wochen geschieht.

Manche Aufreger lassen sich vielleicht auch nicht abstellen, weil sie zum Beispiel außerhalb eines öffentlichen Zuständigkeitsbereiches im Privatrecht liegen. Wenn also Ihr Nachbar morgens unter der Dusche zu laut und schief singt, könnte es schwierig werden...

Ist aber der Aufreger von öffentlichem Interesse, dann berichten die Lokalredaktionen selbstverständlich auch darüber – am liebsten natürlich, wenn sich das Ärgernis problemlos aus der Welt schaffen ließ und alle ein kleines Stück dazu beigetragen haben, die Region noch attraktiver zu machen.

Per Handy oder PC – So einfach geht Alarm 38

Melden Sie Ihren Aufreger auf dem neuen Internet-Portal für unsere Region.

Ein tückisches Schlagloch in der Schulstraße, Berge von Laub unter der Linde am Dorfplatz, die neu errichtete Baustelle ist nachts völlig ungesichert – teilen Sie uns Ihren Alltagsärger mit. Wir kümmern uns, und Sie erhalten eine Antwort.

Und so einfach geht's:

Mit dem Smartphone

- Fotografieren Sie Ihren Aufreger. Das Bild sollte den Missetand möglichst deutlich zeigen.
- Laden Sie sich die alarm38.de-App im Google-Store oder bei Apple im Appstore herunter.
- Sie können auch mit Ihrem Handy den abgebildeten QR-Code scannen, dann landen Sie auf unserer Seite und werden zum Download geführt.
- Öffnen Sie die alarm38.de-App und tippen Sie auf „Aufreger melden“.
- Wählen Sie eine Kategorie aus, zum Beispiel Müll oder Verkehr.
- Wenn Sie nicht ganz sicher sind, wählen Sie Sonst-



- ges.
- Füllen Sie die Betreffzeile mit einem Schlagwort aus, zum Beispiel „Gefahr für Radler“.
- Wählen Sie den Beschwerdeort aus. Zunächst die Stadt oder den Landkreis, dann den Stadtteil oder die Gemeinde, dann den Ort.
- Nennen Sie so genau wie möglich Straße und Hausnummer oder Tippen Sie auf die Karte.
- Sie können Ihren Aufreger anonym veröffentlichen.
- Besser ist es natürlich, wenn Sie sich registrieren. Als registrierter Nutzer können Sie zum Beispiel den Be-



- arbeitsstand Ihrer Meldungen übersichtlich abrufen.
- Beschreiben Sie mit etwa zwei bis drei Sätzen, was genau Sie ärgert.
- Tippen Sie auf „Foto hochladen“, wählen Sie das entsprechende Foto aus – fertig.
- Nun tippen Sie auf „Aufreger absenden“.

Mit dem Computer

- Fotografieren Sie Ihren Aufreger. Das Bild sollte den Missetand möglichst deutlich zeigen. Speichern Sie das Foto auf Ihrem PC.
- Sie rufen das Aufregerportal auf:

www.alarm38.de

- Klicken Sie auf „Neuen Aufreger für die Region38 melden“, wählen Sie eine Kategorie aus, zum Beispiel Müll oder Verkehr. Wenn Sie nicht ganz sicher sind, wählen Sie Sonstiges.
- Füllen Sie die Betreffzeile mit einem Schlagwort aus, zum Beispiel „Gefahr für Radler“.
- Wählen Sie den Beschwerdeort aus. Zunächst die Stadt oder den Landkreis, dann den Stadtteil oder die Gemeinde, dann den Ort.
- Nennen Sie so genau wie möglich Straße und Hausnummer oder klicken Sie auf die Karte.
- Sie können Ihren Aufreger anonym veröffentlichen.
- Beschreiben Sie mit etwa zwei, drei Sätzen, was genau Sie ärgert.
- Tippen Sie auf „Foto hochladen“, wählen das entsprechende Foto aus – fertig.
- Nun tippen Sie auf „Aufreger absenden“.

Sobald Ihr Aufreger bei uns angekommen ist, erhalten Sie eine Bestätigungsmail. Auch die zuständige Lokalredaktion behält Ihren Aufreger im Blick.

So wird der Abwasserpreis errechnet

Wendeburg Die Art der Anlagen, die Finanzierung und der Wasserverbrauch der Bürger spielen eine wichtige Rolle.

Von Bettina Stenftenagel

Der Abwasserpreis in der Gemeinde Wendeburg beträgt 2,34 Euro pro Kubikmeter, die Grundgebühr 110 Euro im Jahr. „Laut statistischem Bundesamt liegt der Durchschnitt in Niedersachsen für das Jahr 2010 (letzter Wert) bei 2,29 Euro pro Kubikmeter und einer Grundgebühr von 10,40 Euro pro Jahr“, schreibt ein Leser in unseren Internet-Portal „Alarm 38“.

Er stellt fest: „Somit liegen die Kosten für 150 Kubikmeter Abwasser in Wendeburg um mehr als 100 Euro höher je Jahr als der Durchschnitt.“ Und er fragt: „Wie kann das sein, da wird wohl kräftig abkassiert?“

Der Leser habe die Daten vom Statistischen Bundesamt richtig wiedergegeben, allerdings dann nicht richtig weitergerechnet, erklärt Andreas Schmidt, Geschäftsführer des Wasserverbands Gifhorn, dem das Wendeburger Kanalnetz gehört. Der Abwasserpreis in der Gemeinde Wendeburg liege immer noch weit



„Die Preise sind das zwangsläufige Ergebnis oftmals sehr unterschiedlicher Rahmenbedingungen.“

Andreas Schmidt, Geschäftsführer des Wasserverbands Gifhorn

vor vielen anderen Kommunen (Rechnung siehe Kasten).

Abgesehen davon, dass der Kritiker den Durchschnittspreis in Niedersachsen von 2010 mit dem Preis in Wendeburg von 2017 verglichen habe, seien Preisvergleiche generell selten aussagekräftig. Denn: „Die Preise sind das zwangsläufige Ergebnis oftmals sehr unterschiedlicher Rahmenbedingungen, auf die der Abwasserentsorger keinen oder nur einen geringen Einfluss hat“, erklärt Andreas Schmidt. „Hohe oder niedrige Abwasserpreise haben selten etwas mit Missmanagement oder Abkassieren zu tun.“

„Im Entgelt der Gemeinde Wendeburg ist ein Anteil für Niederschlagswasser enthalten, was bei vielen anderen Preisen, die in den vom Leser genannten Durchschnitt eingerechnet wurden, nicht der Fall ist und der den Durchschnitt erhöhen würde“, erklärt Schmidt weiter.

Generell spiele beim Preis die Finanzierung der Anlage eine wesentliche Rolle. „Es werden und wurden in den Kommunen unterschiedlich hohe Beiträge, also einmalige Investitionszuschüsse von den Kunden erhoben. Dort wo die Beiträge niedrig sind, muss der Preis höher sein, denn für die Investitionen sind mehr Darlehen aufzunehmen, was den Kapitaldienst erhöht.“

Ebenso komme es auf die Art der Anlagen an. „Bestehen vollbiologische Kläranlagen (wie für den größten Teil der Gemeinde Wendeburg) oder einfache Klärteiche? Handelt es sich beim Kanalnetz um ein Trennsystem (in der Gemeinde Wendeburg fast flächendeckend) oder ein Mischsystem? Beim Mischsystem gibt es nur einen Kanal, in den sowohl Schmutzwasser als auch Regenwasser eingeleitet wird. Beim Trennsystem werden zwei Kanäle



Anfang Juli 2014 wurde mit dem Kanalbau an der Peiner Straße begonnen.

Foto: Archiv/Bettina Stenftenagel

■ DIE BERECHNUNG DES WASSERVERBANDS FÜR EINEN DURCHSCHNITTSHAUSHALT

Die korrekte Berechnung für einen Durchschnittshaushalt mit 150 Kubikmeter pro Jahr legt Andreas Schmidt, Geschäftsführer des Wasserverbands Gifhorn, wie folgt dar: Niedersachsen 2010:

150 m³/Jahr x 2,29 €/m³ + 10,40 €/Jahr = 353,90 €/Jahr. Wendeburg 2017: 150 m³/Jahr x 2,34 €/m³ + 110,00 €/Jahr = 461,00 €/Jahr. Die Belastung liegt somit um 1,3 mal höher (30 Prozent) als der niedersächsische Durchschnitt und nicht 100 Mal.

Für einen Wendeburger Durchschnittshaushalt ergibt sich unter Berücksichtigung des Grundpreises ein Preis von 3,07 €/m³. Das Nds. Landesamt für Statistik weist für das Jahr 2013 einen Durchschnittsarbeitspreis von 2,38 €/m³ und einen Grundpreis von 65,47 €/Jahr aus. Damit kommt der Durchschnittshaushalt schon auf einen Gesamtpreis von 2,81 €/m³ (422,47 €/Jahr). Der Abstand der Wendeburger hierzu beträgt nur noch 9 Prozent oder 38 €. Damit liegt der Abwas-

serpreis in der Gemeinde Wendeburg immer noch weit vor vielen anderen Kommunen, in denen oftmals über 4 €/m³ und bis zu 7,5 €/m³ gezahlt werden müssen.

In der Gemeinde Wendeburg hat der Wasserverband Gifhorn in den vergangenen 10 Jahren und einschließlich 2016 und 2017 mehr als 14 Millionen Euro investiert, an verschiedenen Stellen auch für die Vergrößerung der Kanäle.

alarm38.de
Aufleger in der Region

gebaut, deren Herstellung natürlich deutlich teurer ist. Ist eine örtliche Kläranlage vorhanden, oder muss das Abwasser über Pumpwerk und Transportleitungen zu einer weiter entfernten zentralen Großkläranlage gepumpt werden (wie in der Gemeinde Wendeburg)?“

Eine Rolle spiele ferner, ob es beim Bau der Anlagen Fördermittel gegeben habe oder ob die Baukosten eigenfinanziert werden mussten. Und auch die Untergrundverhältnisse beim Bau: „Müssen die Kanäle im Grundwasser verlegt werden oder ist ein Bodenaustausch erforderlich, erhöhen sich die Baukosten beträchtlich.“

Großen Einfluss auf den Preis habe der Wasserverbrauch der Bürger. „Da die Kosten einer Abwasserentsorgung zum größten Teil aus Fixkosten bestehen und somit vom tatsächlichen Abwasseranfall weitgehend unabhängig sind, ergibt sich bei geringerem Verbrauch (=Abwasseranfall) ein höherer Preis, weil die annähernd gleichen Kosten auf weniger Kubikmeter Abwasser verteilt werden müssen.“

Der Austausch maroder Kanäle werde beim Wasserverband Gifhorn komplett über Darlehen finanziert. „Das ist nicht überall so, in anderen Kommunen können in derartigen Fällen neue Beiträge erhoben werden, was den Preis weniger belastet.“

„Stark wachsende Gemeinden wie Wendeburg benötigen für die in die Jahre gekommenen Kanäle

oftmals nicht nur Ersatz. Die immer größer werdende angeschlossene Fläche erfordert ggf. auch eine Vergrößerung des Durchmessers.“

Abschließend lenkt der Geschäftsführer den Blick noch auf die Rechtsgrundlagen des Wasserverbands Gifhorn. „Im Gegensatz zu den privatrechtlichen Unternehmen, deren erste Aufgabe die Erzielung von Gewinnen ist, arbeitet der Verband ohne Gewinnerzielungsabsicht, das heißt, „nur“ kostendeckend. Ergeben sich im Jahresabschluss Überschüsse, fließen diese nicht an Aktionäre oder in Erfolgsprämien ab, sondern werden dem Geschäftsbereich, also den Kunden, in voller Höhe für die folgenden Jahre angerechnet.“ Also könne keine Rede sein von „kräftigem Abkassieren“.

„Ihr Anliegen, unser Auftrag“

Die Zeitung schaltet sich ein, hilft Bürgern und Kunden, wenn sich Ämter oder Unternehmen ihren berechtigten Anliegen verschließen. Die Parole ist Programm: „Ihr Anliegen, unser Auftrag“.

Jede Frage prüfen und beantworten

Mit dem Kümmerer-Portal hat die Dewezet nicht nur eine beliebte Anlaufstelle für Leserinnen und Leser geschaffen, die Anregungen geben und Kritik äußern wollen. Der „Kümmerer“ steht für eine neue Philosophie. Die Zeitung tritt nicht nur als Stimme, sondern aktiv als Anwalt ihrer Leser auf. Sie leistet Hilfe in der Not, wenn sich Behörden oder Versicherungen den berechtigten Anliegen verschließen. Oder wenn morgens plötzlich ein riesiger Altkleidercontainer im Vorgarten steht. Die Dewezet hat einen unerlaubt auf einem privaten Grundstück deponierten Container aus dem Weg räumen lassen, nachdem die Aufsteller-Firma nicht zum Abtransport zu bewegen war.

Formate wie das Lesertelefon und die Rubrik „Leser fragen – die Redaktion recherchiert“ liefen dem im Juni 2015 eingeführten Kümmerer-Portal voraus. Die Redaktion setzt mit solchen Angeboten auf einen direkten Draht zum Publikum, auf Lesernähe und Leserthemen im Blatt. Am Lesertelefon hat ein Redakteur jeden Dienstag ein offenes Ohr, notiert Ärgerliches und Anregendes, das am Folgetag in einem Bericht zusammengefasst wird. Konkrete Fragen werden nach Möglichkeit beantwortet – oder es folgt, falls die Recherche aufwendiger ist und

das Thema interessant genug, ein eigener Bericht unter der Überschrift „Leser fragen – die Redaktion recherchiert“. Auf diese Weise – das ist das Ziel – gelangen mehr Themen aus der Alltagswelt der Menschen ins Blatt.

Das Kümmerer-Portal (online auf dewezet.de) wirbt darüber hinaus mit dem Slogan: „Ihr Anliegen – unser Auftrag.“ In ausgewählten Fällen – vorausgesetzt, wir stehen mit Sicherheit auf der richtigen Seite – leistet die Redaktion Hilfe, um ein Problem zu lösen. So haben wir für den 78-jährigen Dieter Opitz einen Fahrer gefunden, der den augenkranken Senior zum wichtigen OP-Termin fährt. Dem Jugendtreffpunkt „Haltestelle“ hat die Dewezet geholfen, einen Ort für seine Jubiläumsfeier zu finden, nachdem sich die Hauseigentümer gesperrt hatten und das Fest bereits abgesagt war.

Immer dann, wenn Menschen mit berechtigten Anliegen bei Behörden auf taube Ohren stoßen, kommt ein Kümmerer-Engagement in Frage. Meist mit Erfolg. So kann die 88-jährige Gertraud Schroeter ihren Rollstuhl jetzt mit einem Motor bewegen und Julia Hopke hat den dringend benötigten Zuschuss für ein behindertengerechtes Auto erhalten – Krankenkasse und Arbeitsagentur

lenkten ein, nachdem sich die Redaktion eingeschaltet hatte. Und glücklich ist auch Brigitte Vornheder. Die Dewezet beauftragte einen Schrotthändler, der den illegal abgestellten Altkleidercontainer von ihrem Grundstück entfernte. „Ich bin richtig stolz auf unsere Zeitung“, gab ihre Nachbarin zu Protokoll.

Das Kümmerer-Portal war als Online-Verlängerung der Print-Rubriken zur Leserbeteiligung gedacht. Inzwischen ist es längst mehr als das. Es ist zum bevorzugten Wunsch- und Sorgenkasten unserer Leser geworden. Fast täglich gehen E-Mails mit Hinweisen, Fragen und Kritik ein, das Themenspektrum ist weit gefächert, auch Vertriebsprobleme finden hier ein Ventil. Nicht aus jeder Einsendung wird am Ende eine Geschichte. Aber wir haben uns zum Ziel gesetzt, jede Frage zu prüfen und zu beantworten.

*Frank Werner,
Chefredakteur bis April 2015*

Noch Fragen?

Julia Niemeyer, Chefredakteurin, Telefon: 05151/200202, E-Mail: j.niemeyer@dewezet.de

1) „Kümmerer“-Aktionen der Dewezet (die besten Fälle):

- Dieter Opitz leidet an Grauem Star. Die Dewezet sucht und findet einen Fahrer, der den 78-Jährigen zur wichtigen Augen-OP bringt (10., 11. und 13. Juni 2015).
- Brigitte Vornheder ärgert sich über einen illegal auf ihrem Grundstück abgestellten Altkleider-Container. Sie ist machtlos angesichts des Blechungstüms – bis die Dewezet den Fall übernimmt (16., 17., 18., 20. und 21. Juli 2015).
- Der Jugendtreff „Haltestelle“ will feiern und darf nicht. Die Dewezet macht es trotzdem möglich (12., 15. September und 6. Oktober 2015).
- „Ich wollte eigentlich schon aufgeben“: Monatelang wartet eine Seniorin auf einen Motor für ihren Rollstuhl. Nach einem Anruf der Redaktion geht es plötzlich schnell (5. November 2015).
- Eine junge Frau mit Schwerbehinderung kämpft um einen Zuschuss für ein behindertengerechtes Auto. Erhält sie die Förderung nicht, verliert sie ihren Job. Ein Fall für den „Kümmerer“ (3. Dezember 2015).

2) „Lesertelefon“: Wöchentlicher Aufruf und Bericht (ein Beispiel):

- Aufruf: Wo kann die Zeitung helfen? (21. Juli 2015)
- Bericht über das Lesertelefon vom Vortag (22. Juli 2015)

3) „Leser fragen – die Redaktion recherchiert“ (eine kleine Auswahl):

- Warum ist das Wasser im Freibad so kalt? (7. Mai 2015)
- Kosten öffentliche Toiletten jetzt Geld? (29. Mai 2015)
- Leser entdeckt Spuren – aber wirklich vom Wolf? (28. Juli 2015)
- Anwohner genervt: Wie lange dauern Bauarbeiten noch? (1. August 2015)
- Dewezet führt verärgerte Anwohner mit Bürgermeister zusammen (19. August 2015)
- Rätsel um Gedenktafel im Ith-Wald gelöst (27. August 2015)
- Wer fischt den Schrott aus der Weser? (17. September 2015)
- Behörde bleibt hart: Keine Ausnahme für Neunjährige (23. September 2015)
- Ärger über besetzte Behindertenparkplätze (25. September 2015)
- Wo sind die Glascontainer geblieben? (14. Dezember 2015)

Ringen um Zuschuss fürs eigene Auto

Dewezet hilft: Junge Frau mit Schwerbehinderung kämpft monatelang gegen Arbeitsagentur – und hat Erfolg

VON NINA RECKEMEYER

Kirchohsen. Julia Hopke ist 23 Jahre alt und zu 60 Prozent schwerbehindert. Hinter der jungen Frau aus Kirchohsen liegt eine Odyssee mit den Ämtern. Julia Hopke leidet an einer unheilbaren Muskelkrankheit: FSHD – Fazioskapulohumerale Muskeldystrophie. Eine Erkrankung, die in den meisten Fällen im jugendlichen oder im jungen Erwachsenenalter beginnt und bei etwa 20 Prozent der Patienten im Verlauf einen Rollstuhl zur Bewältigung längerer Gehstrecken nötig macht. Bei Julia Hopke brach die Krankheit im Herbst 2012 aus. Bei ihr sind Gesicht und Schultergürtel betroffen, sie kann die Arme nicht mehr richtig bewegen.

Bis Ende August 2015 konnte sie ein nahezu normales Leben führen. Sie fuhr mit dem Auto und ging ihrer Arbeit als Elektronikerin für Geräte und Systeme auf dem Fliegerhorst Wunstorf nach. Ihre Ausbildung hatte Julia Hopke bei der Bundeswehr gemacht. Doch dann verschlechterte sich ihr Zustand. Allmählich war die junge Frau nicht mehr in der Lage, alltägliche Dinge wie das Zähneputzen und Haarekämmen aus eigener Kraft zu bewältigen, ihr eigenes Auto sicher zu führen. Die 74 Kilometer zur Arbeitsstelle kann sie mit einem normalen Pkw heute nicht mehr eigenständig zurücklegen. Fahrten mit Bus und Bahn dauerten zu lange und Julia Hopke könne öffentliche Verkehrsmittel wegen ihrer Einschränkungen nicht ohne Begleitperson antreten. Übergangsweise fuhr die Familie sie zur Arbeit, aber auch das war kein Dauerzustand. Die Anschaffung eines behindertengerechten Wagens sollte die Lösung sein.

Die Familie holte Kostenvorschläge ein: Etwas mehr als 20000 Euro würden anfallen. Rund 9500 Euro davon könnten bezuschusst werden vom Arbeitsamt. Um die Sonderan-



Noch fährt Julia Hopke von Emmerthal mit dem Taxi nach Wunstorf, wo sie arbeitet. Kosten für die Arbeitsagentur: 4000 Euro monatlich. Die langfristige günstigere Möglichkeit, ein behindertengerechtes Fahrzeug für sie mitzufinanzieren, hatte die Behörde lange verschleppt. *Wal*

fertigung bei einem Autobauer finanzieren zu können, stellte Hopke „bereits im Mai 2015 einen Antrag auf Kostenbeihilfe beim Arbeitsamt Hameln“. Es folgten Telefonate, Anrufbeantworter, Schriftwechsel, mehrere Gutachten, Wartezeiten. Die Familie protokollierte die Kommunikation mit dem Amt penibel. „Meine Arbeitsstelle ist gefährdet“, schrieb Julia Hopke uns im Spätsommer des Jahres, als sich noch nichts getan hatte und sie wegen der ungelösten Reisesituation schon einige Fehltagge bei der Arbeit aufwies.

„Wenn sie diesen Job verliert, wird sie nie wieder arbeiten können“, sagte Julias Mut-

ter, Susann Hopke. Julia Hopke verfügt lediglich über einen fiktiven Arbeitsvertrag. Ihre Tochter hat keine Berufsunfähigkeitsversicherung. Der Arbeitsvertrag wurde nach Beendigung der Ausbildung stillschweigend eingegangen. Die Bundesrepublik hatte die junge Frau daraufhin verklagt, berichtet Susann Hopke. Dass die gelernte Elektronikerin das Gelände betreten und Geld verdienen darf, hatte die Familie damals mit einem Anwalt durchgesetzt. Seit Ende 2014 läuft nun eine gerichtliche Auseinandersetzung. Die Situation ist also schwierig.

Anfang September – „bis heute haben wir nichts Schrift-

liches, in zehn Tagen, wenn Julia aus der Reha kommt, brauche ich das Auto“, sagt Susann Hopke zu der Zeit – schaltete sich die Dewezet ein. Nach dem Telefonat mit dem Arbeitsamt bekam Julia Hopke den langsehnten Bewilligungsbescheid über den Zuschuss für einen behindertengerechten Neuwagen. Das Arbeitsamt erklärt: „Es hat sehr lange gedauert. Das tat uns sehr leid und das haben wir Frau Hopke auch gesagt.“ Wenn im Reha-Fall wie bei Frau Hopke viele Akteure beteiligt seien, verzögere sich der Ablauf, heißt es.

Bis im Februar der neue Pkw geliefert wird, fährt Julia Hopke

übrigens Taxi. Der Fahrdienst des Wunstorfer Unternehmens – die Hopkes hatten für die tägliche Strecke aufs Sicherheitsgelände des Fliegerhorsts keinen Taxidienst aus Hameln ordern können – kostet im Monat 4000 Euro, die das Arbeitsamt zahlt. Den Vorschlag der Familie, einen behindertengerechten Leihwagen für die Zwischenzeit zu nutzen – Kostenpunkt 1035 Euro im Monat – lehnte die Arbeitsagentur zunächst ab. „Das ist nicht das klassische Modell“, argumentiert die Pressestelle. Inzwischen, seit zwei Tagen (30. November), hat das Amt den Leihwagen nun doch beilligt.

Verzweifelt gesucht: Ein Fahrer

Dieter Opitz leidet an Grauem Star – die OP wird gezahlt, die Fahrt zum Augenzentrum aber nicht

VON INGRID STENZEL

Salzhemmendorf. Blind sein oder nicht blind sein? Das war für Dieter Opitz (78) grundsätzlich keine Frage, als es vor zwei Jahren mit dem Sehen immer schlechter, die Leselupe immer dicker wurde. Die Welt verschwamm ihm vor den Augen. Die Mitbewohner im Seniorenheim Parkresidenz in der Salzhemmendorfer Alleestraße, wo er – finanziert von seiner Rente, der Sozialhilfe und mit 100 Euro Taschengeld pro Monat – in einem bescheidenen Dachstübchen lebt, verloren ihre Konturen. Dann huschten „diese Tierchen“ über sein geblendetes Blickfeld und die Angst kam. Grauer Star in fortgeschrittenem Stadium lautete die Diagnose seines Arztes. Da komme er zum Erhalt seiner Sehkraft um die OP beider Augen nicht herum.

Heute liest Opitz mit dem operierten rechten Auge. „Das ist wie neu“, freut er sich. Er kann ohne jegliche Sehhilfe sehen – hat aber auch keinerlei Rücklagen mehr auf dem Konto. Ob er sich die OP des zweiten Auges noch leisten kann, bleibt fraglich. Denn blind sein oder nicht blind sein, „zum Glück nur noch auf einem Auge“, sagt er, sei nicht die Frage des Wunsches im Alter, sondern je nach gesundheitlicher Verfassung und Wohnort die Frage der finanziellen Möglichkeiten.

Trotz Krankenversicherung und paradoxerweise gerade dank des medizinischen Fortschritts. Dann nämlich, wenn eine Operation des Grauen Star notwendig wird, jener altersbedingten Linsentrübung des Auges, die 90 Prozent der über 60-Jährigen irgendwann trifft und für 48 Prozent der weltweiten Erblindungen verantwortlich ist.

Die sogenannte Katarakt-OP ist zum weltweit häufigsten und damit lukrativen Eingriff geworden. 2.700.000-mal pro Jahr in den USA, 700.000-mal in Deutschland werden Patienten längst nicht mehr stationär, sondern ambulant über maximal zehn Minuten minimal-invasiv chirurgisch operiert und sofort danach mit klarer Sehschärfe entlassen. „Zehn Minuten, die die Kasse zahlt“, weiß Opitz nach der OP zunächst des rechten Auges. „Aber wie ich zu OP und Behandlungen davor und danach komme, ist meine Sache. Und das wird teuer, wenn man nicht eben direkt neben der Klinik wohnt. Vielleicht zu teuer für mich!“ Denn da er nur Pflegestufe 1 statt 2 oder 3 hat, da er



Dieter Opitz droht zu erblinden. Er muss mit 100 Euro Taschengeld im Monat auskommen und kann sich die Taxi-Fahrt zum Augenzentrum Hildesheim nicht leisten. Die Krankenkasse übernimmt die Fahrtkosten nicht. *ist*

nur zu 70 Prozent schwerbehindert ist, ohne die Merkzeichen aG (außergewöhnlich gehbehindert), Bl (blind) oder H (hilfflos), dürfen alle Kassen nach den gesetzlichen Regelungen die Beförderungskosten zu ambulanten Katarakt-Augenoperationen nur bei besonderen Ausnahmefalltatbeständen übernehmen. So die Antwort der AOK auf den Erstattungsantrag auf Krankenerstattung von Hausarzt Henrik Fich, der Pflegedienstleiterin Petra Krüger in der Parkresidenz und Opitz selbst.

Da könne man knien, betteln und der Kasse die Füße küssen, sagt Fich, da füllten sich stapelweise die Ordner mit Bitte um Beachtung der besonderen Umstände im Einzelfall, beklagte Krüger. Aber „Ausnahmefalltat-

bestände“, so AOK-Marktbe-reichsleiter Frank Hölscher in Hameln auf Nachfrage der Dewezet, seien im Fall von Dieter Opitz – und da habe man sich die Entscheidung nicht leichtgemacht – nicht gegeben. Trotz einer Schwerstoperation auf Leben und Tod im vergangenen Jahr, als man ihn fast schon abgeschrieben habe, wie Schwester Petra erinnert. Und die AOK kenne Opitz' Krankenkarte. Er solle sich wegen der Beförderungskosten an die Sozialhilfe wenden, rät Hölscher dem Rentner. Die sagt ihm, Krankenerstattung sei Sache der Krankenkasse.

Schließlich hat Dieter Opitz seine Sterbeversicherung gekündigt. „Das Letzte, was ich noch auf der hohen Kante hatte.“ Er

ließ sich den Betrag auszahlen und finanzierte davon einen Teil der Taxifahrten zur ersten OP. Was nütze ihm das Geld, wenn er irgendwann die Augen für immer geschlossen habe und mit dem Gucken ohnehin finito wäre? Jetzt wolle er sehend das Leben und die gerade wiedergewonnene Lebenslust genießen. Dass Salzhemmendorf nicht eben um die Ecke des Hildesheimer Augenzentrums und der angeschlossenen Praxis in Gronau liegt, macht den finanziellen Druck für den Rentner nicht geringer. Rund sechs bis sieben Taxifahrten, je nach Heilungsprozess, zum Preis von circa 35 bis 60 Euro, fallen an. Da helfen 100 Euro Taschengeld nicht viel weiter. Freunde, die ihn privat fahren könnten, hat er keine.

Die Tochter lebt mit Familie in London. Für zwei Fahrten half eine ehemalige Nachbarin aus, für zwei weitere konnte auf Vermittlung dieser Zeitung die Freiwilligenagentur Salzhemmendorf zu Hilfe kommen. Ein anschließender Aufruf in der Dewezet blieb ohne Resonanz. Am Freitag hat Opitz um 10 Uhr seinen nächsten Termin in Hildesheim. Es geht um die OP des zweiten Auges – wie, wann und ob überhaupt? „Ich gebe die Hoffnung nicht auf“, sagt Opitz. Freiwillige, die Dieter Opitz am Freitag ehrenamtlich und zum Selbstkostenpreis (Benzin) zum Augenzentrum nach Hildesheim und auch wieder zurückfahren könnten, sollten sich in der Parkresidenz unter der Rufnummer 05153/5852 melden.

Kamisli kümmert sich

Wenn Leser Probleme haben mit Unternehmen, Behörden oder anderen Institutionen, bietet sich die Zeitung als Ansprechpartner an, und zwar in der Person des Redakteurs Erol Kamisli. Er kümmert sich und berichtet.

Bemüht, jeden Streitfall zu lösen

Die Lippische Landes-Zeitung (LZ) hat ein neues erfolgreiches Format entwickelt, bei dem es um das Lösen von Konflikten unserer Leserinnen und Leser mit Behörden, Institutionen und Unternehmen geht. LZ-Redakteur Erol Kamisli setzt nach, wenn Leser bei Streitigkeiten mit Unternehmen und Behörden nicht mehr weiterwissen. Quer durch das Verbreitungsgebiet Lippe und teilweise über die Grenzen hinaus recherchiert er, um vor Ort Missstände zu benennen und quasi als Anwalt der Leser Lösungen auszuhandeln. Unsere Serie stößt bei der Leserschaft auf großes Interesse und Lob.

Die Serie läuft in der Lippischen Landes-Zeitung seit Anfang 2015. Ganz bewusst wurde der Name der Serie mit dem zuständigen Redakteur Erol Kamisli verknüpft. Wir zeigen Herrn Kamisli grafisch aufbereitet auch in einem entsprechenden Logo, das die Serie begleitet.

Regelmäßig, mitunter mehrmals wöchentlich wird in der Lippischen Landes-Zeitung über die Probleme unserer Leser berichtet, die an der Bürokratie der Behörden verzweifeln oder Streitigkeiten

mit Nachbarn, Firmen und Krankenkassen nicht alleine lösen können. Die Leser wenden sich mit ihren Angelegenheiten per Telefon, Mail oder Brief an die Lippische Landes-Zeitung. In dringenden Fällen kommen sie auch direkt zum persönlichen Gespräch ins Verlagshaus.

Nach der Erstinformation durch die Betroffenen recherchiert Erol Kamisli und berichtet über den „Fall“. Dabei legen wir großen Wert auf korrekte Recherche und Fairness. So werden immer die Standpunkte beider Seiten ausreichend beleuchtet. Neben der sauberen Recherche bemüht sich Erol Kamisli auch darum, den geschilderten Streitfall zu lösen, indem er die Konfliktparteien zusammenbringt oder aber die Argumente derjenigen, die sich an ihn gewandt haben, noch einmal erläutert. In vielen Fällen erreicht er so einen Kompromiss oder gar ein Einlenken des Streitgegners der Betroffenen.

Die Beiträge erscheinen auf den jeweils passenden Lokalseiten der Lippischen Landes-Zeitung. Auf die Beiträge wird prominent entweder im lokalen Fenster auf Seite 1 oder in den Anlaufmeldun-

gen der Kreisseite 1 hingewiesen. Sie erscheinen mit Logo und Infokasten, in dem die Kontaktdaten des Ansprechpartners Erol Kamisli genannt werden. Allerdings berichten wir nicht nur über die Fälle, in denen die Konflikte gelöst werden konnten, sondern auch über jene, in denen kein Kompromiss möglich war.

Die Serie ist crossmedial angelegt. Parallel zu den Beiträgen in der Zeitung gibt es auf www.lz.de eine eigene Seite, auf der die Beiträge dieser Serie zu sehen sind. Darüber hinaus dreht das Videoteam der Lippischen Landes-Zeitung zu den jeweiligen Beiträgen ein Video zu dem Fall, das auf dem youtube-Kanal der Lippischen Landes-Zeitung und auf www.lz.de veröffentlicht wird.

Ralf Freitag, Geschäftsführer

Noch Fragen?

Erol Kamisli, Telefon: 05231/911 151, E-Mail: e.kamisli@lz.de

Klappernde Kanaldeckel kosten den letzten Nerv

Straßenlärm: Seit sechs Monaten ärgert sich Rentnerin Alice Horvat über den Krach vor ihrer Haustür, der ihr den Schlaf raubt. Nach Intervention der LZ versprechen die Blomberger Abwasserwerke rasche Abhilfe

VON EROL KAMISLI

Blomberg-Istrup. Die Nacht ist für Alice Horvat (60) nicht mehr zum Ausruhen da: Vor ihrem Schlafzimmerfenster klappern pünktlich ab 4.30 Uhr die defekten Straßenkanaldeckel vor ihrer Haustür. „Wenn die vielen Autos und Busse darüber fahren, sitze ich senkrecht im Bett“, schimpft die 60-Jährige.

Die zuständigen Abwasserwerke Blomberg versprechen nach LZ-Anfrage nun Abhilfe binnen vier Wochen. Bis dahin hat sie den „lautesten Deckel“ mit einem Warndreieck bestückt, damit keine Fahrzeug mehr drüber fahren.

„Die Polizei hat nichts dagegen, doch viele Autofahrer fahren sie um oder schmeißen sie einfach zur Seite“, sagt die Rentnerin, die direkt an der Dorfstraße im Blomberger Ortsteil Istrup wohnt – eigentlich ein verkehrsberuhigter Bereich – samt Schritteschwindigkeit. „Doch niemand hält sich dran, die Rassen hier einfach durch“, winkt die Seniorin ab.

An den zunehmenden Verkehr, der circa fünf Meter von ihrem Schlafzimmer vorbeirauscht, hat sich die Rentnerin in den vergangenen 26 Jahren gewöhnt. „Aber das dumpfe Klappern der Kanaldeckel im Minuten-Takt lautet mir seit April den letzten Nerv“, schimpft die Blombergerin.



Lärmschutz: Rentnerin Alice Horvat hat ein Warndreieck auf den klappernden Kanaldeckel vor ihrer Haustür gestellt, damit Autos und Busse nicht mehr darüber fahren und sie endlich wieder ausschlafen kann. Jetzt wollen die Abwasserwerke für Abhilfe sorgen.

FOTO: GERSTENDORF-WELLE

Hunderte von Fahrzeugen, darunter auch viele Schulbuse, ratterten täglich über die kaputten Kanaldeckel. Wenn sie mit den Nerven völlig am Ende sei, ziehe sie für ein paar Tage zu ihrer Tochter nach Blomberg. Doch das sei natürlich kein Dauerzustand, weil sie sich um ihre beiden Hunde kümmern müsse.

Seit Wochen und Monaten beschwert sie sich immer wieder bei den zuständigen Stellen der Abwasserwerke Blomberg. „Die kamen, haben geschaut und getan, doch geholfen hat es nicht. Spätestens am nächsten Tag war das Klappern wieder da“, sagt die Rentnerin kopfschüttelnd. Anschließend sei sie immer wieder verärgert worden

und im Endeffekt sei nichts passiert. Daraufhin habe sie in einem „Akt der Verzweiflung“ Warndreiecke auf die Kanaldeckel gestellt, damit sie ihre Ruhe habe.

Auf Anfrage der Lippischen Landes-Zeitung antwortet der Pressesprecher der Stadt, Dieter Zoremba: „Die Abwasserwerke Blomberg haben nach

dem Bekanntwerden des Defektes zunächst eine Reparatur mit 'Bordmitteln' durchgeführt.“ Diese hätten jedoch nicht zum erwünschten Ergebnis geführt. „Es muss voraussichtlich der Deckel nebst Einfassung ausgetauscht werden“, erklärt Zoremba. Eine Sichtung der anderen Kanaldeckel an der Dorfstraße habe zudem ergeben, dass wahrscheinlich auch weitere Reparaturen durchgeführt werden müssten.

Das brauche Zeit: „Reparaturen dieser Art werden gebündelt und dann von externen Firmen durchgeführt“, sagt Zoremba. Das Fachunternehmen werde in Zusammenarbeit mit den Abwasserwerken Blomberg in der Dorfstraße die notwendigen Reparaturen festlegen und dann erledigen.

„Diese Arbeiten werden auf jeden Fall im Oktober durchgeführt“, verspricht Anke Schölling, stellvertretende Leiterin der städtischen Abwasserwerke. Alice Horvat habe warten müssen, weil erst andere Arbeiten durchgeführt worden seien, fügt Schölling hinzu.

Doch Alice Horvat und ihre Nachbarin Erika Linneweber bleiben skeptisch, ob das klappt. „Die Warndreiecke bleiben erst einmal stehen. Ich glaube es erst, wenn wir eine Nacht durchschlafen können“, sagt die 60-Jährige und ihre Freundin nickt.

KONTAKT

Haben auch Sie ein Problem oder eine Frage, um die wir uns kümmern sollen? Melden Sie sich unter Tel. (05231) 911151 oder per Mail: ekamisli@lz.de. LZ-Redakteur Erol Kamisli hakt nach. Alle Teile der Reihe finden sich unter www.lz.de/kamisli.

„Wir sind uns vorgekommen wie Betrüger“

Detmolder Ehepaar muss sich Geld vom ADAC-Reiseversicherer hart erkämpfen

Von Erol Kamisli

Doris und Fritz Nikisch sitzen auf gepackten Koffern, doch der Detmolder erkrankt – der Urlaub ist hin. Den finanziellen Schaden soll die ADAC-Versicherung übernehmen, doch die zaudert.

Detmold. Das Rentnerpaar hatte vom 6. bis 21. Juni Urlaub in Südtirol gebucht. Seit 18 Jahren verbringen die beiden dort ihren Sommerurlaub. „Inzwischen sind die Vermieter fast zu Freunden geworden“, sagt Fritz Nikisch. Doch am 2. Juni, kurz vor Reiseantritt, erkrankte der 74-Jährige. Seine Ärztin wollte ihn in den nächsten Tagen weiter untersuchen, daher fiel der Urlaub ins Wasser.

Damit die Absage kein Loch in die Haushaltskasse reißt, ging Nikisch schon am nächsten Tag zum ADAC. Dort ist er seit 20 Jahren Mitglied und hat einige Zusatzversicherungen – darunter eine für den Reiserrücktritt, erkrankte der 74-Jährige. Seine Ärztin wollte ihn in den nächsten Tagen weiter untersuchen, daher fiel der Urlaub ins Wasser.

Doch der Automobilclub schickte in den folgenden Wochen und Monaten nicht das Geld, sondern immer weitere Anträge und Infoblätter, die das Ehepaar Nikisch ausfüllen und unterschreiben sollte. „Sogar der vom ADAC geforderten Entscheidung meiner Ärztin von der Schwingepflicht habe ich zugestimmt“, sagt der Ex-Justizbeamte. Er habe nichts zu verstecken. „Wir sind uns wie Si-



Urlauberinnerungen aus dem Album: In diesem Jahr mussten die Detmolder Doris und Fritz Nikisch nicht nur auf Entspannung und Ruhe in Südtirol verzichten, sondern hatten auch viel Stress mit ihrer ADAC-Reiserrücktrittsversicherung.

FOTO: GERSTENDORF-WELLE

mulanten und Betrüger vorgekommen“, sagt Ehefrau Doris und drückt die Hand ihres Mannes. Immer wieder habe man Atteste, Rechnungen und Buchungen samt Bestätigung dem ADAC vorgelegt, doch nichts sei

passiert. „Unsere Vermieter sitzen auf dem Schaden und die Versicherung, die wir für solche Fälle abgeschlossen haben und nach 20 Jahren Mitgliedschaft das erste Mal brauchen, verweigert die Zahlung“, schimpft Fritz

Nikisch. Er sei ADAC-Goldmitglied, habe seine Beiträge immer gezahlt und müsse jetzt um jeden Euro kämpfen. „Das ist demütigend, die wollen einfach das erste Mal brauchen, verweigert die Zahlung“, schimpft Fritz

Auf LZ-Anfrage bestätigt ADAC-Sprecher Jochen Oesterle, dass der „Fall Nikisch“ noch nicht abschließend entschieden sei. „Die Fachabteilungen brauchen weitere Infos zum Krankheitsverlauf“, sagt Oesterle. Zudem fehle eine Bu-

chungsbestätigung samt Rechnung. Wenn alle Unterlagen da seien, werde der Fall neu bewertet. „Die haben doch schon alles von uns bekommen“, betont das Paar daraufhin.

KONTAKT

Die LZ setzt sich für ihre Leser ein: Haben auch Sie ein Problem oder eine Frage, um die wir uns kümmern sollen? Melden Sie sich unter Tel. (05231) 911151 oder per Mail an ekamisli@lz.de. LZ-Redakteur Erol Kamisli hakt nach und berichtet darüber anschließend in der Zeitung. Alle Teile der Reihe finden Sie unter www.lz.de/kamisli.

Nach Vorlage der Unterlagen, langen Telefonaten, drei Monaten Wartezeit und der Intervention der LZ erstattet der ADAC schließlich 80 Prozent der Reisekosten.

„Wir haben 548,80 Euro bekommen“, freut sich das Ehepaar. Der Kampf habe sich gelohnt, aber auch viel Vertrauen zum ADAC zerstört, fügt der 74-Jährige hinzu.

„Versicherungen prüfen immer sehr gründlich, ob sie zur Zahlung verpflichtet sind“, sagt Expertin Elke Weidenbach von der NRW-Verbrauchszentrale. Wenn solch eine Versicherung abgeschlossen werde, müsse sie neben dem Reiserrücktritt, der bis Beginn der Reise greife, auch Reiseabbruch, der ab Beginn der Reise greife, abdecken. „Meist ist es Bestandteil eines solchen Abschlusses, doch wenn man es nicht findet, sollte nachgefragt werden“, empfiehlt Verbraucherschützerin Weidenbach.

Weitere Infos unter www.vz-nrw.de

Kitas unter der Lupe

Die Redaktion bewertet die Kitas nach neun Kriterien. Die Leser liefern ihre Einschätzung im Netz ab. Auffällig: Redakteursbewertung und Lesereinschätzungen fallen häufig sehr unterschiedlich aus.

Die Leser stimmen im Netz ab

Mannheim hat rund 180 Kitas in kirchlicher, städtischer und freier Trägerschaft. Alle Einrichtungen, die sich an unserer Serie beteiligen wollten, haben Redakteure besucht, bewertet und beschrieben – in aller Regel auf etwa einer halben Seite, mit großem Foto, Infobox zu Eckdaten wie Preisen, Öffnungszeiten, Mitarbeiterzahlen, Trägerschaft und eine Bewertungstabelle für Leser und für Redakteure. Im Netz und im Print haben wir so innerhalb eines guten Jahres 162 Kitas ausführlich vorgestellt. „Kitas unter der Lupe“ erschien im Zeitraum vom 30. August 2014 bis zum 23. September 2015 im Onlineauftritt Morgenweb.de des Mannheimer Morgen und im gedruckten Lokalteil – in den ersten zwei Wochen täglich im Print, dann dreimal die Woche und zum Abschluss wöchentlich vier Artikel auf einer Doppelseite.

Das besondere:

- a) Redakteure bewerten neun Kategorien (Parkplätze, pädagogische Angebote, Essen, Spielzeugqualität usw.) mit Sternchen von sehr gut (fünf Sterne) bis mangelhaft (ein Stern); die Bewertung des Redakteurs wird in einer Tabelle im Print abgedruckt.
- b) Seit Beginn der Serie haben Leser unter Morgenweb.de ebenfalls die Möglichkeit zur Abstimmung.

- c) Die Abstimmung der Leser im Netz wird ebenfalls als Tabelle jeweils zum Printartikel dazugestellt, sodass sich eine Redakteursbewertung und kumulierte Leserbewertungen gegenüberstehen – im Übrigen häufig sehr unterschiedlich.
- d) In den ersten vier Wochen der Serie hatten bereits 1000 Leser im Netz ihre Bewertungen geklickt. Bis zum Abschluss der Serie im Lokalteil im September 2015 hatten über 3700 Leser abgestimmt. Darüber hinaus arbeiten Leser eng mit und machen z.B. auf Fehler in der Aufbereitung aufmerksam, die dann im Netz sofort korrigierbar sind.

In Kitas und jungen Familien war und ist die Serie seit ihrem Beginn im August 2014 Gesprächsstoff, verknüpft mit lobender und kritischer Resonanz. Ziel ist, jungen Familien vor Ort genauso eine Entscheidungshilfe bei der Kita-Suche zu geben wie neu ankommenden Familien. Seit Abschluss der Berichterstattung im Lokalteil steht die Serie weiter gebündelt im Morgenweb.

Dirk Lübke
Chefredakteur

Noch Fragen?

Heiko Brohm, stv. Ressortleiter, Telefon: 0621/392 1335 , E-Mail: hbrohm@mamo.de

KITAS UNTER DER LUPE: Nach 13 Monaten, 162 Kita-Besuchen und 3771 Leser-Bewertungen ziehen wir Bilanz unserer Serie

KOMMENTAR



Dirk Lübke über die Kita und ihre Bedeutung

Ein Auftrag ohne Ende

Mannheims Kitas sind meistens gut, manchmal sogar noch besser. Das sehen wir so. Und das sehen unsere Leser so. Sie haben sehr intensiv mitgemacht seit August vorigen Jahres, als die Serie „Kitas unter der Lupe“ begann. Unser Bewertungsformular in unserem Internet-Auftritt morgenweb.de/kitasunterderlupe ist 3771 Mal geklickt worden. Dieser Wert zeigt: In welcher Umgebung unsere Kinder wie gut aufgehoben sind, das beschäftigt die Mannheimer – vor allem junge Eltern.

Die Serie, die ausdrücklich nur einen Eindruck – und eben kein Urteil – über Mannheims Kitas vermittelt, endet nun nach 13 Monaten. Und trotzdem bleiben wir dran. In etwa einem Jahr werden wir die Informationen über die Angebote der Kitas in unserem Internetauftritt aktualisieren. Wir bieten Ihnen also mit „Kitas unter der Lupe“ dauerhaft einen verlässlichen Überblick und Vergleichsmöglichkeiten, wo unsere Kinder wie gefördert, gefordert und geprägt werden.

Ohnehin braucht nicht nur unser Nachwuchs viel Aufmerksamkeit. Auch die vielen Erzieherinnen und wenigen Erzieher, ihre Arbeitsbedingungen, der Zustand der Kitas oder die pädagogischen Konzepte müssen immer wieder von Neuem unter die Lupe genommen werden. Das bleibt ein gemeinsamer Auftrag – für die politischen Gestalter, für Sie und für uns. Damit unsere Zukunft, die Kita-Kinder, gut aus den Kinderschuhen ins Leben kommt.

Kitas unter der Lupe

Soviele Leser haben bisher im Morgenweb ihre Bewertungen abgegeben

Neckarau	469
Schönau	455
Lindenhof	318
Walldorf	286
Neckarstadt-Ost	273
Innenst./Jungbusch	246
Seckenheim	228
Neckarstadt-West	219
Käfertal	213
Rhinland	195
Schweizergerst./Ostst.	185
Feudenheim	179
Sandhofen	179
Rhein	153
Vogelstang	125
Wallstadt	78
Neusheim/Neuherrnheim	73
Friedrichsfeld	50
Insgesamt	3771

Quelle: eigene Recherche, Stand: 22. 9. 2015

Morgenweb

Serie geht im Netz weiter

Unsere Serie „Kitas unter der Lupe“ ist zu Ende – doch das umfangreiche Angebot im Morgenweb bleibt erhalten. Auch weiterhin können Sie dort die Liste ansehen, sich über einen Stadtplan die einzelnen Einrichtungen aufrufen und unsere Artikel dazu lesen. Und Sie können auch weiterhin Ihre Bewertungen abgeben zu den Einrichtungen, die Sie kennen, weil sie Ihre Kinder besuchen oder weil Sie selbst dort arbeiten. *bro*

morgenweb.de/kitasunterderlupe



Seit über einem Jahr haben wir im „MM“ Krippen und Kindergärten vorgestellt. Im Internet bleiben die Ergebnisse weiter abrufbar.

MONTAGE: PICKLER

Kitas unter der Lupe: Heute endet unsere Serie über Kinderbetreuungseinrichtungen in Mannheim – 162 Kindergärten und Krippen haben wir vorgestellt

So gut sind unsere Kleinen aufgehoben

Von unserem Redaktionsmitglied
Heiko Brehm

Irgendwann kommt für fast alle Eltern dieser Zeitpunkt: Der Nachwuchs kommt in die Kita. Manchmal schon mit einem Jahr oder noch jünger in die Krippe – meistens dann, wenn beide Elternteile berufstätig sind. Manchmal auch mit drei Jahren in den Kindergarten. Dann stellt sich die Frage: Wo ist mein Kind am besten aufgehoben?

Um den Mannheimer Eltern einen Überblick zu geben, sind wir in den vergangenen Monaten durch die Krippen und Kindergärten dieser Stadt gezogen. 162 Einrichtungen haben wir besucht, große und kleine, neue und etablierte.

Es bewegt sich etwas

Am heutigen Mittwoch endet unsere Serie „Kitas unter der Lupe“. In der vergangenen Woche haben wir Ihnen noch einmal zwei Kitas vorgestellt – und dabei das ganze Spektrum der Kinderbetreuung in Mannheim gezeigt. Eine Einrichtung gibt es schon länger, hinter ihr steht ein bekannter Träger: Der Kindergarten St. Laurentius in Käfertal, neu ge-

baut, aber getragen seit Jahrzehnten von der katholischen Kirche, einem der größten Anbieter von Kinderbetreuung in Mannheim.

Und auf der anderen Seite die Sportkita „Purzelbaum“ – ein neues Konzept von einem neuen Träger. Zum ersten Mal in Mannheim ist ein Sportverein, der TSV 1846, Träger ei-



ner eigenen Kinderbetreuungseinrichtung. Er legt besonderen Wert auf Bewegung, 80 Kinder in Krippen- und Kindergartenalter werden betreut.

Die Beispiele zeigen: Die Mannheimer Kindergartenlandschaft ist ordentlich in Bewegung. Zwar bieten die drei großen Träger Stadt, evangelische und katholische Kirche weiterhin das Gros der Plätze an. Doch daneben gibt es immer mehr neue Angebote, bei denen Bewegung, Sprachen oder flexible Öffnungszeiten im Mittelpunkt stehen. Und die dann allerdings oft auch deutlich mehr kosten als die „Standard-Kitas“.

Welche Einrichtung also ist die richtige? 162 Kitas haben wir Ihnen seit August 2014 im Blatt und in unserem Online-Angebot Morgenweb vorgestellt. Aufengelände und Ausstattung, Öffnungszeiten und pädagogisches Angebot, das alles haben wir für jede Einrichtung dargestellt und bewertet. Dabei sind wir nur eine Stimme von vielen. Denn an unserem Projekt „Kitas unter der Lupe“ haben sich bisher insgesamt 3771 Leser beteiligt, so viele Bewertungen wurden online im Morgenweb abgegeben.

Jeder, der eine Krippe oder einen Kindergarten in der Stadt kennt, konnte sich an der großen Serie beteiligen. Uns ging es darum, nicht alleine eine Kita vorzustellen, sondern auch die einzubinden, die dort arbeiten oder ihr Kind betreuen lassen.

Großes Interesse – und Kritik

Dass nicht jede einzelne Kindertagesstätte dabei ist, hat in den meisten Fällen mit den Einrichtungen zu tun. Denn einige wenige wollten keinen Besuch, wir haben meist mehrfach nachgefragt, haben aber natürlich auch das akzeptiert. Auch wenn wir es bedauert haben, einige Ein-

richtungen eben nicht vorstellen zu können. „Mit großem Interesse lese ich Ihre Serie zu den Kindergärten“, hat uns eine Mutter aus Käfertal geschrieben. „Gut finde ich vor allem, dass Eltern mitwirken können“, hat uns eine andere Mutter geschrieben. „Schade aber, dass die Eltern nicht mehr dazu beitragen können, also genauer bewerten“, das merkte ein Vater an.

Natürlich gab es auch kritische Zuschriften, manche haben bei den Beschreibungen etwas vermisst, andere wiesen uns auf Probleme hin, die sich bei unserem Besuch vielleicht nicht gleich offenbarten. Dementsprechend fallen die Leser-Bewertungen im Morgenweb tendenziell auch kritischer aus als unsere Einschätzungen. Aber das ist genau der Sinn des gemeinsamen Vorgehens: Hier sollen viele mitreden können.

„Besindruckend, wie facettenreich die Angebote sind“, dieses Fazit zieht Kirsten de Vos, Sprecherin der evangelischen Kirche. „Für uns war es erfreulich, in der Serie unsere 50 Kitas dargestellt zu sehen“, auch das Berufsblatt der Erzieherinnen sei transparenter geworden.

„Die MM-Serie hat deutlich gezeigt, dass unabhängig vom Träger in allen Einrichtungen und Bereichen – vom Krippen- bis zum Vorschulkind – mit viel individuellem Einsatz, hoher Fachkompetenz und an den Bedarfen der Kinder orientiertem Engagement gearbeitet wird“, sagt Eckhard Berg, Geschäftsführer der Katholischen Gesamtkirchengemeinde. „Daher sind wir froh darüber, dass die wertvolle Arbeit, die für die Kinder dieser Stadt geleistet wird, auch entsprechend in den Blick genommen wurde.“

Viele können mitreden

„Ich freue mich sehr über die Ergebnisse der Serie „Kitas unter der Lupe“. Sie zeigen deutlich, dass aus Sicht der Redakteure des Mannheimer Morgen und der Eltern die Qualität der Kitas stadtspezifisch als gut bezeichnet werden kann“, das sagt Mannheims zuständige Bürgermeisterin Ulrike Freundlieb. Besonders freue sie sich dabei über „das gute Abschneiden der städtischen Einrichtungen“. „Eltern wurde ein umfassender Überblick über die vielfältigen pädagogischen Konzepte und Ausstattung einzelner Einrichtungen gewährt.“

Ausblick: Während an einer Stelle noch Krippenplätze frei sind, sollen an einer anderen schon neue entstehen / Sanierung bleibt Herausforderung

Nicht nur die Kinder wachsen

Kinder wachsen und verändern sich – und der Kinderbetreuung geht es nicht anders. Der Bereich befindet sich seit Jahren in einem rasanten Wandel, es geht um mehr Plätze, längere Öffnungszeiten und bessere Qualität. Auch in Mannheim ist viel passiert – und nicht immer ist alles so gelaufen, wie man es sich vorher vorgestellt hat.

„Momentan sind bei der Evangelischen Kirche Mannheim noch drei Krippengruppen nicht belegt“, sagt Kirsten de Vos. Der Bedarf in einigen Stadtteilen sei geringer als erwartet, „so dass hier gemeinsam mit der Stadt nach Lösungen gesucht wird“. Auch von der katholischen Seite heißt es, dass in „einigen unserer katholischen Krippen noch Plätze frei sind, ein harmonischer Übergang zwischen Krippe und Kindergarten

ist uns daher umso mehr ein Anliegen“, das sagt Eckhard Berg, Geschäftsführer der Katholischen Gesamtkirchengemeinde.

Um Bedarfe zu ermitteln, sind nach Ansicht der freien Träger die Absprachen mit der Stadt besonders wichtig. Berg regt darum an, „einen regelmäßigen, zielführenden Dialog zwischen den Trägern zu intensivieren, um so eine schlüssige trägerübergreifende Bedarfs- und Ausbauplanung für bestehende Einrichtungen, aber auch mit Blick auf die anstehende Erweiterung der Ganztagesbetreuung zu erreichen“. Man setze hier auf konstruktive Zusammenarbeit, genauso wie bei der Ausbildung der Fachkräfte.

Neben der besseren Koordination stehen weiter die Ganztagesplätze im Vordergrund. „In Mann-



Besonders Ganztagesplätze in Kitas fehlen weiter in Mannheim. BILD: DPA

heim fehlen Ganztagesplätze. Die Umwandlung von VO- in GT-Plätze ist eine notwendige Aufgabe, um dem sich verändernden Bedarf von Familien gerecht zu werden“, sagt de Vos. „Hier geht es sowohl um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wie auch um die Chancengerechtigkeit für Kinder.“

Weitere Investitionen nötig

Auch die zuständige Bürgermeisterin Ulrike Freundlieb kennt das Problem. „Wir werden daher den Anteil von Ganztagesplätzen durch den Umbau von Plätzen mit Regel- oder verlängerten Öffnungszeiten auf 50 Prozent ausbauen“, verspricht sie. Zudem plant sie „mittelfristig“ die Zahl der Krippenplätze weiter zu steigern. In den anstehenden Haushaltsberatungen wird die Kinderbe-

treuung wieder eine Rolle spielen, sagt Freundlieb – um das „hohe Qualitätsniveau der Kinderbetreuung in Mannheim zu halten und weiter auszubauen sind auch künftig beträchtliche Investitionen nötig“. Einen entsprechenden Ansatz habe sie in die Haushaltsberatungen eingebracht.

Und um Geld wird es auch bei den freien Trägern gehen: In zehn Kitas hat die evangelische Kirche nach eigenen Angaben stark investiert. Notwendige Sanierungsmaßnahmen in zahlreichen der insgesamt 50 Kitas stünden hingegen noch aus. „Wir sprechen hier durchaus von einem Sanierungsstau, der uns angesichts der begrenzten finanziellen Mittel vor eine schwierige Situation stellt“, sagt Kirsten de Vos. *bro*

KITAS UNTER DER LUPE (60): Was macht eine gute Kita aus? Bemerkungen zur Qualitätsdiskussion aus Praxis und Wissenschaft

Serie: Kitas unter der Lupe seit August im Morgenweb

Im Netz 2761 Bewertungen

59 Kindergärten haben wir bereits in der Zeitung vorgestellt, seit wir im vergangenen Jahr mit unserer Serie „Kitas unter der Lupe“ begonnen haben. Von Anfang an war dabei geplant, dass Sie, die Leser, eine mindestens ebenso wichtige Rolle in der Serie spielen. Im Morgenweb haben Sie bereits 2761 Bewertungen abgegeben – damit helfen Sie anderen Eltern, die sich über Krippen und Kindergärten informieren wollen. Denn die Einschätzung anderer Eltern ist dabei für viele neben den eigenen Eindrücken immer noch das Wichtigste.

Dabei kommen auch weiterhin direkte Fragen und Anregungen in der Redaktion an. Einrichtungen melden sich, weil sie noch nicht vorgestellt wurden und auf einen Anruf warten. Eltern rufen an, weil sie mit einer Einschätzung nicht einverstanden sind oder weil sie uns Anregungen geben möchten. Wir freuen uns über das Feedback und versuchen, so viel wie möglich in unsere Berichterstattung einfließen zu lassen. *iro*

JETZT BEWERTEN!

Sie können im Morgenweb selbst Bewertungen zu den Kitas abgeben, die Sie kennen. Dort finden Sie auch alle bereits erschienenen Serienbeiträge und die Bewertungen anderer Leser.

morgenweb.de/
kitasunterderlupe

Kitas unter der Lupe

Soviele Leser haben bisher im Morgenweb Ihre Bewertungen abgegeben

Neckarau	417
Schnänu	268
Lindenhof	230
Neckarstadt - Ost	220
Waldfhof	199
Innenst./Jungbusch	186
Kiferlat	161
Neckarstadt - West	161
Seckenheim	161
Schwetzingen/Oststadt	152
Rheinu	135
Feudenheim	134
Sandhofen	99
Vogelstang	73
Wallstadt	66
Neuosth./Neuhersheim	62
Friedrichsfeld	37
Insgesamt	2761

Quelle: eigene Recherchen, Stand: 12.1.2015

Gastbeitrag: Angelika Mauel, Erzieherin und Autorin, über den Trend zu offenen Betreuungsformen in Kindergärten

Gute Ideen und Sparzwang

Von
Angelika Mauel

Wird Eltern die „offene Arbeit“ eines Kindergartens erklärt, erfahren sie, dass die Kinder in Funktionsräumen ihren Interessen nachgehen können. Für jedes neu aufgenommene Kind gibt es eine „Bezugserzieherin“. Diese rüstet und wickelt ihre „Bezugskinder“, ist für deren Ich-Bücher oder Bildungsdokumentation verantwortlich und steht den Eltern für Gespräche zur Verfügung. Doch auch in Einrichtungen, die auf feste Gruppen setzen, ist oft von der Eingewöhnung nach einem „Modell“ und einer „Bezugserzieherin“ die Rede. „Teiloffene pädagogische Arbeit“ gibt es ebenfalls. Hin und wieder erfahren Eltern, dass das



Team einer Einrichtung zur Kinderbetreuung in Stammgruppen zurückkehrt ist. Es sei besser für die Kleinen. Wenn Freizeit- oder Geschwister aus verschiedenen Gruppen zusammen spielen möchten, würde man das selbstverständlich erlauben. Intern wird geklagt, das „offene Konzept“ führe dazu, dass Erzieherinnen den Überblick über „ihre Kinder“ verlieren ... Nicht nur in der Mode, auch in der

Kindergartenpädagogik gibt es Trends. Momentan ist der Ausdruck „Bezugserzieherin“ in. Er scheint die früher verwandte Bezeichnung „Tante“ durch eine Art Titel, der professionelle Distanz vermittelt, wieder einzuführen. Es hat sogar schon einen Versuch gegeben, den Begriff „Tandemeingewöhnung“ für die gemeinsame Eingewöhnung eines Kindes durch zwei zuständige Erzieherinnen etablieren. Theoretiker der Bildungsbranche trachten danach, die Auswirkungen des Schichtdienstes auf Kinder zu beschönigen und beschönigen zu lassen. Zu den bürokratischen Pflichten der Erzieherinnen gehört es, stets wertschätzend zu dokumentieren. Wenn alle Eltern in Vollzeit dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen sollen, passt es nicht, auf die Schattenseiten des Betreuungspflanzers aufmerksam zu machen.

Die „Tante“ ist wieder da. Ich bin froh, dass ich in Baden-Württemberg arbeite. Hier ist es nicht so übel, wie in anderen Bundesländern“, habe ich schon Erzieherinnen sagen hören. Auch in den Fachforen tauschen sich die in Krippen und Kitas Tätigen über pädagogische Fragen und die Rahmen- oder Rahmenbedingungen ihrer Arbeit aus. „Der tatsächliche Betreuungsschlüssel ist ein anderer als der, der



Ein sinnvolles Eingehen auf die Kinder, darum muss es in Kindergärten gehen. Unsere Autorin zweifelt daran, dass das immer möglich ist. BEI PHOTOVA

auf dem Papier steht.“ Ein Satz, den man auf Kongressen und Bildungsmessen, in den Pausen zwischen Workshops und Vorträgen immer wieder zu hören bekommt. Nachdem es kein Bundesland gibt, in dem nicht in Zuge des Betreuungspflanz-

ausbaus ehemals geltende Standards außer Kraft gesetzt wurden, finden sich überall Erzieherinnen, die über „schöngerechnet“ Betreuungsschlüssel lachen.

Die Reggio-Pädagogik genießt seit Jahren Ansehen – und mit ihr

Angelika Mauel

■ Angelika Mauel ist ausgebildete Erzieherin, sie wurde 1960 in Köln geboren.

■ Mauel hat viele Jahre lang als Erzieherin in mehreren Kindergärten in Bonn, Bornheim und im rhein-Sieg-Kreis gearbeitet.

■ Derzeit arbeitet Mauel als freie Autorin.

■ Sie schreibt etwa für das Elternmagazin „unzerogen“ und arbeitet an einem Buch über den Alltag in Kindergärten.

viele selbst „gebastelte“ oder mit Hilfe externer Berater entwickelte Konzeptionen, die auf „offene Arbeit“ setzen. Doch was nützen gute Ideen, wenn sie unter Sparzwang umgesetzt werden sollen? Erzieherinnen, die freiwillig nur zu gern nach dem in der italienischen Stadt Reggio Emilia entstandenen Konzept arbeiten würden, fühlen sich betrogen, wenn sie erleben müssen, wie ein pädagogisch sinnvolles Eingehen auf Kinder unmöglich gemacht wird.

Damit Kinder und Eltern morgens wissen, wo sie in einem großen Haus welche Erzieherin finden, arbeiten Fachkräfte für Wochen, in Exzessfällen gar bis zu einem halben Jahr in einem Raum. Wochen- oder gar monatelang Kreativraum, Forscherlabor, Toberraum oder aber: Wickeltisch und Wasserspiele! Mit Hilfe eines offenen Konzeptes lässt sich Personalmangel verschleiern. Obwohl für eine angemessene Bildung der Kinder mehr Personal gebraucht würde, macht allein die Vielfalt an „Ecken“ und „Bildungsineln“ auf Eltern Eindruck. Ein „Labor“ für Kinder gab es früher nicht. Auch keine „Weltwissenstrine“.

Zertifizierung fehlt

Wozu Ansicht und auf „Vorzeigobjekte“ setzende Kindergartenbildung? Wozu dieser abstruse Pädagogenslang? „Bezugserzieherin“? Ein Begriff, ähnlich grotesk wie das DDR zugeschriebene „Jahresflugelndfigur“!

Alle Jahre wieder haben Erzieherinnen auf die versprochenen Verbesserungen gewartet. Das „Spiel gut“ Zeichen prangt beziehungsweise nur auf Käulich zu erwerbenden Spielwaren, Krippen und Kitas werden nicht entsprechend zertifiziert. Erzieherinnen fühlen sich manchmal wie „im offenen Vollzug“. „Ich habe keine anspruchsvolle Ausbildung gemacht, um dann nur in einem Raum abgestellt zu werden“, sagt sich eine junge Erzieherin. „Bestimmt gibt es Alternativen.“

Erzieherinnen: Bezahlung und Arbeitsbelastung entscheidend

Oft fehlt einfach die Zeit

Den ganzen Tag auf Kinderstühlen sitzen, bis der Rücken schmerzt – das war bis vor kurzem noch eine Klage von vielen Erzieherinnen. „Da hat sich etwas verändert, darauf wird mittlerweile mehr geachtet“, sagt Hansi Weber. Sie ist in der Vertrauensfrau und Fachgruppenvorsitzende für Soziales, Kinder und Jugend bei der Gewerkschaft. Mit Erzieherinnen ist sie in engem Kontakt. Sie weiß darum, worüber geredet wird.

Natürlich auch über das Personal. Da sei der Stand zwar etwa bei der Stadt Mannheim – diesen Bereich vertritt Weber bei ver.di. „ganz gut, hier werden die Standards eingehalten, es gibt zum Beispiel Springer, um Lücken auszugleichen.“ Das werde von vielen Erzieherinnen auch anerkannt. Probleme blieben aber trotzdem. Denn die Personaldecke sei dünn, und wenn Erzieher etwa für Fortbildungen freigestellt werden wollen, werde es eng – es fehlt einfach die Zeit.

Ver.di will zehn Prozent mehr

Auch die zusätzliche Ausbildung von Nachwuchslerziererinnen bringe zusätzliche Arbeit. „Es ist unglaublicher Aufwand, die Häuser tragen das Ausbildungsplus selbst mit“, sagt Weber. „Aber das sind eben die Probleme, die der Fachkräftemangel mit sich bringt.“

Zudem hätten es die Arbeitgeber durch diesen Fachkräftemangel schwer, besonders qualifizierte und erfahrene Erzieherinnen zu gewinnen. „Es gibt aber mittlerweile ziemlich komplexe Anforderungen, zum Beispiel Kinder mit sehr hohem Förderbedarf oder Familienberatung“, hier seien erfahrene, fortgebildete Mitarbeiter eben besonders wichtig.

Um den Beruf der Erzieherin attraktiver zu machen, braucht es sich die Ansicht von Weber und der Gewerkschaft neben besseren Arbeitsbedingungen aber vor allem auch eine bessere Bezahlung. Die Gewerkschaft ver.di geht mit dieser Botschaft in dieses Jahr. Dass sie es ernst meint, hat sie schon gezeigt. Zu Ende 2014 hat ver.di den betreffenden Teil des Tarifvertrags mit den Kommunen gekündigt. „Es geht um ein rund zehn Prozent Geld mehr für diese Berufsgruppen“, sagte Weber.

Die Gewerkschaftsstrategen bei ver.di wissen, dass die Verhandlungen nicht einfach werden. Und sie planen durchaus Druckmittel ein – etwa Streiks. 2015 könnte also nicht nur für Erzieherinnen, sondern auch für Eltern mit Kindern in kommunalen Einrichtungen ein anstrengendes Jahr werden. *iro*

Interview: Professor Rolf Schwarz über die Qualität der Kinderbetreuung in Deutschland, was Erzieherinnen verdienen sollten – und woran Eltern eine gute Kita erkennen können

„Wie gehen die Erzieherinnen mit den Kindern um?“

Von unserem Redaktionsmitglied
Heiko Brohm

Eltern suchen oft nach dem Besten für ihre Kinder – auch, wenn es um Betreuung geht. Doch einen guten Kindergarten zu erkennen, ist nicht leicht. Professor Rolf Schwarz beschäftigt sich wissenschaftlich mit der Frage, was eine Kita zur guten Kita macht – und wie die Lage in Deutschland ist.

Herr Professor Schwarz, was macht eine gute Kita aus?
Rolf Schwarz: Das Wichtigste ist natürlich der direkte Kontakt zwischen den Kindern und den pädagogischen Fachkräften, also salopp formuliert: Wie gehen die Erzieherinnen mit den Kindern um? Ein Fachbegriff ist hier die Resonanzfähigkeit: Kinder wollen sich ständig ausdrücken, die Frage ist, wie die Fachkräfte da-

rauf reagieren, wie aufmerksam sie sind und wie sehr sie die Kinder ernst nehmen.

Auf Kinder eingehen, das funktioniert allerdings nur, wenn ich auch Zeit dazu habe, oder?
Schwarz: Genau, die Qualität der Betreuung ist natürlich abhängig vom Personalschlüssel einer Einrichtung. Untersuchungen haben gezeigt, dass der Betreuungsschlüssel bei Schulklassen eine viel geringere Rolle spielt als bei den ganz kleinen Kindern. Hier gilt: Der Schlüssel muss so gering wie möglich sein.

Das kostet allerdings Geld, wer soll das bezahlen?
Schwarz: Ich sehe besonders den Bund hier in der Pflicht. Er hat die Kommunen schließlich mit dem Rechtsanspruch unter Druck gesetzt, die Krippenplätze zu schaffen.

Es geht um fünf bis zehn Milliarden Euro, die pro Jahr zusätzlich investiert werden müssen, da muss der Bund einfach mehr zuschießen.

Wie ist es um die Qualität der Kinderbetreuung bei uns bestellt?
Schwarz: Unter der Konzentration auf den Ausbau neuer Plätze hat die Qualität gelitten. Zudem können wir feststellen, dass die Qualität der Kitas in Deutschland extrem unterschiedlich ist. Das hat auch sehr viel mit dem jeweiligen Träger zu tun, hier sehe ich oft noch ein gewaltiges Verbesserungspotenzial. Denn eines ist klar: Wir brauchen bessere Kitas, um die Bildungschancen von Kindern zu verbessern. Dann noch immer hängt unglaublich viel davon ab, aus welchen Familien Kinder kommen. Und so zementieren wir eben in einigen Fällen auch schlechte Bildungschancen.

Rolf Schwarz

■ Rolf Schwarz hat in Heidelberg Realschullehrer und Diplom-Pädagoge studiert. Drei Jahre arbeitete er dabei an der Feudenheim-Realschule.

■ Er hat eine Juniorprofessur für „Bewegungserziehung und Sport“ an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe.

■ Schwarz lebt in Schriesheim, wo er auch Elternbeiratsvorsitzender einer Kita ist. *bro*

Was ist zu tun?
Schwarz: Wir müssen zum Beispiel bei den Erzieherinnen etwas verändern: Die Ausbildung muss verbes-

sert und auf das Niveau von Grundschullehrern gehoben werden. Wir müssen dabei auch noch mehr Wissen über die frühkindliche Bildung im Alter von null bis sechs Jahren vermitteln.

Wer Erzieherinnen besser ausbildet, muss sie aber auch besser bezahlen.

Schwarz: Natürlich, da muss es um eine massive Erhöhung gehen, sie müssen auch so gut verdienen wie Grundschullehrer. Das wäre wie gesagt auch gut angelegtes Geld: Bei gleichem finanziellen Einsatz sind die Effekte bei kleineren Kindern deutlich größer als bei älteren Kindern. Wir müssen also mehr Geld dort investieren, wo es am meisten bringt.

Trotzdem: Wo soll das Geld herkommen?

Schwarz: Das ist nur eine Frage der Prioritäten. Ich würde etwa das Elterngeld kürzen und in die Frühförderung stecken. Und das Betreuungsgeld ist natürlich Quatsch, das Geld kann man viel besser einsetzen.

Woran können Eltern denn erkennen, ob eine Kita gut ist?

Schwarz: Das ist nicht ganz leicht, Einrichtungen sind ja für Kinder da und nicht für die Eltern, dass wegsehen sie schnell. Es geht also nicht um die Zahl der Parkplätze, sondern um die pädagogische Qualität. Um die einschätzen zu können, empfehle ich eine kurze Hospitation. Einfach mal fragen, ob man etwas am Alltag teilnehmen kann, dabei erkennen man schon, wie mit den Kindern umgegangen wird. Und auch auf den Umgang mit den Eltern, wie sehr sie eingebunden werden, sollte man achten.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- AUSLÄNDER**
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Die andere Welt vor unserer Haustür

Fröhliche Folklore, hier etwas Kebab, dort ein wenig Sirtaki, Schwärmen für das multikulturelle Miteinander — das reicht nicht. Wer über Ausländer schreibt, braucht Zeit und langen Atem. Unsere Städte sind ein bunter Mikrokosmos: Türken, Italiener, Griechen, Chinesen, Russen und jetzt auch die vielen Flüchtlinge. Ein nicht immer unproblematisches Zusammenleben. Es gibt Berührungspunkte und Verteilungskonflikte, Verachtung bis hin zum Rassismus und eben auch Ausländer, die sich nicht integrieren wollen, die Vorurteile und Ängste schüren. Seit Jahrzehnten setzen sich Zeitungen für ein vernünftiges Miteinander ein. Das Thema bleibt aktuell.

Eine Woche in einer Notunterkunft

Zeitungsverlag
Waiblingen
...die besten Seiten vom Tag!



Die Flüchtlinge kommen – das ist Tatsache und gleichzeitig der Titel für die 40teilige Serie. Die Redakteure gehen dorthin, wo die Probleme sind. Zusätzlicher Service: Im Netz kann jeder zu seinem Ort alle Daten und Fakten abrufen.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
INTEGRATION

Wer beschönigt, hilft nicht

Der Reporter geht dahin, wo es weh tut. Er packt mit an in einer Notunterkunft – eine Woche lang. Aus nächster Nähe erfährt er alle Nöte, die der Flüchtlinge und die der Helfer, die der staatlichen Bürokratie und die der Sozialbetreuung. Seine Reportagen liefern den Einstieg in eine 40teilige Serie. Die Texte sind nahe dran an den Menschen, sie beschönigen nichts. Wer beschönigt, hilft nicht. Aufgabe der Zeitung ist es, Probleme beim Namen zu nennen. Die Zeitung tut es – vorbildlich – und findet die richtigen Worte für das beispielhafte Engagement der Vielen, die helfen, ohne große Worte zu machen.

Dorthin gehen, wo die Probleme sind

Zur Flüchtlingskrise ist fast alles gesagt und alles geschrieben worden. Was bleibt da noch einer kleinen regionalen Tageszeitung, die dieses Thema in ihre Lokalteile herunterbrechen möchte? Und dabei über die aktuelle Berichterstattung hinausgehen will, die vor allem um die Frage der Unterbringung und des ehrenamtlichen Engagements kreist.

Unsere Antwort: Wir sind dahin gegangen, wo die Probleme sind, um ein realistisches Bild der Lage zu gewinnen. Peter Schwarz hat eine Woche in einer Notunterkunft mitgeholfen. Andreas Kölbl war im Kosovo – der nur eine Flugstunde entfernt von Waiblingen ist. Jörg Nolle hat eine Patenschaft für zwei syrische Flüchtlinge übernommen. Jutta Pöschko-Kopp hat allen Leserinnen und Lesern, die sich gegen Unterkünfte vor ihrer Haustür wehren, ihre Meinung sehr deutlich gesagt. Daraus ist eine fast 40-teilige Serie „Die Flüchtlinge kommen“ entstanden – mit einem Special auf zvw.de. Im Internet kann jeder zu seinem Ort alle Daten und Fakten abrufen. Das alles mit vielen Kommentaren im Internet, hunderten von Leserbriefen und zahlreichen Abo-Kündigungen.

Welche Kriegs- und Fluchterfahrungen haben Menschen durchlitten, die bei uns ankommen? Welche Träume, Hoffnungen, Ängste bewegen sie? Wie fühlt es sich an, in einer Notunterkunft leben zu müssen, gemeinsam mit mehr als hundert anderen auf engem Raum und fast ohne Intimsphäre? Wie kommt die staatliche Bürokratie mit der enormen Herausforderung, sie alle zu registrieren und ihre Anträge zu bearbeiten, zurecht? Wie findet in solch einer Unterkunft die Sozialbetreuung ihren Weg zwischen professionellen Routinen und der fast täglichen Notwendigkeit, zu improvisieren? Wie geht die Stadtgesellschaft mit all dem um, wie engagieren sich Helferinnen und Helfer? Diese Fragen sind überall in der Republik dieselben – Antworten finden sich wie unterm Brennglas, wann immer Journalisten sich mitten hinein begeben in diese Flüchtlingsrealitäten.

Unser Redakteur Peter Schwarz hat nicht nur mal vorbeigeschaut, sich nicht nur ein paar Stunden oder einen Tag lang umgehört, sondern eine Woche in einer Notunterkunft verbracht und sich dort auch als Mitarbeiter nützlich zu machen versucht, täglich von morgens bis abends.

Noch Fragen?

Frank Nipkau, Chefredakteur, Telefon: 07151/566 260, E-Mail: frank.nipkau@zvw.de

KREISREDAKTION
 TELEFON 07151 566-275
 FAX 07151 566-402
 E-MAIL kreis@zvw.de
 ONLINE www.zvw.de

Rems-Murr RUNDSCHAU

c 1
 Nummer 221 – RM1
 Donnerstag, 24. September 2015

EXTRA: Serie „Die Flüchtlinge kommen“, Folge 1

Schaffen wir das?

- Die Flüchtlinge kommen – unser Leben wird sich verändern. Doch was passiert da genau? Wer kommt? Wie können wir helfen? Welche Probleme gibt es wirklich? Mit unserer neuen Serie wollen wir ein realistisches Bild der Flüchtlingskrise zeichnen, zur Mit-hilfe anregen, aber auch Probleme nicht unter den Tisch fallen lassen.
- Redakteur Peter Schwarz hat eine Woche lang in einer Notunterkunft für Flüchtlinge mitgearbeitet. Mit seinen Erfahrungen beginnt unsere Serie.
- Die Serie wird im Internet ergänzt mit vielen zusätzlichen Informationen, Grafiken und Videos.



117 Menschen in einer Turnhalle – je acht Flüchtlinge leben in einem Bauzaunquadrat mit vier Stockbetten, Spinden, Tischen, Stühlen und Habe in Tüten.

Bilder: Böttner

VON UNSEREM REDAKTIONSMITGLIED
 PETER SCHWARZ

Waiblingen.
 Herr Kasim kämpft gegen die Gespenster des Krieges, Sozialbetreuer Dominique Schmidt akzeptiert das Chaos, Jehad aus Syrien überwältigt mit Gastfreundschaft: eine Woche in der Flüchtlings-Notunterkunft, Teil 1.

Mann in Not

Eine Reise mit Herrn Kasim

Wir fahren durch das verlassene Nachtschwärz in den mausgrauen Morgen. Regen tropfende auf die Scherbe, Beton und Asphalt zogen vorbei, wir quälten uns durch den Stau nach Einigen bei Reutlingen. Herr Kasim sollte dort um acht Uhr zu seinem Interview erscheinen, seiner Anhörung, einem wichtigen Schritt auf dem Weg zum Bleiberecht. Ein Syrer, hatte die Sozialbetreuerin gesagt; schwer traumatisiert; habe Schlimmes erlebt. Ein Psychiater habe auf einen Elternteil gedrängt.

In der Waiblinger Berufshilfs-Turnhalle leben 117 Menschen, lauter Männer; Familien lässt sich dieses brüchige Schwundform von Privatquartieren nicht leisten. Die sogenannten „Zimmer“ sind Gevierte aus Bauzäunen, mit Stoff bespannt, je acht Menschen teilen sich 32 Quadratmeter, vollgestellt mit Stockbetten, Spinden, Tischen, Stühlen, Kleidern, Kochtöpfen und Habe in Plastiktüten. Das Licht erlischt nie, auch nachts muss eine Restbeleuchtung brennen. Stille kehrt nie ein, das Schnarchen, Murmeln, Seufzen kommt nur nicht immer aus derselben Richtung. Es gibt keine Zimmertüren, nur mit Tüchern verhängte Eintrittslücken. Herr Kasim, hatte die Sozialbetreuerin gesagt. Finde hier keinen Schlaf, die Gedanken- und Bildermühle komme nie zum Stillstand, er habe zu vieles gesehen.

Das war die Abmachung: Ich würde eine Woche in der Notunterkunft verbringen, jeden Morgen bis zum Abend, würde erfahren, welche Sorgen die Menschen hier und treiben, welche Erinnerungen sie quälen, an welche Hoffnungen sie sich klammern. Im Gegenzug würde ich versuchen, mich nützlich zu machen, zum Beispiel als Chauffeur.

Auf 6.20 Uhr an diesem Montagmorgen hatten wir uns verabredet. Er trat aus der Halle ins Freie und zeigte sein Handy, als wolle er Rechenschaft ablegen über seine Pünktlichkeit. Das Display zeigte „6:19“ und das Foto einer Frau: Angela Merkel.

„Wie geht?“, fragte Herr Kasim. Viel mehr wussten wir nicht zu reden, ich sprach kein Arabisch, er kaum Englisch. „Thank you“, sagte er nur immer wieder, wenn ich ihm etwas mitzuteilen versuchte, und „sorry“, als fühle er sich schuldig, wenn wieder ein Verständigungsversuch versandete. Während der Fahrt bewegte sich sein Lippen, ein Wispern war zu hören, vielleicht betete er, vielleicht versuchte er, seinen Worten für sein Interview, Herrn Kasims behutsame Höflichkeit war ein dünnes Tuch: Es ließ die Aufwühlung durchschimmern.

In Einigen hat das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge Räume angemietet.

Ein Mann schob Herrn Kasim zur Wand und legte Maß an: Stimmt die Größe, wie sie in den Papieren steht? Während der Anordnung ging ich draußen auf und ab. Hinter der Glasfront des Büros sah ich ihn sitzen, einen Dolmetscher neben, einen Beamten vor sich: ein Mann in tiefer Sorge.

Eigentlich

Dominique Schmidt und Melih Göksoy

Wie die 117 Flüchtlinge lebt auch ihre Sozialbetreuerin Dominique Schmidt im Provisorium: Ihr Büro ist ein Schlauch von zwei mal fünf Metern im ersten Stock des Hallentraktes: gelbe Klebezettel überall mit hastig draufgekritzelter Telefonnummer; Stadtplan-Kopien, um den Hilfsuchenden den Weg zum Rathaus weisen zu können. Schmidt hat in die Enge des Zimmers Poster gehängt, eines ist beschrieben mit Zeugnissen aus Ungarn und Bulgarien, Reise-notizen von der Flucht: Einen Mann suchten dort fünf Beamte heim – zwei hielten, zwei schlugen, einer vergewaltigte ihn. Andere Geschichten handeln von Folter in Duschräumen, Schlagstöcken, 50 Menschen in einer 20-Quadratmeter-Zelle, drei Tagen nackt in einer Toilettenkabine.

Ein wichtiges Wort in der Waiblinger Steinbeisstraße ist: eigentlich. Eigentlich hätten die Spinde beim Einzug da sein sollen. Sie kamen am dritten Tag. Eigentlich hätten es 120 sein sollen. Es waren 60, der Hersteller hat Lieferchwierigkeiten. Eigentlich brauchten viele einen Arzttermin, zum Beispiel der Mann, dessen Arm bei einer Explosion in Syrien mit Glassplittern gespickt wurde – aber so sehr sich die freundliche Telefonistin vom Roten Kreuz auf dem Flur auch müht, manchmal dauert es etwas länger. Eigentlich sollte jeder Papieren haben, aber hier steht einer im Büro, der aus Frankfurt kam, in Ellwangen registriert, nach dem Waiblingen verlegt wurde – und irgendwo verpassen die Unterlagen, die ihm hintergeschickt werden

sollten, im Nirgendwo gestrandet sein. Also telefoniert Schmid Amtsstube um Amtsstube ab: In der ersten hebt keiner ab, bei der zweiten ist belegt, in der dritten haben sie eine Bandansage geschaltet, am Limit scheinen alle. So fahndet Schmid im Zuständigkeitsdickicht, und nebenbei sendet sie eine Bittetelmal an Fluggesellschaften: Hat irgendwer Schlafmasken übrig?

Ein Mann geht als Syrer zum „Interview“ und entpuppt sich dort als Eritreer. Ein Familienvater hat in einem Behördenfragebogen aus Versehen das Wort „Jedig“ angekreuzt, jetzt könnte es Probleme mit dem Familiennachzug geben. Ein Sicherheitsdienstler berichtet, in der Nacht seien Jugendliche ins Gelände gestromt – fragen sie nach Drogen? Oder wollten sie welche anbieten? „Es gibt immer wieder mal was Neues“, sagt Schmid, „aber das meiste hab ich schon erlebt.“ Einmal, in einer anderen Unterakunft, machten ein paar es sich im Duschraum gemütlich, sie stellten Kerzen auf, und durch den Türschlitz quoll süßlicher Duft – es sei, sagt Schmid, „wie im Schullandheim“. Es gibt immer ein paar, auf die man achten muss. Sie wirkt nicht, als verzweifelte sie an ihrer Arbeit. „Irgendwie läuft’s immer. Nur halt nie nach Plan.“

Eine junge Frau, 117 Männer, kann das gutgehen? Dominique Schmidt grinst. Dies hier ist nicht ihre erste Unterakunft, Probleme gab es – so gut wie nie. „Einmal, vor Monaten, kam einer zu ihr und schimpfte herum. Sie sagte: raus. Er antwortete: Von einer Frau lasse er sich nicht so behandeln. Sie wurde streng, er trollte sich. Das war halt ein Depp, und Depp gibt es überall.“

Neben ihr sitzt Melih Göksoy, Schmid Glückfall auf zwei Beinen: Der hellweiche Mittzwanziger arbeitet normalerweise beim Landratsamt in der Kitz-Zulassungstelle, aber sein Chef hat ihn für drei Wochen abgedrängt. Göksoy spricht türkisch – binnener Stundentherapeut, er tut alles respektvoll. Übersetzer, Helfer, Erklärer. Gestern Abend war er seiner Mutter erzählt, was diese Menschen brauchen, worauf sie „einen kleinen Aufruf gestartet hat in der Nachbarschaft. Und jetzt ist mein ganzes

Auto voll!“: 34 Hosen, 21 Hemden, sechs Shirts, drei Trainingsanzüge, zwei Pullover, fünf Anoraks, 15 Paar Schuhe.

Hilfe

Das Herz der Waiblinger

Wenn die Bürokratie zusammenzubrechen droht, schlägt die Stunde der Menschen: Eine Frau kommt ins Büro, sie war neulich beim Helfertreffen, jetzt wisse sie immer noch nicht, wie sie sich einbringen könne, also, hier steht sie, was gibt’s zu tun? Die Rotkreuzfrau ruft vom Flur her: „Ich habe hier zwei, die zum Arzt müssen – können Sie mit?“ Das Telefon klingelt, eine ältere Dame: Ihr Mann ist gestorben, sie hat ihm vor dem Tod noch eine neue Hose gekauft, er hat sie nie getragen, „ich würde seine Sachen gerne vorbeibringen“. Die nächste: „Ich will nicht stören, aber das“ – sie deutet auf zwei Kleiderbügel – „ist kein Knusch!“ Und Matthias Fuchs, IG Metall: „Ich wollte nur fragen, ob wir Ihnen Unterstützung geben können.“ Ein Raum für Sprachunterricht wird gebraucht? Geht klar.

Am Eingang verschenkt ein Grauhaariger Bücher, eine Traube Neugieriger bildet sich. Wie wäre es mit einem Bildband über Neuschwanstein? Oder „Das große Buch vom Lande – it’s about agrar business“? Oder ein „Kombi-Atlas – the world world is in it“? Oder „Die Inselwelt der Karibik“? Eher nein? Na gut, hier ein Fußballbuch. Hände recken sich, stürmische Begeisterung. „Football! Football!“

Der Chef eines Handy-Ladens rückt an, zwei arabische Mutterprachler als Promoteam im Schlepplatz, und verteilt Sim-Cards – die Karten sind kostenlos, wondrous zahlen Sie fünf Euro!“ Wer aber Gut haben kaufen und laden will, braucht nur in den Shop zu kommen, hier, die Adresse. Die Helfer bauen einen Klappstisch und verteilen Hochglanzflyer mit arabischen Schriftzeichen, „hab ich extra drucken lassen.“ Wohltätigkeit? Oder Geschäftstisch-

tigkeit? Egal. Das Handy ist für die Menschen hier lebenswichtig: Erinnerungsspeicher voller Fotos, senderer Fäden in die Heimat, GPS-Navigator auf der Flucht.

Und Ibrahim, Angestellter in der Obst- und Gemüse-Base: Kirschenbaum Rommels-hausen, bringt 30 Kisten Pfirsiche vorbei.

Prost

Jehad, der Koch

Ich war auf viele gefasst, ich wusste, ich würde bedrückende Geschichten zu hören bekommen, ich hatte mich auf Leid eingestellt, auch auf Lebenslust. Aber mit einem hatte ich nicht gerechnet: der Freundlichkeit der Menschen; dem vielfachen „Salaam aleikum“, „Hello“, „Guten Morgen“ auf jedem Weg durch die Halle; den offenen Gesichtern, dem Lächeln.

Meine erste Begegnung mit Jehad aus Syrien: Er trägt aus dem Küchencontainter einen Topf brodelnden Ols, darin schwimmen Pommes. Stolz lässt er jeden reinschauen und lacht. Melih Göksoy erklärt ihm, dass ich jetzt öfters hier sei. Wenn das so ist, sagt Jehad – komm zum Tee in unser Zimmer.

Nun gut, es gibt Tee, das auch. Und eine Pilzpfanne. Jehad muss mindestens eine Stunde lang gekocht haben für sich und seine Schicksalsgefährten in Zimmer 8, geschmelzte Zwiebeln, Tomaten, Paprika. Und binnen Minuten gedeiht eines dieser Gespräche, die uns erfüllender sind, je dichter sie am Abgrund des Scheiterns sind: Englisch stottern, über Bande reden, deutsch und türkisch mit Göksoy als Übersetzer, dazu das internationale Esperanto der Hände und Füße, Gesten und Mienen, jeder radebrecht, bis er selber kaum mehr weiß, was er sagen wollte, und freut sich umso maßloser, wenn die andern am Tisch aus dem Wortstrom etwas angehen, an dem sie sich festhalten können, wenn ratlose Gesichter sich im Verstehen erheben, wenn ein Einverständnis leuchtet, das über Grammatik und Vokabeln weit hinausreicht.

„In Germany we say: Prost.“ – „Prost!“ – „Frust!“ Gelächter. „But it’s no beer!“ protestiert Jehad’s Zimmergenosse Hasan. „It’s tea, Peter!“ Aber gut, dann eben „prost.“ And in Syria: „Zahdag.“ – „Zahdag!“ Gelächter. „Good, Peter! Zahdag!“ Und Jehad: „Germany is best in Europe. Best! So much help.“

Keine Fluchtgeschichten jetzt, keine Kriegsklagen. Nur beinanderstehen, das Essen teilen, Stücke vom Fladenbrot abreißen und damit in die gemeinsame Pfanne greifen. Aber morgen: „Ich bin von der Zeitung“, stamme ich auf Englisch, „ich möchte eure Geschichten erzählen.“ Es gibt viele Geschichten hier“, antwortet Jehad ernst. „so many stories.“ – „Ich möchte eure Geschichten in der Zeitung erzählen. Ich möchte, dass die Menschen in Deutschland verstehen. Morgen kommt ich wieder. Ich möchte euch Fragen stellen.“

„Tomorrow“, sagt Jehad feierlich. „Ask.“ Er lacht. „And eat! You’re welcome.“

Nächste Folge

Freitag: Herr Kasim erzählt seine Geschichte, Jehad Koch, und eine junge Deutsche spricht in fremden Zungen.

Videos und Grafiken auf www.zvw.de/asylerie



Jehad, der Meisterkoch.



Melih Göksoy im Gespräch.



Sozialbetreuerin Dominique Schmidt.

Geflüchtet. Geblieben. Geschafft.

Was aus den Menschen wird, die den Kriegswirren Syriens entkommen sind, weiß niemand. Bekannt aber sind die Schicksale von Menschen, die vergleichbares Leid durchlitten haben, hier gelandet sind und es geschafft haben. Die Redaktion präsentiert 19 Geschichten, die Mut machen.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
INTEGRATION

Eine Serie, die Mut macht

Die Not ist groß, die Menschen in die Flucht treibt. In der neuen Heimat Fuß zu fassen, den Start in ein neues Leben zu schaffen, ist ungewiss und schwierig. Flüchtlinge brauchen Hilfe, die bekommen sie. Sie brauchen Zuversicht, die liefert die Serie der Zeitung. Sie stellt Erfolgsgeschichten vor, die Flüchtlinge in den vergangenen Jahrzehnten geschrieben haben. Die 19 Porträts machen vor allem den Deutschen Mut, die sich engagieren. Denn für sie ist das Motto der Serie Programm: „Geflüchtet. Geblieben. Geschafft.“

Nicht mit erhobenem Zeigefinger

Wie viele kommen noch? Wie viele kann dieses Land noch verkraften? Was wird uns das kosten?

Flüchtlinge – das Wort des Jahres 2015 – wird in öffentlichen Diskussionen immer häufiger mit einem anderen Begriff ergänzt. Es wird zur Flüchtlingskrise. Doch ist jeder einzelne Mensch, der sich vor Armut, Verfolgung oder Krieg nach Deutschland und Hannover gerettet hat, tatsächlich nur ein Problem mehr? Oder verbirgt sich hier nicht eine Chance?

Für den Einzelnen. Aber auch für die Gesellschaft. Die NP wollte diese Fragen nicht mit dem erhobenen Zeigefinger beantworten. Das Konzept von Zoran Pantic, das hinter der NP-Serie „Geflüchtet. Geblieben. Geschafft.“ steht, lebt davon, dass die Biografien früherer Flüchtlinge die Antwort sind. Was kann aus einem Kind aus Syrien werden, das sich etwa im November 2015 mit seinen Eltern über die europäischen Grenzen schleppt und ausgehungert, müde und verdreckt in Hannover ankommt?

Alles ist möglich. Das zeigen die 19 Gespräche, die Zoran Pantic und die NP-Reporterinnen Britta Lüers und Petra Ruckerl geführt haben – unter anderem mit dem Sozialphilosophen Oskar Negt

(81, floh 1945 aus Ostpreußen), Unternehmerin Jasmin Arbabian-Vogel (47, floh 1986 aus dem Iran), dem früheren NP-Fotografen André Spolvint (78, floh 1958 aus Ungarn) oder Ex-96-Profi und Unternehmer Altin Lala (40, floh 1991 aus Albanien).

Eine Antwort gibt aber auch die Geschichte des Fotografen Nader Ismail (25), der die Bilder zu allen 19 Folgen gemacht hat. Vor drei Jahren wurde er noch von der Geheimpolizei Assads in einem Kerker in Latakia gefoltert, vor zweieinhalb Jahren wagte er sich auf ein Schiff, das ihn nach Europa brachte. Heute lebt er in Hannover – und stellt derzeit einige seiner Arbeiten im Neuen Rathaus aus.

Alles ist möglich. Das zeigt die Serie „Geflüchtet. Geblieben. Geschafft.“ Flüchtlingsschicksale aus der Retrospektive erzählt. Wir alle wissen nicht, was aus den Menschen wird, die sich in diesen Zeiten aus den Kriegswirren Syriens über die europäischen Grenzen retten. Aber wir können Menschen fragen, die vergleichbares Leid durchlebt haben. Entstanden sind 19 Mut machende Geschichten.

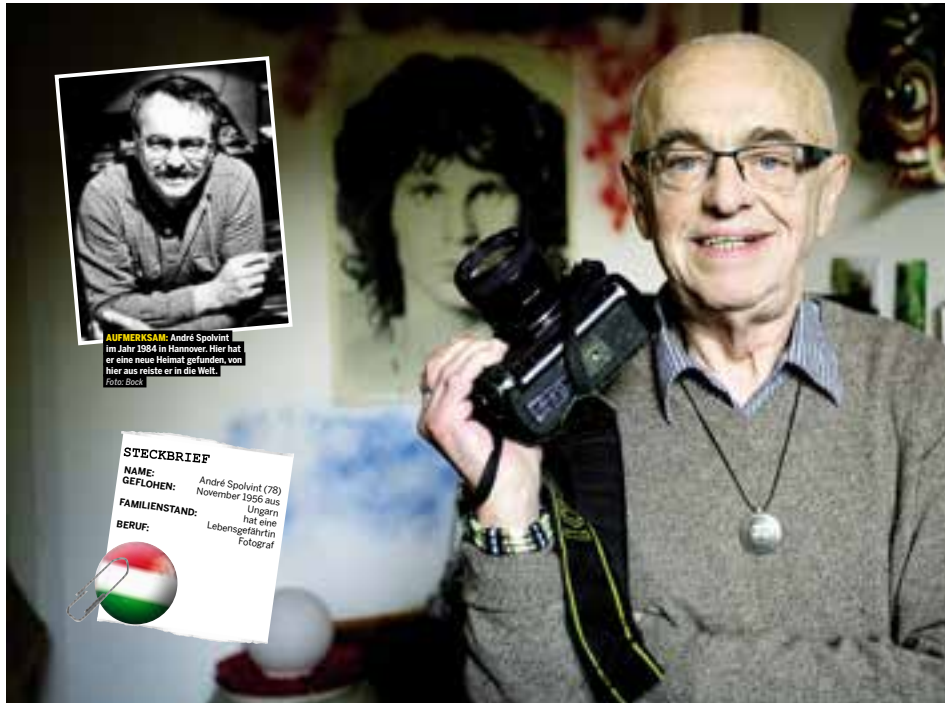
*Bodo Krüger
Chefredakteur*

Noch Fragen?

Zoran Pantic, stv. Ressortleiter, Telefon: 0511/1212-2295, E-Mail: pantic@neuepresse.de

Krieg, Verfolgung, Armut ließen schon immer Menschen aus ihrer Heimat fliehen. Die NP-Serie „Geflüchtet. Gelieben. Geschafft.“ stellt Menschen vor, die daraus in Hannover etwas gemacht haben. Fotografiert werden sie von Nader Ismail – einem Flüchtling aus Syrien.

„Wir suchten das Abenteuer“



AUFMERKSAM: André Spolvint im Jahr 1984 in Hannover. Hier hat er eine neue Heimat gefunden, von hier aus reiste er in die Welt. Foto: Beck

STECKBRIEF

NAME: André Spolvint (78)

GEFLOHEN: November 1956 aus Ungarn

FAMILIENSTAND: Ungarn hat eine Lebensgefährtin

BERUF: Fotograf

Geflüchtet. Gelieben. Geschafft.

Eine NP-Serie

IMMER NOCH DEN DURCHBLICK: André Spolvint lebt in seiner Wohnung in Linden zwischen seinen Fotos. Die Kamera kommt auch noch zum Einsatz, aber der 78-Jährige genießt nun auch sein Rentnerdasein. Foto: Ismail

Fotograf André Spolvint musste nach dem Volksaufstand 1956 in Ungarn fliehen

VON PETRA RÜCKERL

HANNOVER. Diesen charmant-schnarrenden Akzent hat er nie abgelegt, auch nicht nach fast 60 Jahren in Deutschland. Wenn André Spolvint anfängt zu sprechen, überlegt er erst kurz, lächelt dann meist und lässt den magyrischen Klang in seine Worte einfließen. Der 78-jährige Fotograf sitzt im Café im Linden vor seinem doppelten Espresso, dreht sich eine Zigarette und lässt die Erinnerung an eine dunkle Zeit Revue passieren, als die Sowjets seine ungarische Heimat besetzt hatten.

Der Sohn eines Metzgers hatte gerade das Abitur in der Tasche, als die Ahnung von Aufbruch und Revolte aus Budapest in seine Heimatstadt Vac getragen wurde. Ich war 19 Jahre alt, in meiner Clique waren viele Studenten – schon

älter als ich. Und die Unterdrückung weckte in uns den Willen nach Freiheit, aber auch die Abenteuerlust.“

Wir Ungarn waren für die Deutschen Freiheitskämpfer.

Regime und die Sowjetbesatzer anführen. Das fasziniert den jungen Spolvint, der den schönen Küsten und der Literatur zugewandt ist. Der aber auch kein Problem damit hat, dass die Clique mit Waffen zu den Protesten in die Hauptstadt Budapest, nur 34 Kilometer süd-

lich von Vac, reist. „Wir hatten Handgranaten. Aber wir haben die nie benutzt. Eigentlich war es mehr jugendlicher Leichtsinns, die überhaupt zu tragen.“

Im berechtigten Gefängnis von Vac ist neben anderen politischen Gefangenen auch der damalige Erzbischof inhaftiert, er wurde von der Bewegung befreit, die Stasi weggejagt“, erinnert sich Spolvint. Die Geschichte zeigt, wie der zwei-monatige ungarische Volksaufstand endete – unter den Panzern des mächtigen sowjetischen Bruders.

Die versorgten uns und halfen uns weiterzukommen.“

Die retten Banken, aber wissen nicht, wohin mit den Flüchtlingen.

In der Grundschule in Vac hatten die Nonnen ihre Schüler auch in Deutsch unterrichtet, der Klang der Sprache ist ihm vertraut. Die Helfer in Paris setzten ihn in die Bahn nach Saarbrücken, über Frankenthal und einem kurzen Aufenthalt in

Wolfsburg erreicht er schließlich Hannover. Probleme mit der Sprache, mit der Integration gibt es für ihn nicht. „Ich war 19, da habe ich die Sprache schnell gelernt. Und wir Ungarn waren für die Deutschen Freiheitskämpfer. Ich habe mich zwar nie als Held gefühlt, aber so waren wir schon angesehen“, erzählt er grinsend.

„Mit Anfang 30 lässt er sich einbringen („das war für uns überhaupt kein Problem, selbst nicht, wenn Papiere fehlten“), jobbt hier und da – auch bei VW.“

Und entdeckt schließlich die Fotografie. In Hannover gründet er den Bilderdienst der epd (Evangelischer Pressedienst) mit, in Afghanistan fotografiert er in den 80er Jahren mit seiner Leica die russischen Besatzer, in Australien, Mexiko und Kanada nimmt er Mensch

und Natur in den Fokus seiner Kamera, verkauft Bilder für die renommierte Agentur Magnum, bekommt eigene Ausstellungen in Hannover. Und er arbeitet bis zu seiner Pensionierung 2005 auch für die NP, fotografiert „am liebsten und am häufigsten Kulturereignisse“, Fury in the Slaughterhouse, Heinz Rudolf Kunze, Scorpions, Rolling Stones – alle kennen und viele grüßen den Mann mit dem charmant-schnarrenden Akzent.

Den kritischen politischen Blick aus seiner Jugend hat sich André Spolvint übrigens bis heute bewahrt. Seine frühere Heimat Ungarn sei mit dem Flüchtlingsstrom komplett überfordert, „das ist ein viel zu kleines Land für die vielen Menschen, die da kommen“, schimpft Spolvint. Davon abgesehen sei der ungarische Regierungschef Viktor



DER WEG ZU UNS

Die ungarische Stadt Vac liegt 34 Kilometer nördlich von Budapest. Von dort floh Spolvint im November 1956 über Österreich bis Paris. Von Frankreich aus ging es nach Saarbrücken, Frankenthal, Wolfsburg und schließlich Hannover.

Orban natürlich ein über Faschist. Doch es sei die Europäische Union, einst gegründet als Vision eines Hortes der Humanität, die in seinen Augen



UNGEFILTERT: Günter Lietzmann hat die eindringlichen Porträts angefertigt. „Ich habe keine Vorgaben gemacht, wie sie gucken sollen.“



SCHICKSAL: Mutter und Tochter flüchteten zusammen. In ihrer Heimat wurde die Frau Opfer der brutalen Gewaltverstrümmung.

Flucht hat viele Gesichter

Ausstellung zeigt die Geschichten der Sudanesen vom Weißbalkenplatz

VON SEBASTIAN SCHERER

HANNOVER. Kein Essen, nur eine kleine Flasche Wasser. Mehr hatte ein heute 30-Jähriger nicht, als er etwas tat, was ohnehin schwer vorstellbar ist. Er klemmt sich zwei Tage unter einen Lastwagen. Nur wenige Zentimeter über dem Asphalt ging es für den Sudanesen von Griechenland nach Deutschland. Einen anderen Ausweg sah er nicht mehr, wurden in Griechenland Flüchtlinge doch zum Leben auf der Straße gezwungen – oder gleich ins Gefängnis gesteckt.

Jedes der Porträts ist mit einem Text von Mechtild Dortmund versehen, der den Fluchtweg darstellt. Alle 20 aus dem Sudan, alle beteiligt am Flüchtlingscamp auf dem Weißbalkenplatz (Oststadt). Fotograf Lietzmann hatte die Idee, die Menschen, mit denen er viel zu tun hatte, in Szene zu setzen. Einer ist ihm besonders vertraut, er hat ihn mehrfach zu Terminen gefahren. „Mit den

Bildern wollte ich meinen Respekt, meine Wertschätzung ausdrücken.“ Er wollte aber auch ein niedrigschwelliges Angebot schaffen, sich mit der Thematik fernab der Schlagzeilen auseinanderzusetzen, und den Menschen die Möglichkeit geben, Flüchtlinge anders kennenzulernen, ihre Geschichten zu erfahren.“

Auch Dortmund hat für ihre Wegbeschreibungen noch mehr über die Flüchtlinge erfahren. Sie begleitet das Camp zwar seit den Anfangstagen, für die Ausstellung musste sie sich noch intensiver mit ihren Biografien befassen. Das ist die Geschichte der Frau, die ihre vier Kinder per Kaiser-

schnitt bekommen musste, weil in ihrer Heimat ihre Genitalien verstümmelt worden sind.“ Es sind harte Realitäten, die hier dargestellt werden. „Klar, es sind Wirtschaftsflüchtlinge dabei, das waren 80 Prozent der Menschen aus der DDR damals aber auch.“ Wer sich mit den Geschichten beschäftigt, würde sehen, wieviel Elend hinter der Flucht steht.

Sie selbst hat als Lehrerin erfahren, dass viele Schüler Kontakt zu Flüchtlingen wünschen, um ungefilterte Eindrücke zu bekommen. Die Hoffnung ist nun, dass „Fluchtl.“ eine Wanderausstellung wird, zum Beispiel in Kirche und Schulen gefragt ist.



UNTERSTÜTZT DAS CAMP SEIT BEGINN: Mechtild Dortmund hat die Biografien der Flüchtlinge aufgeschrieben. Foto: Wilde

Krieg, Verfolgung, Armut ließen schon immer Menschen aus ihrer Heimat fliehen. Die NP-Serie „Geflüchteten letzten Folge zeigt die NP noch einmal die Menschen, die als Musiker, Fotografen, Unternehmer und Akademiker seine Flucht aus Syrien vor zweieinhalb Jahren mit der Kamera dokumentierte. Er porträtierte auch diese Flüchtlinge schrei



STECKBRIEF
NAME: Fuad Ahmetovic (52)
GEFLOHEN: 1992 vor dem Krieg in Bosnien
BERUF: Betriebsratsvorsitzender



STECKBRIEF
NAME: Nikolaj Georgiew (49)
GEFLOHEN: 1966 über Jugoslawien aus Bulgarien
BERUF: Fotograf, Kameramann, Regisseur und Geschäftsführer von Georgiew Film



STECKBRIEF
NAME: Andora (57)
GEFLOHEN: Am 31. Juli 1980
BERUF: ausgebürgert aus der DDR Pop-Art-Künstler



STECKBRIEF
NAME: Brigitta (77) und Manfred Nitz (82)
GEFLOHEN: Schlesien, Westpommern
BERUF: Hausfrau und Verkäuferin, Feuerwehrmann, heute beide Rentner



STECKBRIEF
NAME: Andre Spolwitz (78)
GEFLOHEN: Im November 1956 aus Ungarn
BERUF: Fotograf



STECKBRIEF
NAME: Peyman Javaher-Haghighi (51)
GEFLOHEN: 1984 aus dem Iran
BERUF: Promovierter Sozialwissenschaftler



STECKBRIEF
NAME: Altin Lala (40)
GEFLOHEN: 1991 aus Albanien
BERUF: Ex-96-Coach, Mitbegründer der albanischen Drogerie Kette Rossmann & Lala

„Der Fußball hat mich gerettet“

ZURÜCK IN SEINEM STADION: Ex-96-Profi Altin Lala auf der Bank in der HDI-Arena – hier erzählte er der NP seine Geschichte. Foto: Nader Ismail

Altin Lala setzte sich vom U-16-Team Albanien ab – und wurde zum 96-Star

VON ZORAN PANTIC
HANNOVER. So ist das im Fußball, wenn man mit dem Kopf nicht bei der Sache ist. Im November 1991 stand der junge Altin Lala in Offenbach am Main auf dem Platz als Spieler der U-16-Nationalmannschaft von Albanien. Gegen die DFB-Jugendauswahl war das Team chancenlos, es hat nicht viel gefehlt und es wäre eine zweistellige Zahl an Gegentreffern geworden. „Wir waren ziemlich unkonzentriert“, sagt Lala im Rückblick. Weil Fußball an diesem Tag tatsächlich nur Nebensache war. Das Ergebnis auch. Selbst für Lala, den zuverlässigen Arbeiter auf dem Platz, war es nur eine lästige Pflicht. Denn es ging um die Flucht in ein neues Leben. „Das Spiel hatte doch keiner von uns richtig im Blick“, sagt er. Seine Gedanken kreisten nur darum, wie er sich absetzen könnte. Was er machen sollte nach dem Schlusspfiff. Oder doch schon zur Halbzeit? Gleich raus aus dem Stadion? Noch umziehen? Bei der Hälfte des Teams war das so: „Wir wussten, dass wir nicht zurück wollten. Wir wussten aber nicht, wie wir das machen sollten. Einfach auf die Straße stellen? Und dann?“ Zum Glück habe das Spiel einige Exi-Albaner ins Stadion gelockt, die ihnen Tipps gaben, ihnen zeigten, wo sie sich melden könnten. Jedem sei klar gewesen, dass nicht das gesamte Team die Rückreise antreten würde. „Auch die Trainer wussten, dass wir was vorhätten“, sagt Lala, der seinen Eltern damals nichts von seinen Plänen erzählt hatte. Er sah seine Zukunft nicht in dem kleinen Staat, der durch einen autoritären Kommunismus heruntergewirtschaftet war. Er wollte sein Leben leben, frei und unbeschwert. Auch in Albanien gab es zwar eine Wende hin zur Demokratie, aber dennoch sei es ein armes und damals noch immer von der restlichen Welt weitgehend isoliertes Land gewesen. „Auch 1993 hatten 95 Prozent der Albaner keine Reisepässe.“ Es waren noch immer die Nachwehen der Vergangenheit. „Über Jahrzehnte war unser Land das Nordkorea Europas“, sagt der Ex-96-Profi. Daraus wollte Lala ausbrechen: „Wir hatten italienisches Fernsehen, konnten Sender aus Jugoslawien empfangen. Die Bilder liegen nicht, haben wir uns gedacht.“ Es war der Drang nach einem besseren Leben, nicht politische Verfolgung, die ihn nach Deutschland führte, gibt er zu. „Wir hatten politisches Asyl beantragt. Natürlich haben wir das gemacht“, sagt der Ex-96-Profi über sich und seine Team-Kollegen. „es waren schwierige Zeiten, wir durften nichts machen, keine Schule besuchen.“ Nach 18 Monaten hätte er eigentlich Deutschland wieder verlassen sollen. „Der Fußball hat mich gerettet. Ohne Fußball hätte ich keine Chance gehabt“, sagt Lala. Andere aus seinem Team, die weniger Talent oder Biss hatten, mussten zurück. Für Lala setzten sich Funktionen ein. Er spielte als Amateur bei Borussia Fulda, wurde später sogar Co-Trainer der albanischen Auswahl. Mit Dirk Rodmann grü-

Geflüchtet. Geblieben. Geschäft.



Eine NP-Serie

dete er 2009 die Kette Rossmann & Lala – mit mittlerweile acht Filialen und 160 Mitarbeitern. Doch zu Hause bleibt Lala in Hannover. Er fühlt sich hier wohl, er mag die deutschen Tugenden. „Ich habe immer hart gearbeitet, versuche immer pünktlich zu sein. Es gibt kein besseres Land für mich.“ Was sagt er zur aktuellen Flüchtlingswelle? „Die Leute flüchten nicht alle nur vor Krieg. Dann könnte man sich im Nachbarland in Sicherheit bringen. Aber wenn man über das Mittelmeer kommt, will man ein besseres Leben.“ Er versteht das: „Jedem sein Recht, auch wenn man sich fragen muss, wie viele Flüchtlinge ein Land verkraften kann.“ Allerdings müsse sich jeder an Recht und Gesetz halten und das Land respektieren. Lala: „Wem es hier nicht gefällt, kann ja wieder gehen. Es ist ja schließlich ein freies Land.“

DER WEG ZU UNS

Es ist ein Land der skurrilen Superlative – und noch immer eines der ärmsten Europas. Unter dem kommunistischen Diktator Enver Hodscha wurden 200.000 Bunker in Albanien gebaut, die über das ganze Land verstreut wurden und den Balkanstaat vor einer Invasion schützen sollten. 1967 wurde ein totales Religionsverbot erlassen und Albanien zum ersten atheistischen Staat Europas erklärt. 1990 wurde das kom-

munistische Regime gestürzt, es war der Beginn einer Massenauswanderung. Der Weg zu Demokratie und Marktwirtschaft verlief schwierig, noch heute kämpft das Land mit Armut, schlechter Infrastruktur und Kriminalität. Altin Lala nutzte als Jugendländerspieler ein Spiel der U-16 Albanien in Offenbach am Main zur Flucht. Nach einer Station im Amateurturm von Borussia Fulda wechselte er 1996 zu 96.



NP-Grafik: Pflug



STECKBRIEF
NAME: Anca Graterol (63)
GEFLOHEN: 1977 aus Bukarest (Rumänien)
BERUF: Sängerin und Musikproduzentin



STECKBRIEF
NAME: Hozan Partawie (30)
GEFLOHEN: 1985 aus dem Iran, 1987 aus dem Irak
BERUF: Leitet den Design-Store in Hannovers Innenstadt, die drittgrößte Filiale in Europa

„Geblichen. Geschafft.“ stellte Flüchtlinge vor, die in Hannover ein Zuhause gefunden haben. In der **Neue Presse** zeigen regelmäßig, wer ihren **Beitrag für das gesellschaftliche Leben** leisten. Fotografiert wurden sie alle von Nader Ismail (25), ein Flüchtling, die erst seit einigen Jahren in Hannover sind und von ihrer Flucht und ihren Plänen erzählen.

Leben und Erfolgsgeschichten

NPINTERVIEW

Was bringt uns Einwanderung?

VON PETRA RÜCKERL

Helen Schwenken ist seit 2014 Soziologieprofessorin für „Migration und Gesellschaft“ am Institut für Migrationsforschung an der Universität Osnabrück. Außerdem ist sie Mitglied im bundesweiten Rat für Migration.

Wie sah Deutschland im Jahr 2015 ohne Migranten aus? Deutschland ist heute eine Migrationsgesellschaft. Also eine Gesellschaft, in der Migration zum Alltag gehört. Und zwar für alle. Natürlich sind Migrationsthemen auch umstritten, es gibt Konflikte. Dabei gehen die meisten soziologischen Theorien davon aus, dass es für gesellschaftlichen Wandel sogar sozialer Konflikt bedarf. Heutige Migrationsgesellschaften zeichnen sich durch ein Mehr an Weltoffenheit aus. Das postnationalsozialistische Deutschland ohne Einwanderung möchte ich mir lieber gar nicht vorstellen.

Wie sah Deutschland im Jahr 2015 ohne Migranten aus?

Deutschland ist heute eine Migrationsgesellschaft. Also eine Gesellschaft, in der Migration zum Alltag gehört. Und zwar für alle. Natürlich sind Migrationsthemen auch umstritten, es gibt Konflikte. Dabei gehen die meisten soziologischen Theorien davon aus, dass es für gesellschaftlichen Wandel sogar sozialer Konflikt bedarf. Heutige Migrationsgesellschaften zeichnen sich durch ein Mehr an Weltoffenheit aus. Das postnationalsozialistische Deutschland ohne Einwanderung möchte ich mir lieber gar nicht vorstellen.

Wie viele Arbeitsplätze haben Migranten in Deutschland geschaffen?

Sie schaffen nicht nur für andere, sondern auch sich selber Arbeitsplätze. Etwa jede fünfte Unternehmensgründung wird aktuell von einem Migranten oder einer Migrantin angeleitet. Damit ist der Selbstständigenganteil an der migrantischen Bevölkerung größer als an der deutschen. Für einige ist die Selbstständigkeit eine Notlösung. Noch immer werden Bewerber mit ausländisch klingenden Namen bei Vorstellungsgesprächen und auf der Karriereleiter nicht gleich behandelt oder ihre ausländischen Bildungs- und Berufsausschlüsse nicht anerkannt.

Könnte der Arbeitsmarkt ohne Migranten auskommen?

Bestimmte Sektoren ja, andere nein. Ein Sektor, in dem Zuwanderung in Zukunft immer wichtiger sein wird, ist der Pflegebereich. Schon jetzt werden viele Alte und Kranke durch ausländische Pflegekräfte versorgt, die entweder offiziell hierfür angeworben wurden oder in informellen Arrangements arbeiten. Leider sind mit beiden Varianten für die Arbeitenden große Unsicherheiten verbunden. Von der Einhaltung von Arbeitsstandards und einer guten Bezahlung träumen die meisten.

Welche Vorteile bringen uns die Migranten – von den Gastarbeitern der 50er Jahre bis heute?

Ökonomen zeigen regelmäßig, dass es monetär einen „Nettogewinn“ gibt. Aber wenn wir uns stets egoistisch fragen,

Gab es Nachteile?

Vieles, was heute als Nachteil oder Problem beschrieben wird, hat damit zu tun, dass Deutschland sich lange gespenst hat. Zuwanderungs als Tatsache anzuerkennen. Wer vielen Zugewanderten keinen Deutschertitel ermöglicht und in bestimmten Stadtvierteln segregiert unterbringt, muss sich nicht wundern, dass da zu Problemen kommt. Zudem werden Zugewanderte immer wieder in gute, gewollte und in schlechte, ungewollte unterteilt. Das hat zu großen Brüchen, Ängsten und Konkurrenz geführt und wäre mit einer anderen Politik nicht so weit gekommen.

Welche Fehler wurden mit Blick auf die Einwanderer gemacht und sollten jetzt möglichst vermieden werden?

Die Vorstellung seit den 1950er Jahren, die Gastarbeiter würden wieder zurückgehen, wenn sie nicht mehr gebraucht werden, ist sicherlich einer der folgenschwersten Fehler und Fehleinschätzungen. So wurde verpasst, die Zugewanderten frühzeitig in die Gesellschaft zu integrieren, ihnen möglichst gute Bildung zu ermöglichen. Und es wurde von der Prüdelerei abgesehen. Deutschland als Einwanderungsland zu bezeichnen.

Ablehnung von Flüchtlingen und Einwanderern gab es bereits nach dem Zweiten Weltkrieg (gegen Ostpreußen oder Schlesien), in den 50er Jahren (Italiener, Türken) und heute. Was macht den Leuten Angst?

Wenn Konkurrenz entsteht und nicht bewältigt werden – etwa „die Ausländer nehmen uns die Arbeitsplätze oder Frauen weg“ –, dann ist das schnell mit Ängsten verbunden. Hier müssen sich auch die Medien selbstkritisch fragen, warum beispielsweise die Themen Migration und Kriminalität und Gewalt so oft zusammen genannt werden. Dabei lässt sich den politischen Kriminalitätsstatistiken entnehmen, dass Ausländer nicht krimineller sind beziehungsweise dass bestimmte Vergehen von Deutschen gar nicht begangen werden können. Wie etwa aktuell der illegale Grenzübertritt von Flüchtlingen in einer Situation, in der es überhaupt keine legalen Einreisewege gibt.



„Hoffentlich kann ich bald arbeiten“

Kananet Gebreab Tewelde (30) aus Eritrea mit ihrem Sohn Tesemesen (2):

„Nach der Schule wurde ich zur Armee einberufen. Meine Eltern wollten mich. Da käme ich nicht mehr heraus. Schnell stand fest, dass ich fliehen würde. Zu Fuß machte ich mich auf den Weg in den Sudan. Zwei Jahre lang arbeitete ich dort. Mein Geld sparte ich eisen, um mir die Lkw-Fahrt nach Libyen leisten zu können. Doch die Reise verlief nicht wie geplant. Die Schlepper setzten uns mitten in der Sahara aus. Das Geld hatten sie natürlich vorher kassiert. Wir hatten kaum

Nahrung und Wasser. Die Beduinen versorgten uns mit dem Nötigsten, aber natürlich reichte es kaum für alle. In die Trinkwasserkanister schütteten sie etwas Benzin, damit wir nur ganz kleine Mengen davon trinken. So stellten die Beduinen sicher, dass wir nicht ihre Reserven aufbrauchten. Nach 14 Tagen kamen wir endlich in Libyen an. Ich bezahlte 2000 Dollar für einen Platz auf dem Schiff nach Italien. Ich bin froh, dass nichts passiert ist. Schwimmen kann ich nicht, im Notfall hatte ich mich nicht retten können. Ich verbrachte zwei Jahre in Italien. Dort kam auch mein Sohn Tesemesen zur Welt.

Bleiben durfte ich nicht. Seit fast eininhalb Jahren lebe ich nun in Deutschland. Mein Kind und ich sind in einem Zimmer eines Wohnheims in Hannover untergebracht. Es misst keine zwölf Quadratmeter. Die Zustände sind furchtbar. Küche und Toiletten sind völlig verdrückt. Ich verpacke, Deutsch zu lernen. Allerdings brauche ich immer jemanden, der in dieser Zeit auf mein Kind aufpasst. Ich hoffe, dass ich einen Kita-Platz für meinen Sohn finde, wenn er im März drei Jahre alt wird. Dann wird er betreut und ich kann arbeiten gehen.“

Aufgezeichnet von Janina Scheer



„Am liebsten würde ich ein eigenes Leben aufbauen“

Samson Nejus (27) aus Eritrea lebt seit etwa einem Jahr in Hannover:

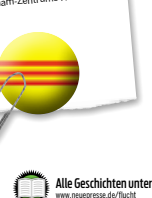
„In meiner Heimat Eritrea ging ich bis zur achten Klasse in die Schule. Dann wurde ich zum Militärdienst eingezogen. Nach drei Jahren ergab sich endlich eine Chance zur Flucht und ich ging in den Sudan. Vierzehn Tage war ich zu Fuß unterwegs. Dort wurde ich in ein Sammellager gebracht. Nach einer Woche schloss ich mich einer Gruppe an, die nach Ägypten wollte. In Kairo zahlte ich 2500 Dollar an einen Schlepper, der mich nach Israel brachte. Dort bekam ich eine vorläufige Aufenthaltsgenehmigung. Doch ich entschied weiterzuziehen. In Israel hatte ich keine Zukunft gehabt. Arbeiten durfte ich dort nicht.“

In Ruanda nahmen mir die Behörden sofort alle Papiere weg. Für 500 Dollar brachten mich Schlepper nach Uganda. Von dort ging es weiter in den Sudan und nach Libyen. Dann gelangte ich auf ein Schiff, das mich nach Italien brachte. Ich setzte mich in einen Zug nach Deutschland. In München wurde ich festgenommen. Ausweisen konnte ich mich ja nicht mehr. Ich wurde nach Friedland geschickt. Nach etwa einem Monat ging es nach Hannover. Seitdem wohne ich im Aden-Hotel in der Blüthenstraße. Ich habe dort ein kleines Zimmer und kann die Gemeinschaftsküche und -toiletten benutzen. Meine Mutter und meiner Schwester fehlen mir sehr.“

Mein Wunsch ist es, in Hannover bleiben zu dürfen. Deshalb habe ich Asyl beantragt. Am liebsten würde ich eine Ausbildung als Elektriker machen, um mir hier mein eigenes Leben aufzubauen.“

Aufgezeichnet von Petra Ruckerl

STECKBRIEF
NAME: Dang Chau Lam (66)
GEFLOHEN: 1968 aus Saigon, heute Ho-Chi-Minh-Stadt, Vietnam
BERUF: Rentner, Vorsitzender des Vietnam-Zentrums Hannover e.V.



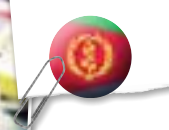
Alle Geschichten unter www.np.de/auslaender/flucht



STECKBRIEF
NAME: Mahmud Salih Salim (65)
GEFLOHEN: 1971 aus Eritrea
BERUF: Rentner, ehrenamtlicher Helfer



STECKBRIEF
NAME: Hanan Hassan (51)
GEFLOHEN: 1980 aus Eritrea
BERUF: Gastronomie, Einzelhandel



STECKBRIEF
NAME: Jasmin Arabian Vogel (47)
GEFLOHEN: 1986 aus dem Iran
BERUF: Studierende Politologin und Sozialpsychologin, Gründerin des interkulturellen Sozialdienstes Hannover.



STECKBRIEF
NAME: Shakila Nawazy
GEFLOHEN: 1991 aus Kabul (Afghanistan)
BERUF: Sozialpädagogin und systemische Familientherapeutin



STECKBRIEF
NAME: Oskar Negt (61)
GEFLOHEN: 1945 aus Ostprußen
BERUF: 1993 aus Ostberlin, Sozialphilosoph



STECKBRIEF
NAME: Abdulrahm Afif (44)
GEFLOHEN: 1995 aus Syrien
BERUF: Schriftsteller und Übersetzer



STECKBRIEF
NAME: Oswald „Ossy“ Pfeiffer (45)
GEFLOHEN: 1975 aus dem Libanon
BERUF: Musiker, Produzent und 96-Stadionsinger

Die neuen Nachbarn

Das Tagebuch über die neuen Nachbarn, die großen Spendenaktionen, der Preis für die besten Flüchtlingsinitiativen sind Bestandteile eines vielfältigen Konzepts. Das herausragende Element aber sind die Flüchtlingsreporter. Sie gestalten eine wöchentliche Kolumne, sie stellen dem Bürgermeister die Fragen, die die Flüchtlinge bewegen.

Die Flüchtlingsreporter interviewen den Bürgermeister

1. Die Flüchtlingsreporter: Seit September beschäftigt das Hamburger Abendblatt fünf Flüchtlinge aus Syrien, Irak, Afghanistan und Eritrea als Reporter. Sie sollen unseren Lesern vermitteln, wie die Betroffenen selbst über die Flüchtlingskrise denken, haben eine wöchentliche Kolumne, schreiben Leitartikel und Kommentare – unterstützt von den Lokalredakteuren Juliane Kmieciak und Sven Kummereincke. Höhepunkt: Die Flüchtlingsreporter interviewen Bürgermeister Olaf Scholz.

2. Die große Spendenaktion: Kurz nach Beginn der Sommerferien rief die Redaktion des Hamburger Abendblatts die Leser dazu auf, für Flüchtlinge zu spenden. Was folgte, war ein Tag großer, berührender Momente. Während anderswo Flüchtlingsheime in Brand gesetzt wurden, spendeten am 20. Juli 10.000 Abendblatt-Leser rund 60 Tonnen – ein Teil davon war auch der Grundstock für Deutschlands größte Kleiderkammer, die kurz darauf in den Messehallen entstehen sollte.

3. Das Tagebuch über die neuen Nachbarn: Um die Unsicherheit, die Sorgen und Ängste jener Hamburger abzubilden, in deren Nachbarschaft Flüchtlingsunterkünfte gebaut worden, bat das Hamburger Abendblatt den Autoren und Musiker Jan Melzer, ein Tagebuch/Blog über „Meine neuen Nachbarn“ zu schreiben. Es dokumentiert die Veränderungen in einer sehr persönlichen und für viele nachzuvollziehenden Weise bis heute.

4. Die (nahezu) monothematische Ausgabe: Im Hamburger Abendblatt mit dem Titel „Was tun?“ widmeten sich alle Ressorts im Sommer genau dieser Frage: Was muss getan werden, damit Hamburg die Flüchtlingskrise bewältigt?

5. Der Preis für die besten Flüchtlingsinitiativen: Am Jahresende zeichnete das Hamburger Abendblatt zusammen mit der PSD Bank und unter Schirmherrschaft der Staatsministerin für Integration, Aydanz Özoguz, die besten Flüchtlingsinitiativen in der Stadt aus. Fast 50 Initiativen bewarben sich um 50.000 Euro Preisgeld.

6. Was denken unsere Leserinnen und Leser über das Flüchtlingsthema? Die Redaktion des Hamburger Abendblatts wollte das wissen – und druckte einen großen Fragebogen dazu auf der Titelseite und veröffentlichte ihn im Internet. Das Ergebnis der Umfrage war uns ebenfalls einen Titel wert.

*Lars Haider, Chefredakteur
Berndt Röttger, Mitglied der
Chefredaktion*

Noch Fragen?

Berndt Röttger, Telefon: 040/5544-71013, E-Mail: roettger@abendblatt.de



Die Flüchtlingsreporter des Abendblatts (v. l.): Berj Baghdee Sar, Mays Albeer, Michael Mengsteab, Sahar Raza und Mohammad Shoaib Rezayi
Michael Rausch

Aus erster Hand

Was tun!? Sie kommen aus Syrien, dem Irak, Afghanistan und Eritrea. Frauen und Männer, Christen und Muslime, die alle vor Krieg, Terror und Unterdrückung nach Deutschland geflohen sind. Fünf Neu-Hamburger, die jetzt als Reporter für das Hamburger Abendblatt schreiben. Denn wir wollen nicht nur über Flüchtlinge berichten, wir wollen, dass sie es selbst tun. Heute stellen sich Mays Albeer, Sahar Raza, Mohammad Shoaib Rezayi, Michael Mengsteab und Berj Baghdee Sar vor

MAYS ALBEER

Ich heiße Mays Albeer, bin 27 Jahre alt, Radiologin und komme aus Bagdad. Ich bin Christin und seit einem Jahr mit meinem Mann, einem Ingenieur, und unseren beiden Kindern in Hamburg.

Meine Eltern Meine Mutter ist Apothekerin, mein Vater Ingenieur. Beide leben noch in Bagdad.

Meine früheste Erinnerung an den Krieg Für mich ist Krieg der Normalzustand. Waffen, Bomben, Sirenen, Blut, tote Körper – das ist Alltag in meinem Land. Ich habe während meiner ganzen Kindheit von Frieden geträumt, ihn aber nie erlebt.

Das erste Mal an Flucht gedacht habe ich Fast alle Iraker denken oft daran, ihre Heimat zu verlassen. Auslöser für mich war der 31. Oktober 2010. An diesem Tag stürmten Männer eine Kirche in meiner Nachbarschaft und ermordeten mehr als 50 Frauen und Männer – darunter viele meiner Freunde. Rund 100 Menschen wurden schwer verletzt.

Meine Flucht begann am 29. August 2014. Wir sind mit einem Flugzeug über die Türkei nach Italien geflohen. Von dort konnten wir mit dem Zug nach Düsseldorf reisen.

In Hamburg lebe ich seit genau einem Jahr. Wir blieben nur einige Tage in Düsseldorf, dann wurde uns gesagt, wir könnten nach Hamburg. Dank der Hilfe der Kirche leben wir in einer kleinen Wohnung.

Aufenthaltsstatus Wir haben eine auf drei Jahre befristete Aufenthaltserlaubnis.

Ich wollte nach Deutschland, weil wir gehört hatten, dass es für mich als Ärztin und meinen Mann als Ingenieur gute Chancen auf einen Arbeitsplatz gibt.

Ich vermisse am meisten meine Familie in Bagdad und meine Arbeit.

In fünf Jahren möchte ich eine Arbeit haben – und sehr gut Deutsch sprechen.



MICHAEL MENGSTEAB

Ich heiße Michael Mengsteab, bin 44 Jahre alt und komme aus Eritrea. Ich bin christlich-orthodoxen Glaubens, war Soldat und Taxifahrer. Ich bin geschieden und habe zwei Kinder, die bei ihrer Mutter in Eritrea leben.

Meine Eltern Mein Vater war Lkw-Fahrer, meine Mutter Hausfrau.

Meine früheste Erinnerung an den Krieg Als ich vier Jahre alt war, kamen Truppen in unser Dorf Adji Hawsha. Das war während des Unabhängigkeitskrieges gegen Äthiopien. Ich bin während der 30 Jahre dauerter. Meine Familie ist geflüchtet und 1983 zurückgekehrt. 1989 schloss ich mich den Unabhängigkeitskämpfern an.

Das erste Mal an Flucht gedacht habe ich nach der Unabhängigkeit, als sich das Land zur Diktatur wandelte.

Meine Flucht begann am 2. April 2014. Ich bin über den Sudan nach Libyen gereist. Dort habe ich für 1400 Dollar eine Überfahrt nach Italien gekauft – wir waren 400 Menschen auf einem viel zu kleinen Boot. Ein italienisches Schiff hat uns dann an Bord genommen und an Land gebracht. Ich blieb 17 Tage in Italien, dann reiste ich mit dem Zug über Paris und Brüssel nach Aachen.

In Hamburg lebe ich seit dem 3. August 2014.

Aufenthaltsstatus Ich habe eine unbegrenzte Aufenthaltserlaubnis.

Ich wollte nach Deutschland, weil es ein modernes Land ist – hier gibt es einen Rechtsstaat, und die Menschen sind frei.

Ich vermisse am meisten meine Familie und meine Kinder, die Kultur – und scharfes Essen.

In fünf Jahren möchte ich sehr gut Deutsch sprechen. Und ich wünsche mir, dass ich als Baggerfahrer oder Tischler arbeiten kann.



SAHAR RAZA

Ich heiße Sahar Raza, bin 28 Jahre alt und komme aus Afghanistan. Ich habe Politikwissenschaften studiert und habe in verschiedenen Menschenrechtsorganisationen gearbeitet, außerdem war ich Frauenrechtsaktivistin.

Meine Eltern Meine Mutter ist Lehrerin, und mein Vater war Verkäufer. Meine Mutter und meine drei Schwestern leben seit drei Monaten wieder in Afghanistan, weil sie nicht mit mir fliehen konnten.

Meine früheste Erinnerung an den Krieg Das ist schwer zu sagen. Ich wurde in den Krieg hineingeboren. Ich war mein ganzes Leben lang Flüchtling, seit 28 Jahren also.

Das erste Mal an Flucht gedacht habe ich ungefähr ab Februar 2014. Mein Leben war in Gefahr. Da wusste ich, dass ich nicht in Afghanistan bleiben kann.

Meine Flucht begann im April 2014. Die Route führte durch Pakistan, den Iran, Kurdistan, Türkei, Griechenland, Serbien, Ungarn, Österreich und Deutschland.

In Hamburg lebe ich seit Dezember 2014.

Mein Aufenthaltsstatus Meine Aufenthaltserlaubnis gilt bis Februar 2016.

Nach Deutschland wollte ich, weil ich wusste, dass Deutschland ein entwickeltes Land ist. Ich war mir sicher, dass meine Menschenrechte geschützt sein werden und ich vor Angriffen und Gewalt sicher bin.

Ich vermisse am meisten meine Familie. Sie sind die Einzigen, für die ich im Moment weiterlebe. Meine Mutter hat mich immer sehr unterstützt. Sie hat jetzt Brustkrebs, und ich wünsche mir, bei ihr zu sein.

In fünf Jahren möchte ich Sicherheit über meinen Aufenthaltsstatus erlangen. Ich möchte Deutsch lernen und meine Familie bei mir haben. Außerdem möchte ich meinen Master in Journalismus machen und als Journalistin in Deutschland arbeiten.



MOHAMMAD S. REZAYI

Ich heiße Mohammad Shoaib Rezayi, bin 22 Jahre alt und komme aus Herat im Norden von Afghanistan.

Meine Eltern Mein Vater ist ein Geschäftsmann, meine Mutter ist Hausfrau.

Meine früheste Erinnerung an den Krieg Bis Hamid Karsai 2001 an die Macht gekommen ist, mit Karsai wurde es etwas besser.

Das erste Mal an Flucht gedacht habe ich, als meine Arbeit als Fotojournalist zu gefährlich wurde. In Afghanistan habe ich den Krieg fotografiert, aber auch Frauen mit der blauen Burka und Kinder, die früh arbeiten mussten. Doch Politiker wollen diese Realität nicht sehen und haben Probleme und verletzt wurde, unter anderem mit einem Messer. Ich möchte hier nicht weiterreisen, wie ich behandelt worden bin.

Meine Flucht begann Ende 2011 und führte zunächst in den Iran, später dann nach Deutschland.

In Hamburg lebe ich seit fast einem Jahr.

Mein Aufenthaltsstatus Ich habe eine Aufenthaltserlaubnis für drei Jahre, danach soll ich ein unbefristetes Bleiberecht bekommen.

Nach Deutschland wollte ich, weil Deutschland ein starkes Land in Europa ist. Ein Land, in dem man Menschen zuhört, in dem es Lösungen für Probleme und eine Zukunft gibt.

Ich vermisse am meisten meine Familie und Freunde und meinen Job als Fotojournalist.

In fünf Jahren möchte ich am liebsten als Polizist in Hamburg arbeiten, vielleicht bei der Kriminalpolizei.



BERJ BAGHDEE SAR

Ich heiße Berj Baghdee Sar, ich bin 31 Jahre alt. Ich bin Armenier und komme aus Damaskus, der Hauptstadt von Syrien. In meiner Heimat habe ich Wirtschaft studiert und danach in einer Bank gearbeitet. Ich bin Christ.

Meine Eltern Meine Mutter hat als Lehrerin gearbeitet, mein Vater war Taxifahrer. Seit ein paar Jahren sind meine Eltern in Rente. Sie leben in Damaskus.

Meine früheste Erinnerung an den Krieg Der Krieg in Syrien hat im März 2011 angefangen, aber in Damaskus ein paar Monate. Einmal ist direkt neben mir eine Autobombe explodiert. Überall waren Verletzte und Tote. Da spürte ich, dass der Bürgerkrieg bei uns los geht. Wenn man morgens das Haus verlässt, weiß man nicht, ob man lebend wieder nach Hause kommt.

Das erste Mal an Flucht gedacht habe ich, als ich wirklich gespürt habe, dass mein Leben in Gefahr ist. Das war im Jahr 2014.

Meine Flucht begann im März 2014 und dauerte 17 Tage. Ich war im Auto unterwegs, und von dort aus weiter nach Deutschland.

In Hamburg lebe ich seit einem Jahr und fünf Monaten.

Aufenthaltsstatus Ich habe eine Aufenthaltserlaubnis für drei Jahre.

Ich wollte nach Deutschland, weil das es keine Korruption gibt und dass es ein freies Land ist. Außerdem hat Deutschland eine starke Wirtschaft. Und weil ich gut ausgebildet bin, habe ich gute Hoffnung, hier eine Arbeit zu finden.

Ich vermisse am meisten unser Essen, besonders die Gerichte meiner Mutter. Außerdem Geruch von Jasminblumen. Eigentlich vermisse ich einfach alles.

In fünf Jahren möchte ich meine Deutschkenntnisse verbessert haben. Außerdem eine Arbeit bei einer Bank finden und eine Familie gründen.



„Hier darf ich die Wahrheit sagen“

In der Kolumne **Angekommen in Hamburg** schreiben Asylbewerber im Abendblatt jede Woche über ihr neues Leben



Sahar Raza auf der Terrasse des Abendblatts. Die 28-Jährige kommt aus Afghanistan
Mark Sandten

SAHAR RAZA

HAMBURG :: „15.000 Teilnehmer bei CSD Parade in Hamburg“ – es ist nun ein paar Monate her, dass ich diese Zeile über den Christopher Street Day in Hamburg gelesen habe. Eine Zeile, die so viel sagt. Und dazu die Bilder: Schwule und Lesben, die fröhlich tanzen und feiern. In Afghanistan wäre das undenkbar gewesen. Wer in Afghanistan offen zu seiner Homosexualität steht, muss damit rechnen, bestraft oder getötet zu werden.

Für mich ist es neu, dass Leute einfach so sein können, wie sie sind und auch, dass die Medien so frei berichten können. Die Mediensituation in Deutschland und Afghanistan ist nicht miteinander vergleichbar. In meinem Heimatland gibt es nur wenig freie Presse. Die meisten Medien werden durch die Politik kontrolliert. Wenn zum Beispiel bei einer Explosion 100 Menschen sterben, schreiben sie, dass es nur zehn oder 15 Opfer gab.

Auch die Journalisten sind in Gefahr. Besonders die wenigen Frauen, die im Mediensektor arbeiten – weil sie von der Gesellschaft als schwach angesehen werden. Für sie ist es noch schwerer, offen ihre Meinung zu äußern. Vor ein paar Monaten erst wurde eine junge Journalistin in Balkh – einer Stadt im Norden von Afghanistan – erschossen. Auch ich bin schon bedroht worden, nachdem ich von einem Jugendmagazin zum Thema Frauenrechte interviewt wurde.

Nicht nur die Medienlandschaft in Afghanistan ist nicht mit der deutschen

vergleichbar. Es gibt in diesem Bereich auch ein viel größeres Gefälle zwischen Stadt und Land. In vielen armen Provinzen gibt es kaum Internet und nur wenige TV-Geräte, dort ist das Radio das wichtigste Medium – die meisten Sender setzen aber auf Unterhaltung und kaum auf Politik. Die Zeitungen (die größten heißen „8 Sobh“, „Daily Outlook“, „Khamma Press“) spielen für die Masse der Menschen eine untergeordnete Rolle, sie werden vor allem vom Bildungsbürgertum und Funktionären gelesen.

Meinungsfreiheit gibt es in Afghanistan nur in der Theorie

Die größten Fernsehsender sind die privaten Tolo TV, Ariana und Afghanistan Milli Channel, die aber viele weitere von Politikern verschiedener Richtungen gesteuert sind. Außerdem gibt es noch einen Regierungssender. Zwar herrscht – theoretisch – Meinungsfreiheit, doch weil viele Reporter nach kritischen Berichten bedroht oder terrorisiert wurden, halten sich die meisten aus Angst zurück.

Zur Person

Sahar Raza ist 28 Jahre alt und kommt aus Afghanistan. Dort hat sie Politikwissenschaften studiert und sich für Frauenrechte engagiert. Seit April 2014 lebt sie in Hamburg, bald möchte sie ein Journalismus-Studium beginnen.



Sahar Raza, Michael Mengsteab, Berj Baghdee Sar, Mays Albeer und Mohammad Shoaib Rezayi sind die Abendblatt-Flüchtlingsreporter
Michael Rauhe

Als ich noch in Afghanistan lebte, habe ich Politikwissenschaften studiert. Eigentlich wollte ich Politikerin werden, um mein Land sicherer und gerechter zu machen. Aber das ist im Grunde unmöglich. Seit ich in Deutschland bin, hat sich mein Berufswunsch geändert. Jetzt möchte ich Journalistin werden, weil man als Journalist in Deutschland die Möglichkeit hat, die Wahrheit zu sagen. Nicht nur über Afghanistan, sondern auch über andere Entwicklungsländer. Ich hoffe, dass ich schon im Oktober ein Journalistik-Studium in Hamburg beginnen kann.

Nachrichten – ob in der Zeitung oder in Internetblogs – lese ich jeden Tag. Auch um mehr über Flüchtlings-Themen zu erfahren. Wie sieht die Gesetzeslage aus? Gibt es vielleicht neue Richtlinien? An wen muss ich mich bei bestimmten Fragen wenden? Aber mich interessiert auch, was in meiner neuen Heimat Hamburg passiert.

Das Internet spielt dabei eine gro-

ße Rolle. Am Anfang war Facebook sehr wichtig für mich, da dort einige Nachrichten automatisch ins Englische übersetzt werden, wenn man es entsprechend einstellt. Inzwischen ist mein Deutsch aber so gut, dass ich auch deutsche Nachrichtenseiten lesen kann. Zum Beispiel checke ich regelmäßig abendblatt.de, „Spiegel Online“ und „Bild Hamburg“.

Am meisten interessieren mich die aktuelle Politik in Deutschland und in Hamburg, soziale Probleme in der Stadt, aber auch leichtere Themen wie Musik-Festivals und Sport – besonders Fußball finde ich interessant. Da ich aber noch keinen Fernseher habe und somit noch kein Spiel sehen konnte, weiß ich noch nicht, für welche Hamburger Mannschaft ich bin.

In der letzten Zeit habe ich alles über die aktuelle Lage rund um das Thema Flüchtlinge gelesen. Eine Nachricht hat mich besonders glücklich gemacht. Es war, als Angela Merkel gesagt hat: „Wir schaffen das.“ Besonders als die Lage in Ungarn und Österreich eskalierte, hat Deutschland die Flüchtlinge weiter aufgenommen. Dass Deutschland inzwischen wieder Grenzkontrollen durchführt, kann ich verstehen, weil es für die Sicherheit des Landes wichtig ist, denke ich. Was mich aber immer wieder schockiert, ist die extrem hohe Zahl von Flüchtlingen, weil ich weiß, dass man sein Land nur verlässt, wenn es keine, aber wirklich gar keine andere Option mehr gibt.

Dieser Artikel entstand in Zusammenarbeit mit unserer Redakteurin Juliane Knieciak.

Was die Flüchtlinge dringend brauchen

Bei einer großen Hilfsaktion am Montag sammeln wir die Spenden der **Abendblatt-Leser**. Von 11 bis 19 Uhr können Sie dringend Benötigtes bei uns abgeben. Es wird am selben Tag ausgeliefert

FRIEDERIKE ULRICH

HAMBURG :: Die Lage für Flüchtlinge wird immer dramatischer. Weil alle festen Unterkünfte in Hamburg ausgelastet sind, werden viele mittlerweile in Zelten untergebracht. Dort leben sie, je nach Zeltgröße, mit 15 oder 31 anderen auf engstem Raum zusammen – ohne Privatsphäre, mit fremden Bettmatschbar, weinenden Babys und regennasser Kleidung die bei der hohen Luftfeuchtigkeit nur schwer trocknet.

Die Hilfsbereitschaft der Hamburger ist groß. Fast überall dort, wo Flüchtlingsunterkünfte entstehen, bilden sich Willkommensinitiativen. Auch das Hamburger Abendblatt möchte helfen. Am kommenden Montag veranstalten wir eine große Spendenaktion, um es den Neuankömmlingen ein bisschen leichter zu machen – und um ihnen zu zeigen, dass die Stadt ihnen momentan zwar keine zufriedenstellenden Unterkünfte zur Verfügung stellen kann, die Bevölkerung sie aber dennoch herzlich aufnimmt.

Wir finden das Engagement für die Flüchtlinge, die bei uns wohnen toll. Wir danken allen, die daran mitwirken.
Susanne Schwendtke,
 f&w-Sprecherin

Sie, liebe Leser, können uns dabei unterstützen. Zwischen 11 und 19 Uhr können Sie in der Passage vor unserem neuen Redaktionsgebäude am Großen Burstah 18-32 Spenden abgeben. Wir stellen zwei große Lastwagen bereit, mit denen wir die Hilfsgüter noch am selben Tag zu den Flüchtlingsinitiativen bringen, die sich um die Bewohner der großen Zentralen Erstaufnahmen (ZEA) kümmern. Sie nehmen unsere Spenden entgegen, weil es in den Unterkünften keine Lagerkapazitäten gibt: die Luthergemeinde für die ZEA Schnackenburgallee, wo in den letzten Tagen 700 weitere Flüchtlinge aufgenommen wurden, „Die Insel hilft“ für die ZEA Dratelnstraße in Wilhelmsburg und das Jugendzentrum Jenfeld, wo die Hilfe für die ZEA Jenfelder Moorpark koordiniert wird.

Weil auch bei den Initiativen die Lagermöglichkeiten begrenzt sind, haben sie uns gebeten, nur das anzuliefern, was von den Flüchtlingen tatsächlich dringend benötigt wird. Dieses Anliegen geben wir hiermit an Sie weiter. Spenden Sie bitte wirklich nur das, was auf der Liste (siehe oben) steht. Wir haben sie in Kooperation mit den Initiativen erstellt.

Um uns allen die Arbeit zu erleichtern, bitten wir Sie, Ihre Spenden nach

Diese Sachen werden gebraucht:

- Jeans, Sweatshirts und T-Shirts für Männer in den Größen S und M*
- Jeans, Sweatshirts und T-Shirts und Sportbekleidung für Jugendliche ab Größe 158*
- Leggings, lange Röcke und langärmelige T-Shirts für Frauen ab Größe 158*
- Turnschuhe und Fußballschuhe für Kinder und Erwachsene; in gutem Zustand
- Bettwäsche und Handtücher**
- sportliche Regenjacken
- Flipflops und Badelatschen
- Regenschirme
- Koffer und Reisetaschen
- Kinderwagen (für Babys), Transportschalen und Buggys
- Fahrräder und Roller
- Unterwäsche und Socken; ungetragen
- Hygieneartikel (Damenbinden, Tampons, Shampoo, Duschgel, Zahnpasta, Feuchttücher für Babys)**
- Säuglingsnahrung**
- Schreibblöcke und Papier (für Deutschkurse)
- Material zum Malen (für Kinder)
- Fußballer und andere Bälle

*gewaschen oder gereinigt **original verpackt

Artikel zu sortieren und in beschriftete Plastikbeutel oder Kartons zu packen. So können wir gewährleisten, dass alles gerecht verteilt wird.

Am dringendsten wird Bekleidung gebraucht. Selbstverständlich sollte sie gewaschen oder gereinigt und in gutem Zustand sein. „Am geeignetsten ist sportliche Kleidung“, sagt Elka Haas, die die Flüchtlingshilfe bei der Luthergemeinde koordiniert. Also: **Spenden Sie bitte keine Sakkos und Hemden**, sondern Kapuzenjacken, Jeans, T-Shirts und Sportschuhe. Bitte berücksichtigen Sie, dass viele Flüchtlinge aus Ländern kommen, in denen Männer eher

kleinerer Statur sind. **Männerbekleidung wird nur in den Größen S und M benötigt.** Auch bei Schuhen, Flipflops und Badelatschen sind kleine Männergrößen gefragt. Für Frauen und Mädchen werden dringend Leggings, lange Röcke (bis übers Knie) und langärmelige T-Shirts, alles ab Größe 158, gesucht. Die Jungen freuen sich über Jeans, Sweatshirts und T-Shirts, alles ebenfalls ab Größe 158. Für Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen fehlen Unterwäsche, Büstenhalter und Socken, die möglichst ungetragen, auf jeden Fall aber neuwertig sein sollten.

Auch Reisetaschen und Koffer werden benötigt – zum Aufbewahren und

für den Transport: Viele Flüchtlinge werden die Erstaufnahmen in den kommenden Monaten wieder verlassen. Die Grundausstattung für die Flüchtlinge ist spärlich, gespendete Bettwäsche (Laken, Kissen- und Deckenbezüge) und Handtücher sind daher sehr willkommen. Auch diese Artikel sollten selbstverständlich gewaschen sein. **Geschirr, Besteck, Töpfe und Haushaltsgeräte werden nicht benötigt, da die Flüchtlinge verpflegt werden.**

Ein großer Bedarf besteht dagegen an Hygieneartikeln wie Shampoos, Duschgel, Zahnpasta, Damenbinden und Tampons (alles bitte original verpackt). Für kleine Kinder werden Windeln, Feuchttücher und Säuglingsnahrung benötigt (ebenfalls original ver-

So erreichen Sie uns



Unsere Spenden-Aktion wird am Montag, 20. Juni, zwischen 11 und 19 Uhr veranstaltet.

Vor dem Redaktionsgebäude am Großen Burstah 18-32 weisen Ihnen Aufsteller den Weg zur Annahmestelle. Bitte liefern Sie Ihre Spenden in beschrifteten Kartons oder Plastiktüten ab.

Parkplätze vor dem Haus gibt es leider nicht. Sie können aber in der Umgebung, etwa am Rödingsmarkt oder am Hopfenmarkt, parken (kostenpflichtig).

Mit öffentlichen Verkehrsmitteln sind wir gut zu erreichen. Sie können bis zum Rathausmarkt fahren oder mit der U3 bis zur Station Rödingsmarkt. Die Fußwege sind jeweils recht kurz. (fru)

packt, beispielsweise Babyvita Pre). Außerdem freuen sich Eltern über Kinderwagen, Buggys und Trageschalen (etwa Maxi Cosi).

Kuscheltiere und Puppen sind aus hygienischen Gründen nicht geeignet. Eine große Freude machen Sie Kindern aber mit Bällen (auch Fußballen), Material zum Malen, (verkehrssicheren) Fahrrädern oder Tretrollern. **Gummistiefel und Matschhosen bitte nicht spenden.** Über Fahrräder freuen sich natürlich auch Erwachsene – ebenso wie über Stifte und Papier für die Deutschkurse, die ihnen von den Hilfsinitiativen angeboten werden.

Wenn Sie lieber mit einer Geldstiftung als mit einer Sachspende helfen möchten, weisen Sie den Betrag am besten an das Dienstleistungsunternehmen

fördern & wohnen, das die meisten Flüchtlingsunterkünfte in der Stadt betreibt (f&w fördern und wohnen A&R, Hamburger Sparkasse, IBAN DE09200505501015210600, Stichwort: Flüchtlinge). Sie erhalten eine Spendenbescheinigung.

Fördern und wohnen und die Flüchtlingsinitiativen freuen sich über die Abendblatt-Hilfsaktion. „Wir finden dieses Engagement für die Flüchtlinge, die bei uns wohnen. toll. Wir danken allen, die daran mitwirken“, so f&w-Sprecherin Susanne Schwendtke. Torsten Niehus vom Jugendzentrum Jenfeld empfindet das Projekt als „willkommene Unterstützung der Flüchtlinge bei uns im Moorpark“. Und Daniel Peters von der Initiative „Die Insel hilft“, sagt: „Eine wirklich gute Idee, wir sind begeistert.“

Den Flüchtlingen ein Gesicht geben

Mit ihrem Konzept stellt die Redaktion die Weichen, um das Thema im Mantel wie in allen Lokalredaktionen aufzugreifen. Alle Texte und digitalen Projekte orientieren sich an dem Titel „Fluchtpunkte“.

Journalistisch und aufklärerisch wirken

Auch Südwestfalen, das Verbreitungsgebiet der WESTFALENPOST, erlebte im vergangenen Jahr angesichts der Flüchtlingswelle das Spannungsfeld zwischen Willkommenskultur und der Sorge vor Überforderung. Am 20. Juni 2015 – zu einem sehr frühen Zeitpunkt – startete die WP die erste Staffel ihres großen Projekts „Fluchtpunkte“. Die zweite Staffel folgte im Herbst und lief bis zum 2. Januar 2016.

Das Ziel: Die Redaktion der WESTFALENPOST wollte mit dem Projekt „Fluchtpunkte“ in bestem Sinne journalistisch aufklärerisch wirken, schreiben, was ist, alle Perspektiven ausleuchten.

Dieser Ansatz ist eine Lehre aus dem einseitigen medialen Umgang mit Pegida. In der Serie erhält das Thema ein Gesicht – Flüchtlinge von heute und aus der Zeit nach 1945 kommen zu Wort, Helfer, die an ihre Grenzen stoßen und überfordert sind. Die Redaktion gibt den Vertretern der Wirtschaft eine Stimme und jenen, die in unmittelbarer Nähe

von Flüchtlingsunterkünften leben, in kurzen Abständen auf immer neue Nachbarn treffen, die nicht ihre Sprache sprechen und deren Kultur sie nicht kennen.

Höhepunkt der zweiten Staffel ist das Diskussionsformat „Fluchtpunkte-Gipfel“. Die WP-Redaktion diskutiert mit Migranten verschiedener Generationen aus dem Verbreitungsgebiet der WP. Menschen, die es in unserer Gesellschaft geschafft haben, sprechen über sich selbst, über Widerstände und Hoffnungen. Wie bewahrt man seine eigene Kultur, was raten sie den Immigranten von heute?

Die Projektidee entstand beim Brainstorming im April 2015 im kleinen Kreis des späteren Projektteams. Das Projektteam suchte schnell den Austausch mit allen Lokalredaktionen der WP, um das Thema über alle Redaktionen spielen zu können. Schnell wurde in den Diskussionen klar, welche Herausforderung für Journalisten dieser kritisch-distanzierte

Projektansatz bedeuten kann. Es kostet Überwindung, als Journalist die Ängste und Sorgen von Menschen aufzuschreiben, die man persönlich weder teilt noch für angemessen hält. Zitat aus einer der zahlreichen Diskussionen über unseren journalistischen Auftrag, die durch das Projekt angestoßen wurden: „Aber wir wollen doch auf der Seite der Guten stehen.“

Dr. Jost Lübben

Noch Fragen?

Dr. Jost Lübben, Chefredakteur, Telefon: 02331/917-4261 , E-Mail: j.luebben@westfalenpost.de

KOMPAKT

Nachrichten aus der Region

NRW-Unterkunft für Flüchtlinge in Meschede

Meschede. Die Bezirksregierung Arnsberg richtet kurzfristig in Meschede eine Landeseinrichtung für Flüchtlinge ein. In dem früheren Landschulheim Haus Dortmund, das zuletzt als Jugendherberge genutzt worden war, sollen bereits ab kommenden Montag 140 Asylbewerber untergebracht werden. Die Betreuung übernimmt der Malteser-Hilfsdienst. Die Unterkunft wird zur zweiten Station für Flüchtlinge, die zuvor in einer Erstaufnahmeeinrichtung waren. Bevor sie weiter in Kommunen verteilt werden, stellen sie von hier aus ihren offiziellen Asylantrag. Dafür sollen Bus-Transfers zur Außenstelle des Bundesamtes in Dortmund eingerichtet werden. *ole*

Vier Jahre Haft für zehn Kilo Amphetamin

Siegen. Die 1. Große Strafkammer am Landgericht Siegen hat gestern einen Mann (24) zu vier Jahren Haft verurteilt. Polizisten hatten im Frühjahr in der Wohnung seines Bruders eine Tasche mit zehn Kilogramm Amphetamin gefunden – die bislang größte Menge, die jemals in Siegen sichergestellt wurde. Der verurteilte Hasib C. hatte die Drogen im Keller gelagert, ohne dass sein Bruder davon wusste. Da das Gericht eine positive Sozialprognose stellte, wurde der Aufbehalt unter strengen Auflagen außer Vollzug gesetzt. *mku*

Paketbote in Schwelm mit Machete bedroht

Schwelm. Mit einer Machete angegriffen wurde gestern ein Paketbote in Schwelm. Als der 33-Jährige drei Päckchen ausliefern wollte, stellte sich ihm ein Schwarzfrikaner in den Weg, der behauptete, die Lieferungen seien für ihn. Bei der Überprüfung der Personaldaten ergaben sich Ungereimtheiten. Als der Bote sich weigerte, die Päckchen zu übergeben, zog sein Gegenüber die Waffe. Der Bote ließ sich aber nicht einschüchtern und alarmierte die Polizei. Der Verdächtige wurde in der Nähe des Tators gefasst. *rd*

Massenkarambolage auf der A 45

Drolshagen. Massenkarambolage auf der Sauerlandlinie. Bei Drolshagen waren am Mittwochmittag drei Lkw und zwei Pkw auf der A 45 in Richtung Dortmund auf der „Jalbrücke Bleche“ in einen Unfall verwickelt. Ein 40-jähriger Sieger und ein 55-jähriger aus Kalkar mussten in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Den Sachschaden schätzt die Polizei auf rund 255.000 Euro. Die Sauerlandlinie blieb auf Grund der Bergungsarbeiten für zehn Stunden voll gesperrt. Ein kilometerlanger Stau war die Folge. *rd*

SERVICE

Unsere Leserservice (Abo/Zustellung) erreichen Sie unter Telefon 0800 6060 740 (kostenlos). Oder per Mail: leserservice@westfalenpost.de Sie haben Fragen oder Anregungen zum Inhalt dieser Seite? Wenden Sie sich bitte an die Redaktion unter Telefon 02331 917-4172 oder Fax 02331 917-4206 E-Mail: Region@westfalenpost.de

Und nachts, da kommt der Krieg zurück

Warum Menschen ihre Heimat verlassen: Eine Begegnung mit der syrischen Familie Aloyajly

Von Monika Willer

Hagen. Die kleine Aya ist fünf Wochen alt und besitzt praktisch nichts. Keinen Maxi-Cosi, keine Babywippe, nur ein paar Strampler und einen gelben Schlafsack. Den hat ihr das Allgemeine Krankenhaus Hagen bei der Geburt geschenkt. Die süße Aya hat trotzdem so viel mehr als andere Babys in Syrien: Eltern, Geschwister, Onkel, Tanten und die Oma, die alle lieben. Bis auf den Großvater. Der saß in der Heimatstadt Rakka in einem Bus, als die Bomben aus Assads Flugzeugen fielen. Sieben Kinder hat Ayas Großmutter Azezza Aloyajly erzogen. Sie sind alle etwas geworden: Arzt, Anwalt, Literaturwissenschaftler, Lehrer, Gartenbauingenieurin. Ein Sohn und eine Tochter waren noch an der Uni, als der Vater, Universitätsprofessor für arabische Literaturwissenschaften, bei dem Angriff starb. Da wusste Frau Azezza, dass sie mit den Ihren ins Exil gehen muss. Bevor weitere Bomben fallen. Bevor Assads Geheimpolizei eins der Kinder ins Gefängnis steckt. Bevor die IS-Terroristen ihre Mädchen totschielen.

Tala fürchtet sich vor Flugzeugen

Mit ein bisschen Glück wird Baby Aya nie Bombenangriffe erleben. Anders als ihre drei Geschwister. Tala (5) stellt mit den Händen Geheire im Anschlag nach, so hat sie das gesehen in den umkämpften Straßen von Rakka, und sie fürchtet sich vor Flugzeuglärm. Sie begriff nicht, dass sie in Sicherheit ist, in der kleinen Wohnung in Hagen, die vor Sauberkeit blitzt. Sie wird an der Volme aufwachsen, nicht am Euphrat. „Sie ist immer noch traumatisiert“, sagt ihr Onkel Hussam.



Muslima, die sich zuhause als Anwältin auf Familienrecht spezialisiert hat. In ihrer schönen Eigentumswohnung in Rakka hausen nun Freischärler, sie wurde enteignet. Ob sie in Deutschland je als Juristin tätig sein können, steht in den Sternen. Wie ihre Geschwister lernt Farah mit Nachdruck Deutsch. Vier Stunden jeden Tag, sechs Tage in der Woche. Das beschäftigt den Kopf. Die Seele aber ist noch im Krieg. Farah schläft nicht gut. Nachts drehen sich die Gedanken. Sie und ihre Geschwister suchen dringend Arbeit. Sie wollen keinem auf der Tasche liegen. Es fällt ihnen schwer, Geld vom Staat anzunehmen. „So viele Probleme“, sagt Farah. Nachts scheinen sie unüberwindlich. Dann kommen die Kopfschmerzen. **Bildung ist der Schlüssel** Ayas Geschwister Solaf (7) und Sofian (6) werden nach den Sommerferien eingeschult. Das macht ihren Vater Hussein ganz bedrückt vor Sorge. Als Lehrer weiß er, wie wichtig Bildung ist. Aber er kann nichts, überhaupt gar nichts tun, um seinen Kindern zu helfen. Hussein ist mit seiner Familie erst seit April in Deutschland. Ihm wurde noch kein Deutschkurs zugeteilt. „Ich könnte soviel über die Situation in Syrien sagen, aber ich habe keine Worte“, bringt sein Bruder Ahmad das Dilemma auf den Punkt.



Die kleine Aya und ihre Schwester Tala (5) werden an der Volme aufwachsen, nicht am Euphrat. Mutter Deyaa ist mit ihrer Familie vor dem Bürgerkrieg aus Syrien nach Deutschland geflohen.

FOTO: VOLKER HARTMANN

„Ich könnte soviel sagen, aber ich habe keine Worte.“

Ahmad Aloyajly, Literaturwissenschaftler aus Rakka

Ahmad ist schon im Kurs, spricht ein paar Brocken Deutsch und hat sogar zwei Universitätsdiplome in der Tasche, eines in Literaturwissenschaften und eines in Jura. Von Syrien aus hat er für eine arabische Zeitung in London Artikel verfasst. Das geht in Hagen nicht mehr, er besitzt keinen Computer, könnte den Internetanschluss nicht bezahlen, und die Zeitung würde auch nicht wissen wollen, was syrische Flüchtlinge in Deutschland erleben. „Wir danken dem deutschen Staat für



Vater Hussein Aloyajly mit Solaf (li) und Sofian, die jetzt eingeschult werden. FOTO: VOLKER HARTMANN

seine Hilfe“, diesen Satz hat er vorbereitet, und es ist ihm wichtig, dass die Reporterin die Worte notiert. Die Familie besteht aus Intellektuellen, Akademikern, die ihr Leben der Literatur, der Lehre und dem Engagement für die Anderen gewidmet haben. Dann kam der Bürgerkrieg. Nun sind sie nicht nur heimatlos, sondern auch sprachlos. Das macht mehr zu schaffen als die Armut.

Großmutter Azezza träumt von einem kleinen Stück Garten. Da könnte sie ein paar Reihen Kartoffeln setzen, vielleicht sogar Tomaten ziehen. Das würde der Familienkasse guttun und vor allem der Seele. Beate Sobiesinsky-Brandt hat bei der Stadt Hagen angefragt wegen eines Stückchens Erde. Doch die wenigen kommunalen Grabländer sind heiß begehrt, da ist nichts frei. Eine Schrebergarten-Parzelle zu pachten, das wäre so ein kleiner Traum vom Ankommen in der neuen Heimat.

„Beate ist meine Tochter“, lobt Frau Azezza. Denn die Flötistin im Philharmonischen Orchester Hagen engagiert sich ehrenamtlich für die Flüchtlinge. Sie unterstützt die syrische Familie bei Behördengängen und in allen Belangen des Alltags. Warum tut sie sich das

an? „Mir war schon immer bewusst, dass es uns sehr gut geht und dass wir durch den Zufall, in Deutschland geboren zu sein, doch recht privilegiert sind. Es ist mir auch ein wichtiger Punkt in der Erziehung unserer Kinder gewesen, dies immer wieder anzusprechen und bewusst zu machen“, sagt die Musikerin.

Seit der jüngste Sohn nach dem Abitur aus dem Haus ist, hat Beate Sobiesinsky-Brandt wieder mehr freie Zeit. Sie beschloss, sich ein neues Betätigungsfeld aufzutun. Die Flötistin möchte ihr Engagement nicht besonders herausgestellt wissen, sie findet es selbstverständlich, sich zu kümmern, wenn jemand in Not ist. „Und wir kennen so viele Leute in Hagen.“ Da finden sich gebrauchte Kinderkleidung ebenso wie ausgemusterte Möbel oder kräftige Arme, wenn etwas geschleppt werden muss.

„Mir war immer bewusst, dass es uns sehr gut geht.“

Beate Sobiesinsky-Brandt, Flötistin, hilft der Familie ehrenamtlich

Die Mutter eines Orchesterkollegen hat der syrischen Familie sogar einen Herd gekauft. Die ist dankbar für so viel Unterstützung. Doch sie macht sie gleichzeitig verlegen. Denn sie wollen keinesfalls als Bettler gelten. Vor einigen Wochen gab Beate Sobiesinsky-Brandt ein Konzert. Die syrische Familie saß vollzählig im Publikum. Es war das erste normale Erlebnis in Hagen. Fast wie früher, als man in Rakka zum Bildungsbürgertum gehörte.

Versuche, sich zurechtzufinden

Deutschkurs, Behördengänge und die Versuche, sich im fremden Lebensrhythmus zurechtzufinden, prägen den Alltag der Familie. Ganz normale Vorgänge wie die Geburt von Aya oder die Einschulung der Kinder werden, auch wenn die Ämter alle sehr hilfsbereit sind, zu bürokratischen Marathons, weil es so lange dauert, bis man begrift, wie die Dinge funktionieren. Es sind die Kleinigkeiten, die einen im Exil aufreiben. Dass man aus dem Kran bedenkenlos trinken kann, war den Aloyajlys zum Beispiel unbekannt. Leitungswasser in Deutschland ist sauber, das versicherte ihnen erst Beate Sobiesinsky-Brandt.

Die kleine Aya schlummert seit in den Armen ihrer Mutter. Inzwischen hat sie sogar einen Kinderwagen, den haben türkische Nachbarn gespendet. Aya weiß nicht, dass sie wochenlang eine Nicht-Person war und damit ein Symbol für die Situation vieler Flüchtlinge. Denn als ihr Vater sie anmelden wollte, sagte der Standesbeamte, das sei nicht möglich, da das Neugeborene keinen syrischen Pass habe. Ein arabischer Pass kommt der Regimekritiker Hussein nicht. Auch in diesem Fall hat Beate Sobiesinsky-Brandt geholfen.

Als Kriegsfotograf in den Krisengebieten

Die nächste Folge unserer Serie erscheint am **29. Juni**. Der Hagenener Fotograf Andy Spjry hat in Syrien, Afghanistan, Gaza und Irak Menschen getroffen, die ihre Flucht vorbereitet haben - aber auch solche, die zurückgekehrt sind.

Alle Teile unserer Serie lesen Sie unter wp.de/fluchtpunkte

Das Protokoll aus dem Container

Drei Tage verbringt der Reporter in Wohncontainern zusammen mit Flüchtlingen und schreibt seine Erlebnisse auf. Die Serie „Flucht in ein besseres Leben“ würdigt Flüchtlingsinitiativen und Ehrenamtliche.

Flucht in ein besseres Leben

Flüchtlinge waren das beherrschende Thema des Jahres 2015. Neben der tagesaktuellen Berichterstattung über die Situation in der Region wollten wir den Alltag in einem Flüchtlingsheim kennenlernen. Mit der Erlaubnis der Betreiber und Betreuer der Unterkunft verbrachte unser Kollege Bernhard Zinke drei Tage lang in Wohncontainern, die die Stadt Worms auf einem ehemaligen amerikanischen Militärgelände aufgebaut hat. Der Kreisverband Worms des Arbeiter-Samariter-Bundes (ASB) betreut dort im Auftrag der Stadt Worms bis zu 68 Flüchtlinge. Bernhard Zinke lebte mit den Asylbewerbern, unterhielt sich mit ihnen, aß gemeinsam mit ihnen, schaute den Mitarbeitern des ASB über die Schulter und lernte die Situation und Alltagsprobleme der Flüchtlinge und ihrer Betreuer kennen.

Über seine Erfahrungen und Erlebnisse verfasste er in Echtzeit ein Online-Tagebuch, fertigte für die Printausgabe ein Tagesprotokoll und mehrere Reportagen sowie Fotostrecken an. Seine Arbeit verfolgten zahlreiche Leser in den Print- und Online-Ausgaben unserer Zeitung und diskutierten darüber in Leserbriefen

und den sozialen Netzwerken mit. Der Kollege hat auf keine andere Arbeit im Lauf seiner knapp 25-jährigen Tätigkeit als Redakteur einer Tageszeitung eine annähernd hohe Resonanz auf seine Arbeit erfahren.

Dabei bedurfte es mehrerer vertrauensbildender Gespräche des Reporters mit der Stadtverwaltung Worms und dem Arbeiter-Samariter-Bund, da bei der Vorstellung des Projektes zunächst die Skepsis der Betreiber und Betreuer der Unterkunft überwog. Gleichwohl gaben Verwaltung und Hilfsorganisation nach einer längeren Bedenkzeit grünes Licht, öffneten dem Kollegen die Türen in die Unterkunft und stellten keinerlei Bedingungen im Zusammenhang mit der Berichterstattung.

Unser Kollege Manfred Loimeier konzipierte federführend eine Serie „Flucht in ein besseres Leben“. Darin thematisierten Redakteure des „Mannheimer Morgen“ verschiedene Flüchtlingsinitiativen oder besondere Beispiele der Integration.

Dirk Lübke, Chefredakteur

Noch Fragen?

Bernhard Zinke, stv. Ressortleiter, Telefon: 0621/392-1262, E-Mail: binke@mamo.de

Flüchtlinge: Ehrenamtliche Helfer und gemeinnützige Vereine kümmern sich in Deutschland um die Integration von Migranten – unser Reporter berichtet aus Worms von seinem Tag in einer Unterkunft

Mein Protokoll aus dem Container



7.30 Uhr
Die Handwerker stehen vor der Tür des Motorpool-Wohnheims in Worms. Im oberen Stockwerk sind die Fliesen in der Dusche leck, Wasser tropft ins Untergeschoss. Seit die Wohncontainer stehen, müssen Handwerker irgendwo nachbessern. Das Wohnheim musste halt schnell aufgebaut werden. Die Handwerker fragen, ob sie schon mit der Arbeit beginnen können, da viele Bewohner noch schlafen. Die ASB-Mitarbeiter geben grünes Licht. Keine falsche Rücksichtnahme.

7.50 Uhr
Für Amin Lihic geht eine ruhige Nacht zu Ende. Der Pförtner war seit Mitternacht im Dienst. Ein paar Bewohner waren schon früh auf den Beinen, um zur Arbeit zu gehen. Asylbewerber dürfen arbeiten, wenn sie drei Monate hier sind und die Arbeit von keinem Deutschen übernommen worden ist. Zwischen 22 und 7 Uhr bleibt das Tor zum Motorpool geschlossen, damit keine Fremden auf dem Gelände herumirren. Wer dann hereinkommen will, muss klingeln und wird hereingelassen, sofern er ein Bewohner ist.

8 Uhr
Andrea Wieckhorst vom ASB und Hausmeister Alex Weber unternehmen ihren Rundgang. Sie sind nicht zufrieden. In der Küche stapelt sich Müll, ein Backofen steht auf 200 Grad. Zum Glück ist der Zentralschalter aus, so dass der Herd keinen Strom hat. Die beiden müssen zwar nicht, aber räumen den Müll halt selber weg, weil sie's nicht mit ansehen können.

8.15 Uhr
Bilal kommt und holt das Putzzeug fürs Obergeschoss. Er gehört zu den Zuverlässigen und reinigt die Küche.

9 Uhr
Rundgang im oberen Stockwerk. Die Küche sieht aus wie ein Schlachtfeld. Darin kämpft Bilal gegen den Dreck. Er schrubbt den Herd zentimeterweise sauber. Für seine Gräßlichkeit verspricht ihm Andrea Wieckhorst einen Extra-Lohn. Bewohner Wahid hat unterdessen Besuch bekommen. Hanif wohnt in einem anderen Wohnheim in Worms. Jetzt hilft er seinem Freund bei der sehr gründlichen Reinigung des Flurs.

9.10 Uhr
Alex Weber und Andrea Wieckhorst richten das sogenannte Notfallzimmer. Hier stehen vier statt der üblichen zwei Betten. Die beiden ASB-

Arbeitnehmer kontrollieren Schränke und Kühlschränke, legen Matratzen auf die Boste und lüften durch. Das Zimmer wird für mögliche unverhoffte Neuzugänge benötigt.

9.40 Uhr
Zeit für eine kurze Verschnappspause. Alex Weber gönnt sich ein Kaffeeleckchen als Nervenfutter. Für die beiden Kolleginnen hat er auch immer etwas Süßes dabei.

10 Uhr
Das Team kontrolliert den Dienstplan für Januar, den ein ASB-Kollege am Morgen vorbeigebracht hat. Mit in der Hauspost liegt auch eine Hausordnung, verfasst in arabischer Sprache. Doris Schroth hat aus dem Internet auch einen Artikel ausgedruckt, der über die Lebens- und Verhaltensregeln in Deutschland informiert. Darüber wissen die meisten Neuankommlinge so gut wie gar nichts, weiß das ASB-Team.

10.20 Uhr
Alex Weber stellt Haris in den Senkel. Der Bosnier ist fürs Putzen im Erdgeschoss zuständig. Geputzt werden muss spätestens um 7.30 Uhr, nicht erst um 11 Uhr!

10.30 Uhr
Eraldo steckt den Kopf zur Tür ins Büro herein. „Post?“ Die war noch nicht da. Der Albaner wartet nicht allgemein auf Post, sondern auf einen ganz bestimmten Brief: den

10.45 Uhr
Andrea Wieckhorst telefoniert mit dem Vorsitzenden des Wormser Schachvereins. Feras, ein Syrer, spielt leidenschaftlich gern Schach. Der ASB besorgt ihm Anschluss, und der Schachverein sagt gern zu. Ein Termin wird direkt vereinbart. Am Freitagabend kann Feras vorbeischauen. Andrea Wieckhorst wird zum ersten Treffen mitgehen.

11.00 Uhr
Heute findet der Deutschkurs pünktlich statt – im Gegensatz zu gestern, als Zahltag war. Einen externen Deutschunterricht gibt es zwar um 12 Uhr in der Volkshochschule. Aber Amir und seine Kollegen wollen noch vorher im Wohnheim lernen.

11.35 Uhr
Mehrere Busse sind auf dem Weg nach Worms. Darin 40 Flüchtlinge.



Syrer Okba kocht einen Eintopf mit Hackfleischbällchen.

Tagesverlauf im Asylbewerberheim

- Unser Reporter **Bernhard Zinke** (Bild) verbringt mehrere Tage im Wormser Wohnheim auf dem Motorpool-Gelände.
- Helfer des **Arbeiter-Samariter-Bundes** (ASB) betreuen dort bis zu 68 Asylbewerber in Wohncontainern.
- Das Wohnheim ist **seit Mai** in Betrieb.
- Die Menschen kommen aus **Afghanistan, Albanien, Georgien, Pakistan, Somalia** sowie Afrika.



Brief mit dem Negativbescheid, der den Asylantrag ablehnt.

12.15 Uhr
Antonio, ein Albaner, hat einen Anruf von seiner Familie erhalten. Sein Vater hatte einen schweren Verkehrsunfall. Nun soll er nach Hause kommen. Ein Platz im Flieger morgen ist noch frei. Jetzt setzen die beiden Damen des ASB alle Hebel in Bewegung, um dem jungen Albaner die Rückreise zu ermöglichen. Andrea Wieckhorst fährt mit ihm zur Ausländerbehörde, wo die Papiere fertiggemacht werden.

12.30 Uhr
Doris Schroth ist auf der Suche nach einem Arabisch sprechenden Psychiater. Viele der jungen Männer sind traumatisiert. Mit Englisch kommt man nicht weiter. Die Suche gestaltet sich schwierig.

13.15 Uhr
Tengiz entschuldigt sich bei Andrea Wieckhorst, dass er nicht im Deutschunterricht war. Dafür lädt er sie zum selbst gekochten Mittagessen ein.



Hausmeister Alex Weber (links), daneben Leonard, der den Flur kehrt.

13.30 Uhr
Doris Schroth ist auf der Suche nach einem Arabisch sprechenden Psychiater. Viele der jungen Männer sind traumatisiert. Mit Englisch kommt man nicht weiter. Die Suche gestaltet sich schwierig.

13.50 Uhr
Bilal kommt mit einem 13-jährigen Afghansen im Schlepppass, der nicht im Wohnheim, sondern in einer Wohngruppe für unbegleitete reisende Jugendliche lebt. Der Junge spricht kein Wort Deutsch. Bilal kann übersetzen. Mittlerweile sind dessen Eltern auch in Deutschland angekommen, aber drei Stunden von Worms entfernt untergebracht. Der Junge möchte indes in Worms bleiben und nicht zu den Eltern. Mit viel Geduld erklärt Doris Schroth, dass der Junge nicht hierbleiben kann, sondern zu seinen Eltern gehen muss.

15.20 Uhr
Die Polizei soll einen der jungen Afghansen verhaften haben. Er soll eine Frau in einem Wormser Park geschlagen haben. Die Mitarbeiter rechnen damit, dass sich die Polizei morgen melden wird.



Am Ende eines arbeitsreichen Tages im Asylbewerberheim Worms.

15.40 Uhr
Die beiden Somalis, die fürs Motorpool-Wohnheim avisiert waren, sind doch nicht in Worms angekommen. Der Pakistani, ein Mann von Anfang 20, ist dagegen angekommen. Zwei Afghansen nehmen sich sofort an, denn er spricht kein Wort Deutsch und kaum ein Wort Englisch. Sie sprechen seine Sprache.

16.10 Uhr
Der ASB verlegt einen jungen Christen, der in einer anderen Unterkuft allein unter Moslems gelebt hat. Der junge Mann darf zum Motorpool-Wohnheim einziehen. Die Mitarbeiter bitten einen Bewohner, sich um ihn zu kümmern.

16.30 Uhr
Hausmeister Alex Weber kann schließlich Feierabend machen. Ali Chahrouh übernimmt den Pförtnerdienst und hat gleich viel zu tun mit allen möglichen Dingen. Ein Bewohner möchte seine Handy-Karte freigeschaltet haben, ein anderer fragt nach Geschirrt. Dabei kommt ihm sehr entgegen, dass er als in Worms geborener Sohn libanesischer Eltern selbst fließend Arabisch und Deutsch spricht.

16.50 Uhr
Nun ist doch noch ein Somali aufge-taucht. Ismael Jussuf kommt mit zwei Freunden zur Bürotür herein. Ali Chahrouh begrüßt den Neuan-kömmling freundlich und weist ihm sein Zimmer zu. Den Papierkram erledigen die Kolleginnen morgen.

18 Uhr
Essenslütfe ziehen wieder durch die Flure. In den Küchen stehen die Männer an den Töpfen und brutzeln. Zeit zum Abendessen für viele Bewohner.



Andrea Wieckhorst (vorn) verschafft sich im Materialraum Überblick. BILDER: ZINKE

Flüchtlingsalltag:

Lesen Sie in unserem Dossier Berichte über Flüchtlinge und Hilfsprojekte in der Region. Dazu finden Sie Fotostrecken und den Liveblog unseres Reporters Bernhard Zinke.

morgenweb.de/flucht



Eine Beilage auf Arabisch

Die Leser sollen sich in Dienst nehmen lassen: Eine vierseitige Sonderbeilage ist zum Weiterreichen gedacht. Auf Arabisch bietet sie Flüchtlingen erste Orientierung und Hinweise auf die richtigen Anlaufstellen. Diese Seiten werden an den Folgetagen auch kostenfrei an Flüchtlingsheime und Erstregistrierungsstellen verteilt.

Fernseh-Verbot für Knackis
BERLINS GRÖSSTE ZEITUNG
 80 CENT
B.Z.
 MITWOCHE, 9. SEPTEMBER 2015
 GEGRÜNDET 1877
 Redaktionschluss: 0.05 Uhr
 ZKZ 2032
 NR. 246/37
 Seiten 30/31

Ibisevic endlich ein echter Herthener
 Erstes Training mit den neuen Kollegen
 FOTO: OTTMAR WINTER

Volks Mundspülung
 STARKE ABWEHR FÜR GESUNDES ZAHNFLEISCH
 Ein gesundes Volks-Risiko von LISTERINE

SCHENKEN SIE DIESE B.Z. NACH DEM LESEN EINEM FLÜCHTLING

أهلاً وسهلاً بكم في برلين

1000 Flüchtlinge werden täglich in Berlin erwartet. Die „BZ“ druckt deshalb eine Beilage in arabischer Sprache, die den Menschen als Orientierungshilfe dienen soll.
 Zum Herausnehmen

ANZEIGE
 NICHT IM TV – NUR BEI IHREM TOYOTA PARTNER!
TOYOTA LIVE
 am 12.09. um 12 Uhr
 Große Gewinne, große Stars, große Premiere: der neue Auris
 Jetzt mehr erfahren: toyota.de/live

4190203200805 30037
 19° Leicht wechselhaft
 01806-6 300 30* Ihr Axel Springer 24h-Service
B.Z. | BILD
 BILD Gruppe

Noch Fragen?

Jorin Verges, Telefon: 030/2591-73715, E-Mail: jorin.verges@axelspringer.de

كلمات وجمل مهمة في اللغة الألمانية

بإمكانكم سؤالنا لأننا نريد مساعدتكم و وضع قاموس صغير للغة

Guten Tag!	(تحيات ناعمة) (أهلاً فخران)	السلام عليكم
Auf Wiedersehen!	(إلى اللقاء) (إلى اللقاء)	إلى اللقاء
ich heiße...	(أنا هنا)	أنا اسمي
Wie heißen Sie?	(أنت هل تسمى؟)	ما هو اسم حضرتكم؟
Können Sie mir helfen?	(هل تستطيعون مساعدتي؟)	هل تستطيعون مساعدتي؟
Was geht es nach...?	(أما فيما يتعلق...؟)	من أين الطريق...؟
Wie geht es einer Toilettens?	(أما فيما يتعلق...؟)	أين يوجد حمام؟
ich verstehe Sie leider nicht.	(عذراً لا أفهم)	أنا لم أفهم
Bitte, sprechen Sie langsamer!	(الرجاء التحدث بشكل أبطأ)	الرجاء التحدث بشكل أبطأ
rechts/links	(يمين/يسار)	يمين/يسار
ja/nein	(نعم/لا)	نعم / لا
Danke	(شكراً)	شكراً
Bitte	(الرجاء)	الرجاء
gestern/heute/morgen	(أمس/اليوم/غداً)	اليوم / غداً
Montag	(الاثنين)	الاثنين
Dienstag	(الاثنين)	الاثنين
Mittwoch	(الثلاثاء)	الثلاثاء
Donnerstag	(الاربعاء)	الأربعاء
Freitag	(الخميس)	الخميس
Samstag	(الجمعة)	الجمعة
Sonntag	(السبت)	السبت

واحد، ثنائي، ثلاثي، أربعة، خمسة، ستة، سبعة، ثمانية، تسعة، عشرة
 (أول، اثنين، ثلاث، أربعة، خمسة، ستة، سبعة، ثمانية، تسعة، عشرة)
 1 (eins), 2 (zwei), 3 (drei), 4 (vier), 5 (fünf), 6 (sechs), 7 (sieben), 8 (acht), 9 (neun), 10 (zehn)

من يقرأ من قبل
 هذا
 من قبل
 من قبل



ما هو المسموح لي وما هو الممنوع علي

واجب التنبيه:
 تقدم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.

العمل:
 لا يجوز العمل للتجارة في التجار في الأجزاء الثلاثة الأولى باني حال من الأجزاء.

تعليمات التعليم:
 على طلبة التجزئة الاعتماد بشكل خاص على تعليم اللغة الألمانية ويتم تقديم هذه الخدمات من مراكز مختلفة وهي مجانية.

حرية السفر:
 منذ 01 كانون الثاني 2015 تم إلغاء قانون الإقامة يمكن بعده وحين أصبح بإمكان المهاجرين السفر بكل حرية ضمن الأراضي الألمانية.

التأمين:
 يتم فرض كل شخص دون 26 سنة على مراكز مساعدة الشباب كما يتم تعيين بعض طلبة ويعمل لإنهاء طلبات التجزئة للحصول على مكان في روضة الأطفال.

التعليم الإضافي:
 طالما لم يكن هناك عمل بالإنجليزية يجب الذهاب إلى المدرسة الإضافية.

تم التعليم:
 يمكن لم الشمل التزوج أو الولادة وبالتالي فقط للأشخاص المتزوجين بهم وولديهم فقط للأشخاص المتزوجين بهم وولديهم أيضاً لا يمكن ذلك للتلاميذ التجزئة والتحت لهم وحملي على الإقامة لأسباب إنسانية.

حق التجزئة:
 بإمكان التلاميذ الرسمة المتعلق من حق الإقامة بعد ثلاث سنوات وإلغاء حق التجزئة الذي تم إقراره في حال تعيين الأهل في الموطن الأم.

في هذه النوادي تحصلون على المساعدة

- مجلس الترشيد:**
 - Amnesty International - مركز إنساني في المانيا
 - Netzwerk "Deutschensuche für Alle" - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Initiative Mithradat - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Schülerpatenschaft über Ali Neel e.V. - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
- مجلس الترشيد:**
 - Alphacenter Kommunikation und Kulturzentrum e.V. - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Stadtkommunikation e.V. - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Alphacenter - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
- مجلس الترشيد:**
 - Alphacenter - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Stadtkommunikation e.V. - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Alphacenter - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
- مجلس الترشيد:**
 - Alphacenter - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Stadtkommunikation e.V. - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.
 - Alphacenter - تقديم طلب التجزئة بالطلب في سوق السكك الحديدية لا تقل عن 6 أسابيع خلال دراسة الطلب.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- DEMOKRATIE**
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Öffentlich machen, was
Öffentlichkeit braucht

Demokratie ist keine ideale Welt. An den Schalthebeln der Macht manipulieren nicht nur demokratisch Berufene. Die Menschen bleiben Menschen, gehen ihren Interessen nach, suchen ihren Vorteil auch auf krummen Wegen. Das ist nicht zu ändern, wohl aber im Griff zu halten. Das Mittel dazu heißt: Öffentlichkeit. Das gilt für Bundes- und Landespolitik. Das gilt aber noch mehr für das Geschehen im Kreis, in der Stadt, in der Gemeinde. Lokalzeitungen lassen sich nicht in Dienst nehmen — von wem auch immer. Ihr Auftrag ist es, der Demokratie mit Öffentlichkeit zu dienen.

Eine Plattform schaffen für die Debatten

Die Stadtreaktion kennt auch nicht die Lösung für die Probleme, die die Stadt bewegen. Aber sie kann Meinungen und Ideen sammeln, ordnen und in eine Rangordnung bringen. Sie bietet so die Plattform für ein großes stadtweites Brainstorming.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
KOMMUNALPOLITIK

Fern jeder Besserwisserei

Jede Veränderung beginnt mit Ideen – die Hagener Stadtreaktion sammelt viele Hundert Ideen von Bürgern und Experten zu Themenbereichen wie Sauberkeit, Wirtschaft und Familienfreundlichkeit. Sie schafft eine Plattform, die fern jeder Besserwisserei Probleme benennt und eine Diskussion über mögliche Lösungen in Gang setzt. Die Hagener machen mit, per Post, Mail und vor allem Facebook. Die Botschaft der Bürger ist so laut, dass Verwaltung, Politik und Verbände sie nicht überhören können: Ein Aktionsplan für mehr Sauberkeit ist der Anfang. Die Zeitung wird zum Motor und Moderator für breite Bürgerbeteiligung und eine permanente Debatte zu den zentralen Herausforderungen der Stadt.

Eine Agenda für die Zukunft der Stadt

Hagen hat eine Menge Probleme, Hagen hat aber auch Chancen, die die Stadt nutzen kann, wenn sie gezielt und geordnet die Aufgaben angeht. Das war unser Kerngedanke. Wir wollten dazu beitragen, eine Agenda für Hagens Zukunft aufzustellen: Welche Aufgabenfelder gibt es? Was schlagen Bürger und Experten vor? Was können Lösungsansätze sein?

Die Stadtreaktion Hagen der WESTFALENPOST wollte nicht Besserwisser sein, wir waren uns auch bewusst, keine Lösung für alle Hagener Probleme und Herausforderungen präsentieren zu können. Unser Ansatz war es, Meinungen und Ideen zu sammeln, zu ordnen und zu priorisieren – und damit einen konstruktiven Beitrag zur Zukunftsgestaltung der Stadt zu erarbeiten. Oder zugespitzt gesagt: Wir haben die Plattform für ein großes, stadtweites „Brainstorming“ geschaffen. Die WP möchte eine permanente Debatte zu den zentralen Herausforderungen Hagens anregen und moderieren.

Die Projektidee entstand im Spätsommer, nachdem sich die Stadtreaktion Hagen mit der Serie „So wohnt Hagen“

bereits im Frühjahr mit einem Zukunftsthema der Stadt beschäftigt hatte. Ein Ergebnis der Serie war: Es gibt für viele Herausforderungen Hagens keinen Plan, keine echte Tagesordnung, wie diese von Politik, Stadt und Gesellschaft angegangen werden sollen.

Hier haben wir unser Potenzial als Lokalzeitung erkannt. In einem ersten Schritt haben sich Redaktionsleiter und stellvertretender Redaktionsleiter zusammengesetzt und einige Grundgedanken erarbeitet: Welche Themenfelder sollten bearbeitet werden? Welche Elemente muss solch eine Serie haben? Mit der Chefredaktion wurde auch der kritische Dialog gesucht: Wecken wir mit solch einer Serie Erwartungen, die wir nicht halten können? Werden von uns nicht doch schon konkrete Lösungen erwartet?

Am Ende waren wir uns einig: Unsere Kompetenz liegt gerade in der Schaffung einer Debatten-Plattform. Diese Grundgedanken sind dann im Team diskutiert, ergänzt und verfeinert worden. Am Ende war klar, dass folgende Elemente für jede Seite obligatorisch sein sollten:

Noch Fragen?

Michael Koch, Redaktionsleiter, Telefon: 02331/917-4184, E-Mail: mi.koch@westfalenpost.de

SERIE Was braucht Hagen?

Mehr individuelle Läden und günstiges Parken

Gutachter bescheinigen Hagen recht gute Werte als Einkaufsstadt, doch die Bürger bringen auch Kritik an

Von Michael Koch



Die Einkaufsstadt Hagen hat sich in den vergangenen Jahren sehr entwickelt. Mit der Volme-Galerie und der Rathaus-Galerie (im Bild) sind in den vergangenen Jahren gleich zwei große Zentren entstanden.

STIMMEN

Das Besondere muss in der Hagerer Innenstadt mehr vertreten sein. Der Kunde mit Kaufkraft braucht mehr als H&M, Zara und andere Filialisten. Das Ambiente der Stadt ist wichtig für ein gutes Bummelgefühl. Tina Junker

Mit der Einkaufssituation in Hagen bin ich im Grunde sehr zufrieden. Hagen ist da sehr gut aufgestellt. Viele haben sich sicher gefragt, ob eine zweite riesige Einkaufs-Mall wirklich notwendig war, aber es bleibt Hagen gar nichts anderes übrig, als auf diese Art in seine Einkaufs-Attraktivität zu investieren - wenn die Stadt sich im Konkurrenzkampf mit den umliegenden Städten, insbesondere Dortmund, als Oberzentrum weiterhin behaupten will. Inham Kumbach

Die Auswahl der Geschäfte muss besser werden. Wir haben zu viele Läden, die kein großes Publikum ziehen. Attraktive Läden ziehen auch Menschen aus den umliegenden Städten nach Hagen, gerade mit der zentralen Lage müsste man viel mehr daraus machen. Dafür haben wir genug Bäckerei und Handläden. Ich hoffe, dass man größere Unternehmen für Hagen gewinnen kann, um so die Stadt und auch die Fußgängerzone für Nachbarstädte attraktiver zu machen. Denis Jähic

Hagen hat kein Alleinstellungsmerkmal. Einzig und allein große Unternehmen können und wollen die komplett über-tourten Ladenmetrien bezahlen. Menschen mit gutem Ideenwert im Vorfeld schon der Wind aus den Segeln genommen. Dann haben wir die Gewerbesteuere-Konzepte, die tatsächlich Kaufkraft durch ihre Einzigartigkeit nach Hagen bringen könnten, stehen in Konkurrenz zu den 100 verschiedenen Ketten, Links und rechts davon. Steve Siemer

Und wie sieht es mit Kundentreue aus? Wenn um halb sieben schon die Hälfte der Läden zu-macht, brauch ich nicht mehr in die Stadt zu fahren. Ist mir besonders während des Weihnachtsmarkts aufgedrungen. Stadt voll, Läden geschlossen. Patrick Bendzin

Vielleicht braucht Hagen mal Parkplätze, die etwas günstiger sind, bzw. mehr kostenfreie Parkplätze für ein bis zwei Stunden. Betül Serkan Metin

Ich finde trotz-zig Geschäften die Auswahl und Produktiefe schlecht. In gleichen Läden in anderen Städten ist die Auswahl um ein Vielfaches besser. Christoph Schieder

Ich finde Hohenlimburg ist ein schönes „Städtchen“ mit einer reizvollen Fußgängerzone. Leider sind die Einkaufsmöglichkeiten sehr begrenzt. Es wäre wünschenswert, wenn unsere Innenstadt einen Dreiecksmittel bekommen würde. Vielleicht wären dadurch noch andere „Ladenkalkulationsreize“, eher bereit, sich in der Innenstadt einzubringen. Ulrike Kresch

Hagen. Diese eine Zahl zeigt, wie wichtig das Thema Einkaufs für Hagen ist: Gut eine Milliarde Euro Umsatz machen die rund 1100 Einzelhandelsbetriebe im Stadtgebiet auf gut 306 000 Quadratmetern Verkaufsfläche. Und es gibt noch Luft nach oben. Ein Nachfragerpotenzial von 1,6 Milliarden Euro gibt es für Hagen. Das alles haben die Gutachter ermittelt, die den Entwurf für die Fortschreibung des Hagerer Einzelhandelskonzept verfasst haben. Hagen schlägt sich nicht schlecht - das ist etwas salopp ausgedrückt - das Fazit der Gutachter. Bei der großen Dichte von Großläden in der Region hat Hagen eigentlich einen guten Zentralitätswert von 105. Ein Spezialdruck, der davor war, was größer ist: Der Kaufkraftabfluss, wenn Hagerer anderswo einkaufen. Oder der Kaufkraftzufluss, wenn Auswärtige in Hagen einkaufen. 90 bis 110 ist für eine Stadt in einem Ballungszentrum wie dem Ruhrgebiet Durchschnitt. Hagens Wert von 103 ist also in Ordnung.

Ganz individuelle Wünsche Doch spiegeln diese Werte der Gutachter auch das Gefühl der Hagerer Bürger wider? Sowohl als auch - so muss die Antwort lauten. Denn es gibt sehr wohl generelles Lob für den Einkaufsstandort Hagen. Aber auch Kritik und ganz spezielle Wünsche. Insgesamt ist es jedenfalls einer der Themenkomplexe, auf die es die meisten Reaktionen gab. Bisweilen sind die Wünsche sehr individuell: Die einen möchten un-

beding, dass sich Primark in Hagen ansiedelt, der andere findet das ganz furchtlich. Luca Burgraf zum Beispiel fehlen in Hagen die kleineren individuellen Läden. Angelika Bude mahnt an, dass man auch Kleidung ab Größe 50 oder für die Generation 70-plus nicht aus den Augen verlieren dürfe. Aber es lassen sich aus den Leser-schriften auch Wünsche und Kritik generalisieren: So wird das Parken als zu teuer empfunden. Und zumindest für kurze Erledigungen werden mehr kostenfreie Kurzzeit-parkmöglichkeiten gefordert. Die Öffnungszeiten sind auch ein großer Thema: Einzelhändler sollen sie sein, und abends sollen die Geschäfte nicht zu früh schließen. Genauso wünschen sich unsere Leserinnen und Leser mehr individuelle Läden, also nicht die Marken und Ketten, die es auch in anderen Städten gibt. Wichtig ist das Umfeld: Man will in einer schönen Innenstadt bummeln

Was braucht Hagen?

GASTBEITRÄGE

Mit weniger Bürokratie besseres Klima für Einzelhändler schaffen

Jörg Wirz, Optiker und Hörgeräteakustiker in Hagen. Nicht alle Probleme, die die Geschäftsleute - insbesondere auch in den Hagerer Stadtteilen - treffen, können hier in Hagen gelöst werden. Dass immer mehr Menschen im Internet Artikel bestellen, ist ein allgemeines Phänomen. Mit der Unterstützung eines freien Waren-Netzes durch das Stadtmarketing der Hagen-Agentur wird dieser Trend im Zweifel aber noch verstärkt, weil Kunden noch mehr dazu animiert werden, sich im Laden vor Ort zu informieren, aber dann womöglich bei einem billigeren Anbieter im Internet kaufen. Eine sehr gute Idee wäre es dagegen, wenn es wirklich ein gemeinsames Portal der Hagerer Händler geben würde, in dem sie einen virtuellen Verkaufsplatz einrichten können. An einem Punkt kann die Stadt etwas tun, speziell auch für die Stadtteile: Es muss ein freundliches Klima geschaffen werden für Einzelhändler. Wenn ich etwa vor meinem Geschäft, das außerhalb der Hagerer Fußgängerzone liegt, keine Werbe-Beachflag aufstellen darf, oder wenn ich ein Werbeschild nur direkt an der Hauswand aufstellen darf, wo keiner es sieht, dann ist das Bürokratie, die es Händlern schwer macht und die in anderen Städten so nicht stattfindet. Und natürlich wünsche ich uns, dass wir besser von der Politik gehört werden. Ich habe das Gefühl, dass sich manche nicht genug für uns interessieren.

Mit kostengünstigerem Parken ein besserer Empfang in der Innenstadt

Jonas Kubon, im Rahmen meiner Bachelorarbeit „Akzeptanzanalyse des Einzelhandelsstandorts der Hagerer Innenstadt aus Sicht von Kunden und Besuchern“, konnte ich Defizite und Handlungsmöglichkeiten identifizieren. An der Abschlussarbeit nahmen bei einer Umfrage im Frühjahr dieses Jahres 155 Personen teil. Auf drei Kernbereiche müsste sich Hagen demnach konzentrieren, um die gute Position im Wettbewerb zu festigen: 1. Die grundsätzliche Einkaufs-akzeptierte Innenstadt zeigt Schwächen beim Vorhandensein von Fachgeschäften und einem zu niedrig spezialisiertem Einzelhandelsangebot. Das gilt vor allem für die Sortimente der Bekleidung und Hobbywaren nicht wieder vorkommt, die im Innendienst fehlen. Dann sollten sich die Immobilienbesitzer wirklich fragen, welche Lädenlokale noch Zukunft haben. Leser: Schaulden sorgen für meine Stimmung. Auch in Bereichen, wie zum Beispiel an der Lange Straße in Hohenlimburg, in denen es letztlich doch fast alles für den täglichen Bedarf gibt. Wäre da nicht die

Von Michael Koch

KOMMENTAR

Tatsächlich die Zentren stärken und nicht Investoren erliegen

Schlecht sind die Zahlen nicht für die Einkaufsstadt Hagen. Aber es gibt noch Luft nach oben. Was ist also zu tun? Die Politik hat sich schon selbst die Hausaufgabe schon besetzen lassen. Und zwar in dem Entwurf für das Einzelhandelskonzept. Wenn man sich nun wirklich daran hält, das Zentrum und die Nebenzentren stärken und eben nicht den Verlo-

stung von Investoren erliegt, die außerhalb Einzelhandelsbetriebe wollen, dann ist schon ein großer Schritt getan. Wenn sich dann die Hagerer Einzelhändler, insbesondere in der Innenstadt, wirklich einmal zusammenrücken und gemeinsam neue Schlagkraft entwickeln (damit so eine peinlich niedrige Beteiligung wie beim Schaufensterwettbewerb nicht wieder vorkommt), dann haben wir schon ein bisschen. Dann sollten sich die Immobilienbesitzer wirklich fragen, welche Lädenlokale noch Zukunft haben. Leser: Schaulden sorgen für meine Stimmung. Auch in Bereichen, wie zum Beispiel an der Lange Straße in Hohenlimburg, in denen es letztlich doch fast alles für den täglichen Bedarf gibt. Wäre da nicht die

370 Ladenlokale in Hagen stehen leer

Rund 370 Ladenlokale stehen in Hagen leer. Das entspricht einer Leerstandsquote von 25 Prozent. Ein im Bundeschnitt hoher Wert, im Vergleich zu anderen Städten, die in den vergangenen Jahren an Bevölkerung verloren haben, laut Gutachter aber ein akzeptabler Wert.

wie Lebensmittel, Mode, Bücher oder auch einen Großteil von Elektrowaren soll es nur hier geben oder in den Nebenzentren Boele, Elpe, Haspe-Zentrum und Hohenlimburg. Handel auf der „grünen Wiese“ mit zentrenrelevanten Artikeln soll es nicht mehr geben. Beispiel: Ein Komplex wie Real in Bathey ist nicht mehr erwünscht.

Fußgängerzone erst ab C&A?

Ein Fachmann wie Christian Herbeck, früher Vorsitzender des Stadtmarketingvereins, sieht aber auch an anderen Stellen Potenzial, wie Politik und Verwaltung auf die veränderte Einkaufslandschaft eingehen können: „Aufgrund der sich völlig veränderten A-Lagen-Situation im Bereich der Elberfelder Straße müsste man überlegen, ob die Fußgängerzone nicht erst bei C&A beginnen sollte und im Bereich Theater bis Karl-Mars-Strasse Kurzzeitparkplätze angeboten werden.“

Alle hierer erschienenen Folgen: www.wp.de/wasbrauchtHagen

- 1. eine Aufmachung, in der die Dimension des Themenfeldes erklärt wird, Fakten präsentiert werden und Tendenzen aus den Lesermeinungen zusammengefasst werden.
2. Stimmen von „einfachen Bürgern“ zum Thema
3. jeweils zwei Experten oder Betroffene kommen mit Gastbeiträgen zu Wort
4. ein einordnender Kommentar der Stadredaktion zum Thema.

Die WP nutzt die Ergebnisse der Serie als Wiedervorlage für 2016. Sie wird die Parteien im Rat kontinuierlich mit dem Thema kontaktieren. Die Stadredaktion arbeitet an weiteren Formaten. Geplant sind in 2016 z.B. Events, bei denen sich Experten und Bürger zu konkreten Zukunftsthemen positionieren.

Michael Koch

Samstag, 3. Oktober Familienfreundlichkeit
Montag, 5. Oktober Integration
Mittwoch, 7. Oktober Sauberkeit/Umwelt
Freitag, 9. Oktober Schullandschaft
Montag, 12. Oktober Kultur
Mittwoch, 14. Oktober Einkaufen
Freitag, 16. Oktober Sport
Montag, 19. Oktober Senioren
Mittwoch, 21. Oktober Stadtentwicklung
Freitag, 23. Oktober Wirtschaft
Montag, 26. Oktober Gesundheit
Mittwoch, 28. Oktober Verkehr
Samstag, 31. Oktober Fazit

→ SERIE Was braucht Hagen?

Verkehrsrnetze halten die Stadt in Bewegung

Radfahrer fordern ihr Recht im Straßenraum ein. Entwicklung endet nicht mit Bahnhofshinterfahmung

Von Jens Stubbe

Hagen. Staus, Ampelschaltungen, Stadtdrobenproblematik, kaputte Straßen – zusammengestricherter ÖPNV – das Thema Verkehr in der Stadt ist ungemein vielschichtig. Und: Nahezu jeder hat dazu eine Meinung. Weil er in ganz unterschiedlichen Rollen am Verkehr teilnimmt. Als Fußgänger, als Autofahrer, als Radfahrer, als Fahrgast in einem Bus der Hagener Straßenbahn oder in einem Taxi.

Auf Hagens Straßen

Mit Blick auf den Autoverkehr liegt der Fokus der Stadt natürlich auf der Bahnhofshinterfahmung sowie auf den maroden Brücken. Während sich die Realisierung der Umgehungsstraße bis 2019 hinzieht, beginnt das Sanierungsprogramm für die in Jahre gekommenen Brücken bereits im nächsten Jahr mit der Errichtung des Autobahnzubringers Berchumer Straße. Aber auch in die Grundsicherung völlig heruntergekommenen Straßen wird in Abstimmung mit der Bezirksregierung in Arnsberg schrittweise investiert. Hier müssen sich dann – im Gegensatz zu klassischen, zustandserhaltenden Maßnahmen – die Anwohner finanziell beteiligen.

Der ÖPNV

Verantwortlich für den öffentlichen Personennahverkehr auf den Hagener Straßen ist zu großen Teilen die Hagener Straßenbahn, eine Tochter der Stadt Hagen. Rund 35 Millionen Fahrgäste hat das Verkehrsunternehmen im Jahr 2014 in sei-



Gehtreichte Linien sorgen auf den Fahrbahnen für Radfahrer-Raum. Doch im E-Bike-Zeitalter wachsende Gruppe der Zweirad-Nutzer erwartet, dass ein durchgängiges Radwegekonzept in Hagen umgesetzt wird. FOTO: MICHAEL KLEINENSHING

Was braucht Hagen?

Jahr legen unsere Busse 8,4 Millionen Kilometer zurück“, erklärt Straßenbahn-Sprecher Dirk Thorbow. Also fast elfmal von der Erde bis zum Mond und wieder zurück. 135 Fahrzeuge hat das Unternehmen. Und trotzdem gibt es Kritik: Vor allem in den Abendstunden ist das Angebot zurückgefallen worden. Die muss sich aber vor allem an die Stadt Hagen richten. Denn die Kommune gibt im Grunde den finanziellen Rahmen für den naturgemäß defizitären Nahverkehr vor. Mit anderen Worten: Wer neue Verbindungen und neue Linien in der Stadt einrichten will, muss sich darüber im Klaren sein, dass dies den

Zuschussbedarf der Stadttochter erhöht. Eine Unmöglichkeit in einer Stadt der leeren Kassen. **Hagen und der Radverkehr** Kaum ein Verkehrsthema, das zeigen die Ergebnisse einer Umfrage unter unseren Lesern und Facebooknutzern, bewegt die Hagener mehr als der Radverkehr. Und das in einer Stadt, die schon allein aufgrund der Topographie als radunfreundlich gilt. Radwege gibt es kaum. Und schon gar kein zusammenhängendes, engmaschiges Netz. Immerhin: In Haspe hat man jetzt entlang zweier Einfallstraßen begonnen, sogenannte Schutzstrei-

Straßennetz ist insgesamt 675 Kilometer lang

Das Hagener Straßennetz hat eine Länge von 675 Kilometern.

350 Kilometer des Netzes werden als reine Wohnstraßen genutzt. 110 Kilometer gelten als Hauptverkehrsachsen.

fen auf die Fahrbahn aufzufächern. Die dürfen zwar von Autos überfahren werden, machen aber dennoch deutlich, dass hier Raum für Radfahrer ist. Eine Neuerung, die der Allgemeine Deutsche Fahrradclub (ADFC) kritisch sieht (siehe Gastbeitrag), die in Hagen aber systematisch ausgebaut werden soll.

Überhaupt möchte Stadtbaurat Thomas Grothe sich künftig dem Radverkehr systematischer zuwenden: „Durch die neue Pedelec-Technik stoßen wir auch in Hagen in neue Dimensionen vor.“ Daher soll in den nächsten Monaten die Konzeption für das durchaus vorhandene Radverkehrsnetz auf den aktuellen Stand gebracht werden, um das Angebot strukturiert zu verbessern. Dazu gehört auch, dass auf ausgesuchten Bürgersteigen eine Nutzung für Radler zugelassen wird. Außerdem sollen Wohnstraßen als Fahrradstraßen eingeschuldet werden, in denen der Zweiradverkehr dann Vorrang vor Autos genießt.

Alle bisher erschienenen Folgen sind nachzulesen unter www.wp.de/wasbrauchthagen

STIMMEN

Hagen braucht eine Regionalstadtbahn, um den Verkehr zu reduzieren und die Lebensqualität zu erhöhen. Das würde die Stadt attraktiver machen. Frankreich zeigt wie es geht. Das Gutachten liegt seit 20 Jahren vor.
Harald Groll

Hagen braucht ein besseres Netz an öffentlichen Verkehrsmitteln. Als Frau kommt man ab 20 Uhr ganz schlecht ab dem Hagener Hauptbahnhof mit dem Bus weg. Busverbindungen müssen ausgebaut werden; in Großstädten wie Frankfurt oder München läuft das reibungslos. Hier muss man auf teure Taxie ausweichen, um wirklich sicher zu Hause anzukommen. Daneben braucht die Stadt günstigere Parkmöglichkeiten. Für ein paar Stunden zahlt man am Hagener Hbf z.B. 9,80 Euro, wenn man sein Auto dort abstellt, um mit der Bahn weiter nach Dortmund zu fahren. Auch in den Einkaufsgalerien sind die Preise zu hoch.
Sarah & Michel Lübke

Was das Radfahren betrifft, gibt es einen ganz wichtigen Punkt, und der kostet nicht einen Cent: Rücksicht!
Helke Heuer

Die Straßen in Hagen sind zum Teil in katastrophalem Zustand. Flickwerk nach Flickwerk oder Schlaglöcher. Bei uns vom Haus am Spielbrink ist ein Schlagloch, welches immer größer wird. Spurrillen sind auch nicht schön für Zweiradfahrer. Aber wahrscheinlich ist kein Geld da, um die Straßen mal zu sanieren. Die Fahrradwege finde ich sehr gut. Bitte mehr davon.
Helke Pflichtenheifer

Ich wäre für mehr Kreisverkehre. Dadurch könnte man den Strom für Ampeln sparen und die Abgase wären auch weniger. Alleine am Konrad-Adenauer-Ring drei Ampeln – total überflüssig.
Bianca Freund

Was Hagen dringend braucht, ist ein vollständiges neues Verkehrs- und vor allem Ampelkonzept. Und zwar umgehend. Viele Ampeln sind nachts un/oder sonntags völlig überflüssig und mehr Hindernis als Verkehrsicherung. Außerdem wird unnötig Energie verschwendet. Beispiel: Frankfurter Straße/ Einmündung Eilper Straße. Die Ampel muss von 22 bis 6 Uhr abgeschaltet werden.
Martin Rosan

Hagen ist für Planer ein schwieriges Terrain. Mit wenig Geld in einer schwierigen Topographie und Bebauung viel erreichen? Beim Radnetz ist das Problem, dass das Straßennetz gerade in den Tälern durch die enge Bauweise begrenzt ist. Mit der Bahnhofshinterfahmung sollte man auch mal über einen durchgängigen Radweg zur Ruhr nachdenken. Vielleicht könnte man mehr kombinierte Bus- und Radspuren einrichten.
Christoph Schroeder

Hagen braucht ein Verkehrskonzept für den Bereich zwischen Buschey- und Lange Straße mit einem Einbahnstraßensystem. Die im Grunde einspurigen Straßen sind für das gestiegene Verkehrsaufkommen nicht ausgelegt.
Heinz Baer

GASTBEITRÄGE

Schutzstreifen gefährden erfahrene Radfahrer

Michael Schröder engagiert sich im ADFC

Auch in Hagen sieht man vermehrt Radfahrer, nicht nur in der Freizeit, sondern auch auf den Alltagswegen. Dieser Trend wird verstärkt durch Fahrräder mit elektrischer Unterstützung. Leider hintert die Verkehrsplanung und auch die Politik dieser Entwicklung hinterher. Mit schmalen Markierungen auf der Fahrbahn, den Schutzstreifen, wird man keine Menschen zu vermehrter Radnutzung bewegen können. Diese Streifen gefährden nur erfahrene Radfahrer und führen zu knappen Überholmanövern von Kraftfahrzeugen. Oftmals befinden sich derartige Streifen in der gefährlichen Türöffnungszone von parkenden Autos.

Wichtig für Hagen wäre stattdessen eine qualitative Verbesserung der Infrastruktur. Dazu gehört z.B. eine Radstation zum geschützten Radparken am Hauptbahnhof. Ebenso sollte man die stillgelegte Güterbahnstrecke zwischen Wehringhausen und Haspe als Radweg nutzen, um so eine Alternativstrecke zur stark befahrenen B7 den Radlern anzubieten. Dass eine Stadt mit Nothaushalt hier kaum Mittel aufbringen kann, ist verständlich. Daher ist es um so wichtiger, rechtzeitig Förderanträge beim Land und RVR zu stellen. Andere Ruhegebietsstädte machen uns das schon seit Jahren vor.



Michael Schröder. FOTO: PRIVAT

Täglicher Stau in der Innenstadt und gute Bahnhofshinterfahmung

Antonio Gomes Ascenso ist Vorstand Taxi Hagen

Aus meiner Sicht unterscheidet sich der Straßenverkehr in Hagen nicht von dem in anderen Städten in NRW. Täglich steht man zur Rush-Hour im Stau, zum Beispiel am Bergischen Ring/Volmestraße, am Eilperplatz sowie am Graf-von-Galen-Ring. Dies passiert vor allem dann, wenn die Autobahnen nicht zügig befahrbar sind. Ein weiteres Problem ist die Zufahrt am Hauptbahnhof. Obwohl wir Taxler die Busspur für die Ausfahrt nutzen dürfen, kommt es durch Privatfahrzeuge ständig zu Blockaden, da die Ampelphase für die Ausfahrt viel zu kurz bemessen ist. Andere Ampelschaltungen sorgen



Antonio Gomes Ascenso. FOTO: MK

für Rückstau (zum Beispiel durch den Kreisverkehr Badstraße in Kombination mit der Ampelanlage Grashofstraße/Körnerstraße). Nicht nachvollziehbar ist die nächtliche Ampel Eilper/Frankfurter Straße, sowie die 30er Zonen an Hauptverkehrsadern, welche zum Teil auch nachts gelten. Die Befahrung hinter dem Bahnhof lässt hoffen, denn das freigegebene Stück der Bahnhofshinterfahmung funktioniert bereits gut, ebenso der Volmeabstieg mit seiner intelligenten Ampelschaltung. Die Ansätze in unserer Stadt sind da, aber es gibt dennoch noch viel zu tun.

KOMMENTAR

Zeit für einen eigenen Raum

Mag sein, dass ich nicht neutral bin. Weil ich mich selbst gelegentlich auf nur zwei Rädern durch Hagen bewege. Aber wer einmal mit dem Fahrrad in der Hauptverkehrszeit über den Innenstadtring gerollt ist, der fühlt sich seiner Bürgerrechte beraubt. Dabei werden diejenigen, die per Fahrrad unterwegs sind, mehr, was auch an technischen Errungenschaf-

ten liegt. Denn wenn Elektromotoren Senioren auf zwei Rädern an Steigungen unterstützen, wird ein Verkehrsmittel, das stets an der Hagener Topographie zu scheitern drohte, eine echte Alternative. Ein Umstand, der durchaus Gefahren birgt. Wenn auch relativ ungetriebene Radfahrer dank der Elektro-Unterstützung mit relativ hohem Tempo unterwegs sind, steigt das Unfallris-

ko. Um so mehr gilt es, Zweiradfahrern eigenen Raum zu gewähren und sie zu schützen.

Was die Stadt endlich braucht, ist eine Konzept für den Radverkehr. Es muss möglich sein, auf den wichtigsten Verkehrsachsen gefahrenfrei bis in die Innenstadt zu radeln, ohne dass eine solche Tour zum unkalulierbaren Abenteuer wird. Schutzstreifen und Wegweiser, die Radfah-

rer über wenig befahrenen Straßen lenken, sind ein Anfang und besser als nichts. Sie dürfen aber nicht als Alibi dazu dienen, nicht bei jeder neuen Planung Raum für Radfahrer zu schaffen. Und warum eigentlich soll es nicht wie bei der Aktion „Stadtradeln“ möglich sein, Radstraßen in der Stadt auszuweisen, auf denen Zweiräder grundsätzlich Vorrang haben? Da könnte Hagen als Großstadt Vorreiter werden.

Von Jens Stubbe



Samstag, 3. Oktober	Familienfreundlichkeit
Montag, 5. Oktober	Integration
Mittwoch, 7. Oktober	Sauberkeit/Umwelt
Freitag, 9. Oktober	Schullandschaft
Montag, 12. Oktober	Kultur
Mittwoch, 14. Oktober	Einkaufen
Freitag, 16. Oktober	Sport
Montag, 19. Oktober	Senioren
Mittwoch, 21. Oktober	Stadtentwicklung
Freitag, 23. Oktober	Wirtschaft
Montag, 26. Oktober	Gesundheit
Mittwoch, 28. Oktober	Verkehr
Samstag, 31. Oktober	Fazit

➔ SERIE Was braucht Hagen?

1 Familienfreundlichkeit

Die Stadt braucht mehr Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche von 11 bis 15 Jahren.
Hagen braucht mehr saubere Spielplätze mit zeitgemäßen Geräten – insbesondere im kinderreichen Innenstadtbereich.
Es gibt den Wunsch nach mehr bezahlbaren Freizeitangeboten für Familien.
Die Kita-Beiträge dürfen nicht mehr steigen, sie sollten eher sinken.



2 Integration

Die Sprachförderung ist das Wichtigste – dafür muss es mehr Möglichkeiten geben.
Integration kann nur durch Kontakte zwischen Migranten und Einheimischen gelingen. Das muss gefördert werden.
Bestehende Vereine, Institutionen, Ehrenamtliche müssen gestärkt werden – nur über sie kann Integration funktionieren.



3 Sauberkeit / Umwelt

Sauberkeit ist kein Randthema, sondern das Hagener Kern-Problem, das die Bürger am meisten bewegt.
Hagen muss den Waldreichtum viel mehr als Schutz und Chance sehen und sich als Großstadt in der Natur definieren.
Die Wiedererfindung der Stelle eines Umweltpädagogen kann helfen, um die Bürger und insbesondere auch die Migranten für das Thema zu sensibilisieren.



4 Schule / Bildung

Die Hagener Schulplanung muss angesichts der aktuellen Zuwanderung überprüft und gegebenenfalls geändert werden.
Privatschulen erleben in Hagen einen Aufschwung. Städtische Schulen müssen in dem Wettbewerb bestehen, um keine Zwei-Klassen-Gesellschaft zu schaffen.
Hagen muss aufpassen, dass Schul-Einheiten nicht zu groß werden – und damit unattraktiv für Schüler und Eltern.



5 Kultur

Kultur ist ein Standortfaktor, der das Leben in Hagen attraktiv macht. Das muss in der Breite anerkannt werden.
Der Kulturbegriff muss erweitert werden: Die Voraussetzungen für eine unkonventionelle Kultur – von Straßenmalerei bis Straßen-theater – müssen gefördert werden.
Die Kultur muss ermutigt werden, mehr Kooperationen mit der Wirtschaft einzugehen.



6 Einkaufen

Das Einzelhandelskonzept muss strikt eingehalten werden: Kein Einzelhandel auf der grünen Wiese, sondern konsequent in der Innenstadt und in den Stadtteilzentren.
Die Höhe der Parkgebühren gehört auf den Prüfstand, ein Park-Rabatt für Hagener Kunden sollte geprüft werden.
Die Stadtverwaltung muss händlerfreundlich agieren – ein spezieller Ansprechpartner wäre wünschenswert.
Leerstände verringern, indem Ladenflächen in ebenerdiges Wohnen umgewandelt werden.



Was braucht Hagen?

Die Ergebnisse

Danke für Ihre vielen Ideen!

Zum Abschluss unserer Serie: Thesen zu den zwölf Themenbereichen

Hagen. Vielen Dank, lieber Leserinnen und Leser! Vielen Dank für Hunderte von Zuschriften, die uns in den vergangenen Wochen per Post, per Mail und via Facebook erreicht haben. Wir haben gefragt: „Was braucht Hagen?“ Und Sie haben uns zu zwölf unterschiedlichen Themenbereichen viele interessante Antworten geliefert. Wir haben zudem mit Experten gesprochen, Fakten dargestellt und Betroffene sowie Fachleute in Gastbeiträgen zu Wort kommen lassen. Und als Redaktion haben wir das jeweilige Thema kommentiert. Auf zwölf Themenseiten haben wir die Bereiche intensiv behandelt.

Heute präsentieren wir Ihnen zum Abschluss unserer Serie Kernthesen, die das Extrakt dieser Seiten sind. Es ist wohlgeordnet keine repräsentative Umfrage. Es ist das, was man auf Englisch „Brainstorming“ nennt. Mit freiem Denken in einer großen Gruppe neue und ungewöhnliche Ideen zu Tage zu fördern. Unsere Thesen sind nicht in Stein gemeißelt, sie erheben auch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sollen weiter die Diskussion befeuern. Und sie sollen für Hagener Politik und Verwaltung eine Hilfestellung sein, welche Themen dringend angepackt werden müssen.

KOMMENTAR

Von Michael Koch

Kein Wolkenkuckucksheim

Fällt Ihnen bei der Lektüre der Thesen etwas auf? Es sind eigentlich ganz unspektakuläre Wünsche, Ideen und Anregungen, die wir mit Bürgern, Experten und Betroffenen herausgearbeitet haben. Und das ist das Wichtigste: Wenn es um die Zukunft geht, dann fordern die Hagenerinnen und Hagener kein Wolkenkuckucksheim, dann werden keine völlig unrealistischen Wünsche hervorgebracht. Das heißt auch: Es gibt keine Ausreden, dass man in einer so hoch verschuldeten Stadt ja doch ohnehin nichts machen könne. Nein, all diese Punkte können diskutiert, können beherzigt und angepackt werden. Das Rad wird dabei nicht neu erfunden, aber es gibt deutliche Hinweise, was den Bürgern am meisten unter den Nägeln brennt.

An allererster Stelle ist hier das Thema Sauberkeit zu nennen. Zu keinem anderen Thema haben wir mehr Zuschriften bekommen. Sauberkeit ist kein Randbereich, sie bewegt keinesfalls nur „Spießbürger“. Nein, alle Gesellschaftsschichten empfinden Müll und Hundekot als eine große Beeinträchtigung ihrer Lebensqualität. Politik und Verwaltung müssen in die Offensive gehen, sie müssen mit den Bürgern in den Dialog treten: Wären die Hagen am Ende bereit, mehr zu zahlen,

wenn das Geld zweckgebunden in die Straßen- und Gehwegreinigung fließen würde? Solche Debatten müssen geführt werden. Ebenso muss auch das Ordnungsrecht voll ausgeschöpft werden, um Müllsünder abzusprechen. Das wären schon einmal realistische Schritte.

Was fällt noch auf? Integration kommt in vielen Themenfeldern vor. Es wird das Zukunftsthema unserer Stadt werden: Wenn es uns gelingt, die Flüchtlinge in unsere Gesellschaft wirklich zu integrieren, dann wird Hagen gewinnen. Aber das ist eine Mammutaufgabe.

Ebenfalls augenfällig: Es geht in vielen Bereichen nicht in erster Linie um Geld oder große Projekte: Es geht um Wertschätzung, etwa für Einzelhändler oder Unternehmen. Es geht darum, kompetente Ansprechpartner in der Verwaltung zu haben. Es geht darum, dass die Lebensqualität von Familien schon damit gesteigert werden kann, dass Spielplätze nicht mehr den Chame der 80er-Jahre versprühen.

Es geht schlicht und einfach darum, nicht groß zu lamentieren, zu verschiefen oder auf bessere Zeiten zu hoffen. Es geht darum anzupacken – auch in kleinen Schritten. Dazu gibt es hier den Plan.

7 Sport

Hagens Sport braucht einen verbindlichen Entwicklungsplan.
Hagen muss sich weiter öffnen für unkonventionellen und nicht vereinagsgebundenen Sport: städtische Einrichtungen - Plätze und Hallen - dafür öffnen.
Hagens Sportvereine sind eines der wichtigsten Instrumente für die Integration. Dabei müssen sie unterstützt werden.



8 Senioren

Seniorenwohnungen boomen in Hagen - die Stadt muss im Rahmen ihrer Möglichkeiten dafür sorgen, dass sie bezahlbar bleiben.
Städtebauliche Planungen müssen so ausgerichtet sein, dass die Generationen gemischt leben, dass es keine „Alten-Ghettos“ in Hagen gibt.
Infrastruktur muss immer weiter seniorengerecht ausgebaut werden - abgesenkte Bordsteine und ebenerdige Zugänge nutzen auch Familien.



9 Stadtentwicklung

Das Wasser, die Flüsse müssen vielmehr als Standortfaktor erkannt werden. Die Volme in der Stadt zugänglicher machen, den Hengsteysee entwickeln.
Die Stadt braucht einen neuen „Hagener Impuls“ mit dem Mut zu neuer stadtbildender Architektur.
Hagen braucht einen überarbeiteten Flächennutzungsplan, der festlegt, wo Arbeit, Wohnen oder Freizeit stattfinden - und Investoren Sicherheit gibt.



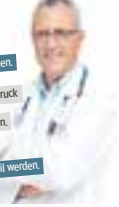
10 Wirtschaft

Hagen muss eine breit gefächerte Wirtschaftsstruktur fördern - sie macht die Stadt krisenfest.
Die Gewerbesteuer darf nicht steigen.
Für Investoren muss es eine Willkommenskultur geben.
Bürger wollen neue Firmenansiedlungen - es gibt eine Bereitschaft zu neuen Gewerbegebieten.



11 Gesundheit

Die medizinische Kompetenz in Hagen ist groß - doch die Ressourcen müssen gebündelt werden.
Die Idee für ein Großklinikum muss weiter gedacht werden.
Die Kassenärztliche Vereinigung sollte mit politischem Druck gedrängt werden, ihre Politik zu ändern: Mehr (Fach-)Ärzte zulassen, Generationswechsel fördern.
Die Bürger wünschen mehr Pflegepersonal - eine Investition in dem Bereich kann zum Standortvorteil werden.



12 Verkehr

Ein Radwege-Konzept für Hagen ist dringend notwendig - gerade durch E-Bikes wird das Thema immer populärer.
Die Ampelschaltungen in Hagen müssen überprüft werden: Stimmt die Taktung? Müssen Ampeln nachts laufen?
Eine breite Diskussion über Busverbindungen ist notwendig - verbunden mit Debatten, wie viel es kostet und ob die Mehrkosten von den Bürgern mitgetragen werden.



GRAFIK: MANUELA NOSSUTTA • FOTOS: GETTY IMAGES

Die Stimme der Jugend

Der Altersdurchschnitt in Gemeinderäten ist hoch, nur wenig junge Menschen engagieren sich in der Kommunalpolitik. Die Serie stellt sich den Fragen, warum das so ist, und wer die sind, die die Interessen der Jugend vertreten.

Die Jury

SONDERPREIS FÜR
VOLONTÄRSPROJEKTE

Die Mühen der lokalen Ebene

Wer macht Kommunalpolitik? Meistens sind es die Über-50-Jährigen, die in den Gemeinderäten sitzen. Nur sehr wenige Jüngere engagieren sich dort. Das ist für die Volontärin der Anlass, sechs junge Gemeinderäte vorzustellen. Selbst gefilmte Video-Kurzporträts auf Facebook runden die Serie ab. Die Jungpolitiker schildern, was sie antreibt. Sie berichten von Erfolgen und Ernüchterungen, von der Freude am Gestalten und den Mühen der lokalen Ebene. Ein gelungenes Psychogramm des kommunalen Politikbetriebs.

Wider den hohen Altersdurchschnitt

Die Idee hinter der Serie: Der Altersdurchschnitt in den Gemeinderäten ist ziemlich hoch, die Gemeinderäte damit nur begrenzt repräsentativ für die Bevölkerung. Nur sehr wenige junge Menschen wollen sich diese Arbeit antun – wer sind die, die es dennoch machen, und wie ergeht es ihnen bei ihrer Arbeit? Wir waren uns einig darin, dass die Serie im Zugang und auch optisch etwas „jünger“ sein sollte, als es die Landkreisausgabe sonst ist, ohne aber ins Alberne oder Pseudojugendliche abzurutschen.

Das Konzept: Ein Einleitungstext plus eine Reihe von Porträts von Jungpolitikern. Ein Politiker pro im Landkreis relevanter Partei plus einer stellvertretend für die verschiedenen kleinen, lokalen Listen; Altersgrenze 30; nicht mehr als ein Politiker aus einer Gemeinde; möglichst gleich viele Frauen und Männer. Zu jeder Folge der Serie gehören: ein klassisches Porträt als Haupttext; ein kurzer Steckbrief; ein Fragebogen; zusätzlich zu einem Foto eines SZ-Fotografen auch Fotos des Politikers, die er selbst auswählt und mit jeweils einem Satz kommentiert; und für die Facebook-Seite der Landkreisausgabe ein selbst

gefilmtes Video-Kurzporträt der Politiker (für sueddeutsche.de erschienen uns solche Selbstporträts als zu wenig journalistisch, für Facebook befanden wir sie als gutes Format, um einen möglichst unverstellten Eindruck von den Politikern zu geben).

Die Idee, nach Ende der Serie den Lesern noch via Livechat eine direkte Interaktion mit den Porträtierten zu ermöglichen, haben wir nach einigem Nachdenken verworfen: Das wäre technisch relativ aufwendig gewesen, und da das Publikum der Landkreisausgabe nicht sonderlich internetaffin ist und die Porträtierten keine Berühmtheiten, sondern sowieso für jeden Interessierten ansprechbar sind, befürchteten wir, dass bei so einem Chat am Ende fast ausschließlich Freunde und Bekannte der Politiker mitmachen würden und der Erkenntnisgewinn gering wäre.

Ruth Eisenreich

Noch Fragen?

Lars Brunckhorst, Teamleiter Landkreis München, Telefon: 089/2183-8673, E-Mail: lars.brunckhorst@sueddeutsche.de

Der durchschnittliche Gemeinderat ist über 50. Aber es gibt auch im Landkreis München Ausnahmen.
Wer sind die Unter-30-Jährigen, die sich in der Kommunalpolitik engagieren, was wollen sie, und warum tun sie sich das an?

Annabella Wünsche in 5 Bildern

So sieht die Jungpolitikerin sich selbst

Ober von links nach rechts:
„Während des Forums Entrepreneurship, einem Projekt von Studenten für Studenten, das sämtliche Themen rund um die Unternehmensgründung anspricht und das ich 2014 zusammen mit einer Kommilitonin geleitet habe.“
„Vor meiner Vereidigung zur Gemeinderätin vor dem Rathaus in Grünwald.“



Unten von links nach rechts:
„Beim Sightseeing, bevor das weltweit größte politische Plakatfest MNM in New York beginnt.“
„Beim Plakatieren der Schulplakatspektakel für mehr Vorsicht der Autofahrer rund um Schulen.“
„Im Auslandsmuseum in London.“



Die Bilderbuchschwarze

Heimatverwurzelt und international denkend. So charakterisiert Bürgermeister Jan Neusiedl die jüngste Gemeinderätin Grünwalds: „Sie ist, was sich die CSU wünscht.“
Annabella Wünsche, 23, will in ihrer Kommune aktiv mitgestalten – sie tut dies höflich zurückhaltend und stets abwägend

VON RUTH REISENBECH

Grünwald – Müsste die CSU ein Maskottchen für ihren Slogan „Laptop und Lederhose“ entwerfen, das Ergebnis würde Annabella Wünsche ähneln. Wünsche, lange blonde Haare, hellblaue Bluse, im Ohr Herzchen aus Strass, am Halsketten zwei Miniatur-Golfschläger, studiert Corporate Finance an der privaten International School of Management in München. Sie will Wirtschaftsprüferin werden, in ihrer Freizeit spielt sie Akkordeon und engagiert sich im Heimat- und Brauchtumsverein.

UNTER 30

Jungpolitiker
im Landkreis München
SZ-Serie • Folge 1

Wünsche sitzt in einem Seidenfächer der Grünwälder Musikschule, hier hat sie jahrelang Akkordeon gelernt, dazu Schlagzeug und Klavier. Sie hält sich sehr gerade, die Hände ruhen auf den Oberschenkeln. Aus einem Übungsräum dringen dunkle Bläserklänge; draußen prasselt Starkregen auf Villen und Einfamilienhäuser. Annabella Wünsche ist 23 Jahre alt und die, mit Abstand jüngste Gemeinderätin Grünwalds, und eine der Jüngsten des Landkreises. „Heimatverwurzelt und international denkend: Sie ist, was sich die CSU wünscht“, sagt der Grünwälder Bürgermeister und Parteichef Jan Neusiedl, der sie letztes Jahr auf die CSU-Liste für die Gemeinderatswahl setzte und den sie als ihr politisches Vorbild nennt.

Der August-Everding-Saal in der Musikschule ist für Wünsche der schönste Ort in der Gemeinde: 300 Plätze, die Wände aus Holz, die herunterklappbaren Stühle mit dunkelblauem Stoff bezogen. Auf der Bühne dieses Saals ist Wünsche so oft gestan-

den, dass sie sich gar nicht mehr an das erste Mal erinnern kann. Ab der achten Klasse nahm sie einen einstündigen Schulweg auf sich, um ein musikales Gymnasium in Bogenhausen zu besuchen; oft übte sie drei Stunden täglich am Akkordeon. Die Idee, Profimusikerin zu werden, verwarf sie aber schließlich. „Da sitzt man die meiste Zeit alleine Zuhause und übt und übt. Aber ich bin ein sehr geselliger Mensch.“

In die Politik sei sie „so peu à peu“ hingerutscht, sagt Wünsche. „Politik war bei uns Zuhause immer ein Thema, ohne dass es mir bewusst war.“ Ihr Vater, sagt sie, musste die Schule vor dem Abitur verlassen, um Geld zu verdienen, er wurde Konditormeister; die Mutter brach wegen der Arbeit in seiner Konditorei ihr Jurastudium ab. Die Familie lebte früher im Lehel, der Vater vertrat die CSU im dortigen Bezirksausschuss. Als Annabella ein kleines Kind war, zogen die Wünsche nach Grünwald. Ihr Haus ist das letzte vor dem Isar-Hochufer, wenn man aus der Tür tritt, steht man im Wald, und wenn man weiß, wo man hineingehen muss, sieht man weit unten den Fluss. Wünsche wohnt bis heute dort. Neben dem Studium hat sie in einem Golfshop gearbeitet und als Hostess bei Messen, aber ohne Geld von den Eltern hätte sie sich die Privat-Uni nicht leisten können. Frau Wünsche, würden Sie sich als privilegiert bezeichnen? „Wieso? Nein, so habe ich mich bisher nicht gefühlt.“

So richtig gegen die Eltern rebelliert hat Wünsche nie. Bis heute ist sie Mitglied im Heimat- und Brauchtumsverein „Die Lechler“, den ihre Eltern mitbegründet haben. „Da bin ich hineingeboren, hab' mich da immer pudelwohl gefühlt“, sagt Wünsche. „Jetzt habe ich nicht mehr genug Zeit, um bei jeder Veranstaltung dabei zu sein, aber es macht mir immer noch Freude.“ Sie besitzt, wie es sich für eine traditionsbewusste CSUlerin gehört, mehrere Dirndls, dazu noch eine handgenähte traditionelle Münchner Tracht. Nein, peinlich war ihr der Heimatverein nie, nicht einmal in der Pubertät.

Mit 18 Jahren begann Wünsche, sich bei der Jungen Union zu engagieren, nachdem ihr Mitglieder vom Einsatz der JU vorgeschwärmt hatten; seit zwei Jahren ist sie auch Mitglied der CSU, die im Grünwälder Gemeinderat die absolute Mehrheit hat. Auf die Idee, für den Gemeinderat zu kandidieren, sei sie nicht selbst gekommen, sagt Wünsche: „Die haben mich gefragt, und ich habe mich gefreut und gedacht: Wieso eigentlich nicht?“ Als Kind im Wunschland in der Kirche ministriert, ihre Motivation dafür war ähnlich wie die für ihre politische Arbeit heute: „Man hat Verantwortung, sitzt nicht nur hinten drin in der Kirchenbank oder auf der Empore und schaut zu, sondern gestaltet selber mit.“

2014 leitete Wünsche den Studentenkongress „Forum Entrepreneurship“, im Dezember. Als Richtschnur – Süddeutsche Zeitung Genet, München. Jährliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung. ©SZ/2015-05-29/2015-05-29



Der August-Everding-Saal (im Hintergrund) hat für Annabella Wünsche lange Zeit eine wichtige Rolle gespielt. Sie wollte einst Profimusikerin werden. Heute sieht es die 23-jährige Studentin in die Wirtschaft.

Was war Ihr größter politischer Erfolg bisher?

Dazu würde ich die Nachtsusanne nach Grünwald zählen, die wir kürzlich im Gemeinderat beschlossen haben.

Welche eine Sache würden Sie in Deutschland verändern, wenn Sie könnten?

Wenn ich könnte, würde ich mich dafür einsetzen, dass Frauen und Männer für die gleiche Arbeit auch gleich entlohnt werden.

Was ist der schönste und was der hässlichste Ort in Ihrer Gemeinde?

Der schönste Ort in Grünwald ist für mich der August-Everding-Saal in der Musikschule Grünwald. Wenn ich mich auf den hässlichsten Ort festlegen müsste, würde ich die große Kreuzung am Marktplatz nennen, da der viele Verkehr und Lärm den schönen Platz kaputt machen.

Was stört Sie am meisten an Ihrer Partei?

Wie bei den meisten Parteien ist die Struktur immer noch sehr hierarchisch. Eine gewisse Organisation ist natürlich notwendig. Quereinsteigern sollte es trotzdem leichter ermöglicht werden, sich zu engagieren.

Wenn ich 50 bin, will ich ...?

... schon viel von der Welt gesehen haben.

den Jahr flog sie mit Kollegen zu den „Model United Nations“ in New York, wo internationale Studenten die Arbeit der UN simulieren. Wenn sie davon erzählt, dann spricht sie schnell und selbstbewusst. Wenn sie etwas über ihre Meinungen, Ansichten, Haltungen sagen soll, dann stockt sie, macht lange Pausen, ihre Hände fliegen ein paar Zentimeter in die Höhe und landen schnell wieder auf den Oberschenkeln. Ihre Sätze beginnen nun mit „ja“ und enden mit „das hält' ich jetzt gesagt“.

Warum gerade die CSU? „Die passt am besten. Eine Volkspartei, wo wirklich jeder drin ist, vom Schreinermeister und dem Feuerwehler bis zum Akademiker, das ist eine spannende Vielfalt. Ich fühle mich da richtig aufgehoben, auch von den grundlegenden Werten her, die mir am Herzen liegen.“

Welche Werte sind das? „Familie und Heimat.“

Würden Sie sich als konservativ bezeichnen? „Im „Ja, schon. Wieso nicht?“

Und was bedeutet „konservativ“ für Sie? „Langes Schwiegen. „Um, gute Frage“, Wünsche lacht. „Konservativ, dass man zu seinen Werten steht und vielleicht auch, dass man am Sonntag in die Kirche geht.“

Das von der CSU erklängte Betreuungsgeld findet Wünsche gut, sonst gibt sie zu kontroversen Themen wie Flüchtlingspolitik, Frauenquote, Homo-Ehe oder die katholische Kirche gern auf Ausgleich bedachte Antworten. Menschen, die sie im Gemeinderat erlebt haben, schildern Wünsche als ruhig, höflich, zurückhaltend. „Es gibt Leute, die zu allem was zu sagen haben“, sagt Bürgermeister Neusiedl. Wünsche hingegen melde sich nie „um des Effektes willen“ zu Wort. Ihre „sachliche und fundierte Art“ habe ihn überzeugt: „Sie hört viel zu, fragt nach, und wenn sie dann etwas sagt, ist es immer etwas Vernünftiges.“

Im Finanz- und im Rechnungsprüfungsausschuss bringe sie sich aktiv ein, sagen Kollegen. Aber der Gemeinderat eines Nachbarn diskutierte und beschloss, weil die Straßbahn aus München nur bis Mitternachts bis Grünwald fährt, habe sie sich auch im Plenum sehr engagiert. Davon abgesehen sei im Gemeinderat nicht allzu viel von ihr zu hören. „Ich habe noch keine Themen erkannt, wo sie besonders brennt“, sagt Tobias Brauner von den Parteifreizeitern Bürger Grünwald und die junge Gemeinderätin Ingrid Reinhardt-Maier findet, dass Wünsche sich ruhig mehr trauen könnte. „Sie will nicht falsch machen.“ In Politiker muss man aber auch mal was falsch machen.“

Nein, sagt Annabella Wünsche darauf, sie habe keine Angst vor Fehlern. „Ich bin halt nicht die, die am lautesten rauskommt. Wenn andere etwas schon gesagt haben, muss ich es nicht noch ein fünftes Mal wiederholen.“

Steckbrief

Name: Annabella Wünsche

Geburtsjahr: 1991

Partei: CSU

Gemeinde: Grünwald

Beruf: Studentin (Corporate Finance an der International School of Management)

Politische Funktionen: Gemeinderätin, stellvertretende Kreisvorsitzende der Jungen Union München Land, Schriftführerin in der CSU München Land

Digitalis: Als Richtschnur – Süddeutsche Zeitung Genet, München. Jährliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung. ©SZ/2015-05-29/2015-05-29

Der durchschnittliche Gemeinderat ist über 50. Aber es gibt auch im Landkreis München Ausnahmen.
Wer sind die Unter-30-Jährigen, die sich in der Kommunalpolitik engagieren, was wollen sie, und warum tun sie sich das an?

Nihan Yamak in fünf Bildern

So sieht die Jungpolitikerin sich selbst



Rechts von oben nach unten:
„Auf dem Juso-Bundeskongress in Nürnberg 2013 bei der Wahl von Johanna Uekermann zur Bundesvorsitzenden der Jusos.“
„Auf einer Veranstaltung der SPD-Landtagsfraktion zum Thema „Frauen in der Kommunalpolitik.““



Links von unten im Uhrzeigersinn:
„Fotoshooting der Garching Stadträtinnen vor dem Bürgersaal in Garching bei München.“
„Veranstaltung im Bayerischen Landtag, Vielfalt gelingt“ mit den Arif Tasdelen und Natascha Koenen.“
„Europawahlkampf der Jusos Oberbayern auf dem Münchner Marienplatz.“

Die Ur-Enkelin

Willy Brandt ist Nihan Yamaks großes politisches Vorbild. Dementsprechend verortet sich die 26-Jährige mit türkischen Wurzeln eher links in der SPD. Seit mehr als einem Jahr sitzt sie für die Genossen im Garching Stadtrat und tritt dort frech und forsch auf – Kritiker indes bemängeln bei ihr fehlendes Sachwissen

VON RUTH EISENREICH

Garching – Als ihre Parteifreunde schon zu feiern begannen, da saß Nihan-Serra Yamak noch auf ihrem Stuhl und starrte auf die Zahlenkolonnen auf der Leinwand. „Nach fünf oder zehn Minuten ist meine Mutter zu mir gekommen und hat gesagt, es ist vorbei.“ erzählt Yamak. „Da erst hab' ich geschrien, jetzt bin ich drin.“ Drin im Garching Stadtrat, mit gerade mal 26 Jahren und als erste Kandidatin mit türkischen Wurzeln.

UNTER 30

Jungpolitiker
im Landkreis München
SZ-Serie - Folge 6 und Ende

Gut ein Jahr später empfängt Yamak im Fraktionszimmer der SPD im Garching Rathaus. In der Ecke lehnen zusammengewickelt drei meterhohe rote Fahnen, an den Wänden, rot gerahmt, Kurt Eisner, Willy Brandt, Helmut Schmidt, auf dem Konferenztisch sechs kleine Parteilöcherchen. Yamak trägt ein SPD-rotes Kleid, dazu feste schwarze Schuhe. Sie kann durchaus selbstbewusst auftreten, auch kämpferisch, aber davon ist jetzt noch nichts zu merken: Über sich selbst zu reden ist sie offenbar nicht gewohnt, ihre Augen sind auf die Tischplatte geheftet, die Nervosität lässt sie jünger wirken, als sie ist.

Die heute 27-Jährige kommt aus einer roten Familie, die Eltern saßen früher im Vorstand der Garchinger SPD und nahmen Yamak schon früh zu Demonstrationen gegen Rechts mit. Etwa fünf Jahre alt war sie bei ihrer ersten Demo, sagt Yamak. Sie saß auf den Schultern des Vaters, es ging um den Brandanschlag in Solingen, „ich kann

Steckbrief

Name: Nihan-Serra Yamak

Geburtsjahr: 1987

Partei: SPD

Gemeinde: Garching

Beruf: Studentin (Jura an der Universität Augsburg; Internationales Steuerrecht an der FH für Ökonomie & Management in München) und Steuerreferentin

Politische Funktionen: Stadträtin, stellvertretende Bezirksvorsitzende der Jusos Garching, Internationales Steuerrecht an der FH für Ökonomie & Management in München-Land

DZ-Zitat: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jedliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

nich erinnern, dass es eine bedrückende Atmosphäre war, eine Art Trauermarsch.“ Mit 23 trat Yamak der SPD bei, den Beschluss habe sie ohne die Eltern gefasst, sagt sie. „Auf Demos zu gehen ist wichtig, aber es reicht nicht.“ Das sei der entscheidende Gedanke gewesen. „Ich muss in die Politik, um etwas umzusetzen.“

Der Garchinger Bürgermeister Dietmar Gruchmann (SPD) kennt Yamak seit ihrer Teenagerzeit. „Schon damals habe sie die Kommunalpolitik in der Zeitung verfolgt“, sagt Gruchmann, „sie war immer schon mutig, hat sich gefragt, Fragen und Forderungen zu stellen.“ Als Gruchmann, damals noch SPD-Bürgermeister-Kandidat, Yamak vorschlug, für den Stadtrat zu kandidieren, fragte sie erst einmal zurück: „Bist du sicher? Ich bin Juso, das weißt du.“ „Ich bin Juso“, antwortete Gruchmann. Yamak sei eine „Vollblut-SPD-Politikerin“, sagt er, idealistisch und bereit, sich für ihre Ziele und Werte die Allgemeinheit einzusetzen. „Ich wollte unbedingt eine Verjüngung, und mit ihrem Migrationshintergrund spricht sie auch noch andere Interessensgruppen an“, sagt Gruchmann. Yamak ordnet sich selbst als „links innerhalb der SPD“ ein. Im April stimmte sie gemeinsam mit einigen SPD-Kollegen für eine soziale Staffelfung der Kindergartengebühren, die Gruchmann ablehnte. Der Bürgermeister sagt, er finde es gut, dass Yamak als junge Frau auch mal anderer Meinung sei als er.

„Dynamisch“, „sehr kritisch“, „wid ihr Weg schon machen“, das sagen Stadträte anderer Fraktionen über Yamak. Aber auch: Eine „Ausnahmepolitikerin“ sei sie nicht, sie trete forsch, gar aggressiv auf, dabei mangle es ihr an Sachwissen. Eine Beurteilung, die Yamak selbst nicht nachvollziehen kann. Im Garchinger Stadtrat habe sie in der letzten Legislaturperiode immer wieder persönliche Anfeindungen miterlebt, sagt sie. „Ich finde, langsam, aber sicher sollte man das sein lassen und auf einer sachlichen Ebene argumentieren.“ Ihr Mentor Gruchmann sagt, Yamak habe durchaus das Potenzial, „irgendwann andere Aufgaben zu übernehmen“. Ihr fehlende an Erfahrung und Geduld, dafür sei sie engagiert und arbeite akribisch. Das gilt nicht nur für die Parteipolitik. Ein Jahr lang vertrat Yamak große Teile der freien Zeit, die ihr neben ihrem Jura Studium und der Arbeit in einer Steuerkanzlei blieb, im Münchner Überlandgesangschor. Sie besuchte den NSU-Prozess, protokollierte für eine türkische Zeitung hundert Verhandlungstermine hässlichlich mit.

Yamaks Eltern kamen Anfang der Siebzigerjahre als Gastarbeiter aus der Türkei nach Deutschland. Ihr Vater stammt aus Soma in der Westtürkei, wo vor einem Jahr über 300 Menschen bei einem Erdbeben ums Leben kamen. Ihr Vater stand mit vier mit acht Jahren kurzzeitig gearbeitet“, sagt Yamak. Heute führt er eine Sieberu-



Der eine verkörpert die Geschichte der Sozialdemokratie: Kurt Eisner. Die andere möglicherweise die Zukunft – zumindest jene der Garchinger SPD: Stadträtin Nihan Yamak im Fraktionszimmer ihrer Genossen.

Was war Ihr größter politischer Erfolg bisher?

Das war den Frauenanteil im Garching Stadtrat erhöhen konnten und ich seit Mai 2014 die erste Stadträtin in Garching mit türkischer Herkunft geworden bin.

Was stört Sie am meisten an Ihrer Partei?

Am meisten stört es mich, wenn sich die Parteispitze nicht an Beschlüssen hält.

Welche eine Sache würden Sie in Deutschland verändern, wenn Sie könnten?

Schluss mit Alltagsrassismus, Rechtsradikalismus und Geschlechterstereotypen in Deutschland und Europa.

Was ist der schönste und was der hässlichste Ort in Ihrer Gemeinde?

Für mich ist Garching mit seinem städtischen und ländlichen Charakter und mit seinen warmherzigen und gastfreundlichen Menschen einfach nur wunderschön.

Wenn ich 50 bin, will ich ...?

... hoffentlich mehr Frauen in unseren Kommunalparlamenten sehen.

ckerei in München, die Mutter arbeitet dort ebenfalls. Mit der Türkei fühle sie sich verbunden, sagt Yamak, sie interessiere sich auch für die dortige Politik, „aber ich repräsentiere die Türkei nicht“.

Yamak fühlt sich durch und durch als Garchingerin. Sie führt jetzt durch ihre Stadt, vorbei an dem mehrstöckigen Wohnhaus, in dem sie aufgewachsen ist, zu dem evangelischen Kindergarten, den sie vor über zwanzig Jahren besuchte und von dem sie immer noch schwärmt. Heute wohnt Yamak in einer Wohnung über der ihrer Eltern. Sie könne sich nicht vorstellen, sie woanders zu leben als in Garching, sagt sie, das sei ihr während ihres Grundstudiums in Augsburg und noch mehr während ihres Auslandsjahres im türkischen Izmir klar geworden. „Ich musste wieder zurück nach Deutschland, es ging nicht länger“, sagt Yamak. Zu viele Dinge hätten ihr gefehlt, „das deutsche Brot zum Beispiel, aber auch Garching und mein Umfeld hier“. Im Garching Stadtrat sieht Yamak

Yamak interessiert sich für viele überregionalen Themen, trotzdem will sie nicht in die Bundespolitik

sich „definitiv“ als Stimme der jungen Menschen. Sie will sich bei Themen wie Wohnen und Mobilität für die Interessen junger Menschen einsetzen, aber auch bei der Gestaltung des öffentlichen Raums: „Wir brauchen mehr Treffpunkte für Jugendliche“, sagt sie, „die sieht man in der Öffentlichkeit fast gar nicht mehr.“ Ein neuer Brunnen nahe dem Rathaus soll den Ortskern beleben, derzeit gleiche die Ortsmitte oft einer Geisterstadt.

Die Themen, die Yamak interessieren, weisen aber weit über das Lokale hinaus, es sind sozial-, frauen-, asyl- und migrationspolitische Fragen. Wenn es um die Vorratsdatenspeicherung, die Frauquote oder den Mindestlohn geht, kann sich Yamak in Rage reden, sie schaut dann nicht mehr auf die Tischplatte, sondern die Gesprächspartnerin direkt in die Augen, ihre Handkante schlägt leise, aber energiegeladener auf den Tisch. „Trotzdem kann sie sich derzeit nur schwer vorstellen, in die Bundespolitik zu gehen, dafür ist ihr die SPD im Moment nicht sozialdemokratisch genug. „Wir müssen uns auf unsere Werte rückbesinnen“, sagt Yamak und leidet gleich hinterher: „Tut mir leid, ich bin in diesem Punkt manchmal sehr emotional.“ Bei der Vorratsdatenspeicherung etwa oder beim Freihandelsabkommen TTIP kann Yamak die Position ihrer Partei nicht nachvollziehen. Die SPD trage auf Bundesebene nicht die Politik der CDU mit, sagt Yamak und zitiert Willy Brandt: „Es hat keinen Sinn, eine Mehrheit für die Sozialdemokraten zu erringen, wenn der Preis dafür ist, kein Sozialdemokrat mehr zu sein.“

www.sz-content.de

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- FORUM**
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Das Blatt wird bunter,
wenn Leser mitmachen

Sie drängen in die Zeitungsspalten: Die Marktschreier, Wichtigtuer und Wortmächtigen. Die Redaktionen öffnen ihnen das Blatt: den Amts- und Würdenträgern der Stadt. Doch wer seine Zeitung wirklich zum Forum machen will, muss den Leser fragen, muss das Selbstgespräch der Gesellschaft organisieren. Eine Erkenntnis, die sich mehr und mehr durchsetzt und die Palette der Mitmach-Formen im Lokalen immer bunter werden lässt.

Sagen dürfen, was einen ärgert

Die Zeitung ermuntert ihre ganz normalen Leser, mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg zu halten. Sie sollen sagen, was sie stört und was sie freut. Die Leser nutzen das Angebot, die Kurzinterviews bieten Stoff für viele Diskussionen.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
ALLTAG

Die ganz anderen Gesprächspartner

Die Zeitung hat zu übermitteln, was wichtige Leute zu wichtigen Themen zu sagen haben. Solche Interviews sind der Normalfall. Hier bezieht die Redaktion alle Leser in ihre Interviews ein. Sie stellt ihre Fragen dem berühmten Mann, der berühmten Frau auf der Straße. So holt sie den Alltag und seine Themen in die Zeitung. Sie gibt Lesern eine Stimme, die Ärger loswerden wollen oder ihre guten Ideen, die Ärgernisse ansprechen oder Verbesserungsvorschläge machen. Die Zeitung wird auf originelle Weise ihrem Auftrag gerecht, Forum zu sein. Nicht nur einige wenige Prominente kommen zu Wort, sondern alle Bürger, denen das Wohl und Wehe ihrer Stadt am Herzen liegt.

Interviews mit mehr als 200 Lesern

Nach dem Anschlag auf die Satire-Zeitschrift Charlie Hebdo kam die Idee auf, Menschen ein Forum zu geben, in der Lokalzeitung offen ihre Meinung zu äußern. Sie sollen in der Zeitung sagen, was sie freut und was sie stört. Wir wählten die Form des Kurz-Interviews. Im Kollegenkreis herrschte große Skepsis: Jeden Tag einen Interview-Partner zu finden, ist in einer Kleinstadt bzw. in der ländlichen Region nicht möglich. Zum anderen: Bei einer Besetzung der Lokalredaktion mit nur zwei Redakteuren bindet das zu viel Zeit und Ressourcen. Die kleine Redaktion hat bewiesen, dass es geht, auch mit Hilfe freier Mitarbeiter. Schon bald zeigte sich, dass es mit reinen Meinungsäußerungen nicht geht. Also suchten wir nach Menschen, die sich zu bestimmten Themen aus dem Alltag äußern. Manchmal halfen uns die Gedenktage aus der „Drehscheibe“ weiter. Da sahen wir, wann Tag der Putzfrau ist und haben eine gesucht. Wenn die „typischen“ Kritiker in die Redaktion kamen, wurden diese früher schon mal freundlich abgewiesen. Jetzt hatten wir eine prima Möglichkeit, ihnen ein Forum geben zu können.

Der Redaktion ist es so gelungen, in einem Jahr allein mit dem Interview mehr als 200 Leser ins Blatt zu bringen. Das hat die Leser-Blatt-Bindung verstärkt. Zudem haben wir den normalen Leser berücksichtigt. Interviews mit den sonst üblich Verdächtigen kamen nicht in Frage. Zum Jahreswechsel haben wir begonnen, an der gleichen prominenten Stelle links oben auf der Seite Menschen erzählen zu lassen, warum sie ihren Beruf so lieben.

Helmuth Rücker

Noch Fragen?

Helmuth Rücker, Lokalchef, Telefon: 08541/966121, E-Mail: helmuth.ruecker@pnp.de

KOMMENTAR



Frei sagen, was Sache ist

Von *Helmuth Rücker*

Viele Menschen haben etwas zu sagen. Daheim beim Abendbrot, bei Diskussionen im Freundeskreis, der ein oder andere am Stammtisch. Das sind alles überschaubare Kreise, selten tritt einer ans Rednerpult oder verfasst einen Leserbrief. Dabei prägt die Meinungsvielfalt unsere Gesellschaft. Die Meinungs- und Pressefreiheit ist eines der höchsten Güter unserer Demokratie.

Die tödlichen Angriffe auf dieses Grundrecht in Frankreich haben überall Diskussionen losgelöst. Müssen wir Angst haben, Klartext zu reden? Wer es tut, muss mutig sein. Nicht nur in Paris, sondern auch in Vilshofen und anderswo. Leserbrief-Schreiber erzählen, dass sie angerufen werden von Menschen, die sie in ihrer Meinung bestärken und sich für die klaren Worte bedanken. Aber sie stoßen auch auf Kritiker, die sie schon mal – wohl emotional aufgewühlt – beschimpfen. Das auszuhalten, ist nicht leicht. Schlimm ist es, wenn das in der Erkenntnis endet: Einmal den Mund aufgemacht – nie wieder!

Es mag vermessen sein, sich als Lokalredaktion vorzunehmen, dem tödlichen Angriff auf die Meinungsfreiheit etwas entgegenzusetzen. Seit Langem gibt es in der Redaktion die Idee, Menschen aus unserer Region täglich bei einem Interview zu Wort kommen zu lassen. Sie sollen sagen dürfen, was sie ärgert, sollen erzählen, was ihr Leben reicher macht, werden ermuntert, ihre Ideen einer breiten Leserschaft zu unterbreiten. Nicht nur die Aussagen der Meinungsführer zählt, sondern auch die des einfachen Volkes. In dieser Woche sah die Redaktion die Zeit dafür reif, den Plan umzusetzen. Wir fordern Menschen auf, zu sagen, was Sache ist. Wir geben den Interviews den prominentesten Platz auf der ersten Lokalseite – links oben.

Es ist völlig offen, wie lange wir das durchhalten können. Das hängt auch davon ab, ob die Menschen, die wir um ein Interview bitten, nicht den Kopf einstecken. Wir sind optimistisch.

INTERVIEW

Lieber am Ufer vom Loch Ness

Dieter Will (68), Gymnasiallehrer i.R. aus Vilshofen, notorischer Leserbriefschreiber



Warum schreiben Sie eigentlich so gerne Leserbriefe?

Von „gern“ kann gar nicht die Rede sein. „Gern“ wäre ich lieber in einer warmen Hütte in Schottland mit fünf Jahren Proviant. Tagsüber würde ich dem Säuseln von Wind und Wellen am Loch Ness zuhören, nachts würde ich mir Wild-West-Filme reinziehen. Aber im Ernst: Glauben Sie, ich spiele „gern“ den öffentlichen Stinkstiefel? Was bleibt mir übrig, wenn ich jeden Tag die pure Unvernunft, die Dummheit, die Dreistigkeit und die Lügenhaftigkeit am Werk sehe. Da packt mich wirklich der Zorn. Und das muss raus.

Haben Sie ein Beispiel?

Die Ortsumfahrung von Vilshofen. Die geplante Trassen-Führung ist mehr als „unvernünftig“, sie zerstört den Galgenberg, die kleine grüne Lunge Vilshofens, braucht mehrere riesig hohe Brücken über die Wolfach und verteilt überall Lärm und den Feinstaub.

Halten Sie Leserbriefe für wichtig?

Ich halte sie für notwendig, weil sie die Meinungen der Bürger widerspiegeln. Ich würde mir mehr Mut (und mehr Wut!) bei allen Bürgern wünschen.

Welche Resonanzen gibt es von den Lesern Ihrer Meinungsäußerungen?

Wenn ich mich zu den Themen Asyl, Migration und Islam kritisch äußere (und da bin ich ja einer der ganz wenigen), eine unglaublich große, von Freyung bis Altötting, immer mit dem Tenor: Dankeschön, dass das mal jemand öffentlich sagt. Ich kann die Diffamierer und Verleumder von Pegida nur warnen: Sie unterschätzen die Angst und die wachsende Wut der Bevölkerung über eine Politik, hier unkontrolliert jeden herein zu winken, im Irrglauben, alle seien integrationsfähig und integrationswillig.

Wo stehen Sie politisch? Sie waren doch ein ausgewiesener Linker und Grüner, und jetzt tauchen Sie bei der CSU auf?

Ja, ich bin ein Linker-Rechter, fest in der Mitte verankerter, jesuanisch-humanistischer, heimatverbundener-kosmopolitisch echter Deutscher. Kurz: ein deutsch-nationaler Linker! (lacht) Aber das müsste ich den Leuten mal länger erklären.

INTERVIEW

Die Leute haben nicht genug Hirn

Dominik Metzler (13), als Jungfischer morgen zum 6. Mal bei der Aktion „Saubere Stadt“ dabei



Über welches Fundstück hast du dich in all den Jahren am meisten geärgert?

Einmal haben wir bei der Blümelmühle am Ufer mehrere Kanister gefunden. Darin war Altöl, drei bis vier Liter. Wenn Hochwasser kommt, dann werden die ins Wasser gezogen. Dort können sie mit der Zeit aufgehen und das ganze Öl schwebt dann im Wasser. Davon können die Fische und alle anderen Wassertiere krank werden.

Was, denkst du, sind das für Leute, die ihren Müll einfach in die Natur werfen?

Die überlegen einfach nicht, was sie da tun. Die haben nicht genug Hirn. Das sind doch unsere Gewässer. Außerdem ist es für uns auch nicht schön, wenn man beim Fischen die ganze Zeit den Müll um sich hat.

Bist du schon mal in Versuchung gekommen, selbst etwas einfach wegzuworfen?

Mit Absicht habe ich noch nie etwas weggeworfen, höchstens versehentlich. Es kann ja mal sein, dass man ein Stückchen Schnur übersieht oder eine Wurmdose liegen lässt.

Durchs Gebüsch kriechen und Müll einsammeln, das klingt nicht sehr Spaßig: Warum machst du trotzdem bei der Aktion mit?

Es ist nicht immer gerade lustig. Aber es ist schön, wenn man saubere Gewässer hat. Auch sind einige Freunde von mir dabei, wir machen uns das schon immer in der Schule aus.

Wann geht's bei dir morgen los?

Um acht Uhr am Bahnübergang in Zeitlarn. Da treffen sich die Jugendlichen und Erwachsenen vom Bezirksfischereiverein Vilshofen. Letztes Jahr waren wir 30 Leute. Nach zwei bis drei Stunden gibt's Würstel und Semmeln für alle am Greilerweiher in Neustift.

INTERVIEW

In ihrem Alltag eingeschränkt

Rosa Schönhofer (97)
aus Vilshofen



Der Abriss der Eisenbahnbrücke an der Schweiklbergstraße schränkt sie sehr ein. Inwiefern?

Ich hatte noch nie ein Auto. Und es hat mir auch nie gefehlt. Mein Haus liegt fast so weit oben am Berg wie das Kloster, trotzdem bin ich früher immer zu Fuß in die Stadt gegangen. Seitdem die Brücke abgerissen ist, kann ich das nicht mehr. Der Umweg über die Kapuzinerstraße ist einfach zu lang. Ich bin ja auch nicht mehr die Jüngste.

Und wie kommen Sie jetzt unter Leute?

Ich bin immer auf nette Menschen angewiesen. Manchmal bekomme ich Besuch oder meine Nachbarn nehmen mich mit in die Stadt. Oft muss ich dann ein Taxi zurücknehmen. Wenn ich mal kurz was besorgen möchte oder zum Friseur muss, dann geht das eben nicht. Ich will ja auch nicht immer fragen.

Und Ihre Verwandten?

Meine Tochter, meine Enkel und Urenkel leben in Würzburg. Die sagen, ich soll zu ihnen ziehen. Aber ich lebe hier seit 50 Jahren und will nicht mehr weg. Ich kenne dort ja niemanden.

Was wäre für Sie die beste Lösung?

Ein provisorischer Holzsteg über die Gleise oder so etwas wäre natürlich ideal. Aber ich glaube, das wird nicht passieren. Ich habe ja schon mit jemanden von der Stadt telefoniert, aber der hat mir erklärt, dass sie da nichts machen können. Das sei Sache des Landkreises und der Bahn. Er meinte, ich könne ja den Suppenweg – das ist ein Schleichweg von der Stadt hoch zum Kloster – nehmen. Der hat aber am Ende 20 Stufen und mit einer Tasche voller Einkäufe schaffe ich das nicht. Alles denkt immer nur an die Umleitung der Autos – wo bleiben die Fußgänger?

INTERVIEW

Wer ist an mein Auto gefahren?

Daniel Weinzierl (33),
Stationsarzt am Krankenhaus Vilshofen, dessen parkendes Auto beschädigt wurde



Was haben Sie gedacht, als Sie auf dem Klinik-Parkplatz Ihr Auto gesehen haben?

Ich habe gleich geschaut, ob wenigstens ein Zettel dranhängt, aber nichts. Den Wagen habe ich erst vor drei Monaten gekauft, da ärgert man sich schon. Krankenhaus-Mitarbeiter hätten mich verständigt, da bin ich mir sicher. Bei Besuchern kann es aber schon sein, dass sie andere Sorgen hatten, in einer Ausnahme-situation waren. Wenn ein naher Angehöriger gerade auf dem Sterbebett läge, wäre ich auch nicht mehr fahrtüchtig.

Was würden Sie dem oder der Unbekannten gerne sagen?

Ich würde mich freuen, wenn er sich noch melden würde. Für ihn ist es ja nur ein Haftpflicht-Fall, aber ich muss dafür Geld zahlen. Vielleicht hat er den Schaden ja erst später bemerkt. Oder er erinnert sich erst jetzt an eine Unregelmäßigkeit beim Ausparken und schaut bei seinem Auto nochmal nach. Wenn jemand da erst später draufkommt, dafür habe ich volles Verständnis.

Wie sieht der Schaden und seine Folgen für Sie aus?

Die Polizei hat 2000 Euro errechnet. Hinten rechts sind verschiedene Kratzer und eine Delle dran, auch muss voraussichtlich der Einpark-Sensor ausgetauscht werden. Fürs erste übernimmt wahrscheinlich meine Vollkasko-Versicherung die Rechnung. Aber ich werde voraussichtlich hochgestuft und muss in den nächsten Jahren höhere Beiträge zahlen.

Sind Sie selbst schon mal angefahren?

Ja, tatsächlich. Darum habe ich Verständnis für Ausnahmesituationen. Ich war mit meinem schwer kranken Kind in der Kinderklinik. Beim Ausparken habe ich das Auto hinter mir angestupst. Ich war gerade dabei, dessen Nummernschild zu fotografieren, um damit zur Klinikpforte zu gehen, da ist die Besitzerin schon gekommen. Auch sie war mit ihrem Kind in der Klinik gewesen. Wir haben den Schaden geregelt und hatten noch länger einen netten Kontakt.

Wohin mit dem Gefängnis?

Wohin soll das Gefängnis? – Noch zwei Standorte stehen zur Debatte. An beiden gibt es massiven Widerstand gegen das Projekt. Die Zeitung sorgt für Transparenz, gibt dem Pro und Contra Raum.

Sechs Sonderseiten für eine Bürgerveranstaltung

Die Suche nach einem geeigneten Standort für ein neues Gefängnis im südlichen Landesteil von Baden-Württemberg für 400 bis 500 Häftlinge dauerte bereits Jahre. Rottweil, traditioneller Justizstandort, war dabei von der Landesregierung immer favorisiert worden. Die Stadt hatte auch schon einen Standort vorgeschlagen, der jedoch in den angrenzenden Dörfern auf massiven Widerstand stieß. Im Vorfeld der Landtagswahl 2011 geriet das JVA-Thema in die Mühlen des Wahlkampfs. Der damalige Spitzenkandidat der Grünen, Winfried Kretschmann, versprach, einen neuen Standort zu suchen, sollte er Ministerpräsident werden. Das wurde er, und er hielt sein Versprechen. Nach einem wiederum jahrelangen Verfahren standen zu Beginn des Jahres 2015 noch zwei Standorte zur Debatte: eine ehemalige Bundeswehrkaserne in Meßstetten und eine Ackerfläche („Esch“) bei Rottweil.

Die Lokalredaktion Rottweil des Schwarzwälder Boten hatte sich zu Beginn des Jahres 2015 das Ziel gesetzt, Bevölkerung und Leser an der Debatte über den in der Stadt Rottweil und den angrenzenden Gemeinden hoch umstrittenen Standort (das Gewann Esch ist ein

Naherholungsgebiet und wird von drei Natur- und Landschaftsschutzgebieten umschlossen) möglichst umfassend zu beteiligen.

Zum einen versuchten wir, den Entscheidungsprozess der Behörden und Ämter möglichst transparent darzustellen. Auf mehreren Sonderseiten porträtierten wir die jeweiligen Standorte, zeigten Vorzüge und Nachteile auf und ordneten die Nachrichten der Behörden, der Landesregierung und der Interessensgruppen ein. Über die Bürgerveranstaltung im Mai berichteten wir am Tag darauf auf sechs Sonderseiten, wir befeuerten die Debatte mit Kommentaren, Hintergrundartikeln und Leitartikeln und beleuchteten im Vorfeld des Bürgerentscheids das Thema JVA noch einmal von möglichst allen Seiten.

*Hans-Peter Schreijäg,
Chefredakteur & Geschäftsführer*

Noch Fragen?

Verena Parage, stv. Kreisredaktionsleiterin, Telefon: 0741/531825, E-Mail: verena.parage@schwarzwaelder-bote.de

Am Sonntag entscheiden die Bürger

Es geht um ein neues Gefängnis im Esch in Rottweil. Das ist mitten in der Natur, nahe der Neckarburg. Die Meinungen sind ausgetauscht. Am Sonntag entscheiden die Bürger. Wir drucken auf zwei Seiten Lesermeinungen ab.

Es gibt eine Alternative

Ich kann nicht glauben, dass eine einzigartige, intakte Natur- und Erholungslandschaft, der Schutz von Flora und Fauna, landwirtschaftliche Ackerfläche und vieles mehr gerade in der heutigen Zeit so wenig wertgeschätzt, geachtet und leichtfertig aufs Spiel gesetzt werden.

Sind wir nicht angehalten, ja geradezu verpflichtet, mit der uns anvertrauten Schöpfung pfleglich und verantwortungsvoll umzugehen, diese zu schützen und zu bewahren, insbesondere auch für die nachfolgenden Generationen, für unsere Kinder, Enkel und Urenkel? Ein derartiger Eingriff in die Natur lässt sich nicht mehr korrigieren und auch nicht schönreden.

Ein Großgefängnis im Esch – ein Gewinn für wen? Und wer sind die Verlierer? Eine schützenswerte, einmalige Landschaft, Raum für Naturliebhaber, Erholungssuchende, Freizeitsportler, Familien und viele mehr, wird dafür geopfert. Im Vorfeld werden viele Versprechungen gemacht, die unter Umständen gar nicht eingehalten werden können. Es werden Grundsätze außer Acht gelassen, es wird verarmlost und beschönigt. »Wenn das Großgefängnis nicht ins Esch kommt, dann hat das Land ein Problem«, so

Frau Erler. Das kann und will ich einfach nicht glauben. Für diesen Fall gibt es sicherlich den Plan B.

Meines Erachtens müsste es in der heutigen hoch technisierten Zeit doch möglich sein, ein Großgefängnis bei einem bekannten Gipsvorkommen mit etwas gutem Willen, auf dem Stallberg, zu verwirklichen.

Dies wäre bauplanrechtlich und auch betriebswirtschaftlich sicherlich die sinnvollere Lösung. Wenn eine grün-rote Landesregierung bei ihrer Entscheidung fürs Esch derart massiv von ihren Grundsätzen und Zielen abweicht, was deren Wähler sicherlich bei der nächsten Wahl auch enttäuscht quittieren werden, dann müsste es für diese doch auch möglich sein, den Stallberg wieder ins Rennen zu schicken.

Für die Stadt Rottweil gibt es diese Alternative. Wer die Vorteile eines Großgefängnisses am Standort Esch für die Stadt Rottweil darlegt, muss meines Erachtens auch bereit sein, die Bedenken und Argumente der Freunde des Esch und der direkten Anlieger gegen diesen Standort ernst zu nehmen und zu berücksichtigen.

Irma Schwellinger
Villingendorf



Seit Jahren ist das Land auf der Suche nach einem Standort für den geplanten Gefängnisneubau.

Foto: Seeger

Mit Nachbarkommunen nach anderen Lösungen suchen

Hut ab. Die Planer-Werkzeugkiste ist bestens gefüllt – das könnte eine Vorzeige-JVA im Ländle werden. Allein der Standort ist immer noch strittig und das nervt nun auch die Staatsrätin.

Das Esch, das für alle aus Überzeugung tabu war, kam ganz unverhofft auf den Standortbar. Nun muss es nach den Niederlagen der vorhergehenden drei Standorte die Wunden heilen, denn die JVA muss innerhalb der Gemarkungsgrenzen Rottweil stehen – um jeden Preis! Verantwortlichkeit und gesellschaftliche Verpflichtungen orientieren sich aber nicht an Grenzen – wir erleben dies ge-

rade positiv in ganz anderen Maßstäben. Dies sollte umso mehr auch im Kleinen gelten. »Miteinander« wäre die simple Lösung! Doch global und innovativ will Rottweil – dank Turm schon fast Weltstadt – nun sein. Daraus entwickelt sich eine neue Logik, die geradezu die JVA am Esch einfordert. Jede andere Entscheidung gefährde die Zukunft und wäre fatal. Man wundert sich sehr über diese gänzlich unnötige, existenzielle Tiefe und Dramatik.

Es wäre interessant, wie der Abwägungsprozess, den Justizminister Stieckelberger fordert, aussehen würde, wenn nach echten Alternativen zu-

sammen mit den Nachbarn gesucht worden wäre. Einen Plan B findet man nur dann in der Schublade, wenn man sich diesen vorher überlegt hat. Dafür verantwortlich ist nicht Stuttgart. Das ist unsere Hausaufgabe vor Ort. Als Exempel die Frage: Würden die so nahegelegenen Flächen an der B462 zwischen Windrad und A81-Anschluss geprüft? Eine Landschaft mit vorhandener Infrastruktur, in der sich Inkom, Alba, Gewerbe und Autobahnmeisterei finden. Wer zwischen Rottweil/Zimmern und Villingendorf über die Gewanne Saubühl, Warmberg in Richtung B462 geht, und sich hier ein mögliches

Baurecht vorstellt, würde nie für ein Esch stimmen.

Würden mit der Nachbarkommune Zimmern, mit den Grundstückseigentümern und mit anderen Nachbarn im Kreis nach der Ablehnung des Bitzwaldes wieder Gespräche über Alternativen geführt? Denn mit gesundem Menschenverstand beurteilt, sollte rund um Rottweil eine bessere Lösung als das Esch gefunden werden.

Beim Krankenhaus hat der Kreistag in schwieriger Diskussion eine vernünftige Lösung für den gesamten Kreis gefunden. Bei einer ebenso wichtigen gesellschaftlichen Aufgabe, wie einer bedeuten-

den JVA für vier Landgerichtsbezirke, spielt so ein Ansatz aber offensichtlich keine Rolle mehr.

Das ist schade und nicht nachvollziehbar. Denn jeder Standort rund um Rottweil würde den Justizstandort sichern. Machen Sie bitte zwei Spaziergänge als Vergleich im Bereich B462/Autobahn und rund um die Neckarburg. Die Besonderheit und Einmaligkeit des Landschaftsraums Esch zu öffnen, ist nicht zwingend oder gar alternativlos. Es braucht nur etwas mehr Zeit, Fantasie und Kommunikation mit den Nachbarn.

Rudolf Mager
Villingendorf

Das Volk entscheidet

Bei ihrem Besuch auf Einladung des FFR ließ die Staatsrätin für Bürgerbeteiligung, Gisela Erler (Grüne), im Frühjahr durchblicken, was Bürgerbeteiligung im Sinne ihres Hauses ist: Nach diversen Informations- und Beteiligungsrunden entscheidet die Stelle, die das Gesetz vorsieht. Die Möglichkeit von Bürgerbegehren und Bürgerentscheid hatte Frau Erler damals nicht im Blick. Oder ist die jetzt anstehende souveräne Entscheidung der gesamten Wählerschaft, der Bürgerentscheid, vielleicht gar keine Bürgerbeteiligung? Bingo – das Volk wird nicht gnädigerweise beteiligt, sondern es entscheidet seine eigenen Angelegenheiten selbst, etwa, wenn es mit den Entscheidungen seiner Vertreter nicht einverstanden ist! Ein mehrheitliches Nein am Sonntag kassiert das Ja des Gemeinderats zum Esch. Das Land wird dann anderweitig mit Gemeinderatsbeteiligung.

Bernhard Pahlmann
Rottweil

Mit Dilemma umgehen

Einer überforderten Staatsrätin Erler gehen die Nerven durch und die Argumente aus. Sie droht mit Paragraph 37 Baugesetzbuch. Dabei lese ich in einem Schreiben des Staatsministeriums, dass auf die Zeichen einer guten und vielfältigen Demokratie Wert gelegt wird.

Wenn ein Nein zum Esch ein Dilemma ist, dann muss Frau Erler damit umgehen. Die Landesregierung hat zu diesem Thema das Vertrauen und die Glaubwürdigkeit verloren. Bleibt zu hoffen, dass die Bürger vom Bitzwald und vom Hochwald ihrem Bekenntnis zur Natur übergeordnet treu bleiben und Nein ankreuzen.

Ewald Maier
Villingendorf



Justizminister Rainer Stieckelberger mit Jochen Baumann von der Bi gegen Großgefängnis 2013 im Bitzwald. Foto: Nädele

Dann gute Nacht

Alle Versprechen und Absichtserklärungen sind wertlos, wenn sie nicht eingehalten werden. Kinder allein bedeuten Zukunft. Wenn es mit der JVA so laufen soll wie beim Kapuziner, dann gute Nacht. Früher galt ein Mensch als zuverlässig, wenn er seine Versprechen eingehalten hat.

Wer hat die zugesagten 300.000 Euro Bargeld beim Kapuziner bezahlt? Wer treibt ihn kostendeckend? Wer bezahlt den Abmangel? Wie viel Eintrittsgelder bringen die angekündigten Denkmalbesucher und Touristen? In Zeiten, in denen Kirchen und intakte Klosteranlagen

aus Kostengründen zum Verkauf stehen, bauen sich ein paar Leute für acht Millionen Euro ein Denkmal (Speise-saal). Wenn die Zukunft von Rottweil vom Bau der JVA abhängt, dann soll man sie bauen, aber nicht im Esch.

Werner Steppeler
Rottweil

Das Gefängnis gehört ins Inkom

Hauptargument für eine JVA Rottweil ist die Sicherung des Justizstandortes Rottweil. Die JVA könnte also auch im Einzugsbereich von Rottweil liegen. Beispiel JVA Offenburg: Dort liegt die neue JVA in einem interkommunalen Gewerbegebiet. Dieses ist umgeben von Straßen: im Westen die A5, im Norden eine Umgehungsstraße und im Osten die B3 und B33. Die Stadt Rottweil und die Gemeinde Zimmern betreiben gemeinsam das interkommunale Industrie- und Gewerbegebiet Inkom. Auch hier sind die vertraglichen Bindungen schon vorhanden. Im Norden die Straße Zimmern-Flözlingen und im Osten die Autobahn A81. Westlich und östlich des Inkom befinden sich

ausreichende Freiflächen, die zur Erweiterung des Gewerbegebietes genutzt werden können, um dort eine JVA zu errichten. Auch die Erschließung dieses Standortes ist hier – im Gegensatz zum Standort Esch – problemlos und kostengünstig möglich. Dieser Standort bietet sich an. Gewinner könnten beide Vertragspartner des Inkom sein. Die Stadt Rottweil hätte den Justizstandort Rottweil gesichert. Die Gemeinde Zimmern könnte sich über 300.000 Euro jährliche Mehreinnahmen freuen. Zugleich würden 200 Arbeitsplätze geschaffen. Im Inkom haben sich viele industrielle und handwerkliche Firmen angebiedert. Im Hinblick auf die notwendigen Eingliederung

der Häftlinge auch in die Art der Arbeit sind hier direkt von Gefängnistoren gute Arbeitsmöglichkeiten gegeben. Die Vollzugsanstalt passt in ein Gewerbegebiet, aber niemals in das Naherholungsgebiet Neckarburg. Es ist Paradoxie zu behaupten, es gäbe keinen Plan B. Neben den seitherigen Alternativstandorten bietet sich insbesondere das Inkom an. Dieser alternative Standort muss deshalb zwingend untersucht werden.

Werner Fischer
Rottweil

Rottweil

Nummer 218

www.schwarzwaelder-bote.de/stadt-rottweil

Montag, 21. September 2015



Zufriedene Gesichter bei Stadt-Spitze, Gemeinderäten und vielen Zuhörern: Als das Ergebnis feststeht, gibt's Applaus.

Foto: Graner

KOMMENTAR

Eindeutig

Von Verena Schickel

Endlich ist ein Knopf dran, endlich hat das jahrelange Hin und Her ein Ende: Die Justizvollzugsanstalt wird gebaut, und zwar auf dem Esch. Das haben die Rottweiler Bürger entschieden. 58,4 Prozent aller Abstimmenden befürworteten das Vorhaben am vom Land favorisierten Standort. Das ist deutlich und gerade deshalb ein gutes Ergebnis. Und das Beste daran: Das Quorum wurde erreicht, der Bürgerentscheid gilt also. Daran gibt es nichts zu rütteln. Auch wenn er nicht im Sinne der Bürgerinitiative »Neckarburg ohne Gefängnis« (Bl) ausgefallen ist: Es ist letztlich das Verdienst der Bl, dass es überhaupt zum Entscheid gekommen ist. Auch deshalb müssen nun beide Seiten das Ergebnis akzeptieren. Und sie sollten zusammenarbeiten: Denn das nächste Ziel kann nur sein, gemeinsam das bestmögliche Gefängnis für Rottweil und für das Esch zu bauen.

ROTTWEIL

- Die TSV-Männersportgruppe trifft sich montags um 19.45 Uhr unter dem Motto »Bewegung, Ball und Spiele« in der ABC-Halle.
- Der MGV Germania Rottweil-Albstadt probt montags ab 20 Uhr im Vereinsraum.
- Offener Treff des Mehrgenerationenhauses im Refektorium/Kapuziner ist montags bis freitags von 10 bis 12 Uhr.
- Das BSW-Büro im Bahnhof ist montags von 10 bis 12 Uhr geöffnet.
- Der Rad-Treff des TSV startet montags um 17.30 Uhr an der Stadthalle.
- Der AOK-Rad-Treff startet montags um 17.30 Uhr an der Stadthalle.
- Der Kleiderladen des Kinder-Schutzhauses, Ortsverband Rottweil, hat montags von 16 bis 18 Uhr in der Bruderschaftsgasse 4 geöffnet.

WIR GRATULIEREN

- ROTTWEIL, Eleonore Krabel, Bergstraße 8, 82 Jahre. Horst Bornfeld, Ritterstraße 7, 80 Jahre. Hermann Reusch, Dutenhoferstraße 17, 77 Jahre.
- GÖLLSDORF, Walter Zirm, Alpirsbachstraße 7, 71 Jahre.

IM NOTFALL

NOTRUFNUMMERN

- Polizei: 110
 Feuerwehr: Schlachthausstraße 112
 Bundesweiter ärztlicher Bereitschaftsdienst: 116 117
 DRK-Rettungsdienst: Krankenhausstraße 14, 112
 Gift-Notruf: 0761/1 92 40
 Kinder- und Jugendärztliche Notfallpraxis: 01805/19 29 24 10* (Schwarzwald-Baar-Klinikum Villingen-Schwenningen, Klinikstraße 11, wochentags von 19 bis 21 Uhr, ohne Voranmeldung)

APOTHEKE

Marien-Apotheke Deißlingen: Kirchbergstraße 34, 07420/9 30 73

*Fernrufpreis 0,14 €/Min, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

REDAKTION

Lokalredaktion
 Telefon: 0741/53 18 40
 Fax: 0741/53 18 50
 E-Mail: redaktionrottweil@schwarzwaelder-bote.de

Rottweil sagt Ja zur JVA auf dem Esch

Bürgerentscheid ist gültig: Befürworter erreichen das Quorum deutlich / 5572 Rottweiler sind fürs Gefängnis

Von Verena Schickel

Rottweil. Die Mehrheit der Rottweiler sagt Ja zur JVA auf dem Esch: Die Befürworter liegen mit 58,4 Prozent der Stimmen vorne, 41,6 Prozent der Wahlberechtigten lehnen sie ab.

Ein bisschen ist es wie Public Viewing bei der Fußballweltmeisterschaft. Vor der Bühne am Alten Rathaus haben sich Dutzende Interessierte versammelt, auch aus Nachbarorten wie Villendingen und Dunningen. Gebannt schauen sie auf die Leinwand. Lange warten müssen sie nicht: Um 18 Uhr schließen die 27 Wahllokale, um 18.08 Uhr liefert das erste, nämlich das im Dr.-Ulrich-Regelmann-Haus in der Königsstraße, sein Ergebnis: 55,3 Prozent der Wähler dort sagen Ja, 44,7 Prozent Nein zu einem Großgefängnis auf dem Esch.

Was zu dem Zeitpunkt noch niemand weiß: Dieses erste Ergebnis spiegelt den Trend

wider. Am Ende fällt das Ja für die JVA auf dem Esch sogar noch deutlicher aus.

Minütlich laufen die Ergebnisse aus den Wahllokalen ein. Im Live-Ticker ist zu lesen, wie viele Bezirke bereits ausgezählt sind, und wie die Stimmenverhältnisse sich darstellen. Der grüne Balken für Ja ist dem roten für die Nein-Stimmen immer etwas voraus. Als das Ergebnis für das Vereinshaus Altstadt über den Bildschirm läuft, sagt ein Mann in der Menge: »Jawohl, gut!« Die Altstädter dort sind eindeutig pro Gefängnis.

Beim Ergebnis aus Zepfenhan sprechen die Zahlen eine noch deutlichere Sprache, einige im Publikum lachen: 78,1 Prozent sind für die JVA im Esch, nur 21,9 Prozent dagegen. »Das ist stark«, meint ein Zuschauer.

Um 18.31 Uhr hat das Warten auf weitere Auszählungen ein Ende. Da telefoniert OB Ralf Broß schon mit dem Handy, bereits bei Wahlzettel Nummer 29 hatte er erleichtert gelächelt, als die Befür-

worter das Quorum erreichten, die Gegner deutlich hinten lagen. »Vorläufiges Endergebnis: 58,4 Prozent der Wahlberechtigten, das entspricht 5572 Stimmen, sprechen sich für das Großgefängnis auf dem Esch aus. Die Neins belaufen sich auf 41,6 Prozent, also 3964 Stimmen.

Das ist deutlich, zumal der Bürgerentscheid gültig ist: Dafür muss laut Gemeindeordnung eine der beiden Seiten auf mindestens 25 Prozent der Stimmen aller Wahlberechtigten kommen. Abstimmungsrechtig waren 19754 Rottweiler. Die Hürde, die es zu nehmen galt, lag also bei 4939 Stimmen. Das ist geschafft, der Bürgerentscheid hat damit die Wirkung eines endgültigen Gemeinderatsbeschlusses, das Gremium hatte sich ja ohnehin bereits pro JVA aus-

gesprochen. Besonders deutlich fällt das Ja zur JVA im Esch mit 78,4 Prozent in Neukirch, und mit 78,1 Prozent in Zepfenhan aus. Wenig verwunderlich: Dort befindet sich das Bitzwäldle, einst im Gespräch als Gefängnisstandort - bis die Zepfenhaner und Neukircher auf die Barrikaden gingen.

In lediglich fünf Abstimmungsbezirken liegen die Gegner der Haftanstalt vorne: Am deutlichsten fällt die Ablehnung mit 79,1 Prozent im Kindergarten Hegneberg aus sowie mit 55,2 Prozent im Kindergarten »Auf der Brücke«. Der Kiga »Hinterprediger« kommt auf 54,1 Prozent. Alle drei Bezirke befinden sich denkbar nah am Esch.

Die Wahlbeteiligung am Bürgerentscheid liegt bei 48,5 Prozent. Laut OB Ralf Broß

entspricht das in etwa der Beteiligung an Kommunalwahlen und sei »ordentlich«.

Danach sieht es gestern nicht in allen Wahllokalen aus. Zwar verzeichnen etwa die Wahlhelfer im Vereinshaus Altstadt zwischen 11 und 12 Uhr mit 47 Wählern einen Ansturm. Bis circa 14.15 Uhr stimmen insgesamt aber nur 142 von 692 Berechtigten ab. »Es gibt teilweise ganze Straßenzüge, die noch nicht da waren«, sagte Christoph Schmid, sein Kollege Helmut Sauter vermisste vor allem die Jungwähler.

Nun allerdings schaut Rottweil nach vorne: Als Nächstes will die Stadt mit der Landesregierung die Modalitäten für den Architektenwettbewerb absprechen.

► Kommentar
 ► Dritte Seite

Ergebnis Bürgerentscheid zu einer JVA im Gewann Esch

Wahllokal	Ja	Nein	Ungültig
Kindergarten »Auf der Brücke«	126 (44,8%)	155 (52,2%)	1
Kindergarten »Hinterprediger«	136 (45,9%)	160 (54,1%)	3
Kindergarten »Am Birkenweg«	138 (49,5%)	141 (50,5%)	1
Eichendorfschule	113 (56,5%)	87 (43,5%)	3
Spital	116 (56,0%)	91 (44,0%)	0
Adolph-Kolping-Haus	147 (48,5%)	156 (51,5%)	0
Altes Gymnasium	117 (57,1%)	88 (42,9%)	0
Altes Krankenhaus	193 (51,6%)	181 (48,4%)	2
Albertus-Magnus-Gymnasium	157 (60,9%)	101 (39,1%)	0
Johannerschule	120 (58,3%)	86 (41,7%)	0
Dr.-Ulrich-Regelmann-Haus	120 (55,3%)	97 (44,7%)	2
Leibniz-Gymnasium	137 (51,7%)	128 (48,3%)	0
Droste-Hülshoff-Gymnasium	161 (50,2%)	160 (49,8%)	1
Landratsamt Rottweil	163 (60,8%)	105 (39,2%)	1
Vereinshaus Altstadt	112 (55,7%)	89 (44,3%)	1
Römerschule	116 (62,0%)	71 (38,0%)	0
Vinzenz-von-Paul-Hospital	77 (64,2%)	43 (35,8%)	1
Kindergarten »Charlottenhöhe«	227 (54,7%)	188 (45,3%)	4
Kindergarten »Hegneberg«	44 (20,9%)	167 (79,1%)	0
Vereinshaus Bühlengen	200 (68,3%)	93 (31,7%)	1
Rathaus Feckenhausen	73 (63,5%)	42 (36,5%)	2
Rathaus Göllsdorf	170 (55,6%)	136 (44,4%)	3
Kirchengemeindeaal Göllsdorf	199 (55,7%)	158 (44,3%)	2
Rathaus Hausen	197 (51,7%)	184 (48,3%)	0
Rathaus Neufra	229 (72,0%)	89 (28,0%)	3
Bürgerhaus Neukirch	149 (78,4%)	41 (21,6%)	1
Rathaus Zepfenhan	153 (78,1%)	43 (21,9%)	3
Briefwahl	1682 (65,5%)	884 (34,4%)	6
Rottweil gesamt	5572 (58,4%)	3964 (41,6%)	41

INFO

Stimmen zum Ergebnis

► **Stadt**
 Oberbürgermeister Ralf Broß ist erleichtert: »Die Bürger haben deutlich Ja gesagt.« Darüber hinaus wurde das Quorum erreicht, der Bürgerentscheid ist also gültig - und »in der gleichen Linie« mit dem Gemeinderatsbeschluss für den Standort Esch. Broß dankte gestern sowohl Befürwortern als auch Gegnern des Standorts und sprach von einem »weitgehend fairen Miteinander«. Auch nach Stuttgart schickte er eine Botschaft. Das Land habe ja einen Architektenwettbewerb zugesagt. In dem kommenden Wochen gilt es, diesen vorzubereiten. »Ich werde selbstverständlich auch die Interessen der Stadt Rottweil einbringen«, erklärte er.

► **Bürgerinitiative**
 Bis zuletzt hatte die Bürgerinitiative »Neckarburg ohne Gefängnis« (Bl) gehofft, sagte Winfried Hecht, als das Ergebnis des Entscheids feststand. Schlecht geschlagen habe sich die Bl nicht, »das Er-

gebnis ist respektabel«. Dennoch sei die Situation mit dem Ja zum Esch nun eine neue. Gestern Abend wollten die Bl-Mitglieder laut Hecht zusammenkommen für ein »erstes Überlegen«. Jetzt kommt es für ihn auf die Details an: zum Beispiel, welche Rolle der Naturschutz in den Planungen spielt, wie die Neckarburg angebunden wird und wie viel Geld das Land bereit ist, für die Architektur auszugeben.

► **Bürgerforum**
 Henry Rauner, Sprecher des Bürgerforums Perspektiven Rottweil, spricht von einem guten Ergebnis und ist froh, dass endlich eine Entscheidung getroffen ist. Gleichwohl sagt er: »Ich hätte es mir eindeutiger vorgestellt« - pro JVA. Die Bl habe einen Achtungserfolg erzielt. Das Bürgerforum wolle sich in den weiteren Prozess einbringen. Gleichzeitig sollten die knapp 4000 Rottweiler, die gegen das Esch gestimmt haben, nicht das Gefühl bekommen, sie würden übergangen.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- FOTO**
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Ein gutes Bild ist so wichtig
wie der Text

Fotos sind mehr als schmückendes Beiwerk. Sie fallen dem Leser noch vor der Schlagzeile ins Auge. Das haben viele Untersuchungen bewiesen. Und doch gelten immer noch in einigen Zeitungsredaktionen Bilder als notwendiges Übel. „Schon wieder gehen 500 Wörter den Bach runter“, denkt die Zunft der Schreiber beim Anblick eines großformatigen Aufmacherbildes. Diese Ansicht ist falsch. Eine Trendwende scheint in Sicht. Dank sinkender Auflagen werden Seiten geliftet, die Optik gewinnt an Bedeutung. Bilder können für sich sprechen sogar ohne Text. Schmuckfotos entstehen, weil der Fotograf ein Auge hat für den Alltag. Diese Bilder sind Ruhepole in der Zeitung. Das Foto ist genauso wichtig wie der Text und die Bildunterschrift.

Zeigen, was nicht jeder sieht

Eine Woche lang gibt die Zeitung in Wort und Bild Einblicke in das Schaffen von Künstlern. Bekannte Größen der Szene bleiben dabei außen vor.

Der Text soll nicht dominieren

Im Redaktionsalltag gibt es regelmäßig Hinweise auf Ausstellungen – über die Künstler hinter den Werken erfährt der Leser meist wenig. Wer sind die kreativen Köpfe? Wie arbeiten sie? Womit erschaffen sie ihre Kunstwerke? Wie kamen sie zur Kunst? Im vergangenen Sommer startete ich eine fünfteilige Serie über die Künstler-Szene in den Kreisen Ostholstein und Plön – dem Verbreitungsgebiet des Ostholsteiner Anzeigers. Die Idee war es, stellvertretend für die unzähligen Künstler in der Region, fünf Menschen vorzustellen und gleichzeitig dem Leser Anregung zu bieten, sich ebenfalls kreativ zu betätigen. Um die Hemmschwelle dabei zu senken, sollten hauptsächlich Menschen „wie Du und ich“ in der Serie vorkommen, bekannte Größen der Szene außen vor bleiben.

Eine Woche lang gab der Ostholsteiner Anzeiger im August 2015 Einblick in das Schaffen eines Fotografen, einer Malerin, einer Goldschmiedin sowie einer Frau und einem Mann, die auf unterschiedlicher Weise Skulpturen entstehen lassen. Die Künstler wurden jeden Tag auf einer Seite im Lokalteil vorgestellt. Das Layout der Serie ist bewusst ähnlich aufgebaut, um einen Wiedererkennungswert zu gewährleisten. Zusätzlich entwarf ich ein

Logo für die Serie; am Tag vor dem Start der Serie wurde dieses und die gesamte Serie dem Leser vorgestellt, um ihn auf die kommenden fünf Teile aufmerksam – und selbstverständlich auch neugierig – zu machen.

Beim Aufbau der einzelnen Seiten sollte nicht der Text allein dominieren: Ein großes Porträtfoto, Einblicke in die Werke und Szenen „in Aktion“ sollten zusätzlich Aufmerksamkeit erregen. Als Hingucker wurde auch das Werkzeug des Künstlers auf der Seite in Szene gesetzt.

Alexander Steenbeck

Noch Fragen?

Alexander Steenbeck, Redakteur, Telefon: 04521/779-1908, E-Mail: ask@shz.de

Ostholstein / Plön

> KÜNSTLER-SZENE: TEIL 2 VON 5



Fotografiert seit frühester Kindheit: Gunnar Asmus. Der Malenter stellt zurzeit eine Auswahl seiner Fotos im Fährhaus in Niederleveez aus.

STEENBECK (2)/ASMUS (4)

„Das zeigen, was andere nicht sehen“

Fotokunst aus Malente: Gunnar Asmus sucht besondere Blickwinkel – viele Motive liegen direkt vor seiner Haustür



MALENTE Spiegelungen in Oldtimer-Kotflügeln, Strand-Impressionen oder Treppenhäuser: Gunnar Asmus sucht besondere Blickwinkel. „Gerne etwas, wo man zwei Mal hingucken muss“, sagt der Malenter Fotograf.

Seine Kamera ist sein ständiger Begleiter. Denn ein Motiv soll ihm nicht noch einmal durch die Lappen gehen – wie damals, im Winter vor drei Jahren. Bei Neversfelde hatte sich morgens Nebel über dem Schnee gebildet. Ideal für ein Hingucker-Foto. Asmus fuhr zurück nach Haus, holte seine Kamera – doch als er wieder in Neversfelde ankam, war der Nebel weg. Ein paar Tage später bekam er eine neue Chance. Das stimmungsvolle Fotogelände. Es wurde zur Initialzündung. „Ich wollte ab jetzt mehr und anders fotografieren“, sagt Asmus.

„Mit der Kamera malen“ nennt der Leiter der Wirtschaftsverwaltung der Polizeidirektion für Aus- und Fortbildung in Eutin die Phase seines kreativen Schaffens. Lange Belichtungszeiten lassen nun den Wellenschlag an der ostholstein-

schen Küste wie Nebelschwaden wirken, bewusst unscharf fotografierte Objekte wirken wie abstrakte Kunst. Für ungewöhnliche Perspektiven bewegt er sich auch aus der normalen „Knips-Haltung“ heraus, kriecht schon mal durch den Strand-Sand oder liegt mit der Nase zwischen den Grashalmen auf dem Rasen.

Bereits als Kind fing Asmus an zu fotografieren. „Meine erste Kamera war eine Kodak Pocket“, erinnert sich der 57-Jährige an die 60er Jahre zurück. Vom ersten Gehalt kaufte er sich später seine erste Spiegelreflex-Kamera – eine Minolta. Und das nötige Zubehör. Asmus fotografierte viel in Schwarz-Weiß und entwickelte seine Fotos im Keller selbst. Später habe er viel auf Reisen fotografiert – oder wie er es nennt: seine Urlaube „dokumentiert“. Asmus bereiste fast die ganze Welt, fotografierte jedoch nur das, was alle ablichteten – die Sehenswürdigkeiten. Denn mit Dia-Vorträgen finanzierte er sich die jeweils nächsten Reisen. „Ich habe nur die Programmautomatik benutzt“, sagt Asmus fast beschämt. Heute ist das anders. Der Eutiner Ver-

waltungsbeamte reguliert alles von Hand. Und Motive gibt es vor der Haustür wie Sand am Meer. „Man muss gar nicht weit reisen. Hier kann ich alles fotografieren“, sagt der Familienvater. Außer Porträts. Die sind dem Malenter ein Graus. „Sie sind zu gestellt, nicht natürlich.“ Und was Asmus auch nicht mag: digitale Nachbearbeitung. „Ich mag das, was früher auch im Labor gemacht wurde“, sagt Asmus und spricht von Helligkeits- oder Tonwertkorrekturen. Mehr Hand legt er nicht an seine Fotos.

Ursprünglich und unverfälscht – sind seine Fotos Kunst? Asmus kommt ins Grübeln. „Das ist bei mir noch gar nicht so angekommen, das Fotografie Kunst ist“, sagt er. Und ergänzt: „Wenn die Leute fragen: Was ist das?“ und in einem Atemzug: „Ich finde es schön“ – das ist der Punkt, an dem der Übergang zur Kunst ist.“

Für den Malenter ist es jedoch viel mehr als Kunst: Ausgleich und Hobby. Entspannung, Erholung und Fotografie kanalisieren sich in Hohwacht-Lippe – Asmus' Lieblingsplatz. Bei Wind und Wetter ist Asmus hier unterwegs. Gerne allein, höchstens mit seiner Lebensgefährtin. „Ich brauche Ruhe zum Fotografieren.“ Den Austausch mit anderen Fotografen sucht er im Internet oder bei den Hobby-Kollegen vom „Fototreff am-See“. Mit seiner Art zu fotografieren ergänzt er das Spektrum der Fotogruppe, das von Natur- bis Porträt-Bildern reicht. „Ich möchte mit meinen Fotos das zeigen, was andere nicht sehen.“

Alexander Steenbeck

.....
Eine Auswahl von Gunnar Asmus' Fotos ist noch bis Ende Oktober im Fährhaus in Niederleveez während der Öffnungszeiten zu sehen.



Sein Werkzeug – Kamera, Objektiv und Filter – ist immer dabei.



Die Welt der Instrumente

Der Volontär führt ein in die Welt der Instrumente. Sein Instrumentencheck erstreckt sich über 20 Folgen. Plakativ und verständlich offenbart er die Geheimnisse von Bratsche, Flöte, Harfe und dem ganzen Orchester.

NUMMER 2 | PFORZHEIMER ZEITUNG

KULTUR

SAMSTAG, 3. JANUAR 2015 | 5

Der unscheinbare Riese

Der Kontrabass gibt dem Orchester das feste Fundament. In der ersten Folge des PZ-Instrumentenchecks zeigt der Bassist Klaus Dusek, wie sein Instrument funktioniert.

SIMON PÜSCHEL | PFORZHEIM

Der Kontrabass ist eher unsichtbar und steht im Mittelpunkt. Und das obwohl er das größte und tiefste Streichinstrument ist.

PZ-Serie

Im Instrumentencheck stellt die PZ wöchentlich ein Instrument des Orchesters vor. Die Serie beginnt heute mit dem Kontrabass. Musikalischer aus der Region beschreiben in über 20 Folgen ihre Instrumente und das, was jedes so einzigartig macht – von der kleinsten Flöte bis zum größten Bass.



ist für die tiefen Töne zuständig: Klaus Dusek am Kontrabass. FOTO: SIMON PÜSCHEL

Klaus Dusek

... wurde am 24. Dezember 1958 in Moers geboren. Über erste Auftritte beim „New Jazz Festival“ in seiner Heimatstadt wuchs sein Interesse am klassischen Bass. Nach dem Musikunterricht an der Musikschule Dackburg begann er 1979 sein Musikstudium mit Schwerpunkt Kontrabass an der Musikhohe Schule Kassel und war bereits während seines Studiums als ständige Aushilfe im Orchester der Stadt Münster tätig. Dort sammelte er auch erste solistische Erfahrungen. Seit 1984 ist Klaus Dusek am Theater Pforzheim tätig und feierte am 1. Dezember 2014 sein 30. Bühnenjahr in

Pforzheim. Am Theater Pforzheim ist er neben seiner Arbeit als Orchester-Kontrabassist noch an vielen Projekten beteiligt. So tritt er fast jedes Jahr – trotz seines Geburts tags am gleichen Tag – beim Benefizabend „Solte Nacht, helige Nacht“ ohne Gage auf und begleitet auch regelmäßig das Projekt „Jazztrance & Musik“ seit seinen Anfängen im Jahr 2005. Zudem ist er seit mehr als 20 Jahren Teil der Begleitband des Oldland Hörtröten Konzerte, „Swinging Mothers“, Garros spielt er E-Bass in Bands, die Musicals oder auch Schauspiele begleiten, sorgt für die musikalische Untermalung bei Lesungen oder Liedabenden und liebt Jazz-Sessionen.

Die harten Fakten

- Wie kostet das Instrument: Die günstigen Einstiegsinstrumente kosten knapp über 1000 Euro. Ein richtiger professioneller Bass ist aber weitaus teurer.
Als wie viel Jahren kann ein Kind das Instrument spielen: Früher hat man eine musikalische Laubbau grünte auf dem Kontrabass begonnen, sondern den Unterricht mit einem anderen Instrument angefangen und ist später auf den Bass gewechselt. Einfach, weil man für einen normalen Bass schon ausgewachsene, starke Hän-

- de braucht. Mittlerweile aber gibt es auch kleinere Miniaturlinien, die man früher spielen konnte.
Wie lang dauert es, bis man eine einfache Melodie spielen kann: Es ist relativ schwierig, denn für das Kontrabassspiel braucht man sehr viel Kraft. Man muss wegen der Länge der Saiten bei fast jedem Ton um großen und die stark gespannten dicken Saiten hundertprozentig dafür brauchen man Durchhaltevermögen und eine Menge Kraft.

FÜNF FRAGEN AN KLAUS DUSEK

- 1. Wie sind Sie zum Kontrabass gekommen? Meine musikalische Laufbahn habe ich auf der Gitarre begonnen. In meiner Heimatstadt Moers gibt es ein Jazz-Festival, bei dem man unbedingt mitspielen wollte. Mit der Gitarre kann man da nicht weit, aber gerade Kontrabassisten wurden gesucht. Dann hat mir mein Vater geholfen, der selbst früher Tannmusik gemacht hat und noch alte Kontakte zu Musiklehrern hatte. Die wollten ihre Bässe loswerden und so habe ich mich mit 15 Jahren endlich meinen eigenen Bass. Der stand aber erstmal in der Ecke, weil ich noch keinen Lehrer gefunden habe. Ich habe mich aber davon nicht entmutigen lassen und begonnen, mir das Instrument selbst beizubringen. Weil ich aber nur Jazz-Vorbilder hatte, habe ich auf dem Ding wie ein Berserker rumproppert – so wild, dass ständig Haare aus dem Bogen herausflogen. Zu dieser Zeit habe ich auch mit einer völlig falschen Fingertechnik gespielt, und als ich das erste Mal einen schönen, gestrichelten Bassklang gehört habe, war ich wirklich fasziniert. Während des Abiturs habe ich dann end-

- lich richtigen Bassunterricht bekommen. Wegen meiner Vorkenntnis auf der Gitarre und weil ich schon viel Kraft hatte, ging es dann aber alles sehr schnell. Als ich dann meinen Wehrdienst geleistet habe, habe ich zufällig die Stelle des Bassisten im Musikjugend bekommen. Da habe ich dann neun Monate jeden Tag von morgens bis abends geübt.
2. Was ist die Stärke des Instrumentes? Der Bass ist einfach das Fundament des Orchesters, denn ohne Bass geht eigentlich nichts. Man wird als Bass zwar nicht exponiert wahrgenommen, aber wenn der Bass nicht spielt, dann merkt man das einfach; irgendetwas fehlt.
3. Was ist die Schwäche des Instrumentes? Schade ist, dass man sehr selten eine wirklich schöne Solomelodie hat. Die meisten können man an einer Hand abzählen. Natürlich gibt es auch virtuose Stücke, aber im orchestralen Tagessgeschäft ist es ein Solo wirklich sehr selten.
4. An welcher Melodie erkennt man das Instrument? Die bekannteste Stelle ist wohl die düstere Moll-Version von „Bruder Jakob“, die in Mahlers 1. Sinfonie auftaucht. Außerdem sind wir Bassisten ganz stolz darauf, in Schuberts Forellenzwanzers auch einmal die wunderschöne Liedmelodie zu spielen. Noch bekannter ist die schwermütige Melodie des „Liedes in Saint-Saëns“ Karneval der Tiere. Klassische Themen, die oft vom Kontrabass begleitet werden, sind eher düstere Szenen: Wenn sich ein Mond ankündigt oder andere schaurige Dinge.

- 5. Welcher Typ Mensch verbringt sich hinter dem Instrument? Die meisten Kontrabassisten sind recht genüssliche Leute. Man ist sich schnell bewusst, dass man Orchestermitglied und kein Solist ist – einfach ein Teamplayer.

Wirbelkasten: Die klingenden Saiten des Kontrabass sind an Wirbeln festgemacht, die im Wirbelkasten untergebracht sind. Dreht man am Wirbel, so ändert sich der Ton der Saite – je gespannter die Saite ist, desto höher klingt sie. Weil die Kontrabass-Saiten so massiv sind, hält eine eigene Mechanik mit der wichtigen Spannung umzugehen und sie gleichzeitig sehr genau zu stimmen.

Saiten: Auf den Saiten wird der Ton erzeugt. Seit den 1960er Jahren bestehen sie aus Stahl, diese behalten ihre Stimmung besser als die früher üblichen Darmstränge. Früher gab es auch dreisaitige Instrumente, mittlerweile hat der Bass standardmäßig vier Saiten – Dusek sogar eine fünfte, ganz tiefe Saite, die im Orchester von Vorteil ist. Wenn man auf dem Kontrabass schaut, ist links die tiefere und rechts die höchste Saite.

Griffbrett: Die Saiten verlaufen über dem Griffbrett. Will man die Höhe des Tons verändern, so drückt man die Saite nieder und verändert somit den klingenden Teil der Saite. Je tiefer unten man die Saite abdrückt, desto höher wird der Ton. Das Griffbrett beim Kontrabass sehr lang ist, kann man theoretisch sehr hohe Töne spielen. Im Orchester aber spielt der Bass meist eher tief, die Finger befinden sich also öfters eher im oberen Bereich des Griffbretts.

Schall-Löcher: Wegen der Größe des Instrumentes sind auch die Schall-Löcher besonders groß. Sie werden wegen ihrer Form F-Flöcher genannt. Hier entweicht der Ton aus dem höheren Korpus, der von den Saiten zum Schwingen gebracht wird.

Bauform: Der Kontrabass vereint die Tradition verschiedener Instrumente in sich, deswegen ist auch seine Bauform sehr variabel. Meistens aber hat er – im Gegensatz zu anderen Streichinstrumenten – hängende Schultern. Unten ragt aus dem Bass ein metallener Stachel, auf dem das schwere Instrument ruht.

DER KONTRABASS

Noch Fragen?

Simon Püschel, Kulturredakteur, Telefon: 07231/933447, E-Mail: simon.pueschel@pz-news.de

FÜNF FRAGEN AN GUDRUN FÄHRMANN

1 Wie sind Sie zur Harfe gekommen?
Ich komme aus einem Musikerhaushalt. Mein Vater war Geiger, und ich bin quasi im Theater aufgewachsen. Ich wollte weder Geige noch Querflöte spielen, und dann habe ich mich für was Exotisches entschieden: die Harfe. Mein Vater hat mich darin sofort unterstützt. Als ich angefangen habe, zu studieren, hat er mich gefragt: „Soll ich für Deine Aussteuer sparen oder Dir lieber eine Harfe schenken?“ Ich habe mich für die Harfe entschieden.

2 Was ist die Stärke des Instruments?
Der Tonumfang der Harfe ist ziemlich groß, größer als eigentlich bei allen Instrumenten des Orchesters. Außerdem kann man mit der Harfe von der einen auf die andere Sekunde eine gewisse Atmosphäre, eine starke Präsenz erzeugen.

3 Was ist die Schwäche des Instruments?
Die Harfe ist ziemlich wetterfühlig. Wenn sie sich während des Konzerts verstimmt, kann man wenig dagegen machen. Außerdem tritt sie manchmal nur als Füllinstrument auf. In Hämperleins „Hänsel und Gretel“ beispielsweise spielen wir permanent – aber eigentlich hört man kaum, was wir spielen. Wenn man aber einmal einen falschen Ton treffen sollte, dann bemerkt man das sofort. Besonders anspruchsvoll ist das Harfenspiel für die Augen. Wir müssen ständig in rasanter Geschwindigkeit zwischen Dirigent, Noten und den Saiten hin- und herblicken. Ich kenne einige Kollegen, die wegen schlechter Sehlustung früher in Rente gehen mussten.

4 An welcher Melodie erkennt man das Instrument?
Weniger an einer Melodie – eher am Glissando. Also dem rauschenden Klingeffekt, der sich ergibt, wenn man die Töne sehr schnell hintereinanderspielt und sie ineinander verschwimmen. Sonst gibt es da eher wenige Stellen, die jeder kennt. Dafür tritt die Harfe aber meist auf, wenn es irgendwas besonders atmosphärisch wird. Bei Liebesduetten oder mysteriösen Zuständen. Einfach, wenn es um die nicht- alltägliche Schönheit geht.

5 Welcher Typ Mensch verbringt sich hinter dem Instrument?
Fast alle Harfenspieler sind weiblich. Es gibt zwar mittlerweile auch einige wenige männliche, aber die sind in der Unterzahl. Harfenspieler sind meist sehr spezielle Persönlichkeiten. Einfach, weil auch ihr Instrument so besonders ist. Sie sind meist eher introvertiert, weil das Instrument den Spieler total vereinnahmt. Gleichzeitig muss man aber die nötige emotionale Stabilität besitzen, um sich im harten Konzertalltag durchzuschlagen. Ich habe in meiner Karriere Kollegen erlebt, die so zartbesaitet waren, dass sie deswegen scheitert sind.

Kopf: Der Kopf ist das Aushängeschild der Harfe und bietet Raum für aufwendige, oft goldene Verzierungen. Die haben eigentlich keinen akustischen Vorteil, fehlen aber trotzdem eigentlich an keiner Harfe.

Hals: Im sogenannten Hals sind die Saiten mit ihrem oberen Teil befestigt, und hier endet auch die komplexe Mechanik.

Säule: Die Säule ist das Verbindungsstück von Korpus und Hals. In ihr verläuft das Pedalgestänge; ihr höchster Punkt ist der Kopf.

Gabelscheiben: Was die Pedale unten bestimmen, das überträgt die Mechanik konkret auf die Saiten. Die Einstellung der Pedale wird über das Pedalgestänge weitergegeben, das durch die Säule verläuft und die Gabelscheiben bewegt. Wenn der Ton höher sein soll, dann müssen die Saiten verkürzt werden. Dies geschieht, indem ein kleiner Teil der Saite abgelenkt wird – und damit ihre klingende Länge kürzer ist.

Saiten: Die 47 Saiten sind zwischen Korpus und Hals eingespannt und werden durch maximal acht Finger zum Klängen gebracht. Je länger die Saite ist, desto tiefer ist der Ton. Die Saiten bestehen – je nach Tonhöhe – aus unterschiedlichen Materialien. Die tiefen Saiten sind aus Stahl, die hohen aus Nylon. Die mittleren aus Darm, der mit einem Lack überzogen ist. Weil die Saiten sehr ähnlich aussehen, sind Zentraltöne farblich hervorgehoben. Rot sind die Saiten, die den Ton C zum Erklären bringen; der Ton F wird auf den blauen Saiten gespielt. Der Harfenspieler kann nun einzelne Töne zupfen. Sehr oft muss er aber auch viele Töne direkt hintereinander spielen, indem er mit dem Zeigefinger ganz schnell über die Saiten streicht. Das wird Glissando genannt. Die Töne der Harfe klingen lange nach; wenn der Spieler das Instrument zum Schweigen bringen will, muss er seine Hände zum Dämpfen auf die Saiten legen.

Die Besondere

Wenn ihre rauschenden Ton-Girlanden atmosphärische Höhepunkte markieren, dann erkennt sie jeder: die Harfe. Bei aller Schönheit ist sie eine Diva, verlangt viel Arbeit – und verzeiht keine Fehler. Kurzum: Sie ist ein besonderes Instrument, hinter dem besondere Personen stecken. So wie Gudrun Fährmann, die ihr Instrument erklärt.

SIMON PÜSCHEL | PFORZHEIM

Si e ist so ganz anders als ihre Orchesterkollegen. Wenn die anderen Instrumente pausieren das musikalische Ge-

schehen vorantreiben; dann hat die Harfe meist nur das Eine zu tun: sie schweigt. Selten sind ihre Einsätze und höchst schwierig dazu; sie markiert die musikalischen Höhepunkte. Wenn es gefühlvoll wird, himmlisch oder geheimnisvoll. Dann legt sie richtig los und ihre über 2000 Einzelteile spielenperfekt zusammen. „Im Grunde fahren wir immer

direkt von null auf 200“, sagt Gudrun Fährmann, die Solistin der Badischen Philharmonie Pforzheim. Und wenn das Wetter schwankt, sind ihre Töne in Gefahr; ganz leicht verstimmen sie sich. Kein Instrument für schwache Nerven – und mit rund 40 Kilogramm ein echtes Schwergewicht. Warum sie aber dennoch so faszinierend ist, das zeigt Gudrun Fährmann an ihrem Instrument.



PZ-Serie

Im Instrumentencheck stellt die PZ wöchentlich ein Instrument des Orchesters vor. Heute ist die Harfe an der Reihe. Musiker aus der Region beschreiben in über 20 Folgen ihre Instrumente und das, was jedes so einzigartig macht – von der kleinsten Flöte bis zum größten Bass.

Die harten Fakten

- **Was kostet das Instrument?** Wer mit dem Harfenspiel beginnt, macht das meistens nicht sofort auf der großen Doppelpedalharfe, sondern fängt eher mit kleineren teilschen Harfen an – die kosten rund 1000 Euro. Der Umstieg auf das Hauptinstrument ist dann aber finanziell schwierig. Gebrauchte Instrumente gibt es auf dem deutschen Markt kaum, und eine Einsteigerharfe kann schon 20.000 Euro kosten. Richtige Profi-Instrumente sind noch weitaus teurer.
- **Ab wie viel Jahren kann ein Kind das Instrument spielen?** Schon mit fünf Jahren kann ein Kind beginnen, Harfe zu spielen.
- **Wie lang dauert es, bis man eine einfache Melodie spielen kann?** Das geht schnell. Schon in der ersten Unterrichtsstunde kann man erste Kinderlieder zupfen.

Korpus: Hier sind die Saiten mit ihrem unteren Ende befestigt. Ihre Vibration überträgt sich auf den hohlen Holz-Korpus. Das sorgt für einen voluminöseren Klang.



Pedale: Die Pedale sorgen für die Tonvielfalt der Harfe. Denn wenn sie keine Pedale hätte, dann könnte die Harfe nur die sieben zentralen Töne der Tonleiter spielen. Sie wäre wie ein Klavier, das nur weiße Tasten hat. Um dieses Problem zu umgehen und alle nötigen Töne zu erhalten, gibt es die Pedale. Für jeden der sieben Töne gibt es ein eigenes Pedal – somit kann auch jeder der Töne einzeln verändert werden. Die Grundstellung des Pedals ist in der Mitte. Tritt man es nach oben, dann wird der Ton tiefer, tritt man es nach unten, dann wird der Ton höher. Weil man jeden Ton einzeln verändern kann, kann man mit wenigen Tritten die Tonart des Stückes bestimmen. Und die eigentliche Arbeit des Harfenisten liegt hier; denn bei schwierigen Stücken mit vielen Tonartwechseln hat der Spieler fast mehr damit zu tun, die Pedale zu treten, als die Saiten zu zupfen. Gudrun Fährmanns Vater hat deswegen die perfekte Harfenistin als „Mittelding zwischen Engel und Trampeltier“ beschrieben.

DIE HARFE

Gudrun Fährmann

... wurde 1950 in Essen geboren. Noch während ihrer Schulzeit begann sie ihr Studium am Folkwang-Konservatorium ihrer Heimatstadt und setzte es nach dem Abitur in Detmold (Dora Wagner) fort. Von

1973 bis 1975 machte sie ein ausgedehntes Praktikum beim Radio-Symphonie-Orchester Berlin. Seit November 1975 ist Gudrun Fährmann Solo-Harfenistin bei der Badischen Philharmonie Pforzheim.

FOTOS: SEIBEL

Der Bestimmer

Mit seinem Taktstock zeigt der Dirigent an, wo es im Orchester langgeht. Hier versuchen alle, ihre Vorstellung durchzusetzen. Er aber greift durch, und bestimmt wirklich, wie die Musik zu klingen hat. Wie er das schafft, erklärt Timo Handschuh – der Dirigent des Südwestdeutschen Kammerorchesters – im heutigen Instrumentencheck.

SIMON PÜSCHEL | PFORZHEIM

Es kann nur einen geben. Wenn im Orchester die reiche Vielfalt herrscht, so ist es doch nur einer, der sie beaufsichtigt: der Dirigent. Er hält die Musiker in Schach und formt aus ihren vielen Willen bloß den einen – meistens ist es seiner. Kein Wunder, dass der Beruf dann besonders die Machtbewussten anzieht, die, die bestimmen wollen und entscheiden. Die Zeiten aber, in denen Dirigenten wie Könige über ihre Orchester geherrscht haben, ist vorbei. Kein Wunder, denn eigentlich ist der Beruf eine recht

PZ-Serie

Im **Instrumentencheck** stellt die PZ wöchentlich Bestandteile musikalischer Ensembles vor. Heute – in der vorletzten Folge – ist der Leiter eines solchen Ensembles, der Dirigent, an der Reihe. Musiker aus der Region beschreiben in über 20 Folgen ihre Instrumente und das, was jedes so einzigartig macht – von der kleinsten Flöte bis zum größten Bass.



späte Erfindung, setzt sich erst im 19. Jahrhundert allgemein durch – und die Musikgeschichte hat Jahrhunderte ohne ihn funktioniert. Dass es mit ihm trotzdem besser geht als ohne, steht aber fest. Manche Musik ist so komplex und vielseitig, dass das pure Chaos ausbrechen würde, wenn keiner die Zügel in der Hand hielt. Oder den Dirigentenstab, den heute Timo Handschuh als Zeichen seiner Macht im Instrumentencheck erklärt.

DER DIRIGENT

FÜNF FRAGEN AN TIMO HANDSCHUH

1 Wie sind Sie zum Dirigieren gekommen?
Am Anfang meiner musikalischen Karriere habe ich nur Orgel gespielt. Einmal sollte ich eine Messe begleiten, in der auch ein Chor singen sollte. Aber der Chorleiter kam einfach nicht. Dann musste ich einspringen. Ich hatte keine Ahnung, wie man dirigiert, und habe am ganzen Körper gezittert. Aber das Experiment hat von Anfang an funktioniert. Ich war so fasziniert vom Dirigieren, dass ich davon nicht mehr losgekommen bin.

2 Wie wichtig ist der Einfluss des Dirigenten auf den Klang des Orchesters?
Ein Dirigent versucht, aus den vielen ganz individuellen Vorstellungen der Musiker eine einzige zu machen, die idealerweise so stark ist, dass man von ihr berührt wird. Ich muss jedem Musiker das Gefühl geben, dass seine Vorstellung die richtige ist – gleichzeitig aber auch dafür sorgen, dass die Musiker spielen, wie ich das will.

3 Gibt es auch frustrierende Momente im Dirigentenalltag?
Ja! Zum Beispiel wenn man nach guten Proben trotzdem ein schlechtes Konzert abliefern – wenn schlampig musiziert wird. Es ärgert mich, wenn bloß Noten gespielt werden und keine Musik gemacht wird.

4 An welcher Melodie erkennt man das Orchester?
Es gibt unzählige sehr berühmte Orchester-Melodien. Beethovens Fünfte Symphonie ist vielleicht die bekannteste oder Mozarts „Kleine Nachtmusik“.

5 Welcher Typ Mensch verbirgt sich hinter dem Dirigentenberuf?
Der Dirigentenberuf zieht natürlich Personen an, die gerne bestimmen wollen. Früher gab es da regelrechte Autokraten. Ich finde, diese Zeit ist vorbei. Man sieht sich zwischen Orchester und Dirigent mittlerweile mehr als Kollegen an, einfach weil man auch aufeinander angewiesen ist. Ein Dirigent braucht ein Orchester, genauso braucht aber auch ein Orchester einen Dirigenten.

Die harten Fakten

- **Was kostet ein Dirigentenstab?** Professionelle Dirigentenstäbe kosten ungefähr 50 Euro. Es gibt teurere Modelle, die beispielsweise Timo Handschuh aber für unnötigen Luxus hält. Auch ein einfacher Dirigentenstab tue seinen Dienst genauso gut.
- **Ab wie viel Jahren kann ein Kind ein Ensemble leiten?** Um ein Ensemble leiten zu können, sollte man auf dem eigenen Instrument schon sehr fortgeschritten sein. Das Dirigieren ist eine komplexe Aufgabe, weil man sich nicht nur für eine Stimme, sondern für alle verantwortlich zeichnen muss.
- **Wie lang dauert es, bis man ein Konzertprogramm vorbereitet hat?** Laut Timo Handschuh kommt das auf die Komplexität des Programms an; die Spanne reiche von zwei Tagen bis zu zwei Wochen. „Ich schaue mir die Partitur an und lege sie dann ein paar Tage weg. Wenn ich sie wieder in die Hand nehme, hat sich meine Vorstellung schon viel weiter entwickelt“, sagt Handschuh.

Rechte Hand:

Die rechte Hand des Dirigenten hat die wichtigste Aufgabe. Mit ihr zeigt er für alle Musiker an, wie schnell das Tempo der Musik ist. Er versucht den Puls der Musik durch seinen Schlag anzuzeigen und zeichnet ihn in der Luft nach. Dafür gibt es – je nach Taktart – ganz verschiedene Figuren. Allen gleich ist nur, dass der Dirigent mit einem Strich nach unten die wichtigste Taktzeit bestimmt. Um diese Bewegungen zu betonen und auch in der letzten Reihe noch sichtbar zu machen, gibt es den Dirigentenstab. Aber die rechte bestimmt nicht nur das Tempo. Auch mit ihr kann der Dirigent schon eine Aussage über den Charakter – und besonders die Lautstärke – der Musik treffen. Führt er den Stab in kleinen Bewegungen, will er, dass die Musik leise ist. Soll sie laut sein, schwingt er den Stab im großen Bogen.

Kopf:

Der Anfang jeder Interpretation findet im Kopf des Dirigenten statt. Er liest die Noten des Stückes – die sogenannte Partitur – und entwickelt daraufhin seine Vorstellung über das Stück. Er versucht das Stück am Klavier nachzuvollziehen und das Tempo und den Charakter festzulegen. Um seine Ideen zu fixieren, schreibt er sie oft direkt in die Noten hinein und zeichnet genau auf, wie die Musik nach seiner Meinung klingen soll.

Ohren:

Hat der Dirigent seine Vorstellung von dem Stück fertig entworfen, geht er zu den Proben über. Er versucht seine Idee der Musik zu vermitteln und prüft, wie sehr sie sich von den Vorstellungen des Orchesters unterscheidet. Denn einen Unterschied gibt es hier immer. Die Aufgabe der Proben ist es, diesen Unterschied auszumeren. Am Ende haben sich die Vorstellungen angeglichen. Wenn die Proben gut laufen, ziehen am Ende alle Musiker und der Dirigent an einem Strang, haben nur mehr eine Idee von der richtigen Interpretation der Musik.

Timo Handschuh

... wurde 1975 geboren und gründete bereits als 17-Jähriger in seiner Heimatstadt Lahr ein eigenes Orchester. Er absolvierte zunächst ein Kirchenmusikstudium an der **Musikhochschule Stuttgart**, anschließend ein Kapellmeisterstudium an der **Musikhochschule Freiburg**. Nach während des Studiums wurde Timo Handschuh an die **Staatsoper Stuttgart** engagiert, 2011 wurde er als **Generalmusikdirektor nach Ulm** berufen. Mit Beginn der Konzertsaison 2013/14 wurde er zum künstlerischen Leiter und Chefdirigenten des **Südwestdeutschen Kammerorchesters Pforzheim** berufen. pm

Mimik:

Auch mit der Mimik kommuniziert der Dirigent mit seinem Orchester. Er schaut bestimmte Orchestermitglieder gezielt an, um ihnen Anweisungen zu geben, sie auf ihre Einsätze oder Fehler aufmerksam zu machen.

Stimme:

Im Konzert kann der Dirigent mit seinem Orchester nicht reden. Während der Proben aber kann er den Musikern seine Vorstellung auch durch Worte erläutern, er kann versuchen zu beschreiben, was er von den Musikern erwartet.

Körper:

Die Kommunikation eines Dirigenten mit seinem Orchester funktioniert auch über die Körpersprache des Dirigenten, mit der er den Ausdruck der Musik zu fixieren versucht. Will er eine Passage als besonders leicht und luftig betont sehen, kann er federnd hüpfen; will er eine wichtige Wirkung erzielen, besonders breitbeinig stehen.

Linke Hand:

Mit der linken Hand zeigt der Dirigent den Charakter der Musik an. Er versucht, Gesten zu finden, die den Musikern seine Vorstellungen klarmachen. Hier ist der Dirigent ganz frei und muss seinen eigenen Stil entwickeln. Nur verständlich sollten sie sein, die Gesten. So kann er martialisches die Faustballen, wenn die Musik besonders gewaltig ist – oder leicht durch die Luft streichen, wenn sie sanft dahinfließt. Außerdem ist die linke Hand zuständig für die sogenannten Einsätze. Mit ihr zeigt der Dirigent den Musikern an, wann sie – nach langer Pause – wieder an der Reihe sind.



FOTO: RETZEL

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- FREIZEIT**
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Viel zu schade
nur für Serviceseiten

Die einen gehen ins Kino, die anderen in den Heimatverein. Die einen belegen einen Kurs an der Volkshochschule, die anderen liegen faul am Baggersee. Das Thema Freizeit ist ein buntes und weites Feld – viel zu schade, um es allein den Serviceseiten zu überlassen. Und es reduziert sich keineswegs nur auf die Bereiche Hobby und Erholung. Wie verbringt ein Arbeitsloser seine „freie“ Zeit? Was tun Familien, Singles, Jugendliche und Senioren, wenn sie frei haben? Ein Thema, das zum Nachfragen und Nachdenken einlädt.

Sport im Selbstversuch

Der Redakteur stellt Randsportarten vor, indem er sie selbst ausprobiert. Er bringt damit nicht nur wenig bekannte Sportdisziplinen ans Licht der Öffentlichkeit, er würdigt auch die Leistungen der Vereine, die sich engagieren.

22

Großer SPORT in Franken



Im Duell mit zwei Abwehrspielern hat Reporter Benjamin Kemmer seine Chancen vorüberlassen. Foto: Felix Böhmer

DONNERSTAG, 19. FEBRUAR 2015

„Nur mit Mannschaftsspiel kommt man bis vors Tor.“
ANSGAR LIPECKI, BLINDENFUSSBALL-TRAINER

Kuriose Fakten

Bundesliga-Spieltage mitten in der Stadt

Man – Um die Bekanntheit der Sportart zu erhöhen, gibt es in der Bundesliga der Blindenfußballer sogenannte Städte-Spieltage. Hierfür kommen die Mannschaften in Städten ohne Team zusammen und spielen auf einem eigens aufgebauten Spielfeld gegeneinander. Dabei kommt es oft vor, dass das Feld mitten in der Stadt steht, so zum Beispiel in Mainz. Hier spielen die Würzburger direkt auf dem Domplatz vor mehreren hundert Zuschauern. Toll für die Stimmung, schlecht für die Konzentration. Denn die Spieler hatten ständig „Stüngerläuse“ durch jubelnde Fans und Kirchenglocken im Ohr. Die neue Saison beginnt am 2. Mai in Chemnitz.

Erstmals bei einer WM- und gleich auf Platz 8

Valtsochheim – Blindenfußball steckt in Deutschland noch in den Kinderschuhen. Erst 2008 kam die Sportart hierzulande an. Umso erfreulicher, dass sich in diesem Jahr zum ersten Mal die deutsche Mannschaft für die Blindenfußball-WM qualifiziert hat. Mit zwei Würzburgern im Team gelang es Japan der achte Platz vor zwölf Mannschaften.

Immer wieder Ärger mit dem Weltverband

Valtsochheim – Die deutschen Blindenfußballer sehen sich als „Revolution“. Immer wieder ecken sie bei den internationalen Verbänden an, da sie Regeln anders auslegen. So dürfen Selbsthinderer mit zehn Prozent Selbstvermögen in Deutschland noch im Team stehen, international jedoch nicht. Auch diskutiert man harte Strafen, ob es Sinn macht, Sanktionen – gegen den Willen des Weltverbands – den Zugang zur Zuteilung der Spielplätze werden nämlich nach ihrem Herstellungsland benannt, wenn man über sie spricht. *Am*

Heute spielen wir mit dem Dänen

Valtsochheim – „Nimm da den Dänen, ich nehme den Japane.“ Was sich nach moderner Form von Sklaverei anhört, ist nur die Zuteilung der Spielplätze. Diese werden nämlich nach ihrem Herstellungsland benannt, wenn man über sie spricht. *Am*

Bilder und Video

Weitere Fotos und ein Video vom Selbstversuch unseres Redaktors finden Sie auf

www.infranken.de/groefersport

Wenn Sehen zur Nebensache wird

NEUESERIE Die Blindenfußballer aus Würzburg sind Bayerns einziges Bundesliga-Team. In ihrer Sportart kommt es vor allem auf gute Koordination, Konzentration und ein bisschen Portugiesisch an. Ein Selbstversuch...

wird man an den Seiten oder unten noch sehen können, denn kann ich verstehen. Es ist wirklich absolut finster. Etwas unheimlich, denn die Augen versuchen trotzdem, irgendeine Lichtquelle zu orten. Erst nach einiger Zeit gehen sie auf, und ich lege los.

Herumstoßen im Dunkeln

Für die erste Übung bekomme ich vom Trainer gleich einen Ball, mit dem ich laufen soll. Ich bin sowieso eher Sofa-Fußballer als echter Raussportler, sodass mir das Drübeln an sich schon schwerfällt. Doch mit Maske ist es nur in kleinen Schritten möglich, überhaupt mit Ball voranzukommen.

Während ich noch hinter meinem durch die Gegend kullernden Ball hersehe, höre ich portugiesische Laute. „Voy“ rufen die Spieler immer wieder, wenn ihnen ein anderer zu nahe kommt. Das Wort aus Brasilien, dem Mutterland des Blindenfußballs, heißt so viel wie „Achtung“ und ist ein wichtiger Bestandteil des Spiels.

Doch ich habe keine Zeit für einen Spruchkurs, denn schon kommt Schweregrad zwei auf mich zu: passen. Ich stehe meinem Trainingspartner gegenüber, die Füße wie eine Ente zu einem „V“ geföhrt, und lausche, ob ein Ball kommt. Tatsächlich, dank der Schellen im Ball, merke ich, wie er auf mich zu- und vorbeizieht. So sehr ich mich auch bei den folgenden

Versuchen konzentriere, ich kann die Geschwindigkeit und die Richtung des Balls nicht einschätzen.

Inzwischen läuft mir, obwohl ich mich kaum bewegt habe, der Schwweiß über das Gesicht. „Völlig normal“, erklärt mir Lipecki. Zum einen wegen der enormen Konzentration, zum anderen aber auch, weil es unter der Maske richtig heiß geworden ist.

Aber das war erst der Anfang. Jetzt wird gerannt. Mit dem Ball am Fuß will ich zum anderen Ende der Halle spurteln. Na klar! Ich sehe mir das erst einmal bei den Profis an. Mit einem Affenzahn wetzen sie übers Feld, begleitet von den Rufen einer Helferin, einer so-

genannten Guide, die hinter dem Tor steht und in Metern angibt, wie weit es noch zur Mauer ist.

Übermütig wage ich mich auch daran. Im verlogenen, gemächlichen Tempo „renne“ ich die Halle entlang. Doch ich konzentriere mich zu sehr auf das Geräusch des Balles und überhole die meine Guide, die mich nur durch ein lautes „Mau!“ davor schützt, dass ich mit meine Nase am Hallendecke breche.

Es ist von großem Vorteil, wenn das Drübeln im Unterbewusstsein läuft und man sich auf die Kommandos konzentrieren kann“, erklärt mir später Sebastian Schäfer. Leicht gesagt von dem Nationalspieler, aber wie umsetzt?

Fix und fertig stehe ich in der Halle, ich bin nach dem Aufwärmen schon am Ende. Doch Lipecki hat noch eine letzte Übung für mich. Jetzt versperrt mir zwei Spieler den Weg zum Tor. Mit meinem Ball – mehr oder weniger – am Fuß laufe ich auf die „Voy“-rufenden Gegner zu. Ich versuche es links herum, rechts herum, doch es wird nichts. Entweder schaffte es der Ball an den Abwehrspielern vorbei oder ich, aber nie beide zusammen.

So bekomme ich beim Training der Würzburger Blindenfußballer zwar kein Erfolgserlebnis, aber doch einen Eindruck, wie intensiv diese Sportart ist – und wie groß die Leistung dazwischen, die nicht sehen können.

Großer Sport in Franken

Sportarten Abseits der bekannten Sportarten wie Fußball, Handball, Basketball oder Eishockey gibt es in Franken wie die Vereine und Mannschaften, die in ihrem Sport Großes leisten.

Selbstversuch In einer neuen Serie wollen wir den Sportarten, die wir selbst ausprobiert, in das Licht der Öffentlichkeit rücken.

Nächste Folge Angriff von allen Seiten! – Im Duell mit den Untermasern spielen die TC Bamberg

DER VEREIN

„Wir sind auf Spenden angewiesen“

Würzburg – Die Würzburger Blindenfußballer sind im Vital-Sportverein Würzburg (VSV) organisiert. Neben Blindenfußball wird hier auch Badminton, Sirball oder Leichtathletik trainiert. Die Bundesligamannschaft umfasst 23 Mitglieder, davon 13 Fußballer. Trainer Ansgar Lipecki sowie die Betreuer arbeiten ehrenamtlich für das Team. Lipecki kommt aber aus der „Materie“. Er ist Sportlehrer am Würzburger Blindeninstitut. Ebenso arbeitet Torhüter Enrico Göbel als TL-Trainer und am Berufsförderungswerk in Valtsochheim, wo das Team trainiert. Ehrenamtliche sind wichtig, doch auch ein Blindenfußball-Team braucht finanzielle Mittel. Hier ist das größte Problem, dass die Öffentlichkeit die

Spiele und Turniere nicht wahrnimmt. „Wir sind auf Spenden angewiesen“, erklärt Trainer Ansgar Lipecki und stellt auch gleich eine Rechnung auf. „Wenn wir mit 14 Spielern und Betreuer zu einem Auswärtsspiel fahren, kostet uns der Trip um die 5000 Euro.“ Zuschüsse von öffentlichen Stellen? Fehlanzeige! „Da freut man sich, wenn die Oma einen 50 Euro zusteckt, weil ihr Ekel bei uns spielt“, so Lipecki. Nichtsdestotrotz haben es zwei Würzburger sogar im Nationalteam geschafft. *Am*



In den Sporthallen, ähnlich einem Fußball, sind keine Schellen eingearbeitet.

Die des Ballführenden läuft. Sollte ein Spieler dagegen stoßen und sich an seinem Gegner „anschleichen“, gibt es eine Strafe. Jeder Spieler hat pro Spiel fünf persönliche Fouls, nach denen er für das restliche Spiel gesperrt wird. Für

DIE SPORTART

Wer nichts sagt, wird verwarnt

Würzburg – Blindenfußball wird meist im Freien gespielt, auf einem Feld, das den Maßstab eines Handballfeldes bildet und in drei Zonen eingeteilt ist. An den Langseiten befinden sich Bänke. Jedes Team stellt vier blinde Feldspieler und einen sehenden Torwart.

Zu diesen Spielern gesellen sich zwei Helfer, sogenannte Guides, die an der Langseite sowie hinter dem gegnerischen Tor postiert sind und dem Spielers Infos geben. Das Spiel wird von zwei Schiedsrichtern geleitet. Der reine Spielzeit beträgt zweimal 25 Minuten.

Beim Blindenfußball handelt es sich um eine körperbetonte Sportart. Mit dem Wort „Voy“ machen sich die Spieler untereinander auf dem Platz bemerkbar, sobald ein Spieler in die Rich-

Noch Fragen?

Benjamin Kemmer, stv. Deskchef, Telefon: 0951/188-207, E-Mail: b.kemmer@infranken.de

Großer SPORT in Franken

Auf wackligen Wegen

RADBALL. In einer neuen Serie stellen wir Sportarten im Selbstversuch vor, die sonst nicht im Licht der Öffentlichkeit stehen. Beim Radball holte sich unser Redakteur gleich einmal ein paar blaue Flecken. Denn mit gewöhnlichem Radeln hat die Sportart wenig zu tun.



Alle Fotos: Ronald Finkler

„Im ersten Jahr wird man sicher noch kein Tor schießen.“

MARCEL FUCHS, RADBALLER

Kuriose Fakten

Vom geretteten Mops zur neuen Sportart

Rochester – Radball wurde 1883 vom Amerikaner Nicholas Edward Kaufmann in Rochester erstmals präsentiert. Seine Entstehung war eher zufällig. Kaufmann erklärte sie damals in einer Zeitung so: „Eines Tages ... lief mir ein kleiner Hund vors Rad. Rasch hob ich das Vorderrad und beförderte damit den Mops so sanft es ging aus dem Weg – mich vor einem Sturz rettend, das Tier vor Verletzungen.“

Für die Olympischen Spiele fehlen zwei Länder

Lausanne – Im vergangenen Jahr schaffte es Radball mal wieder auf die Agenda des Internationalen Olympischen Komitees. Es war ein erneuter Vorstoß des „Bundes Deutscher Radfahrer“, diese faszinierende Sportart olympisch zu machen. Doch bislang ist hier nichts geschehen. „Uns fehlen glaube ich zwei Staaten“, erklärt der Gaustadter Radballer Marcel Fuchs und weist darauf hin, dass es eine bestimmte Anzahl an Mitgliedsländern braucht, um eine Sportart in olympische Ehren zu heben.

Ein Spielerhärt voller Elchhaare

Bamberg – Damit der Ball beim Radball nicht unkontrolliert über das Feld springt, ist er so konzipiert, dass er nicht hüpft. Dafür wird er mit Elch- oder Rosshaar sowie Stroh gefüllt. Insgesamt wird er so bis zu 600 Gramm schwer und zu einem gefährlichen Geschoss, wenn er richtig getroffen wird. *kem*

VON UNSEREM REDAKTEURSDIENSTLEITER BENJAMIN KEMMER

Bamberg – Wer die Halle in Bambergs Bergstadt betritt, fühlt sich in längst vergangene Zeiten zurückversetzt. Stück an der Decke und meterdicke Wände machen die Turnhalle der Bamberger Domschule aus. Unten auf dem Feld geht es zu Sache. Hier trainieren die Radballer des RKB Solidarität 1911 Bamberg-Gaustadt – und heute auch ich.

Und eines wird mir schon beim Zuschauen klar – Fahrradfahren und Radballspielen sind zwei völlig unterschiedliche Dinge. Ein erstes Indiz hierfür ist mein Trainingspartner. Als wir uns unterhalten, steht er neben mir, und zwar auf seinem Rad. Marcel Fuchs, einer der Radball-Spieler beim RKB, denkt nicht einmal daran abzustiegen, während er mir erklärt, worum es beim Radball geht.

Es geht – ganz banal – darum, mehr Tore zu schießen als der Gegner. So weit, so gut! Dass ich zum Schießen

aber weder die Füße noch irgendein anderes Körperteil nehmen und während des Spiels tunlichst nicht den Boden berühren darf, erschwert die ganze Sache allerdings gravierend. Aber zunächst einmal schwinde ich mich auf mein Rad.

Schon das wird zum Problem, denn mit normalem Radeln hat das wenig zu tun. Ich versuche, im Sitzen anzufahren. Doch sofort falle ich zu Boden. Der Sattel ist sehr weit hinten angebracht und verlagert so meinen Schwerpunkt gefährlich nach hinten. Also nochmal das Gleiche im Stehen. Juhu, ich rolle. Doch schon kommt das nächste Problem: Wie halte ich wieder an? Bremsen am Rad – Fehlangeize. Marcel ruft mir zu, einfach nicht mehr zu strampeln, dann würde ich stehen bleiben. Gesagt, getan! Ich höre auf und mein Vehikel stoppt abrupt; schon liege ich wieder am Boden.

Da man mit einem Radball-Fahrrad sowohl vorwärts als auch rückwärts fahren kann, reagiert es auf jede meiner Fußbewegungen. Ein weiterer großer Unterschied zum normalen Drahtesel. Nach ein paar weiteren Versuchen drehe ich aber immerhin meine erste Runde auf dem Rad, und der Schweiß läuft mir ins Stirnhaar.

Das wäre also geschafft. Was nun? Marcel rollt mir einen Ball zu und ich versuche, ihn mit meinem Vorderrad zu treffen. Ein unmögliches Unterfangen. Runde für Runde versuche ich, den Ball auch nur irgendwie zu berühren, aber entweder verfehle ich ihn komplett oder ich treffe ihn ein wenig, falle aber gleichzeitig wieder vom Rad. „Realistischerweise ist man am Anfang nur damit beschäftigt, auf dem Rad zu bleiben und es unter Kontrolle zu bringen“, erklärt mir mein Trainingspartner. Das



Auf nur einem Rad wird versucht, eine Flanke zu verwerten. Zwei Abwehrspieler haben da natürlich etwas dagegen.

sei auch der Grund, warum Radball eine absolute Randsportart sei.

Klar, Jugendliche und Kinder, die sich für eine Sportart interessieren, wollen auch schnelle Erfolge sehen. Und nicht vom Rad zu fallen, verbunden die wenigsten als wirklichen Erfolg. Deswegen ist Radball bei der „Soli“ auch Familienangelegenheit. Neben Marcel Fuchs ist auch sein Vater und sein Cousin beim Verein engagiert. Darüber hinaus gibt es noch Lukas Alt, den Jugendleiter des RKB, samt seiner beiden Brüder und dem Vater. Insgesamt spielen drei Teams im Zweier-Radball in der Bayern- und Landesliga. Zusammen bilden sie das Sechser-Rasenradballteam, das 2013 deutscher Meister wurde und im vergangenen Jahr den Vizemeistertitel errang.

Dabei ist die Nischen-Sportart durchaus schön anzusehen. Als ich das Feld ver- und den Profis die Halle überlasse, zeigen mir diese, was sie alles draufhaben. Übersteiger, Heber, schnelle Wendemanöver, aber auch harte Zweikämpfe sind beim Radball an der Tagesordnung. Und natürlich viele Schüsse. „Bis zu 70 km/h kann so ein Ball schnell werden, wenn wir ihn richtig treffen“, erklärt Lukas Alt. „Das kann ganz schön weh tun, wenn man den am Körper auf die falsche Stelle bekommt.“

Nichtsdestotrotz sind sie mit Feuer-eifer beim Training dabei, und je mehr ich zusehe, desto mehr Lust bekomme ich, auch noch einmal aufs Rad zu steigen. In einer Pause versuche ich es noch einmal. Diesmal mit dem ruhenden Ball. Ich rolle frontal auf ihn zu und treffe ihn praktisch mit der „Pike“. Langsam, sehr langsam rollt der Ball auf das Tor zu – und daran vorbei. Ein Erfolgserlebnis ist mir bei meinem Premierentraining also nicht vergönnt. Wie auch! „Im ersten Jahr wird man sicher noch kein Tor schießen“, sagt mir Marcel Fuchs, als wir die alte Turnhalle mit der Stuckdecke nach dem Training verlassen.

In zwei Stunden habe ich viel über den Sport Radball gelernt und habe großen Respekt vor den „Soli“-Spielern, die mich nach ihrem Training noch einladen. Wozu? Natürlich zu einem Radler. ...

Bilder und Video

Weitere Fotos und ein Video vom Selbstversuch unseres Redakteurs finden Sie auf

www.infranken.de/groessersport

DER VEREIN

Erfolgsverein mit Nachwuchssorgen

Bamberg – Der Rad- und Kraftfahrerbund (RKB) Solidarität 1911 Bamberg-Gaustadt ist einer der mitgliederstärksten Vereine im Bezirk Oberfranken. Insgesamt gibt es 105 Mitglieder. Davon spielen zwölf aktiv Radball, drei Nachwuchsradballer sind zusätzlich im Aufbau.

Am erfolgreichsten waren die Radballer in den letzten sieben Jahren. 2008 wurden sie bereits deutscher Vizemeister auf dem Rasen. Drei Jahre später feierten sie die bayerische Meisterschaft in der Halle, ehe 2013 der größte sportliche Erfolg kam – die deutsche Meisterschaft im Rasenradball direkt vor der Haustür in Eisenberg.

Trotz der Erfolge haben die Radballer – wie viele Randsportarten – Nachwuchsprobleme. „Fußball und andere



Keine Momentaufnahme: Wenn es sein muss, kann Marcel Fuchs ziemlich lange auf seinem Fahrrad stehen.



Lukas Alt

große Sportarten graben und das Wasser ab, da man hier als Einsteiger einfach schneller Erfolge feiern kann“, erklärt Lukas Alt, der Jugendleiter beim RKB. Auch deswegen versuchen die Radballer immer wieder, durch Inforeveranstaltungen und Showtrainings in Schulen und Kindergärten auf sich aufmerksam zu machen. Das beste Einstiegsalter für Radballer wäre nämlich mit acht Jahren. Wer es selbst mal ausprobieren möchte, kann freitags zwischen 17 und 20 Uhr zum RKB-Jugendtraining in die Grundschule Gaustadt kommen. *kem*

Großer Sport in Franken

Sportarten Abseits der bekannten Sportarten wie Fußball, Handball, Basketball oder Eishockey gibt es in Franken viele Vereine und Mannschaften, die in ihrem Sport Großes leisten.

Selbstversuch In einer neuen Serie wollen wir diese Sportarten, die wir selbst ausprobieren, in das Licht der Öffentlichkeit rücken.

Nächste Folge „Wenn Sehen zur Nebensache wird“ – im Zweikampf mit den Würzburger Blindenfußballern

DIE SPORTART

Regel eins: Betritt nie den Boden!

Bamberg – Bei der originären Variante des Radballs setzen sich ein Radballer als Feldspieler und Torwart zusammen, wobei diese Positionen im Spiel gewechselt werden können. In der Offensive agieren beide Spieler gemeinsam, in der Defensive verteidigt ein Spieler, während der andere als Torwart im Torraum agiert.

Hier darf der Spieler auch mit seinem Körper den Ball abwehren, muss aber – wie auf dem gesamten Spielfeld – immer beide Füße auf den Pedalen haben. Ist dies nicht der Fall, wird ein Spieler dadurch bestraft, dass er hinter die Torlinie muss, ehe er wieder aufs Rad steigen und ins Spiel eingreifen darf. In den zwei Mal sieben Minuten, die ein Spiel dauert, sind die Spieler somit immer in Bewegung. Der größte Unter-



Mit dem Vorderrad schießen die Radballer den Ball im Normalfall.

schied zu einem normalen Fahrrad ist, dass Radballräder Spezialmaschinen mit „starrer Hinternabe und direkter Übersetzung“ haben. Das erlaubt dem

Spieler, sowohl auf dem Rad zu stehen als auch rückwärts zu fahren. Die nach oben gebogene Lenkerstange gibt ihm dafür den nötigen Halt und macht es möglich, dass der Spieler durch gezielte Bewegungen den Ball schießen kann. Natürlich gibt es beim Radball auch Fouls. Hier werden vor allem Angriffe auf das gegnerische Rad geahndet, oder wenn ein Gegenspieler irgendwie vom Rad geholt wird.

Neben der Zweier-Variante gibt es im Radball noch zwei weitere Spielarten. Das Fünfer-Radball wird ebenfalls in der Halle gespielt – allerdings auf einem größeren Spielfeld in einer Dreifachturnhalle. Noch größer wird es, wenn es nach draußen geht zum Sechser-Rasenradball. Dies wird quer auf einem Fußballfeld gespielt. *kem*

Die Volontäre touren durch den Sommer

Gemeinsam planen die Volontäre von Zeitung und Radio ihre Reiserouten. Sie ordnen ihre Sommerreportagen den sechs Oberthemen zu: „Fahrtwind“, „Sommernacht“, „Frischluft“, „Ferienjob“, „Inselreif“ und „Picknick“.

Reisen durch das Verbreitungsgebiet

Zehn Volontäre, sechs Wochen, 36 Geschichten, fertig ist die „Sommertour 2015“, ein Kooperationsprojekt von Radio Bonn/Rhein-Sieg und General-Anzeiger. Herausgekommen ist eine spannende Reise durch unser Verbreitungsgebiet mit jeder Menge Ideen zum Nachmachen, ungewöhnlichen Einblicken und witzigen Unterhaltungselementen. Zu lesen, zu hören und zu sehen auf einer täglichen Zeitungseite, in Radiobeiträgen und im Internet in Wort, Bild, Ton und Film.

Für alle Beteiligten war es eine Expedition, die Neuland erschlossen hat, was die crossmediale und medienübergreifende Kooperation zwischen Regionalzeitung und Lokalsender angeht.

Gemeinsam haben die Volontäre von Zeitung und Radio die Reiseroute geplant, die Sommerreportagen den sechs Oberthemen Fahrtwind, Sommernacht, Frischluft, Ferienjob, Inselreif, Picknick zugeordnet und mit Leben gefüllt: Wehte ihnen der Fahrtwind um die Ohren, waren sie mit ungewöhnlichen Gefährten unterwegs. An der Frischluft entdeckten sie die Natur in der Region, waren die Volos reif für die Insel, ging es auf echte oder symbolische Eilande. Beim Picknick genossen sie lokale Speisen und

Getränke und erfuhren mehr über deren Herstellung. Hieß die Themenkategorie Ferienjob, packte der journalistische Nachwuchs in anderen Jobs selbst mit an, und die Sommernächte verbrachten die Volontäre unter dem Sternenhimmel und mit der Taschenlampe in der Hand. Und natürlich gab es für Leser und Hörer die Chance, mit unseren Reportern unterwegs zu sein.

Vieles hat reibungslos geklappt, anderes erforderte Geduld und Lösungsstrategien. Die Volontäre mussten auch die Ressourcen für das Projekt selbst planen: Wie viele Leute müssen wir in welcher Phase frei stellen? Welche Idee kriegen wir mit einem überschaubaren Aufwand umgesetzt? Welche Mühe lohnt? Welche nicht? Bei der Suche nach Antworten auf diese Fragen war eine Menge zu lernen. Aber auch beim Miteinander: Wie unterschiedlich die Bedürfnisse bei einem Termin sind, je nachdem ob ich einen Radiobeitrag erstelle, eine Printreportage schreibe oder ein Video drehe, haben alle Beteiligten am eigenen Leibe erfahren. Das ging zwischendurch nicht ohne Konflikte, führte aber am Ende zu größerem Verständnis füreinander.

Sylvia Binner

Noch Fragen?

Sylvia Binner, Chefin vom Dienst, Telefon: 0228/6600-405, E-Mail: s.binner@ga-bonn.de

FRISCHLUFT „Die duften nach buttrigem Popcorn“: GA-Volontär Fabian Vögtle geht in Windeck mit Alpakas wandern – und wird von den sanften Wegbegleitern in den Bann gezogen

Das flauschigste aller Tiere

VON FABIAN VÖGTLE (TEXT)
UND ANDREAS DYCK (FOTOS)

WINDECK. „Die Alpakas bitte rechts laufen lassen“, ruft Steffi Lützen. Da habe man sie an der Leine besser unter Kontrolle, erklärt die Mitarbeiterin der Zuchtfarm „Alpakas des Westens“ den Gästen, die für ihren Betriebsausflug aus Köln heute zur Alpaka-Wanderung nach Windeck-Kohlberg gekommen sind.

Doch so richtig große Lust haben die fünf flauschigen Alpakas noch nicht, in der Wärme zu wandern. „Die Hengste trennen sich ungern von der Herde“, erklärt Lützen. Und keiner scheint zunächst die Führungsrolle übernehmen zu wollen. Lützen drückt die Leine von „Bismarck“ Gaby Göbel in die Hand – und die hat sichtlich Angst. „Ich habe Sorge, dass sie mich abschlecken oder treten“, erklärt sie. Doch der butt-



rige Geruch, fast wie nach Popcorn oder Pinienkernen, ist so beruhigend, dass er schnell zur Entspannung führt: „Nach dem ersten Schweißausbruch geht es jetzt gut. Die sind gar nicht so angstneurotisch“, sagt Göbel nach ein paar Minuten Fußmarsch. Alpakas gelten als sehr nahnbar: Zum Beispiel mit einem Nasenkuss auf Tuchfühlung zu gehen, ist kein Problem. Deshalb werden sie auch zur Therapie eingesetzt.

Rund 50 Tiere leben auf der Farm von Petra und Wolfgang Bormann im Windecker Ländchen. „Das war eine blöde Idee meiner Frau“, sagt Wolfgang Bormann schmunzelnd und fügt hin zu: „Ein bisschen verrückt muss man schon sein.“ Angefangen hat alles vor zwölf Jahren in Leverkusen, drei Stuten hatten die Bormanns damals noch. Seit acht Jahren sind sie nun in Windeck. „Wir haben das an keinem Tag bereut“, sagt Wolfgang Bormann, der frü-



Picknick für Mensch und Tier: Bei der Alpaka-Wanderung gibt es für die flauschigen Tiere genug Gelegenheit, Gras zu futtern.

her Hubschrauber-Pilot bei der Polizei war. Hier, direkt am Erlebniswanderweg des Sieg-Steigs, hat er mit seiner Familie eine neue, ganz eigene Welt aufgebaut. „Wir haben uns einen Lebensraum erfüllt“, sagt auch Petra Bormann.

Dabei hatten sie am Anfang einen schweren Stand im Ort. Nicht alle in der Nachbarschaft waren von den Alpakas begeistert. Doch

das hat sich schnell gelehrt. Das Ehepaar baute nicht nur den alten Hof wieder auf und brachte den Stall auf Vordermann. Auch ein Wildschutzzaun von drei Kilometern Länge musste gezogen und die Grünflächen präpariert werden. „Wir fühlen uns hier sauwohl“, sagt Bormann, der nun jeden Tag am Rande des Westerwaldes im Stall steht und sich um die Tiere kümmert.

Die sind zum Teil aus Neuseeland und Australien importiert oder selbst gezüchtet. Auf der Wanderung durch das Ländchen beschäftigen sie sich hauptsächlich damit, jede Menge Gras zu futtern. Von klaffenden Hunden oder aufgeschreckten Pferden lassen sich die entspannten Tiere dabei nicht aus der Ruhe bringen. Bei der Picknickpause im Wald nach knapp einer Stunde sind bei Gaby Göbel und ihren Kollegen dann auch alle Hemmungen gefallen. „Bismarck ist lieb und friedlich. Wir sind jetzt schon per Du“, freut sie sich. Die Alpakas genießen hier auch Streicheleinheiten, müssen aber immer festgehalten werden, damit sie nicht ausbüxen. Sie fühlen sich besonders weich und schön an – kaum vergleichbar mit einem anderen Tier. Und das, obwohl sie im Frühling erst gescho-

wen wurden. Die Wolle wird dann verarbeitet, zum Beispiel zu einer Decke, die man im Hofladen auf der Farm auch kaufen kann. Kostenpunkt: 350 Euro. Das ist nicht wagtig, aber dafür seien die Alpaka-Produkte gerade „für Allergiker ideal“. Auch Socken sind im Angebot – und deutlich erschwinglicher. Die verkauft Wolfgang Bormann auch einmal in der Woche auf dem Windecker Markt.

„Die Alpakas, die wir auf die Wanderungen mitnehmen, sind alle männlich“, erklärt er. Das liegt daran, dass man den Weibchen nicht die Fohlen wegnehmen könne und eine Wanderung für schwangere Stuten zu stressig sei. Steffi Lützen stimmt aus eigener Erfahrung nickend zu. Die Mitarbeiterin der Farm wohnt um die Ecke und hat sich sofort in die Alpakas verliebt – wie auch ihre Tochter. Sie kennt alle tierischen Nachbarn mit Namen und Macken und macht seit einiger Zeit die Führungen und Alpaka-Wanderungen. „Das ist ein Ausgleich für mich“, erklärt sie.

Neben dem Freizeitangebot der Alpaka-Wanderungen, die jedes Mal übrigens mit anderen Tieren gemacht werden, präsentieren die Bormanns ihre besten Tiere auf Leistungs-Shows. Im Februar hat-

te „Peruvian King“ sogar einen Auftritt im Fernsehen. Bormann war mit dem Hengst bei einer RTL-Show mit Thomas Gottschalk und Günther Jauch. Der Hofladen der Bormanns ist zugleich ein Museum: Hier hängen Fotos von den Wettkämpfen an der Wand, ein Holzregal steht voller glitzernder Pokale und Medaillen. Frisches Alpaka-Fleisch sucht man im Hof-

laden dagegen vergebens. Das Schlachten der Tiere komme schon deshalb nicht infrage, weil Alpakas rund 25 Jahre lang Wolle bringen. Außerdem seien alle flauschigen Tiere „Familiemitglieder“, betont Lützen.

Mittlerweile gebe es in Deutschland mehrere Tausend Alpakas, erklärt Wolfgang Bormann den Gästen bei kühlen Getränken nach der Wanderung. Die Alpaka-Zucht habe nach der Wiedervereinigung vor allem im Osten als berufliche Perspektive begonnen. In Europa gezüchtete Alpakas seien mittlerweile deutlich fitter als ihre Argentinischen aus Peru oder Chile. „Dort vermehren die sich nur“, sagt Bormann. Alpakas seien eigentlich soziale Haustiere, die gepflegt werden wollen. „Wer Alpakas hält, kann auf einen Rasenmäher verzichten. Da die meisten über 20 Jahre alt werden, lohnt sich die Investition“, sagt Bormann mit Au-

„Aus fünf Metern schaffen sie es ziemlich genau, dir zwischen die Augen zu spucken“

Wolfgang Bormann
Alpaka-Farmer

genzwinckern. Hin und wieder verkaufen sie auch eines ihrer Tiere. Der Kunde muss dafür zwischen drei- und zehntausend Euro hingelen. Unverkäuflich ist „Milli-Duck Manhattan“, der beste Zuchthengst Europas, der hier auf der Weide steht: Sein Marktwert liegt im fünf- bis sechsstelligen Bereich.

Bleibt die Frage, ob Alpakas spucken können – so wie die artverwandten Lamas. Bormann: „Aus fünf Metern schaffen sie es ziemlich genau, dir zwischen die Augen zu spucken. Aber das machen sie nur, wenn man sie besonders stark reizt.“ Dazu kommt es heute nicht. Die Alpakas hoppel nach der Wanderung friedlich zu den anderen auf die Weide und futtern – wen überrascht es – erst mal Gras.

► Ein Video und mehr Fotos von der Alpaka-Wanderung finden Sie unter www.ga-bonn.de/sommertour.



Los geht es zur Wanderung: Mit den Alpakas an der Leine sind die Gäste im Windecker Ländchen unterwegs.

Sommertour 2015 – die Region genießen

Morgen stürzt sich GA-Volontär Fabian Vögtle in die Tiefe – allerdings entspannt in einem Paragliding-Schirm, mit dem er einen Tandemsprung über der Sieg macht.

Zehn Volontäre, sechs Wochen und 36 Geschichten: In diesen Sommerferien nehmen die Jungen Reporter vom General-Anzeiger und von Radio Bonn/Rhein-Sieg die Leser und Hörer mit auf eine spannende Reise, deren Titel Programm ist: „Sommertour 2015 – die Region genießen.“ Von Brühl bis Andernach sind wir unterwegs und berichten darüber im Radio, auf unserer Internetseite und in der Zeitung.



Weht uns dabei der Fahrtwind um die Ohren, sind wir mit ungewöhnlichen Gefahren unterwegs. An der Frischluft entdecken wir die Natur in der

Region, sind wir Inselreif, geht es auf echte oder symbolische Inseln. Beim Picknick genießen wir lokale Speisen und Getränke und erfahren mehr über die Herstellung. Heißt die Themenkategorie Ferienjob packen wir selbst mit an, und die Sommernächte verbringen wir unter dem Sternennimmel und mit der Taschenlampe in der Hand.

Die ganze Serie finden Sie auch bei uns im Internet: Dort gibt es die gesamte Route der Sommertour, Videos, weitere Fotos von unseren Erlebnissen, Multimedia-Specials und vieles mehr zu entdecken: www.ga-bonn.de/sommertour

Zuchtfarm „Alpakas des Westens“

Die Familie Bormann bietet Führungen und Besichtigungen des Hofes mit einer Einführung in die Tierwelt der Alpakas an. Dabei erfahren die Gäste zum Beispiel auch etwas über die Geschichte der Alpaka-Zucht.

Eine Besichtigung der Farm kostet 20 Euro für bis zu sechs Personen, ansonsten drei Euro pro Person, und dauert circa ein bis zwei Stunden.

Eine Alpaka-Wanderung durch das Windecker Ländchen wie in der Reportage oben mit kleinem Picknick kostet pro „Tierführer“ 20 Euro, für eine weitere Person fünf Euro (ohne Al-



Verstehen sich direkt gut: Fabian Vögtle hat nach dem Ausflug auf die Farm übrigens ständig von den Tieren erzählt.

paka). Kinder unter 14 Jahren dürfen nur in Begleitung Erwachsener mit.

Seminare zur Geschichte, Anatomie, Fütterung, Pflege der Tiere und Geburt von Alpaka-Jungen kosten 60 Euro pro Person mit Imbiss und Getränken. Sie sind für Einsteiger konzipiert, die sich selbst Alpakas zulegen wollen. Das Seminar geht über den ganzen Tag, etwa von 10.30 bis 17 Uhr.

Im Hofladen bekommt man immer mittwochs von 15 bis 18 Uhr oder nach telefonischer Vereinbarung die Schals, Socken, Bettdecken und vieles andere aus Alpakawolle. Zu kaufen gibt es auch geschorene Alpakawolle und Al-

pakawolle in zehn verschiedenen Farben.

Wer länger auf der Farm bleiben will, kann außerdem in das Ferienhaus einziehen. Dieses ist für zwei bis neun Gäste ausgelegt und befindet sich in einem restaurierten 250 Jahre alten Fachwerkhäuschen.

Die Adresse der Alpaka-Farm „Alpakas des Westens“ ist Rostenwiese 12 in Windeck-Kohlberg. Nähere Infos im Internet unter www.alpakas-des-westens.de, telefonisch unter ☎ 02292/681136 und ☎ 02292/931767 oder per E-Mail an: info@alpakas-des-westens.de.

FERIENJOB Die Sperrung der Autobahn 560 kostet nicht nur Autofahrer Nerven: Auf der anderen Seite der Baustellenbaken laufen die Arbeiten bei großer Hitze auf Hochtouren. GA-Volontär Marcel Dörsing wagt sich auf einen Außeneinsatz in eine unwirtliche Umgebung

Schuften auf glühendem Asphalt

VON MARCEL DÖRSING

SANKT AUGUSTIN. Vorsichtig trete ich auf die Bremse. Meine Warntafel leuchtet und gibt einen klickenden Rhythmus vor. Richtig wohl ist mir nicht. Gleich werde ich mein Auto durch eine Lücke zwischen zwei Baustellenbaken steuern müssen. Gar nicht so einfach, schließlich will ich nicht den Wagen hinter mir auf der Stoßstange haben. Ein beherzter Ruck am Lenkrad, dann habe ich eine Fahrspur ganz für mich alleine. Noch einmal lehne ich mich zurück und genieße die kühle Luft aus der Klimaanlage, dann geht es los.

Gemeinsam mit Kollege Stephan Kern von Radio Bonn/Rhein-Sieg besuche ich heute die Baustelle von Bauleiter Jan Günther und seinen Mitarbeitern. Ich bin nervös vor meinem Spaziergang auf der Autobahn. Gewöhnlich halte ich mich auf Autobahnen stets an eine Regel, die genauso für die Raumfahrt gelten könnte: Bleib in deiner Kapsel, da bist du sicher. Autobahnen wirken auf mich immer wie luftleere Räume, wie Wurmlocher, die die Distanz zwischen zwei Punkten verkürzen. Auf jeden Fall so, als seien sie nicht für Menschen gemacht, sondern für Maschinen.

Für meinen „Außenbordeneinsatz“ auf dem gesperrten Straßensegment zwischen der Ausfahrt Siegburg und der A59 benötige ich zwar keinen Raumanzug, ein paar Vorkehrungen sind aber dennoch



notig: Ich schlüpfte in meine Warnweste, die ich immer im Auto dabei habe und wechselte die Schuhe. Gerne würde ich jetzt ein Paar Flipflops anziehen, doch stattdessen versenke ich meine Füße in knöchelhohe Sicherheitsschuhe mit Stahlkappe. Hier auf der Baustelle sind die klobigen Stiefel eine unverzichtbare Vorsichtsmaßnahme, wie mit Baustellenleiter Günther von der Firma „Wolff und Müller“ vorab erklärt hat. Ingeheim habe ich darauf gehofft, auch auch einmal auf einem Bagger oder einer Walze mitzufahren. „Das geht leider nicht“, sagt Günther, „wegen der Arbeitssicherheit“. Und ich frage mich, ob er dabei an seine Arbeiter denkt. So bleibt mit mir die Rolle des Beobachters – des



Endlich Schatten: GA-Volontär Marcel Dörsing wirft auf der A560-Baustelle einen Blick in das Führerhaus eines „Graders“.

FOTO: CLEMENS BOISSERÉE

schwitzendes Beobachters, um genau zu sein. Nur ab und zu, wenn auf der Gegenfahrbahn ein Auto vorbeisart, erreicht mich hier ein kleiner Luftzug. Kleine Verwirbelungen in einer drückend heißen Hitzesuppe. Und nach jedem Lufthauch folgt eine Wolke von Abgasen. Der Benzinstank ist allgegenwärtig. „Man gewöhnt sich daran“, sagt Günther. „Hier ist es noch erträglich, auf größeren Baustellen, wenn der Verkehr an Ihnen vorbeifließt – das ist deutlich schlimmer.“ Nach wenigen Metern stehe ich mit meinen Stahlkappen rund um einen halben

Meter unterhalb der Fahrbahndecke auf einer Schicht von Kies und Erde. „Wir sind bereits seit Freitagabend damit beschäftigt, den alten Asphalt auf dem drei Kilometer langen Abschnitt herauszufräsen“, sagt Günther. Auf diese Weise wurden bereits rund 22 000 Tonnen Material entsorgt. Ein sogenannter „Grader“ erntet jetzt den Untergrund ein, damit in den nächsten Tagen und Nächten die neuen Asphaltsschichten aufgetragen werden können. Die Arbeiten sollen bis zum 20. Juli abgeschlossen sein. „Die alte Fahrbahndecke stammt aus dem Jahr

1976. Mittlerweile haben sich große Risse gebildet – jetzt schon eine echte Gefahr für Motorradfahrer.“ Obwohl die Arbeiter in den Ferienarbeiten, erleben sie es immer wieder, dass Autofahrer wütend werden, wenn sie im Stau warten müssen. Sprüche wie „soziale Arbeiter“ und „Warum macht ihr das nicht nachts?“ bekämen Günther und seine Kollegen regelmäßig zu hören. Auch Becher und Flaschen seien schon geworfen worden.

Dabei läuft der Verkehr aus Sicht des Bauleiters bisher besser als ge-

dacht. „Das es in Stoßzeiten zu Stau kommen kann, lässt sich bei einer Vollsperrung leider nicht verhindern. Dennoch: Das Umleitungskonzept von Straßen.NRW funktioniert.“ Eine halbseitige Sperrung hätte wenig Sinn gemacht, so Günther, dann würden die Bauarbeiten viel länger dauern. „Außerdem muss man auch einmal an die Arbeiter denken“, sagt er. Bauarbeiter Willi Schaar, der sich um die Verfestigung der Tragschicht kümmert, weiß, wie gefährlich die Arbeit auf der Autobahn sein kann. „Ich habe schon erlebt, dass ein Lkw eine Baake ge-

rammt hat. Die flog dann in hohem Bogen über unsere Köpfe. Hätte die jemanden getroffen, dann wäre es aus gewesen.“

Mittlerweile zeigt mein Thermometer 39 Grad an. In der Ferne flimmert der Asphalt wie Sand in der Sahara. Weit und breit ist kein Schatten in sich. „Richtig heftig wird es, wenn schwarzgeföhren wird“, sagt Schaar. „Schwarzfahren“ nennt er das Auftragen des neuen lärmindernden Gussasphalts. Rund 160 Grad hat die schwarze Masse, wenn sie aufgebracht wird. Schaar: „Dann hilft mir nur ganz viel trinken.“ Als wären Hitze und Abgase nicht schon genug, wirbelt mir immer wieder Staub in die Augen, der von den Baumaschinen aufgewirbelt wird. Dabei benötige ich hier draußen alle Sinne. Ständig schiebt sich ein anderes Gefühl an mir vorbei, immer ist es haushoch und tonnenschwer. Dennoch sind sie beim Heranfahren aufgrund des Baulärms und des Verkehrs kaum zu hören. Für mich steht fest: In dieser Atmosphäre herrschen tatsächlich unwirtliche Bedingungen. Ich bin überrascht, das anscheinend nicht nur leben, sondern sogar arbeiten hier draußen möglich ist – jedenfalls für eine besondere Spezies.

Zu ihr zählt auch Josef Schneider. Der braungebrante 63-Jährige aus Bell in der Eifel steuert eine Bodenfräse. Er war hier sogar schon 1976 im Einsatz, als die Straßendecke erstmals eingelassen wurde. „Das hätte ich nicht gedacht, dass ich hier noch einmal arbeiten werde“, sagt Schneider. Der Ablauf habe sich seit damals nicht sonderlich verändert“, so Schneider. „Nur die Maschinen sind andere, heute müssen überall Computer drin sein“, sagt er und lacht. „Und zum Glück gibt es heute auch Klimaanlage.“

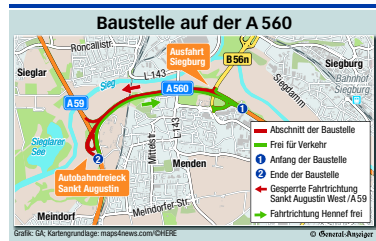
► Ein Video des Besuchs auf der A560-Baustelle gibt es unter www.ga-bonn.de/sommertour.



Josef Schneider war bereits 1976 dabei, als der Asphalt auf der A560 verlegt wurde (linkes Bild). Jan Günther zeigt den Reportern Marcel Dörsing und Stephan Kern Risse in der Straßendecke.



FOTOS: DÖRSING/BOISSERÉE



Sommertour 2015 - die Region genießen

Zehn Volontäre, sechs Wochen und 36 Geschichten: In diesen Sommerferien nehmen die jungen Reporter vom General-Anzeiger und von Radio Bonn/Rhein-Sieg die Leser und Hörer mit auf eine spannende Reise. Das Titel Programm ist: „Sommertour 2015 – die Region genießen.“

Von Brühl bis Andernach sind wir unterwegs und berichten täglich in unseren sommerlichen Reportagen im Radio, auf unserer Internetseite (www.ga-bonn.de/sommertour) und in der Zeitung über unsere Erlebnisse.

Weht uns dabei der **Fahrtwind** um die Ohren, sind wir mit ungewöhnlichen Gefährten unterwegs. An der **Frischluft** entdecken wir die Natur zwischen Bornheim und Bad Neuenahr, sind wir **insredirt**, geht es auf echte oder symbolische Inseln in der Region. Beim **Picknick** genießen wir lokale Speisen und Getränke und erfahren mehr über die Herstellung. Heißt die Themenkategorie **Ferienjob** packen wir selbst mit an; und die **Sommernächte** verbringen wir unter dem Sternenhimmel und mit der Taschenlampe in der Hand.

Morgen sind die Volontäre von **General-Anzeiger und Radio Bonn/Rhein-Sieg** zusammen auf ungewöhnlichen Zweirädern im Grünen C unterwegs. Sie fahren die Route um Sankt Augustin ab und schauen sich unter anderem den „Generationenparcours“ mal näher an.



Die ganze Serie finden Sie auch bei uns im Internet: Dort gibt es die gesamte Route der Sommertour durch die Region zu sehen, außerdem Videos und weitere Fotos von unseren Erlebnissen. Auch die Beiträge von Radio Bonn/Rhein-Sieg gibt es dort zum Nachhören: www.ga-bonn.de/sommertour

„Umleitungen können die Autobahn nie ersetzen“

INTERVIEW Stauforscher Michael Schreckenberger über Verkehrsbaustellen in den großen Ferien

Vollsperrungen von Autobahnen sind mittlerweile ein alljährliches Phänomen, wenn die Sommerferien starten. 2012 ging der Straßenbaubetrieb Straßen.NRW dieses Risiko erstmals auf der A40 bei Essen ein – und erntete anschließend viel Lob für die reibungslose Umsetzung. Seit her gilt die Vollsperrung als beste Methode, die Straßen des Landes im Eiltempo zu sanieren. Stauexperte Michael Schreckenberger, Professor an der Universität Duisburg-Essen, beobachtet die Auswirkungen. Mit ihm sprach *Clemens Boisserée*.

Rund um die A560 bei Siegburg staut es sich seit der Vollsperrung am Freitag jeden Tag. Wieso entscheiden sich die Planer immer häufiger für die Variante 'Vollsperrung im Sommer'?
Michael Schreckenberger: Die Sommerferien sind die verkehrsärmste Jahreszeit. In den Ferien nimmt der Verkehr üblicherweise

um bis zu zehn Prozent ab, gerade auf den Pendlerstrecken. Außerdem sind die Wetterverhältnisse mit langen Sonnentagen und ohne Frost sehr gut.

Dennoch entstehen auf den Umleitungsstrecken lange Staus und die sorgen für Ärger.
Schreckenberger: Umleitungsstrecken können Autobahnen nicht ersetzen. In Deutschland gibt es 13 000 Kilometer Autobahn und über 600 000 Kilometer Land-, Kreis- oder Gemeindestraßen. Ein Drittel der Verkehrsleistung läuft aber über die Autobahn. Deshalb sind diese selbst bei Stau häufig noch die beste Lösung.

Was können denn Autofahrer tun, um Stau zu vermeiden oder ihm ganz aus dem Weg zu gehen?
Schreckenberger: Gerade für Pendler, die sonst ihrer Routine nachgehen und ihre Standardstrecke fahren, gilt: Informieren Sie sich über Alternativen. Nicht nur über

Ausweichstrecken, sondern vielleicht sogar den zwischenzeitlichen Umstieg auf den öffentlichen Nahverkehr. Hier ist aber häufig die Zuverlässigkeit ein Problem, das die Pendler scheuen.

Ist künftig mit noch mehr Baustellen in den Ferien zu rechnen?

Schreckenberger: Das Konzept hat an vielen Orten funktioniert und wird präferiert. Die ganzjährige Arbeit ist effizient, Vollsperrungen sparen außerdem Geld bei den Arbeiten, da die Sicherheitsauflagen gering sind. Wichtig ist aber, dass vorab ausführlich über die Maßnahme informiert wird und die Betroffenen darauf eingestellt sind. Sonst kann eine solche Maßnahme auch nach hinten losgehen.

Ab wann macht es Sinn, von der Autobahn abzufahren, um dem Stau zu entgehen?
Schreckenberger: Das haben wir am Wochenende erst auf der A3 getestet und es hat sich bestätigt:

unter zehn Kilometern stockenden Verkehr ist die Autobahn meistens die schnellste Möglichkeit um ans Ziel zu kommen.

Zur Person



Michael Schreckenberger, geboren 1956 in Düsseldorf, ist Professor für Physik von Transport und Verkehr an der Universität Duisburg-Essen. Er gilt seit Jahren als Experte auf dem Gebiet der Stau- und Verkehrsprognosen.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

GESCHICHTE

- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz

Erinnerung tut gut –
auch wenn sie weh tut

Manchmal ist es „nur“ Nostalgie, manchmal brechen alte Narben auf, manchmal schmerzen die frischen Wunden noch. Aber immer ist Geschichte ein Thema für die Zeitung, für die Lokalseiten zumal. Denn hier geht es immer auch um Heimat und Identität, um Erinnern und das Nach-Vorne-Blicken zugleich. Und bei wenigen Stoffen lassen sich die Leser so gut beteiligen – und machen so gerne mit.

Die letzten Kriegstage von Köln

Die Serie zeichnet Tag für Tag die letzten Kriegstage von Köln auf. Sie beginnen mit dem 2. März 1945, dem Tag des letzten großen Luftangriffs. Die Grundlage für die zweite Passage der Serie sind erstmals veröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen des Kölner Gauleiters Josef Grohé.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
GESCHICHTE

Tatsachen sprechen lassen

Auf nur 120 Stunden konzentriert sich die Geschichtsserie der Zeitung. Sie beschreibt die schrecklichsten Tage der Stadtgeschichte. Am 2. März 1945 schießen die Flugzeuge der Alliierten die Stadt sturmreif, am 6. März stehen die US-Soldaten am Dom. Der den Krieg sinnlos verlängemde militärische Widerstand ist gebrochen. Die Texte erinnern an die Leiden der Kölner in diesen Tagen, sie erinnern genauso an alle Opfer der Schreckensherrschaft der Nazis in Köln. Die Serie kommt ohne große Kommentierungen aus. Die Texte bewegen, weil sie Tatsachen sprechen lassen.

Das Erbe der Nazis

Die Serie „1945 – Die letzten Kriegstage von Köln“, zeichnet 70 Jahre nach der Eroberung der Stadt durch die US-Armee die dramatischen Ereignisse von damals nach. Sie beginnen mit dem 2. März 1945.

Zu diesem Rückblick zählten bis dahin größtenteils unveröffentlichte Augenzeugenberichte/Tagebucheinträge sowie die erstmals publizierten Erinnerungen des Kölner Gauleiters Josef Grohé. EXPRESS lagen die schriftlichen Aufzeichnungen des NS-Spitzenfunktionärs vor. Sie bildeten die Grundlage für die zweite Passage der Serie, die die Flucht, Rückkehr und das zivile Leben Grohés in Köln bis

zu dessen Tod 1987 beschreiben. „Erstaunlich, dass es solche Quellen noch gibt“, befand unter anderen der Kölner Historiker Ulrich Soénius.

Auch die Online-User wurden mit einem speziellen Angebot bedacht. Am Morgen des 4. März 2015 startete auf express.de ein 48-stündiger historischer „Live-Ticker“, dessen Inhalt auf der Serie basierte und den Lesern die Schicksalstage ihrer Stadt auf ungewohnte Art nachempfinden ließ. In „Echtzeit“ informierte die Redaktion die User via Twitter über die Ereignisse.

Ayhan Demirci



Noch Fragen?

Ayhan Demirci, stv. Leiter Lokalredaktion, Telefon: 0221/224-3018 , E-Mail: ayhan.demirci@dumont.de

EXPRESS-Serie / Teil 1

Der 2. März 1945 +++ Gewaltiger Fliegerangriff auf Köln +++



Briten machten am Nachmittag des 2. März 1945 diese Luftaufnahme der Kölner Innenstadt. Rauch steigt aus Häusern und zieht rheinwärts.
Foto aus: 1945/Kriegsende in Köln von Hermann Rheidorf

Köln vor 70 Jahren: Die Stadt liegt am Abend des 2. März 1945 in Trümmern – der Zweite Weltkrieg steht kurz vor seinem dramatischen Ende.

EXPRESS erzählt in seiner neuen Serie „1945 – die letzten Kriegstage von Köln“ über die grauenvolle Endzeit. Dramatische Augenzeugen-Berichte, bislang unveröffentlichte Dokumente und erschütternde Bilder erzählen von den historischen Tagen, die unvergessen bleiben werden.

EXPRESS erzählt in seiner neuen Serie „1945 – die letzten Kriegstage von Köln“ über die grauenvolle Endzeit. Dramatische Augenzeugen-Berichte, bislang unveröffentlichte Dokumente und erschütternde Bilder erzählen von den historischen Tagen, die unvergessen bleiben werden.



Masterbomber Thomas Dewessol, der britische Koordinator der Bombenabwürfe.

Um 9.54 Uhr markiert der Masterbomber das erste Ziel

Von AYHAN DEMIRCI und INGE WOZELKA

Köln – Am Freitag, den 2. März 1945, heute vor 70 Jahren, scheint in Köln morgens die Sonne. Die US-Armee steht im Westen schon kurz vor der Stadt, heißt es. Genaues wissen die Menschen nicht, die noch geblieben sind. Es leben nur noch 40 000 hier. Im „Westdeutschen Beobachter“ steht heute unterm Hakenkreuz folgende Geschichte: In einem Dorf nahe der „Festung Breslau“, das die Rote Armee eingenommen hatte, wurden „zum Gegenstoß 120 Hitlerjungen einer Adolf-Hitler-Schule“ eingesetzt. Sie hätten angeblich „ein ganzes sowjetisches Regiment“ zurückgeschlagen.

Derweil bereitet Thomas Dewessol, der für Navigation und Zielführung zuständige Masterbomber der britischen Royal Air Force, den letzten großen Fliegerangriff auf die Stadt vor. Das Bomberkommando hat der amerikanischen Armeeführung, die

nahe der westlichen Stadtgrenze dem Kampf um Köln entgegenblickt, ein Angebot gemacht. Sie übernehmen die Bombardierung, weil ihre Lancaster- und Halifax-Flugzeuge bis zu 12000 Pfund schwere Bomben tragen können, sechs mal so viel wie die US-Flieger. Bei Beachy Head, einer Landspitze im Süden Englands, fliegt der Bomberverband an diesem Freitagmorgen aus, in gerader Linie bis Charleroi/Belgien, Eindhoven nach Nordosten, dann nordwestlich von Köln Eindhoven nach Südosten.

Um 9.54 fliegt Masterbomber Dewessol mit seiner Crew über dem Gebiet Zeughausstraße/Krebsgasse/Appellhofplatz. Er lässt hier die erste rote Leuchtmarkierung herabschweben. Vier Minuten später markiert er das nächste

Das Wetter am 2. März
Köln liegt unter Hochdruckeinfluss, der Himmel ist wechselnd bewölkt. Maximale Temperatur: drei Grad.

Ziel, den Hauptbahnhof. 598 Flugzeuge tauchen hinter ihm am Himmel auf. Ihr Auftrag ist, die Stadt für den Feldzug gegen Hitler, für die letzten Kilometer zum Rhein, sturmreif zu bomben. Dewessol gibt per Funk entsprechende Anweisungen an die Piloten. Er hat dies vor wenigen Tagen über Dresden genauso gemacht.

Der Angriffsplan sieht vor, zunächst den Zielpunkt „P“ rund um die Komödienstraße zu treffen. Die Zufahrt Richtung Hohenzollernbrücke (die Zugbrücke ist um die Zeit für Autos noch befahrbar) soll durch Krater und Trümmerberge unpassierbar werden.

Die Bomben fallen in noch nie dagewesener Konzentration auf die Innenstadt. In einer zweiten Welle, zehn Minuten nach dem Auftakt, erreichen 192 weitere Bomber Köln. Jede Maschine trägt mindestens eine 2000-Pfund-Luftmine, viele sind zudem mit 4000, sogar 8000 Pfund schweren Bomben beladen, der Rest der Ladekapazität wird mit normalen Sprengkörpern ausgeschöpft. Es folgt eine dritte Angriffs-

welle, neben der Altstadt werden auch das Severinsviertel und die westliche Innenstadt getroffen.

Nach 17 Minuten zieht der Bomberverband wieder ab. Am Nachmittag kommt es zu einem letzten Angriff durch 155 Lancaster-Maschinen. Weil ein Funkgerät, das den Piloten das Signal zum Abwerfen geben soll, versagt, können nur 15 Flieger ihre Bomben auslösen, die meisten über dem Rechtsrheinischen.

Die Stadt ist nahezu wehrlos, und doch: Bei keinem der Luftangriffe auf Köln hat die deutsche Flak mehr Flieger abgeschossen, sieben an der Zahl. Denn die Briten fliegen tiefer als die Amerikaner.

Ein abgeschossener Pilot, der an diesem „Schwarzen Freitag“ schwer verwundet am Fallschirm in Köln landet, wird auf Geheiß eines Polizeioffiziers durch Sanitäter auf einer Trage weggebracht, doch „nur bis zur nächsten Ecke“, wie er befiehlt. Dort lassen ihn die Sanitäter sterben.

Kölner Firmen trieben Hitlers U-Boote an

Der erste Luftangriff auf Köln erfolgte am 12. Mai 1940, es folgten mehrere kleinere. Ein Jahr später, am 2. März 1941, kam es zum ersten großen Luftschlag durch Hundert Bomber. Am 31. Mai 1942 erfolgte mitten in der Nacht die sogenannte „Operation Millennium“, die in Köln als „Tausend-Bomber-Angriff“ in die Geschichte einging. Am 29. Juni 1943 („Peter und Paul-Angriff“) kam es zu einem weiteren katastrophalen Angriff, der fast 4400 Tote forderte. Schließlich das Bombardement vom 2. März 1945, als Köln schon längst eine zertrümmerte Stadt war. Wie militärisch sinnvoll waren die jahrelangen Luftschläge gegen Köln, bei denen insgesamt 20000 Menschen starben? Ausgeschaltet wurde Köln als Verkehrs- und Wirtschaftszentrum erst in den letzten Monaten des Krieges. Experten sagen aber auch,



Bereits 1944 zerstört: Mülheimer Brücke. Foto: NS Dok

dass sich die Angriffe negativ auf die Offensivkraft der Wehrmacht ausgewirkt hätten. So habe die Kölner Firma Klöckner-Humboldt-Deutz schon früh die Anforderungen der U-Boot-Motorenproduktion nicht mehr ausreichend erfüllen können, die Gottfried Hagen AG erreichte ihr Soll an U-Boot-Batterien nicht. Die Fordwerke, die ebenfalls auf Rüstungsproduktion umgestellt wurden, lieferten Tausende Lkw, die zuerst beim Polen-Feldzug eingesetzt wurden. Das Niehler US-Werk blieb aber von Luftangriffen weitgehend verschont.



Die zerstörte Stadt, im Hintergrund der Rathhausturm. Unter Aufsicht eines deutschen Soldaten räumen Zwangsarbeiter in Häftlingskleidung Trümmer beiseite.

Das Erbe der Nazis

Es ist der 7. März 1945, Tag eins nach der Besetzung des linksrheinischen Köln durch die Amerikaner. Im rechtsrheinischen dauern die Kämpfe noch bis in den April an.

Im Kölner Westen aber beginnt eine neue Zeitrechnung. In den nächsten Tagen, Wochen, Jahren werden alle Kölner, deren Stadt dem Erdboden gleichge-

macht ist, das ungeheure Ausmaß der Verbrechen der nationalsozialistischen Machthaber erkennen (müssen). Und deren Folgen.

100 000 Kölner haben in der Wehrmacht gekämpft, Tausende sind an den unterschiedlichsten Fronten gefallen. 78 390 kehren aus Kriegsgefangenschaft in ihre zerstörte Heimat zurück. 30 Mil-

lionen Kubikmeter Trümmerschutt bedecken Kölner Boden. In diesen Trümmern suchen sie nach ihren Wohnungen und nach ihren Familien. Viele aber sind tot.

1274 Minen, 39 649 Phosphorbrandbomben, 42 950 Sprengbomben und unvorstellbare 1 401 939 Stabbrandbomben fielen auf die Stadt.

Köln hatte 1150 Straßenbahnen, jetzt noch 37. Hatte 2176 Klassenräume, jetzt noch 212. Hatte 7264 Klinikbetten, jetzt noch 1627.

Die Amerikaner bereiten sich vor, eine Militärverwaltung am Kaiser-Wilhelm-Ring einzurichten. Die Stunde Null ist schon vorbei, die Nachkriegszeit ist angebrochen.

7. März: G.I. Drabik nimmt die Brücke von Remagen

Heute vor 70 Jahren erreichte die US-Armee die als „Brücke von Remagen“ berühmte Ludendorff-Brücke und schaffte den langersehten Gang über den Rhein. Sergeant Alexander Drabik aus Holland/Ohio, Mitglied der 27th Armored Infantry, war der erste der US-Soldaten, die den Strom überquerten.



US-Sergeant Alexander Drabik (L) überquerte am 7. März 1945 um 15 Uhr die „Brücke von Remagen“ (oben).

Fotos: US Signal Corps

Vorangegangen war eine misslungene Sprengaktion der Wehrmacht. Beim Rückzug der Heeresgruppe B unter Generalfeldmarschall Walter Model auf die rechte Seite des Rheins 1945 sollten nach dem Willen der Wehrmachtsführung alle Rheinbrücken gesprengt werden. US-Truppen unterbrachen bei ihrem Vormarsch am 7. März 1945 einige Sprengkabel an der Ludendorff-Brücke. Die Sprengung misslang.

Lesen Sie morgen im Sonntag-EXPRESS den ausführlichen Bericht über die Dramen an der Brücke, auch aus der Sicht eines heute noch lebenden deutschen Zeitzeugen.

Nur 23 Zoo-Tiere überleben den Krieg

Mit dem Zweiten Weltkrieg kamen Leid, Hunger, Angst und Tod über die Menschen. Doch auch die Tiere des Kölner Zos wurden hart getroffen. Als der Krieg endgültig vorüber war, zählte man im Kölner Zoo nur noch 23 Tiere.

Unter den überlebenden Tieren, die in verwahrlostem Zustand im baulich noch intakten Elefantenhaus gefunden wurden, waren u.a. ein Flusspferd, ein Wasserbüffel, zwei Zebras und zwei Jaguare. Sie waren in der Obhut des Ehepaars Kreidenweiß. Frau Kreidenweiß nähte eine blau-weiß-rote Fahne und hing sie ans Fenster der Direktorenvilla; ihr Mann war tatsächlich Franzose. Schon bald erschien ein US-Offizier namens Larwood, er besichtigte den Garten und die Tiere, von denen er was verstand, und nahm den Zoo unter seinen Schutz.

Diese Fotos zeugen vom Grauen

Das Leid der Zwangsarbeiter



Tausende Zwangsarbeiter wurden in Kölner Firmen ausgebeutet – und manche gehängt. Wie diese sechs jungen Männer bei einer öffentlichen Hinrichtung am 25. Oktober 1944 in Ehrenfeld.

Das Menschheitsverbrechen



20 000 ehemals in der Kölner Oberfinanzdirektion gelagerte Akten zeugen davon, wie die Kölner Juden systematisch um ihr Eigentum und Hab und Gut gebracht wurden. Tausende kamen im KZ ums Leben.

20000 Tote durch Luftangriffe



Der von Hitler-Deutschland entfesselte Zweite Weltkrieg führte zu 262 Luftangriffen auf die Stadt, bei denen mehr als 20 000 Zivilisten getötet wurden. Das Bild zeigt den Hochbunker im Niehler Hafen. Foto: Fouad

Die Folter-Schergen der Gestapo



Terror durch die Geheime Staatspolizei: Josef Hoegen aus Troisdorf (1973) war einer der berühmtesten Gestapo-Beamten in der Zentrale am Appellhofplatz, dem heutigen EL-DE-Haus. 1949 zu neun Jahren Haft verurteilt.

Montag: „Herr Franz hat alles verbrannt“ – Grohés Flucht

Ehemaliger Nazi-Führer zieht nach Köln-Brück

Das zweite Leben des Josef Grohé



In dieser Straße in Brück lebt Ex-Gauleiter Grohé bis 1987. Fotos: Patric Fouad

EXPRESS-Serie: Teil 11



1945 Die letzten Kriegstage von Köln

Von AYHAN DEMIRCI

Köln – Das Köln der Nachkriegsjahre: Nicht nur die Trümmerlandschaft ist bizarr. Das Leben muss weitergehen. Und wie es das tut. Manche Geschichten, die sich nun zutragen, können so vielleicht nur in Köln geschrieben werden.

Konrad Adenauer, der von Gauleiter Josef Grohé 1933 mit Schimpf und Schande aus dem Rathaus vertrieben wurde, Verleumdungen und Lagerhaft ertragen hat, wird am 4. Mai 1945 wieder als Oberbürgermeister eingesetzt. Nach einem Zerwürfnis mit den britischen Besatzern verliert Adenauer sein Amt wieder. Auf ihn warten größere Aufgaben. Der Kölner wird am 15. September 1949 zum ersten deutschen Bundeskanzler gewählt. Zum Staatsmann. Er ist der Geachtete.

Josef Grohé ist jetzt der Geächtete. Die Lebensläufe haben sich verkehrt. Aber auch der ehemalige Hitler-Gefährte und Gauleiter findet seinen Platz in der Stadt. Nach der Miet-Episode in Ehrenfeld ziehen die Grohés Anfang der 50er Jahre nach Köln-Brück.



Willy Landsberg erzählt vom Leben Grohés im Stadtteil Brück.

Das Klausenberg-Viertel, das in den 30er Jahren entstand, ist renommierter und diskret. Die A4 ist nicht weit, aber das Singen der Vögel herrscht vor. Hier im Oberdorf, das sich traditionell vom Brücker Unterdorf abhebt, wohnen Unternehmer und Museumsdirektoren, Chefredakteure, Notare und Dezenten. Und nun der Gauleiter. Das Haus an der Biegung der Lindlarer Straße ist eines der schlichteren.

Der Heimatforscher Willy Landsberg (79) erzählt, dass Grohé stets alle Leute freundlich begrüßt, ansonsten aber zurückgezogen gelebt habe. Einige sind durchaus angetan von der Prominenz des Ex-Nazi-Führers, andere stören sich an dem Zugezogenen. Eine Anekdote handelt von Grohé und seinem Nachbarn Christian Schaben, Mitglied des Dominikaner-Ordens und der Brücker CDU. Als einmal reger Handwerker-Betrieb bei Grohé herrscht, geht Schaben auf den am Gartentor stehenden Hausherrn zu und sagt: „Pass auf, da kommt gleich ein Tapezierer, der hat einen Schnäuzer.“

Der wohl bedeutendste Kölner Schriftsteller der Gegenwart, der Georg-Büchner-Preisträger Jürgen Becker (82), zieht 1968 in das Klausenberg-Viertel. Er erzählt EXPRESS von seiner Schwägerin Ragna Bohne (73), die zu dieser Zeit als Geschichtsstudentin an

ihrer Dissertation arbeitet und eine interessante Entdeckung macht. Alt-Nazis treffen sich regelmäßig in einer Waldkneipe im Frankenforst. Ragna Bohne bekommt über die Männer einen Kontakt zu Grohé. Die Studentin und der ehemalige Gefährte Adolf Hitlers treffen sich in Grohés Wohnung, ein Spaziergang durch das Viertel schließt sich an.

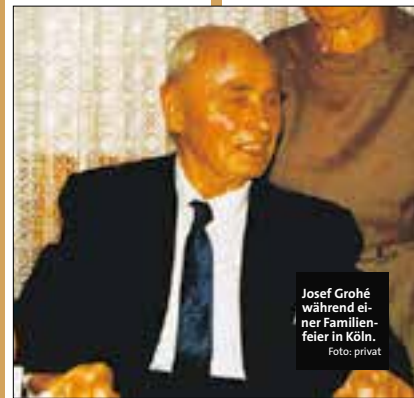
Ragna Bohne erinnert sich: „Er hat die Verbrechen der Nazi-Zeit verniedlicht und verharmlost.“ In seinem Viertel sei Grohé damals „ganz normal behaftet gewesen“. Sie erfährt, dass Grohé als ehemaliger Staatsbeamter eine stattliche Pension erhält, und das bereits seit den ersten Nachkriegsjahren.

Grohé, heißt es einschlägig, betätigt sich zudem ab 1950 als freier Kaufmann und Vertreter für Werbe-, Werkzeug- und Spielwarenartikel. Er hat funktionierende Kontakte. In seinen persönlichen, Ende der 70er Jahre aufgezeichneten Erinnerungen schreibt Grohé, wie ihn der belgische Nazi Jef Van de Wiele (†1979) einmal in Köln besucht: „Obwohl er sechs Fremdsprachen perfekt beherrsche,



Grohés Widersacher Konrad Adenauer (l.) 1945 am zerstörten Kölner Rathaus.

Foto: Historisches Archiv der Stadt Köln



Josef Grohé während einer Familienfeier in Köln. Foto: privat

wollte ihn kein deutscher Verlag als Lektor beschäftigen. Ich konnte ihn in Köln bei einer großen Exportfirma unterbringen.“

1983 empfängt Grohé den Historiker Max-Leo Schwing (90) zum Interview – die Ironie der Geschichte: Schwing, dessen Vater von den Nazis verfolgt wurde, lebte mit seinen Eltern nach dem Krieg bis 1960 in Grohés ehemaliger Gauleiter-Villa in Braunsfeld. Das Haus war der Familie von der Stadt zugewiesen worden. Über das Treffen schreibt Schwing später: „Auch noch so geschicktes Fragen traf nur auf einen (...) Ewiggestrigen, Unverbesserlichen. Der Mann uns gegenüber, gedankenlos in Joachim C. Fests „Hitler“ blättern, war sicherlich

kein Tückischer, der nochmals auf die Barrikaden gestiegen wäre (...). Er hatte seinen Part absolviert und damit basta.“

Im Sommer 1986 schließlich ist es der Euskirchener Historiker Hans-Dieter Arntz (74), der als letzter Forscher den Zeitzeugen in seiner Wohnung in Brück trifft. Eine alte Nazi-Gefährtin Grohés aus der Eifel ist dabei. Arntz erlebt ihn daher eher am Rande – und zeitweise grotesk: „Als das Gespräch auf Adenauer kam, erinnerte sich Grohé genau daran, was für eine angeblich hässliche Kravatte der am Tag seiner Absetzung getragen habe.“

Das zweite Leben des Kölner Gauleiters Josef Grohé endet im Jahr darauf. Er wird 85 Jahre alt.



Das Grab des Ehepaares Grohé auf Melaten. Tochter Alwine starb im Alter von einem Jahr. Foto: Carsten Rust

NS-Forscher beobachten das Begräbnis auf Melaten

Josef Grohé stirbt am 27. Dezember 1987. In der Traueranzeige sind alle seine Kinder, drei Töchter und ein Sohn, aufgeführt. Er wird neben seiner 1978 verstorbenen Frau Hanny auf Melaten beigesetzt.

Die Beerdigung wird von zwei Mitarbeitern des 1979 gegründeten NS-Dokumenta-

tionszentrums diskret beobachtet. Einer ist der heutige Leiter des Forschungsinstituts, Dr. Werner Jung.

Es kommt an diesem Morgen zu keinem Aufmarsch alter Nazi-Kameraden, lediglich Variationen des Deutschland-Liedes werden gespielt.

In den folgenden Jahren er-

scheinen am Todestag fünf, sechs Leute mit Fackeln am Grab.

Grohé hat einen prominenten Platz auf dem Friedhof. Wenige Meter entfernt findet der ehemalige Präsident des Deutschen Künstlerbundes und berühmte Erbauer von Kirchenfenstern, Georg Meis-

termann (1911-1990), seine letzte Ruhe. Als sein religiöses Testament und Krönung seines Lebenswerks bezeichnete Meistermann die Neugestaltung der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Kirche St. Gereon.

Grohé, der Anti-Kleriker, hatte an Gott nicht geglaubt. Hitler blieb sein Idol bis zum Tod.

ENDE

Nirgendwo hat der Krieg so gewütet wie hier

Nirgendwo hat der zweite Weltkrieg derart gewütet wie in der Region zwischen Oder und Berlin. Die Redaktion will über die Ereignisse nicht nur historisierend berichten. Sie spürt die letzten, in diesem Gebiet lebenden Zeitzeugen auf und lässt sie zu Wort kommen.

Wer ums Überleben kämpft, muss schnell erwachsen werden

Mit 18 ist man heute damit befasst, seinen Führerschein zu machen, das Glück und den Schmerz der ersten Liebe zu verarbeiten, eine Berufsausbildung zu beenden oder ein Studium zu beginnen. Mit 18 darf man sich heute auch ein bisschen Zeit zur Selbstfindung nehmen. Als Ruth Schwetschke in dem Alter ist, muss sie Mutter sein für vier Kinder, ein Schlachtfeld aufräumen und verfaulte Soldaten verscharren. Zur Selbstfindung hat ihr niemand Zeit geschenkt. Wer in Trümmern ums Überleben kämpft, muss sehr schnell erwachsen werden ...

So beginnt einer der Beiträge unserer Serie, mit der die Märkische Oderzeitung im vergangenen Jahr an das Ende des Krieges vor 70 Jahren erinnerte. Auf keinem Gebiet der heutigen Bundesrepublik hat der Zweite Weltkrieg derart gewütet wie in der Region zwischen der Oder und Berlin, wo heute die Märkische Oderzeitung erscheint.

Wir haben angesichts des Jubiläums nicht nur historisierend darüber berichten wollen. Wir wollten die letzten, in unserem Gebiet lebenden Zeitzeugen zu Wort kommen lassen, um von ihnen zu erfahren, wie sie diese Zeit erlebt haben. Im Januar 2015 starteten wir in unserer

Zeitung einen Aufruf und baten ältere Leser, uns ihre Erinnerungen zu schildern. Ich war verantwortlich für dieses Projekt, mit dem wir Schleusen öffneten. Es haben sich Dutzende Leser gemeldet, als hätten sie nur darauf gewartet, endlich ihre Geschichte zu erzählen.

Wir trafen uns mit vielen Zeitzeugen, schrieben über sie und ihre ergreifenden Schicksale. Begonnen haben wir die Serie Ende Januar 2015 mit einer Panoramaseite in unserem Wochenend-Journal, auf der mit großer Karte, Fotos und Text dargestellt ist, wie sich die Front vor 70 Jahren an der Oder aufbaute und dort ein Vierteljahr stand. Parallel dazu entwickelten die Online-Kollegen ein multimediales Internetprojekt mit Stimmen von Zeitzeugen, Fotos und Filmen, die sich auf die lokalen Ereignisse bezogen.

Wir brachten dann jedes Wochenende einen großen Beitrag über einen Zeitzeugen. Ich schrieb zum Beispiel über einen Mann, der die monatelange Belagerung von Küstrin als Soldat miterleben musste und im Schützengraben seinen 18. Geburtstag feierte. Ich traf eine Frau, die mir erzählte, worüber sie noch nicht einmal mit ihrer Tochter gesprochen hat: Wie sie von ihrer Mutter an russische

Soldaten ausgeliefert und von Dutzenden von ihnen vergewaltigt wurde. Sie wollte, dass wir ihre Geschichte öffentlich machen – selbstverständlich anonym. Sie sagte, über das Schicksal der vergewaltigten Frauen sei viel zu lange geschwiegen worden. Wir schrieben über Menschen, die sich als Kinder von Ostpreußen bis nach Brandenburg durchgeschlagen haben und noch immer hier leben.

Jede Lokalredaktion hat für ihren Bereich Schwerpunkte gesetzt. Wir haben außerdem bestimmte historische Ereignisse der letzten Kriegswochen, die in unserer Region eine wichtige Rolle spielten, in unsere Serie „70 Jahre Kriegsende“ aufgenommen. Etwa die Schlacht um die Seelower Höhen, mit der der Sturm auf Berlin begann. Wir verknüpften das Lokale dabei mit den neuesten Ergebnissen der historischen Forschung.

Diese Serie fand aber nicht nur in unserer Zeitung statt, wir nahmen mit Antenne Brandenburg, dem größten öffentlich-rechtlichen Radiosender in Brandenburg, regelmäßig gemeinsame Sendungen zu unserer Serie auf. Unsere Online-Kollegen haben ein Portal eingerichtet, auf dem sie die historischen Ereignisse und

Noch Fragen?

Uwe Stiehler, Redakteur, Telefon: 0335/5530-569, E-Mail: ustiehler@moz.de

Brandenburger Blätter

Historie | Kultur | Natur | Gegenwart



Nr. 241
8. Mai 2015



Zertrümmertes Leben

Flucht aus Danzig: Vor 70 Jahren wurde die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht unterzeichnet, nachdem der von den Nazis entfesselte Weltkrieg nach Deutschland zurückgekehrt war. Dieser Krieg hatte Millionen zu Flüchtlingen und Vertriebenen gemacht, und er stürzte Deutschland in ein Chaos, unter dem vor allem Frauen und Kinder zu leiden hatten. In diesem Heft erinnern sich Zeitzeugen an den Zusammenbruch und den Neubeginn vor 70 Jahren.

Foto: dpa/NDR

die Erlebnisberichte aufwendig visualisierten.

Am 8. Mai, dem Tag der Befreiung, erschien zu unserer Tageszeitung eine Ausgabe der „Brandenburger Blätter“, in der wir ausschließlich Erinnerungsberichte – also nur die O-Töne – noch lebender

Zeitzeugen veröffentlicht haben, die sie uns geschrieben hatten. Die „Brandenburger Blätter“, deren verantwortlicher Redakteur ich bin, liegen sechs Mal im Jahr unseren Tageszeitungen bei und befassen sich sonst mit brandenburgischer Kultur und Geschichte, es ist eine Art Feuilletonbeilage. Am 8. Mai 2015 sind

wir mit diesem Heft vom bisherigen Programm abgewichen, um unseren Lesern ein besonderes Konvolut in die Hand zu geben. Die Resonanz darauf war überwältigend.

Uwe Stiehler

Hartnäckige Mutterschwester

Vier Tage nach Kriegsende kehrt Ruth Schwetschke ins Oderbruch zurück. Auf sich allein gestellt und fast selbst noch ein Kind, muss sie dort eine Großfamilie durchbringen / Von Uwe Stiehr

Mit 18 ist man heute damit befasst, seinen Führerschein zu machen, das Glück und den Schmerz der ersten Liebe zu verarbeiten, eine Berufsausbildung zu beenden oder ein Studium zu beginnen. Mit 18 darf man sich heute auch ein bisschen Zeit zur Selbstfindung nehmen. Als Ruth Schwetschke in dem Alter ist, muss sie Mutter sein für vier Kinder, ein Schlachtfeld aufräumen und verfaulte Soldaten verscharren. Zur Selbstfindung hat ihr niemand Zeit geschenkt. Wer in Trümmern ums Überleben kämpft, muss sehr schnell erwachsen werden.

Ruth Schwetschke ist schon immer in Wollup, im Oderbruch, zu Hause. Sie wohnt heute noch in der Wohnung, in die sie mit ihren Eltern und ihren Geschwistern 1944 eingezogen ist, als ihr Vater seine Stelle als Brennmeister aufgeben muss, weil er krank wird. Er hat für das Staatsgut Wollup gearbeitet wie fast alle im Dorf. Ruth Schwetschke will aber nicht

Im Ort herrscht
Chaos –
der Gutsverwalter ist
zuerst abgehauen

in die Landwirtschaft. Sie zieht nach Eberswalde und fängt bei der Reichsbahn an. Hin und wieder zockelt sie mit der Bahn nach Hause. Aber als sie am 31. Januar 1945 ihre Familie besuchen möchte, ist alles anders. Nachdem die ersten Soldaten der Roten Armee über die Oder gekommen sind, stockt der Zugverkehr ins Oderbruch. Als Ruth Schwetschke von ihren Kollegen hört, dass Kienitz besetzt ist, will sie das nicht glauben. Von dort nach Wollup sind es nur ein paar Kilometer.

Als sie sich am 1. Februar 1945 nach Wollup durchschlägt, herrscht Chaos im Ort. „Jeder ist um sein Leben gerannt, und die Gutsverwalter sind als Erste abgehauen.“ Alle fliehen, aber Ruth Schwetschkes Mutter, ihre kranke Tante und die vier Geschwister bleiben, auch wenn von der Oder schon Schüsse zu hören sind. Um diese Familie, deren Vater noch nicht lange tot ist, kümmert sich keiner. Deutsche Soldaten ziehen ins Dorf ein, das Mitte Februar alle Einwohner verlassen müssen. Die letzten Wolluper werden nach Müncheberg evakuiert. Was noch keiner von ihnen ahnt: Der Ort ist eine Todesfalle.

In den nächsten Wochen pendelt Ruth Schwetschke zwischen Eberswalde, dem Müncheberger Asyl und dem Häuschen in Wollup. Nur wenige Zivilisten dürfen ins Kampfgebiet. Sie hat einen Passierschein bekommen, um ab und an etwas aus der Wohnung holen zu können. Sie sieht, wie sich die Wehrmacht mit den Möbeln der Wolluper in den Bunkern einrichtet. Sie sagt, was die Leute im Ort an schönen Dingen zurückschaffen mussten, hätten die eigenen Soldaten nach und nach geklaut. „Man darf die Plünderungen nicht nur den Russen in die Schuhe schieben.“



In Wollup zu Hause: Ruth Schwetschke ist selbst dann noch in ihren Heimatort ins Oderbruch gefahren, als das Dorf schon Frontgebiet war. Sie bekam dafür – als eine von wenigen – einen entsprechenden Passierschein. Foto: MOZ/Uwe Stiehr

Als am 16. April der Angriff auf die Seelower Höhen beginnt, ist sie in Müncheberg und will morgens um halb fünf den Zug nach Eberswalde nehmen. Auf dem Bahnhof sagt man ihr, jetzt fahre nichts mehr. Vor einer Stunde habe der Großangriff auf Berlin begonnen. Sie läuft zurück, sieht im Osten die Sonne aufgehen und wie ihm Licht ihrer Strahlen die Bomben auf Müncheberg regnen. „Diesen Anblick werde ich nie vergessen.“

Links und rechts neben ihr knallt es. Sie flüchtet sich von Hauseingang zu Hauseingang zu Mutter und Geschwistern. Dann kommt der Befehl: „Alle müssen raus!“ Mutter, die kranke Tante, die vier Geschwister, eine Frau mit einem acht Tage alten Baby und eine Familie mit fünf Kindern – sie alle sollen sich in einen Luftschuttkeller retten, der vor der Stadt im Wald liegt und zu einem Arbeitsdienstlager gehört. Der Wald wird in der Nacht mit Phosphor in Brand geschossen. Der Rauch zieht in den Bunker, den alle in Todesangst verlassen. „Wir sind gerannt, gerannt, gerannt“, sagt Ruth Schwetschke. Am Morgen erreichen sie das bei Müncheberg gelegene Hoppegarten.

Dort lassen sie ihre Koffer stehen und nehmen nur Essen und Bettzeug mit. Die Wehrmacht führt sie an der heutigen B1 ins nächste Dorf, nach Lichtenow. Werden sie von Tieffliegern be-

schossen, werfen sich die Erwachsenen schützend über die Babys. In Lichtenow bekommen die Flüchtlinge eine Villa zugewiesen, deren Besitzer bereits getümt ist. Dort hören sie am 19. April, am Vorabend von Hitlers Geburtstag, Josef Goebbels vom Sieg faseln. „Wir dachten beinahe, das könnte stimmen. Man war so gutgläubig.“



Im Hinterkopf hocken natürlich Zweifel, denn die Gesamtsituation sieht nicht nach deutschem Endsieg aus. Zwei Tage später fährt ein Auto durch die Straßen und fordert die Leute auf, weiße Laken aus den Fenstern zu hängen.

Dann sind die Russen da. Sie durchsuchen die Häuser nach Soldaten und Männern, die Faschisten sein könnten, finden vor allem Frauen und Kinder – und verteilen erst mal Brot. Zu Ruth Schwetschke und ihrer Schwester verhalten sie sich anständig. Die Mädchen haben trotzdem Angst und verstecken sich

nachts. Am 8. Mai lädt der Kommandant sie zur Siegesfeier ein und ist am nächsten Morgen stinksauer, weil sie sich nachts aus dem Trupp betrunkenen, tanzender Soldaten fortgeschlichen haben. „Er hat sich wohl große Sorgen gemacht. Er meinte, bei ihm wäre uns nichts passiert.“

Der Kommandant hat offenbar ein Herz für diese Familie und gibt ihr einen Passierschein, mit dem sie sofort nach Wollup zurückkehren kann. Am 12. Mai, der Friede ist gerade vier Tage alt, stehen sie wieder vor ihrem Haus. Der Flieder blüht, als hätte er vieles gutzumachen. „Der ganze Ort duftete danach.“ Dabei ist er genauso zerschunden wie das ganze Bruch. Viele Höfe sind kaputt, die Felder vermint und von Laufgräben durchzogen. „Überall standen Panzer und Geschütze.“ Und so ganz friedlich ist die Stimmung auch noch nicht. Polen ziehen plündernd durchs Dorf, werden aber von den dort stationierten Russen zurückgehalten.

Sie setzen einen Bürgermeister ein, und der gibt Ruth Schwetschke Arbeit: Sie muss die toten Soldaten und Tierkadaver begraben. Die Leichen sind verwest, von Maden zerfressen und fallen auseinander, wenn man sie anhebt. „Also haben wir einen Strick um einen Fuß gebunden und sie in die Bombentrichter oder Schützengräben gezogen“, sagt die 87-Jährige. Wenn Arme oder Köpfe abfallen, werden

sie mit einem Spaten hinterhergeworfen. Der Gestank sei entsetzlich gewesen. Sie sagt: „Auch diesen Gestank vergisst man nicht.“ Wer Stiefel braucht, zieht sie den Leichen von den Füßen, schüttelt die Knochen raus und spült mit heißem Sodawasser nach.

Auf dem Gut findet die Familie ein paar Kartoffeln, Getreide, Raps – und Brennnesseln. Im Dreck der Nachkriegswochen erkrankt die Mutter – wie viele in dieser Zeit – an Typhus. Sie stirbt im Herbst '45, ein halbes Jahr später die Tante. Ruth Schwetschke, die im August 1945 18 geworden ist, steht ihr ihren vier Geschwistern – zwei Brüder, zwei Schwestern – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da.

Eine Freundin, sagt sie, habe ihr zum Beispiel beim Holzmachen geholfen, und dass es aber oft zum Verzweifeln war, weil es nichts gab. Ihr einziges Kapital ist ihre Hartnäckigkeit gewesen. „Man musste eben Zähne zeigen, um durchzukommen.“

Mehr zu diesem Thema:
www.moz.de/1945

„Ich hatte keine Jugend“

Mit 15 wird Georg Strauss Flakhelfer, mit 16 muss er zum Arbeitsdienst, und mit 17 wird er Soldat. Er hat den dreimonatigen Kampf um Küstrin vom Anfang bis zum Ende miterlebt / Von Uwe Stiehler

Jedes Jahr um diese Zeit kommen die Erinnerungen wieder, sagt Georg Strauss. Er als Soldat im Zug nach Küstrin, sein 18. Geburtstag, den er im Februar 1945 im Schützengraben feiert. Der Stellungskrieg um die Stadt. Der Abschnitt, den seine Einheit halten soll. Das Gesicht seines Kompaniechefs. Der finale Sturmangriff der Roten Armee auf die Festung. Wie Fotografien sind die Bilder von damals in sein Gedächtnis eingepflanzt. Georg Strauss hat die Belagerung der zur Festung erklärten Stadt Küstrin vom Anfang bis zum Ende mitgemacht. Er ist einer der wenigen, die diese Kämpfe, die sich ein Vierteljahr hinziehen, überlebt. Und vielleicht ist er der Letzte, der davon noch erzählen kann.

Georg Strauss lebt heute in Woltersdorf (Oder-Spree), ist gerade 89 geworden und in Berlin aufgewachsen. Er sagt, er sei der „typische Jahrgang 27“. „Uns hat man noch die ganze Hitler-Ideologie eingepaukt. Und wir waren die Letzten, die als Soldaten eingezogen wurden.“

Im Frühjahr 1945 werden sie an der Oder verheizt, im Kessel von Halbe und während des Endkampfes um Berlin. In Halbe liegen auch Jungs, mit denen er zur Schule gegangen ist. Warum haben sie sich für einen verlorenen Krieges umbringen lassen? „Das war eben die Zeit und die Erziehung“, sagt Strauss.

Die Erziehung zum Soldatsein beginnt früh. Erst Wehrlager, dann die Ausbildung zum Luftwaffenflakhelfer. Strauss ist 15, als seine Klasse den Flakstellungen von Zeuthen und Schönefeld zugeweiht wird, die die alliierten Bomber abwehren sollen. Für die Jungs riecht das nach Abenteuer. Angst hat Strauss nicht. Obwohl einige dieser Kindersoldaten ihren Einsatz mit dem Leben bezahlen.

Mit 16 wird Strauss zum Reichsarbeitsdienst nach Litauen abkommandiert. Für die Verteidigung Ostpreußens schaufelt er dort Schützengräben. Während der Wühler greifen schon sowjetische Tiefflieger an. „Auf Fahrrädern sind wir vor den ersten russischen Panzern geflüchtet.“ Mit den Entlassungspapieren des Arbeitsdienstes bekommt er die Einberufung zum Panzergrenadierersatzbataillon 50, das in Küstrin

stationiert ist. Zwischen Küstrin und der Front liegen in diesem Sommer 1944 noch mehrere Hundert Kilometer. Küstrin, das fühlt sich erst mal nicht bedrohlich an.

Flakhelfer, Arbeitsdienst, Wehrmacht – dann Gefangenschaft, das ist die Jugend von Georg Strauss. Als der Publizist Matthias von Hellfeld Mitte der 80er-Jahre zum ersten Mal eine Dokumentensammlung über die Jahrgänge 1926 bis 1930 veröffentlicht, nennt er die Männer im Alter von Georg Strauss „die betrogene Generation“. Strauss schimpft auf Hitler, der ihm die besten Jahre des Lebens geraubt habe. „Ich hatte keine Jugend.“

Als er in die Stülpnagel-Kaserne von Küstrin einrückt, ist er einer der jüngsten dort. Ein Rekrut von gerade 17 Jahren. Er erinnert sich,

wie die Neuen jeden Tag antreten müssen, weil für alles Mögliche Freiwillige gesucht werden. Er fragt seinen Vater, mit welchen Talenten er sich hervortun könnte, und der schärft ihm ein: „Junge, du bist doof wie Bohnenstroh. Du meldest Dich für nichts!“

Im September 44 besuchen ihn seine Eltern in Küstrin. Das ist für fünf Jahre das letzte Mal, dass sie sich sehen. Sie lassen noch ein Foto machen. Das Bild – ein blonder Bubi, der sich als Soldat verkleidet hat – hütet Strauss im Familienalbum. Vielleicht liegt es an seiner Unschuldsmiene, dass er bei seiner Grundausbildung in Jütland von einem Dänen angesprochen wird, der ihm helfen will zu desertieren. Strauss zögert. Und über dieses Zögern denkt er bis heute nach. Aber abhauen, sagt er, sei lebensgefährlich gewesen. Selbst in Dänemark, wo der Krieg nicht zu spüren ist, haben die deutschen Besatzer Deserteure erschossen oder aufgehängt.

Um die Jahreswende 44/45 muss er nach Küstrin zurück. Drei Wochen später steht die Rote Armee vor der Stadt. Noch sind die Deutschen zuversichtlich. Mit schwerer Artillerie beschießen sie von der Festung aus die Oder-Brückenköpfe der Roten Armee. Deutsche Stukas bombardieren die russischen Behelfsbrücken. „Da haben wir gebuhelt“, sagt Strauss.

Aber dann wird es enger und enger für die Stadt. Die Moral brö-



Milchgesicht in Uniform: Georg Strauss, der heute in Woltersdorf lebt, mit dem einzigen Foto, das ihn als Soldat zeigt. Aufgenommen im September 1944 in Küstrin. Da war er 17. Foto: MOZ/Uwe Stiehler

kelt. „Die gestandenen Soldaten hatten die Schnauze voll vom Krieg. Aber ich, ich hatte ja keine Ahnung.“ Strauss ist Melder, flitzt zwischen den vordersten Linien und dem Stab hin und her. „Ich hatte nicht mal ein Gewehr dabei.“ Das ist ihm zu viel Ballast auf seinen Meldegängen. Man soll wissen, dass er nie auf jemanden geschossen hat. Das ist ihm wichtig.

Er beobachtet, wie sich nach Wochen des aussichtslosen Kampfes Generalstabschef Heinz Guderian mit seinem Panzergefolge über die Eisenbahnbrücke von Küstrin absetzt – und danach die Brücke sprengen lässt. Die Männer in der Festung sitzen in der Falle. „Trotzdem war ich mir sicher, dass ich das überlebe. Irgendwie.“

Dann Ende März der Großangriff. Strauss schleppt seinen nachblinden Kompaniechef in einen Unterstand, den sie Wochen vorher ausgebaut haben. Der Bunker hält dem zweistündigen Trommelfeu stand. Als das vorbei ist, rennen sie in ihre Kaserne zurück, wo sich die letzten Verbände in die Kasematten verkriechen. Die

russischen Panzer schießen in die Keller. Die Wucht der Granaten in den engen Räumen ist fürchterlich. „Den Männern wurden Arme, Beine, Köpfe abgerissen.“ Dort unten jagt sich sein Kompaniechef eine Kugel in den Kopf.

Strauss irrt nun allein durch die Gänge. Dann winkt ihm ein Russe durch ein Loch in der Mauer zu, sagt, er solle rauskommen und hinter die Kaserne laufen. Da sei für ihn der Krieg zu Ende. Strauss muss den Kopf einziehen, weil die SS auf jeden Deutschen schießt, der nicht mehr kämpfen will. Als er den Sammelplatz erreicht, sieht er ein Dutzend Reiter zu den Gefangenen traben. „Einer saß auf einem glänzend weißen Pferd. Das war Schukow.“ Der Marschall hält eine kurze Ansprache. „Ein beeindruckender Mann“, sagt Strauss.

Er hat das Inferno von Küstrin überlebt. Nun folgt die Hölle von Sibirien. Die Straflager, das Leben in überdachten Erdlöchern, wo sich die Kriegsgefangenen auf dreistöckigen Pritschen drängen, wie man das von Auschwitz-Birkenau kennt. Ungeziefier in Mas-

sen. Minus 57 Grad im Winter. Wer nicht aufpasst, dem frieren sofort Nase und Ohren ab. Es gibt kaum zu essen. Jeder beklaugt jeden. Die Männer sind wie Tiere. „Für ein Stück Brot haben sie sich umgebracht.“ Strauss verhungert nicht, weil er den Pferden Hafer klaut. In diesem Elend, sagt Strauss, sei er zum Antifaschisten geworden.

1949 darf er nach Deutschland zurück. Seine Eltern, die bis dahin nicht mal wissen, ob er den Krieg überlebt hat, hören im Radio von der Ankunft eines neuen Heimkehrer-Transports. Ihr Sohn steht mit auf der Liste, sein Name wird im Radio genannt. Auf dem Bahnsteig laufen sie mehr als einmal an ihm vorbei. Sie erkennen ihn nicht mehr. Wieder Zivilist, trifft Strauss alte Schulfreunde, den das Soldatsein erspart geblieben ist. Gehen sie mit ihm aus, sitzt er wie ein Stein zwischen ihnen und schweigt. „Ich konnte nicht erzählen, was ich erlebt habe. Sie hätten es mir nicht geglaubt.“

Mehr zu diesem Thema: www.moz.de/1945

70 JAHRE
KRIEGSENDE



MOZ-SERIE



Ein Trümmerfeld: Nach dem Ende der Belagerung war das alte Küstrin fast völlig zerstört. Foto: Gedenkstätte Seelower Höhen

Das Kriegsende im Liveticker

Wie fühlt es sich an, wenn dein Viertel nur noch aus Trümmern besteht?

Die Redakteure entscheiden, über die Ereignisse von vor 70 Jahren so zu berichten, als wenn alles gerade in diesem Moment passieren würde, also so wie heute Nachrichten Großereignisse begleiten – in Form eines Live-Tickers.

Beim Kriegsende 1945 war die Dortmunder Innenstadt zu mehr als 90 Prozent zerstört. Das historische Stadtbild war nahezu verschwunden. Doch wie berichtet man über dieses außergewöhnliche Jubiläum? 70 Jahre danach sind alle interessanten Geschichten darüber schon mehr als einmal erzählt worden, mehr noch: Die Voraussetzungen für die Berichterstattung werden von Jahr zu Jahr schlechter. Das Kriegsende 1945 verschwindet langsam aus dem kollektiven Gedächtnis. Die Zeitzeugen sterben. Rund 500.000 der über 590.000 in Dortmund lebenden Menschen waren 1945 noch nicht einmal geboren. Warum sollte es für diese halbe Million Dortmunder überhaupt noch von Interesse sein?

Wir – Oliver Volmerich und Thomas Thiel, Redakteure in der Lokalredaktion Dortmund der Ruhr Nachrichten – wollten das Kriegsende aus dem immer dichter werdenden Nebel der Historisierung herausholen und so direkt wie möglich mit der Lebenswelt unserer Leser verknüpfen: Wie fühlt es sich an, wenn plötzlich Artillerie in deinem Vorgarten steht? Wenn alliierte Panzer dei-

ne Einkaufsstraße entlang rollen? Dein Viertel nur noch aus Trümmern besteht?

Wir entschieden uns, über das Geschehen von vor 70 Jahren so zu berichten, als wenn es gerade in diesem Moment passieren würde – und so, wie wir heute Nachrichten-Großlagen begleiten: in Form eines Livetickers.

Dabei wurden wir inspiriert durch Projekte von Kollegen: Spiegel Online etwa hatte 2011 den Bau der Berliner Mauer 1961 als Liveticker nacherzählt, die Heilbronner Stimme die Bombardierung Heilbronnns 1944 70 Jahre später per WhatsApp per Push-Funktion auf die Smartphones ihrer Leser gebracht. Und auf Twitter begleitete @1914tweets ab August 2014 die ersten Monate des Ersten Weltkriegs, als würden sie gerade passieren.

Die Befreiung Dortmunds zog sich über eine Woche hin, vom 6. bis zum 13. April 1945. Die Alliierten nahmen Stadtteil für Stadtteil ein, es gab Kämpfe, Gegenangriffe und letzte Kriegsverbrechen. Außerdem wollten wir über die „Stunde

Null“ berichten, über den Neubeginn. Plötzlich waren etwa Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene frei. Da gab es Stunden der Anarchie und der Plünderungen. Insgesamt brauchten wir also Material für neun Tage Liveticker.

Dafür wertete Oliver Volmerich zahlreiche Zeitzeugenberichte aus, Tagebucheinträge und natürlich offizielle Berichte, etwa der Wehrmacht oder der amerikanischen und später britischen Armee. Viele Dokumente zu dieser Zeit finden sich im Dortmunder Stadtarchiv – einige sind auch schon für Buchprojekte ausgewertet worden. Oliver selbst hat bereits ein Buch über das Kriegsende in Dortmund geschrieben.

So entstand ein Drehbuch. Oft wusste Oliver ziemlich präzise, wann sich ein Ereignis zugetragen hatte. In einigen Fällen wieder waren die Quellen nicht so genau. Da heißt es dann etwa: Am Nachmittag wurde Mengede eingenommen. Eine Vielzahl an Quellen stellte aber sicher, dass Oliver so nah wie möglich an diese historischen Stunden herankam.

Noch Fragen?

Thomas Thiel, Redakteur, Telefon: 0231/90594836, E-Mail: thomas.thiel@ruhrnachrichten.de

Oliver Volmerich, Redakteur, Telefon: 0231/90594836, E-Mail: oliver.volmerich@ruhrnachrichten.de

Doch ein moderner Liveticker lebt nicht nur vom Text. Thomas Thiel kümmerte sich um die multimediale Aufbereitung und Organisation des Livetickers. Er durchforstete – zusammen mit Oliver – Bildarchive, um zeitgenössische Fotos vom Kampf um Dortmund zu bekommen, baute interaktive Karten, die für jeden Tag den ungefähren Frontverlauf zeigten. Thomas sichtete altes Videomaterial mit Zeitzeugen-Interviews und ließ Moderatoren des Dortmunder Lokalradios 91.2 Tagebucheinträge als Audio einsprechen.

Wir starteten am 6. April auf RuhrNachrichten.de mit unserem Liveticker.

Am Tag zuvor – einem Sonntag – hatten wir in unserer digitalen Sonntagszeitung ausführlich über unser Projekt berichtet.

Bis zur vollständigen Befreiung Dortmunds am 13. April hatten wir jeden Tag eine kleine Zusammenfassung des Tages vor 70 Jahren in unserer Printausgabe und verwiesen auf unseren Liveticker.

Wir arbeiteten wie bei einem „richtigen“ Liveticker: Wir veröffentlichten – anhand des Drehbuchs – die Ereignisse vor 70 Jahren so genau wie möglich zu den Zeiten, in denen sie passiert waren, wir passten den Teaser und die Überschrift der sich verändernden Nachrichtenlage an, tauschten die Titelbilder aus. Über den Account @RN_Kriegsende verbreiteten wir die „aktuellen“ Entwicklungen im Dortmund von 1945 über Twitter. Wir schickten Reporter an die Schauplätze, an denen 70 Jahre zuvor gerade gekämpft wurde und redeten mit Zeit-

zeugen darüber, was sie erlebt hatten. Und das neun Tage lang.

Was uns etwas überraschte, war die Reaktion der Leser, die unseren Liveticker im Internet nicht verfolgen konnten, von Mitglieder der Generation 70+, die kein Internet haben. Immer wieder kamen Anrufe von Lesern, die die kleine Zusammenfassung im Print gelesen hatten und nun wissen wollten, was genau an dem Tag passiert war, oder die ihre eigenen Erinnerungen erzählten – die wir wiederum in den Ticker einfließen ließen. Wir wissen von mindestens einer Leserin, die ihren Sohn beauftragt hat, jeden Tag den Ticker auszudrucken und ihr vorbei zu bringen.

*Thomas Thiel
Oliver Volmerich*



Mai bis November 1944:

Vier schwere Angriffswellen jeweils mit hunderten Flugzeugen treffen Dortmund. Hauptbahnhof, Reinoldi- und Propsteikirche, das alte Rathaus - in der Innenstadt bleibt kaum ein wichtiges Gebäude intakt.

12. März 1945:

Der letzte Großangriff auf Dortmund – erstmalig mit über 1000 Bombern. Die Innenstadt ist vollkommen verwüstet, die Behörden erklären das Gebiet zwischen den Wällen für unbewohnbar.

7. März bis 12. April 1945:

Im Rombergpark und in der Bittermark werden etwa 280 Gegner der Nationalsozialisten und Zwangsarbeiter ermordet.

6. bis 13. April 1945:

Amerikanische Truppen nehmen das Stadtgebiet komplett ein.



Nicht am 8. Mai 1945, sondern schon Mitte April war in Dortmund der Zweite Weltkrieg zu Ende. Am 1. April 1945 war der sogenannte Ruhrkessel geschlossen worden, hatten US-Truppen im Nordwesten vom Niederrhein kommend und aus Richtung Sauerland im Süden das Ruhrgebiet in der Zange. Immerhin eine Woche dauerte dann die Einnahme von Dortmund, am 13. April erreichten die US-Truppen das Stadtzentrum. Genau 70 Jahre danach dokumentieren wir, wie die Stadt befreit wurde.

Kriegsende in Dortmund

Der lange Weg von Mengede ins Stadtzentrum

Chronik der Befreiung

6. April

Von Castrop-Rauxel aus nimmt amerikanische Artillerie Dortmund unter Beschuss. Dazu kommen Jagdbomber-Angriffe. Am Nachmittag werden vom Bahnhof in Mengede die ersten anrückenden US-Truppen gesichtet. Der Vorort wird ohne großen Widerstand eingenommen.

7. April

Wieder Luftangriffe mit Jagdbombern und Artilleriebeschuss im Nordwesten der Stadt. Viele Dortmunder verschanzten sich in Bunkern und Kellern. In Derne drängen deutsche Flakmänner die aus Richtung Lünen anrückenden US-Truppen zunächst mit Erfolg zurück. Am Nachmittag rücken Einheiten des 290. Regiments der 75. US-Infanteriedivision in Kirchlinde ein – „praktisch ohne Widerstand“, heißt es im Gefechtsbericht der Truppe. Später folgt Marten. „In der Nacht begann ein Trommelfeuer der amerikanischen Artillerie auf Huckarde und Dorstfeld“, erinnert sich ein Zeittzeuge.

8. April

In der Nacht sind erste US-Soldaten in Berghofen eingedrückt, am Morgen in Huckarde. In den Vororten, die eingenommen sind, werden alle Häuser vom Keller bis zum Dachboden durchsucht. Vor allem versteckte deutsche Soldaten wollen die Amerikaner aufspüren. Aber auch Fotoapparate und Radios werden beschlagnahmt. Am Nachmittag nehmen US-Truppen von Huckarde und Marten aus Lütgendortmund unter Artillerie- und Maschinengewehrbeschuss. „Wir sind Frontgebiet geworden“, hält der Lütgendortmunder Dr. W. Kötting in seinen Aufzeichnungen fest.

9. April

In Lütgendortmund entwickelt sich ein regelrechter Straßen- und Häuserkampf mit letzten deutschen Einheiten. Trotz des Vorrückens der Amerikaner geht das Morden der Gestapo weiter: Nach den Exekutionen von gut 280 Zwangsarbeitern und Widerstandskämpfern im Rombergpark und in der Bittermark wurden noch am Abend des 9. April drei Widerstandskämpfer

in Hörde erschossen.

10. April

Aus Richtung Unna und Kamen nehmen US-Truppen die nordöstlichen und östlichen Vororte Dortmunds unter Beschuss. Im Westen haben die Amerikaner neben Huckarde Netze und Westerfilde eingenommen. Am Mittag ist dann auch das Zentrum von Lütgendortmund erobert, wenig später folgen Oespel und Kley. Am Abend nehmen die Amerikaner die Innenstadt und die umgehenden Vororte weiter unter Beschuss. 22 Tote werden allein in Dorstfeld gezählt, sieben Tote in Wellingshofen.

11. April

Nach rund einer Woche Artilleriebeschuss rücken die ersten US-Soldaten von Lünen-Brambauer kommend in Brechten, dem nördlichsten Vorort der Stadt, ein. Im benachbarten Eving verhindern Bergarbeiter, dass Teile der Schachtanlagen der Zeche Minister Stein gesprengt werden. Im Osten kommen die US-Truppen über Husen, Wickede und Asseln bis Wambel voran.

12. April

Die NS-Statthalter haben den sogenannten „Befehlshaber“ an der Leipziger Straße in der südlichen Innenstadt verlassen und sich zum Großteil aus Dortmund abgesetzt. Über dem Stadtzentrum lassen die Amerikaner Flugblätter, kündigen die bevorstehende Einnahme an. US-Truppen stoßen in weitere Vororte unter anderem in Hörde, Eving, Dorstfeld und Aplerbeck vor.

In der Chronik der St. Bonifatius-Kirche nahe der B1 heißt es: „Am Abend ist unser Stadtteil voller amerikanischer Panzertruppen. Die Soldaten sehen sehr gesund aus und sind auf das Beste ausgerüstet (...). Ein Völkergemisch. Sie vergnügen sich schnell auf der Straße mit Ballspielen. Sie sind sehr ängstlich und tragen Waffen immer schussbereit mit sich. Jetzt beginnt eine jahrelang nicht gekannte Ruhe, und alles endet doch auf.“ *Olf*



Ein US-Soldat in der Bäumerstraße in der südlichen Innenstadt. Auch Amerikaner und Briten zeigten sich vor 70 Jahren vom Ausmaß der Zerstörung durch den Bombenkrieg schockiert. BILD: NATIONAL ARCHIVES WASHINGTON/STADTARCHIV

Der Tag der Befreiung

Am 13. April 1945 endete für Dortmund mit dem Einmarsch von US-Truppen ins Stadtzentrum der Krieg

Die Befreier kamen über Nacht. Um 2 Uhr am 13. April 1945 – heute vor genau 70 Jahren – rückten amerikanische Truppen ins Dortmund ein. Krieg und NS-Herrschaft waren für die Dortmunder damit beendet.

„Als wir am Freitagmorgen, 13.4., erwachten, wussten wir gar nicht, dass sich die wichtigsten Veränderungen für uns abgespielt hatten. Gegen 9 Uhr kam dann Herr Stolze, der uns sagte, an der Reinoldikirche und am Handaplatz stünden die Amerikaner! Unsere Überraschung kann man sich denken. Wir hatten herrlich geschlafen und dabei war nachts um 2 Uhr der Feind eingerückt!“, berichtet ein Anwohner der Silberstraße in seinem Tagebuch.

Eine Woche hatten die Amerikaner für die Einnahme der Stadt gebraucht, die am 6. April in Mengede begonnen hatte. Nach und nach nahmen die US-Truppen zunächst zahlreiche Vororte ein, oft unterstützt durch Artilleriefeuer und Jagdbomber. Nur vereinzelt gab es Gegenwehr durch letzte Wehrmacht-Einheiten und den sogenannten Volksturm. An vielen Häusern signalisierten weiße Fahnen, dass die Dortmunder das Ende des Krieges herbeisehnten.

Das Herz in Trümmern

Etwa 325.000 Menschen lebten noch in der Stadt, die weitgehend nur noch aus Ruinen bestand. Das Zentrum war durch Bombenangriffe fast komplett zerstört worden. „Die einmarschierenden Soldaten der Siegesdivision erlebten ein Schauspiel vollständiger Verwüstung – das Werk von fünf Jahren Bombenkrieg durch die alliierten Luftstreitkräfte. Das Herz der Trümmern“, heißt es in einem Bericht der US-Divisions-Zeitung. „Engländer und Amerikaner, mit denen ich in der ersten Zeit zusammenkam,

waren erschüttert von den Auswirkungen des Luftkrieges. Sie erklärten, dass sie sich die Auswirkungen nicht so vorgestellt hätten“, berichtet auch Dr. Hermann Ostrop. Der frühere Zentrumspolitiker wurde vom Kommandeur der 95. US-Infanteriedivision Major John A. Reilly gleich am Mittag des 13. April zum „temporary Oberbürgermeister“ ernannt. Das blieb er auch, nachdem die Briten einen Tag später die Stadt übernommen hatten und die Militärregierung stellten. Das Stadthaus an der Olpe, in dem zumindest noch einige Räume nutzbar waren, wurde zum Hauptquartier.

Viele Plünderungen

Hauptaufgabe war es zunächst einmal, Ordnung ins Chaos zu bringen. Trotz der Präsenz der alliierten Truppen und einer rasch verhängten Ausgangssperre herrschte weitgehend Anarchie in der zerstörten Stadt. Plünderer bedienten sich in den Vororten wie in der Innenstadt in Geschäften und Lagerräumen. „Es wird geplündert bei Fischer-Hetlage, bei Finca-Fe-Restaurant, bei Holbutko und in Lagern des Südbahnhofes, sicher auch an anderen Plätzen“, notierte ein Augenzeuge in seinem Tagebuch. „Alles, aber auch alles Denkbare wird gestohlen. Viel, recht viel wird vernichtet. Man kann mildere Umstände einem Teil der Plünderer zubilligen. Ausgebombte, die alle ordentliche Bezugsscheine hatten, sind sehr oft abgewiesen worden mit dem Bemerkten: ‚Haben wir nicht. Und wenn nun festgestellt wird, dass die Lager noch voll Waren, Stoffe, Kleider, Wäsche, Marmelade, Zucker, Hülsenfrüchte sind, kann man sich vorstellen, dass die Menschen nehmen, was gerade greifbar ist.“

Die Alliierten sagten zwar eine Bewachung der Lager zu, erinnert sich Ostrop, griffen aber nicht immer gegen die Plünderer durch. Schließlich



US-Soldaten beim Vormarsch im zerstörten Dortmund. Das Bild entstand vermutlich am Rüssebrinkgraben östlich der Innenstadt. BILD: NATIONAL ARCHIVES WASHINGTON/STADTARCHIV



Im Stadthaus, hier mit Blick aus der Betenstraße, richtete sich die Militärregierung ein. BILD: STADTARCHIV



Dr. Hermann Ostrop wurde kommissarischer Oberbürgermeister. BILD: STADTARCHIV



Ein US-Arzt betreut einen befreiten Zwangsarbeiter in Dortmund. BILD: NATIONAL ARCHIVES

waren die Kämpfe in der Stadt noch nicht ganz beendet. Deutsche Artillerie feuerte so am 13. April noch aus Hagen auf südliche Dortmund-Vororte. Am späten Nachmittag rollten dann auch in Syburg, ganz im Süden der Stadt, US-Panzer ein.

Seuchengefahr drohte

Das zivile Leben kam nur mühsam wieder in Gang. Viele Dortmunder hausten in Ruinen, Straßen waren mit Trümmern übersät. Nicht nur deshalb war es äußerst mühselig die Wasser- und Lebensmittelversorgung zumindest notdürftig sicherzustellen. Seuchengefahr drohte, weil in den Trümmern, in ausgebrannten Häusern und auch in den Baracken der Ausländerlager noch hunderte Leichen lagen, die nun bestattet werden mussten.

Schließlich musste auch die Unterbringung der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter organisiert werden. 26.000 „displaced persons“ wurden offiziell registriert. Nicht nur für sie galt, dass mit dem Tag der Befreiung Not und Elend lang noch nicht beendet waren. *Oliver Volmerich @ruhrnachrichten.de*

Historischer „Liveticker“

- Die Befreiung Dortmunds lässt sich im Internet auch multimediale erleben.
- In einem historischen „Liveticker“ und per Kurznachrichtendienst Twitter

schildern wir bis zum 15. April, wie die Dortmunder den Einmarsch der Amerikaner erleben.
www.RN.de/dortmund
Twitter: @RN_Kriegsende



x 2

TITELTHEMA Vor 70 Jahren endete der Zweite Weltkrieg in Dortmund – wir ziehen eine Bilanz und starten ein Medien-Experiment zu diesem Thema

Das Kriegsende im RN-Liveticker

Historisches Experiment startet morgen

Das Kriegsende in Dortmund vor 70 Jahren – dazu starten wir am morgigen Ostermontag ein für unsere Stadt einzigartiges Multimedia-Projekt. Verantwortlich sind die Redakteure Oliver Volmerich und Thomas Thiel. Hier beantworten sie die wichtigsten Fragen zum Projekt.

Was genau passiert auf www.RuhrNachrichten.de zum Thema Kriegsende 1945?

Wir starten am Montagmorgen einen „Live-Ticker“, der genau 70 Jahre nach den historischen Ereignissen zeigt, wie Dortmund nach und nach von den Amerikanern befreit worden ist. Und wie sich das Leben für die Dortmunder in den letzten Kriegstagen dargestellt hat. Zusätzlich werden wir wichtige Ereignisse über den Twitternamen @RN_Kriegsende senden und verlinken.

Mit den heutigen Mitteln berichten wir also über Ereignisse aus der Geschichte. Wie historisch genau ist das?

In einigen Fällen wissen wir nicht, zu welcher Uhrzeit sich ein Ereignis genau zgetragen hat. Da heißt es dann etwa: Am Nachmittag wurde die Menge eingenommen. Eine Vielzahl an Quellen stellt aber sicher, dass wir so nah wie möglich an diese historischen Stunden herankommen.

Dabei gibt es natürlich nicht nur Texte, sondern auch historische Fotos und wir zeichnen auf Karten den ungefähren Frontverlauf nach.

Auf welche Quellen stützt sich der Ticker?

Uns liegen Zeitzeugenberichte vor, Tagebucheinträge und natürlich offizielle Berichte, etwa der Wehrmacht oder der amerikanischen und später britischen Armee. Viele Dokumente zu dieser Zeit finden sich im Dortmunder Stadtarchiv – einige sind auch schon für Buchprojekte ausgewertet worden.

Warum starten wir diesen historischen Ticker zum Kriegsende?

Das Ereignis hat über mehrere Tage die ganze Stadt betroffen, langsam rückten die Truppen vor. Die Befreiung zog sich bis zum 13. April hin, im Ticker beleuchten wir auch, was in den ersten Tagen nach dem Kriegsende in Dortmund passierte. Der Ticker endet dann am 15. April.

Gibt es Vorbilder für diese Art des Geschichts-Tickers?

Eine Menge: So hat zum Beispiel Spiegel Online den Berliner Mauerbau 2011 getickert und die Kollegen der „Heilbronner Stimme“ haben einen schweren Bombenangriff auf die Stadt bei WhatsApp nachgezählt. Getwittert wurde auch schon der Verlauf der Reichsprogromnacht 1938.

Wie haben die Dortmunder 1945 auf das Vorrücken der Amerikaner reagiert?

Vereinzelt gab es noch Widerstand, etwa beim dreitägigen Kampf um Lütgendortmund. Viele Dortmunder waren aber auch froh, dass der Krieg – und besonders der Bombenkrieg – ein Ende hatte. Man sah viele weiße Fahnen in den Fenstern. Und es gab weiter Nazi-Verbrechen: Während die Amerikaner schon in Berghofen waren, wurden in Hörde noch drei Widerstandskämpfer erschossen.

Wurde Dortmund denn noch von der Wehrmacht verteidigt?

Der Kessel ums Ruhrgebiet war schon geschlossen, nur Duisburg und Dortmund waren noch nicht befreit. Es gab vereinzelt Abwehrversuche und nach dem Prinzip der verbrannten Erde wurden Brücken über den Kanal und die Autobahn gesprengt. Aufhalten konnte das die Alliierten aber nicht.

Der Ticker geht über das unmittelbare Ende der Kämpfe hinaus. Warum?

Wir wollen auch zeigen, wie sich das Leben in der Stadt in den ersten Stunden und Tagen weiterentwickelt hat. Plötzlich waren etwa Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene frei. Da gab es Stunden der Anarchie und der Plünderungen. Schnell haben die Alliierten aber reagiert und eine erste Ordnung hergestellt.

Oliver Volmerich
Thomas Thiel

Bei uns im Internet:

Historischer Ticker So endete in Dortmund vor 70 Jahren der Zweite Weltkrieg.

Fotostrecke So sah es bei Kriegsende in Dortmund aus.

Twitter Die wichtigsten Ereignisse aus Dortmund im April 1945 in 140 Zeichen.

www.RuhrNachrichten.de/dortmund
www.twitter.com/RN_Kriegsende

Regerechte Bombenteppiche warfen alliierte Flieger über Dortmund ab, wie hier Flugzeuge der 8. US-Bomberflotte.

BILD: NATIONAL ARCHIVES, WASHINGTON



Schutt und Zerstörung überall: Auch auf dem Westenhellweg können sich Passanten nur mühsam einen Weg bahnen.

BILD: STADTARCHIV



Viele Wohnhäuser waren nach Bombenangriffen unbewohnbar. Auf den Hauswänden hinterließen frühere Bewohner ihre neue Adresse. BILD: STADTARCHIV



Mai bis November 1944:

Vier schwere Angriffswellen jeweils mit hunderten Flugzeugen treffen Dortmund. Hauptbahnhof, Reinoldi- und Propsteikirche, das alte Rathaus - in der Innenstadt bleibt kaum ein wichtiges Gebäude intakt.

12. März 1945:

Der letzte Großangriff auf Dortmund – erstmal mit über 1000 Bombern. Die Innenstadt ist vollkommen verwüstet, die Behörden erklären das Gebiet zwischen den Wällen für unbewohnbar.

7. März bis 12. April 1945:

Im Rombergpark und in der Bittermark werden etwa 280 Gegner der Nationalsozialisten und Zwangsarbeiter ermordet.

6. bis 13. April 1945:

Amerikanische Truppen nehmen das Stadtgebiet komplett ein.



Luftangriffe, Befreiung und Wiederaufbau

Die vier mit der Zeitung verteilten Beilagen konzentrieren sich auf die Themenblöcke Luftangriffe, Befreiung, Mensch im Krieg und Wiederaufbau. Im Mittelpunkt stehen die Schicksale der kleinen Leute.

Die Schicksale der kleinen Leute

Unsere schöne Stadt Bayreuth hatte bekanntlich für den Richard-Wagner-Fan Adolf Hitler eine besondere Bedeutung. Es gibt darum auch relativ viele Veröffentlichungen über die NS-Zeit in dieser Stadt. Unser Redakteur Udo Meixner hat sich darum anlässlich des Jubiläums der Befreiung ganz gezielt um die letzten Kriegstage in Bayreuth gekümmert, als mehrere verheerende Luftangriffe die Innenstadt zu einem Gutteil zerstörten. Nicht um das Schicksal der Herrschenden ging es uns, sondern um die kleinen Leute und deren Erleben. Dazu führten Meixner und mehrere Kollegen viele Gespräche mit überlebenden Zeitzeugen. Das Ergebnis dieser Recherchen, die rund ein Jahr vor dem Termin begonnen hatten, kann sich, glaube ich, sehen lassen: Vier zwischen Ostern und dem Jubiläumstag jeweils samstags mit der Zeitung verteilte zwölfseitige Beilagen (mithin 48 Seiten) sowie ein Buch „70 Jahre Kriegsende“, das im Herbst 2015 erschienen war.

Als multimedial stark aufgestellte Regionalzeitung haben wir dazu auch eine aufwändige Multimedia-Reportage herausgebracht, mit vielen Bildern, erläuterndem Text, Thinklink-Karten, Vorher-Nachher-Fotos, mehreren Zeitzeugen-Videos mit Tricksequenzen.

Joachim Braun,

Chefredakteur bis Februar 2015

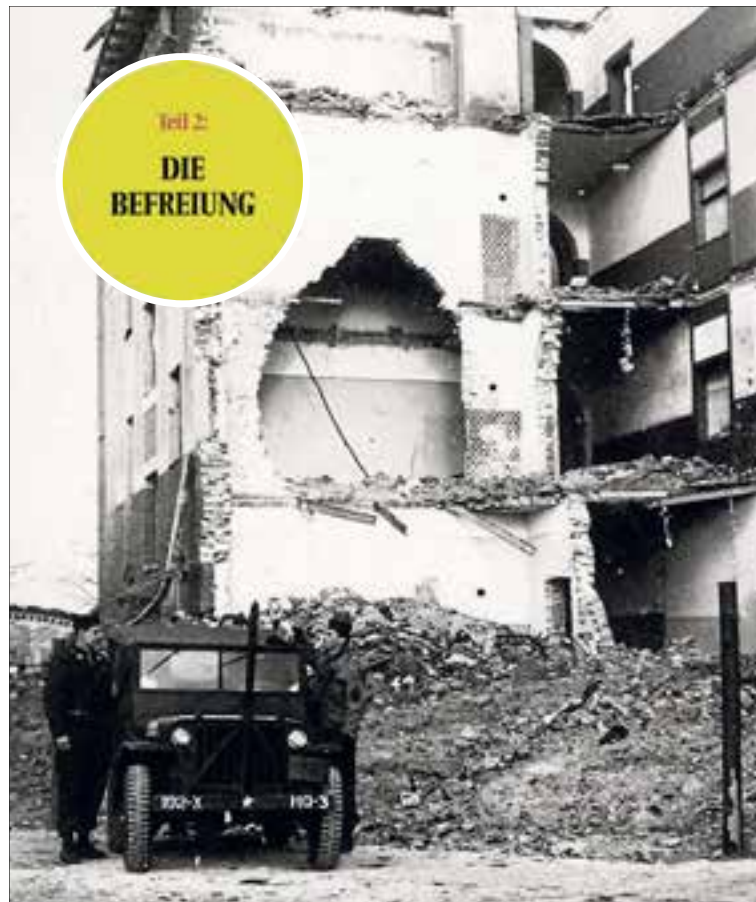
KURIERSPEZIAL

70 Jahre Kriegsende (1945–2015)

Mutig: Zivilisten retten die Stadt vor dem Angriff der US-Army
Seite 3

Blutig: Der Kampf um den Flugplatz am Bindlacher Berg
Seite 5

Geheim: Das KZ-Außenlager in der Neuen Baumwollspinnerei
Seite 10



Das Kasernmörtel im Süden Bayreuths war ein Hauptziel der Luftangriffe im April 1945. Teile der neuen Infanteriekaserne wurden dabei zerstört, etwa 170 Soldaten starben. Nach dem Einmarsch der Amerikaner entstand dieses Foto vor einem der kaputten Mannschaftsblöcke an der damaligen Hartmannstraße (heute: Ludwig-Thoma-Straße).
Repro: Meixner

Noch Fragen?

Christina Knorz, Telefon: 0921/294-178, E-Mail: christina.knorz@kurier.tmt.de

KURIERSPEZIAL

70 Jahre Kriegsende (1945 – 2015)

Explosiv: Noch Jahre nach dem Krieg liegen Bomben im Boden

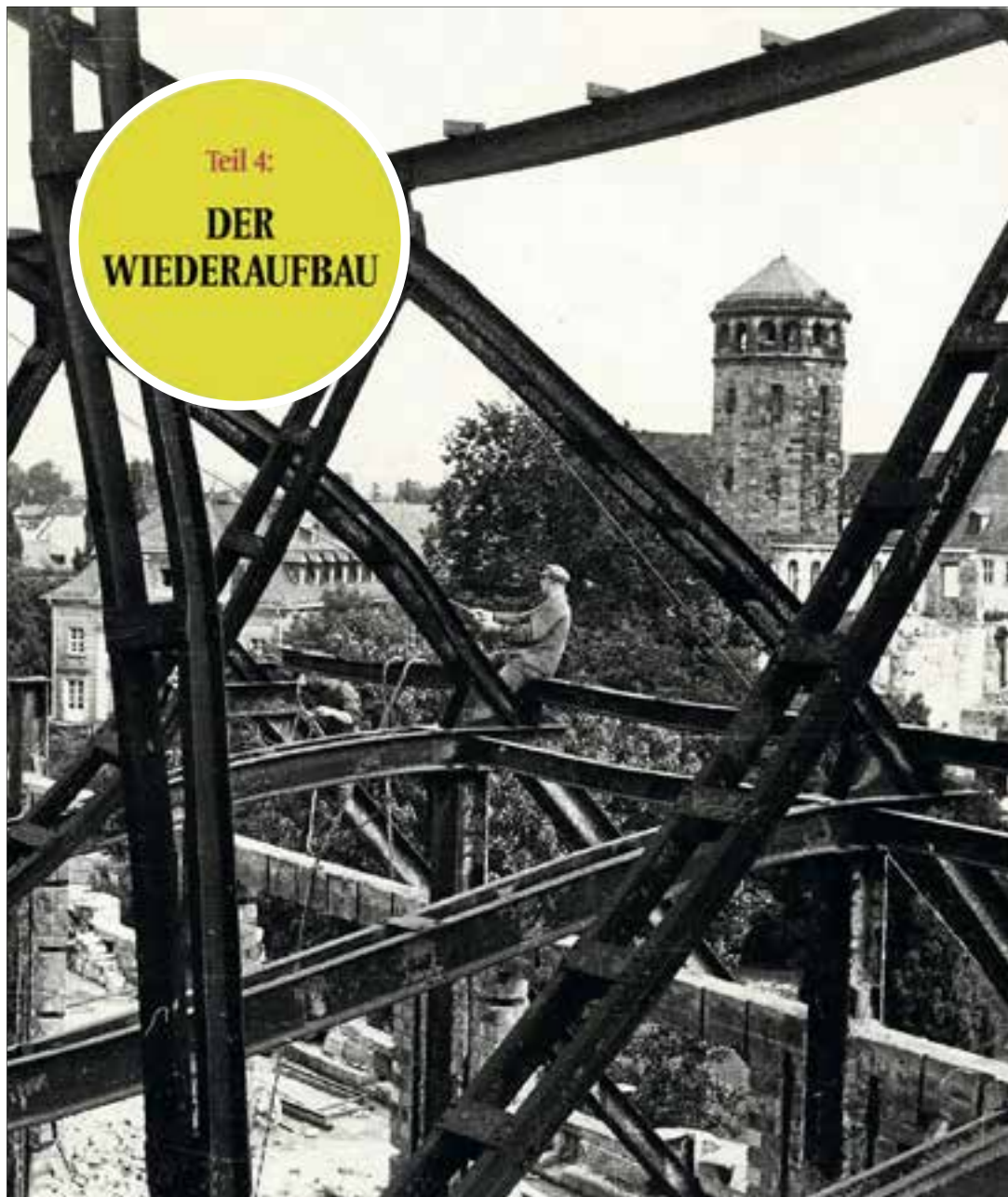
Seite 3

Spuren: Wo sind die Gräber der vermissten Soldaten?

Seite 10

Protokolle: Was besprachen Amerikaner und Deutsche?

Seite 12



Über Jahre hinweg wird nach Kriegsende die monströse Weihehalle („Haus der Deutschen Erziehung“) am Luitpoldplatz saniert. Der Repräsentationsbau der Nationalsozialisten wurde beim Luftangriff am 11. April 1945 schwer in Mitleidenschaft gezogen. Beim späteren Umbau wird das Gebäude durch einen Vorbau vom monumentalen Charakter befreit.

Foto: Archiv

Als die Amerikaner die Rhön erreichten

Die Serie beschreibt den militärischen Vormarsch der Amerikaner, das Schicksal der Kriegsgefangenen und der Vertriebenen. Die Texte erinnern auch an die Todesmärsche der Zwangsarbeiter.

14

LOKALE

70 JAHRE KRIEGSENDE: ENTNAZIFIZIERUNG

Samstag, 18. April 2015

Von Tätern und vielen Mitläufern

Entnazifizierung im Raum Fulda: 1945 kam es zu 770 Entlassungen aus politischen Gründen

FULDA

Als das „Dritte Reich“ 1945 zusammenbrach, trafen die Alliierten auf Nazis, wenige Widerstandskämpfer und viele, viele Mitläufer. Die Entnazifizierung war eine Mammutaufgabe.

Von unserem Redaktionsmitglied DANIELA PETERSBERG

Anfangs engagiert, später nachlässig wurde die Entnazifizierung in den drei westlichen Besatzungszonen vorangetrieben. Hakenkreuze und Hitlerbilder waren rasch abgehängt. Straßen, Plätze und Institutionen, die Namen von Naziführern trugen, wurden umbenannt. Der Adolf Hitler-Platz in Fulda hieß nun wieder Untern Heilig Kreuz. Und die Damschule, die nach dem Nazizwihlold Albert Leo Schlageter (+1923) benannt worden war, trug fortan wieder einen anderen Namen.

Doch zur Entnazifizierung gehörte auch, das Verbrechen, die im „Dritten Reich“ begangen wurden, gedenkt werden. Das war für die Besatzer die eigentliche Herkulesaufgabe. Wer war Nazi? Diese Frage konnte nicht so einfach beantwortet werden. Neben Schwarz und Weiß gab es viele Grautöne, neben Hauptschuldigen, Belasteten und Minderbelasteten eben auch viele Mitläufer. Bis heute ist selbst die Stellung des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Franz Danzebrink (1899 bis 1960) innerhalb des NS-Regimes nicht klar zu bestimmen. 1930 wurde er Oberbürgermeister und ließ sich von dem Fuldaer Ratsherren im Jahre 1942 für weitere zwölf Jahre im Amt bestätigen. „Er gehörte zwar dem Zentrum an, war aber während der gesamten NS-Zeit Oberbürgermeister. Und auch nach dem Einmarsch der Amerikaner blieb er noch in dieser Position“.



Eine streitbare Figur der Fuldaer Stadtgeschichte: Franz Danzebrink war während der kompletten NS-Zeit Oberbürgermeister.



Bürgermeister und Brandstifter: Karl Eher war gelebter Schösser und stellte sich während der NS-Zeit beruflich besser.



„on“, sagt Dr. Thomas Heiler, Leiter des Stadtarchivs in Fulda. Erst im Juni 1945 wurde Danzebrink verhaftet und in ein Gefangenenlager nach Darmstadt gebracht. „Dort blieb er nur relativ kurz. Nach seiner Rückkehr schlug er sich in Fulda als juristischer Hilfsarbeiter durch.“ Ein adäquates Bild von Danzebrink zu zeichnen, sei auch deshalb schwierig, weil viele Unterlagen wahrscheinlich kurz vor

Kriegsende von der Stadtverwaltung vernichtet wurden. Im November 1947 wurde Danzebrink im Rahmen eines Spruchkammerverfahrens in Fulda in die Gruppe III der Minderbelasteten eingestuft. Dagegen legte er Berufung ein. Mit Erfolg: Letztendlich gilt er als Entlasteter (Gruppe V). „Wenn man in Gruppe III bis III war, musste man Kürzungen der Pension hinnehmen, da es zum Beispiel in der Heinrich-von-Bibra-Schule dazu kam, dass die Klassen mit mehr als 60 Kindern belegt waren. Sagan führt an, dass das Vorgehen der Spruchkammer von der Zeit zunehmend kritisiert wurde. „Die Kammer wendete sich zuerst den nur nominal Belasteten zu, um mög-

lich viele Fälle abzuarbeiten und den Minderbelasteten die berufliche Wiedereingliederung zu ermöglichen.“ Die Hauptfälle verschob man auf später. Zudem sei es auch zu Fehlurteilen gekommen, und vorgelegte Persönlicheurkunden zum Teil wohl nach Quantität, nicht Qualität, bewertet. „Die Unmut wuchs, wegen der anzuge tretenden Mängel, und weil sich das Feindbild inzwischen verschoben hatte, drängte die Besatzungsmacht auf ein Ende der Entnazifizierung. Revisionsmaßnahmen erlassen, und die Urteile wurden zunehmend milder“, schreibt Sagan. In Hessen galten am Ende rund 400 Personen

nen als Hauptschuldige. In Fulda wurden zwei Betroffene in diese Kategorie eingestuft. Das waren laut Stadtgeschichte der Kreisamts- und Propagandaleiter Konrad Kemler, der nach Kriegsende nie wieder auftauchte, sowie ein Denunziator, der Marineleutnant war, und mit seiner Aussage den Tod eines Menschen zu verantworten hatte.

Fuldas Bürgermeister Karl Eher, Nazi der ersten Stunde, Spruchkammer in Fulda und Gründer der Ortsgruppe der NSDAP, galt zunächst ebenfalls als Hauptschuldiger. Eher war einer der Brandstifter, die 1938 die Synagoge in Fulda anzündeten. Das Landgericht Kassel keine Spruchkammer verurteilte ihn deswegen zu vier Jahren Haft. Darüber hinaus musste er sich im Oktober 1948 vor der Spruchkammer in Fulda verantworten. Wie Heiler in den Fuldaer Geschichtsblättern schreibt, waren 111 Zeugen geladen. Eher wurde dann in Gruppe II eingestuft und musste eine Geldstrafe als Wiedergutmachung zahlen. Auch Eher klagte so lange, bis er 1955 in die Gruppe IV der Milderer eingestuft wurde. Veranlasst hatte das Ministerpräsident Dr. Georg-August Zinn. Wie Heiler schreibt, auch diese Begnadigung die Voraussetzung dafür, dass Eher 1959 für seine Zeit als Bürgermeister nachversichert werden musste und danach bis zu seinem Tod im Jahre 1980 eine reguläre Rente erhielt.

AUFGELENDET

Bis heute gibt es in Fulda die Dr.-Danzebrink-Straße. Dem ehemaligen Oberbürgermeister wird zugute gehalten, dass er am Kriegsende durch Diplomatie erreicht, dass in Fulda nicht gekämpft wurde. / dan

HINTERGRUND

Die vier Besatzungsmächte gingen sich nach dem Krieg auf eine Politik, die als Entnazifizierung bezeichnet wird. Grundlage hierfür war das im August 1945 beschlossene Potsdamer Abkommen. Ziel war es, den Einfluss der Nationalsozialisten auf die deutsche und österreichische Gesellschaft zu unterbinden.

Jeder Deutsche über 18 Jahren musste einen **Bogen mit 10 Fragen** ausfüllen, wo er Angaben über seine politische Vergangenheit machen hatte.

Ein Instrument der Entnazifizierung waren die **Spruchkammerverfahren**, bei denen Laienrichter Personen aburteilten, die eng mit dem nationalsozialistischen Regime verstrickt waren. Auf Grundlage des Gesetzes „zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ wurden die Betroffenen in **fünf Gruppen** eingeteilt: die Hauptschuldigen (Gruppe I), die Belasteten wie Aktivist, Militärs und Nutznießer (Gruppe II), die Minderbelasteten (Gruppe III), die Mitläufer (Gruppe IV) und die Entlasteten (Gruppe V). Die Beweislast lag – anders als heute üblich – nicht bei der Anklage, sondern beim Betroffenen. / dan

„Einige Petersberger nannten mich Nazijunge“

Hubert Goldbachs Vater wurde entnazifiziert und als Mitläufer eingestuft

PETERSBERG

Wilhelm August Goldbach war im „Dritten Reich“ Ortsgruppenpropagandaleiter in Petersberg, wurde entnazifiziert und von der Spruchkammer Fulda-Land, letztlich in die Gruppe der Mitläufer eingestuft. Hubert Goldbach (77) hat den gesamten Schriftverkehr aufgehoben.

Von unserem Redaktionsmitglied DANIELA PETERSBERG

Vergilte Zettel liegen auf dem Küchentisch. Die Schreiben, alleamt gut 70 Jahre alt. Es sind Klageschriften, ein Sobnebescheid und Briefe von Wilhelm Goldbach, der nicht NSDAP-Mitglied und Ortsgruppenpropagandaleiter vor der Spruchkammer erklären musste. Auch Persönliche, eindeutlichen Erklärungen, die bezogen sollen, das Goldbach nicht mehr war als ein Mitläufer, hat Hubert Goldbach am Tisch ausgebreitet. Wie viele in seiner Generation nach er nach jetzigen Maßstab der Vater Mitglied der NSDAP war, ob er jemanden denunziert hat, wer ihn bei dem Spruchkammerverfahren entlastet hat, ist unklar. Hubert Goldbach war 23

Jahre alt, als sein Vater starb. Die Gründe, die ihm in den selbsten Gesprächen über das Thema genannt wurden, glaubt er gerne: „Mein Vater war Beamter bei der Bahn. Er musste 1933 in die NSDAP eintraten, weil er sonst gefeuert worden wäre. Und er hatte ja eine vierköpfige Familie zu ernähren und das Wohnhaus abzubezahlen“, sagt der 71-Jährige. Für ihn ist sein Vater kein Nazi.

Mit dem Vorwurf wurde er als Kind aber immer wieder konfrontiert. „Einige haben mich Nazijunge genannt, etwa zwischen meinem 7. und 13. Lebensjahr“, erinnert er sich. Solche Beschuldigungen haben ihn „großbeleidigt“, wie er sagt. Und stets repr. er Partei für seinen Vater und machte diesem nie einen Vorwurf. „Ich habe es mir nie gemacht, dass er eine hohe Meinung von dem ehemaligen Eisenbahner.“

„Er war ein ehrlicher Mann. In der Weimarer Republik war er in Petersberg Ortsvorsitzender beim Zentrum, dem Vaterläufer der CDU. In der NSDAP sollte er dann auch ins Amt übernehmen“, erklärt Goldbach, wie sein Vater Ortsgruppenpropagandaleiter wurde, nach jetzigen Maßstab der Vater Mitglied der NSDAP war, ob er jemanden denunziert hat, wer ihn bei dem Spruchkammerverfahren entlastet hat, ist unklar. Hubert Goldbach war 23

bes der Propagandaleiter. Das weiß ich aus Briefen“, sagt Goldbach und blättert erfrag in den Unterlagen. „Darin findet sich auch der Meldelbogen, den jeder Parteimitglied nach der Kapitulation 1945 ausfüllen musste. Parteizugehörigkeit, Eintrittsdatum, Ämter. Wilhelm Goldbach hat den Zettel mit Bleistift fein auswertlich beschrieben.“

Als die Amerikaner nach Petersberg kamen, bestanden sie das Wohnhaus der Goldbachs. Das in einem Zimmer noch ein Hinkelbild hing, hätte der Familie fast zum Verhältnis werden können. „Mein Vater war beinahe erschrocken worden.“

Hubert Goldbach hat das Leben und Wirken seines Vaters zusammengefasst und viele Dokumente – nicht nur aus dem „Dritten Reich“ – aufgehoben.

te aber von einem ihmensein Freund im Ersten Weltkrieg Englisch gelernt. Konnte sich also verständigen und erklären, dass er versorgen hatte, das Bild abgehängt“, sagt der 71-Jährige.



Hubert Goldbach hat das Leben und Wirken seines Vaters zusammengefasst und viele Dokumente – nicht nur aus dem „Dritten Reich“ – aufgehoben.

Am 30. Juni 1945 wurde Wilhelm Goldbach aus politischen Gründen verhaftet und kam für knapp elf Monate in ein Internierungslager nach Treysa. Im August 1946 schrieb er einen langen Brief an die Spruchkammer Fulda-Land, in dem er sich erklärte. Weil er Ortsgruppenpropagandaleiter war, wurde er in die Gruppe II der Belasteten eingestuft. Die Ermittlungen haben jedoch ergeben, dass ein Betroffener zweier aktivistisch noch propagandistisch für die Besatzer der Partei eingestuft ist“, heißt es in der Klageschrift. Daher wurde er im Spruchkammerverfahren in die Gruppe III der Minderbelasteten eingeteilt. Wie so oft in dieser Zeit wurde das Verfahren noch einmal aufgenommen. Im April 1948 stufte ihn die Spruchkammer dann als Mitläufer ein. Wilhelm Goldbach hatte 2000-Euro-Rente zu zahlen.

Noch Fragen?

Sebastian Kircher, Redakteur, Telefon: 0661/280327, E-Mail: sebastian.kircher@fuldaerzeitung.de

KULTUR

Samstag, 18. April 2015

REGIONAL · NATIONAL · INTERNATIONAL

„Das Überleben ist meine Rache an den Nazis“

Die ehemalige KZ-Inhaftierte Esther Bejarano kehrt an den Gehringshof zurück

HATTENHOF

Es war ein historischer Besuch: 70 Jahre, nachdem sie zuletzt hier war, besuchte Esther Bejarano den Gehringshof zwischen Hattenhof und Büchenberg. Obwohl die Holocaust-Überlebende nach Kriegsende nur wenige Wochen dort verbrachte, erinnert sie sich genau an die Zeit.

Von unserem Redaktionsmitglied
SEBASTIAN KIRCHER

„Ich hätte nie gedacht, dass ich noch einmal zum Gehringshof komme“, sagt Esther Bejarano. Und doch steht die 90-

**70 JAHRE
KRIEGS
ENDE**
1945/2015

Jährige am Freitagnachmittag auf dem Vorplatz des Anwesens – so wie vor 70 Jahren, als sie sich auf ihre Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Drei Wochen verbrachte sie im Sommer 1945 auf dem Gehringshof zwischen dem Neuhofer Ortsteil Hattenhof und dem Eichenzeller Ortsteil Büchenberg. Es ist das erste Mal, dass Esther Bejarano seitdem zum Anwesen zurückkehrt.

„Warum sind denn alle Fenster kaputt?“, ist ihre erste Frage, als sie den Gehringshof erblickt. Die Gebäude stehen seit 14 Jahren leer und verfallen. Graffiti zieren die Wände, Scheiben sind zerschmettert, Treppengeländer verschwunden, eine Tür wurde herausgerissen und liegt nun auf dem Dach. Der Gehringshof scheint ein beliebtes Ziel von jugendlichen Vandalen geworden zu sein. Er ist eine Ruine.



Esther Bejarano vor den Ruinen des Gehringshofs: Als sie sich hier im Sommer 1945 auf ihre Auswanderung vorbereitete, hatte das Hauptgebäude, hier im Hintergrund, nur drei Geschosse und keine Balkone. Dafür war dort ein Schild angebracht, auf dem in hebräisch „Kibbuz Buchenwald“ geschrieben war.
Foto: Helmut Abel

Und dennoch gefällt es der 90-Jährigen hier.

Der Gehringshof war für Bejarano die letzte Station in einem Land, das sie „einfach nur verlassen wollte“. Die Jüdin überlebte die Konzentrationslager Auschwitz und Ravensbrück und entkam der SS während eines Todesmarschs.

Nach dem Krieg stand sie vor dem Nichts – die Nazis hatten ihre Eltern umgebracht und ihr die Heimat genommen. Was mit ihren Geschwistern war, wusste sie nicht. Bejarano bekam den Tipp, nach Fulda zu gehen – dort gebe es einen Platz, an dem sich Holocaust-Überlebende treffen könnten.

Rund 70 Juden hatten am Gehringshof den „Kibbuz Buchenwald“ gegründet. Das Anwesen war schon seit 1929 genutzt worden, um junge jüdische Bürger auf ihre Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Die Amerikaner veranlassten, dass ehemalige KZ-Häftlinge den Hof wieder in

Betrieb nehmen konnten. An die US-Soldaten erinnert sich Bejarano besonders gern. Die Amerikaner versorgten die Juden mit Lebensmitteln und halfen ihnen, wo sie nur konnten. „Einer hat mir einen Revolver geschenkt und gesagt: Damit kannst du dich in Zukunft schützen“, erzählt die

HINTERGRUND

Der Gehringshof ist ein ehemaliges landwirtschaftliches Anwesen zwischen Hattenhof und Büchenberg. Er wurde vermutlich im 17. Jahrhundert errichtet. 1929 erwarb die Kibbuz-Hadati-Bewegung den Gehringshof und bereitete hier junge Juden auf eine Auswanderung nach Palästina vor. Die Nazis schlossen ihn 1941 und deportierten die verbliebenen Juden ins Ghetto Riga. Nach Kriegsende wurde der Gehringshof wieder zum Kibbuz, bevor die AWO ihn 1949 kaufte und zunächst als Ferienheim, später für Asylbewerber nutzte. Seit 2001 steht der Gehringshof leer. / kir

90-Jährige und schiebt mit einem schelmischen Lächeln hinterher: „Aber benutzt habe ich ihn nie.“ Ein anderer GI gab ihr einen Schlafsack. „Dank des Geschenks konnte ich auf der Schiffsreise von Marseille nach Palästina schlafen.“

Im „Kibbuz Buchenwald“ am Rippegg traf Esther Bejarano auf Personen, die ihr Schicksal teilten. Sie fand Freunde fürs Leben – und wieder den Kontakt zu ihren Geschwistern, die es in die USA und nach Palästina geschafft hatten. Am 15. September 1945 folgte sie ihrer Schwester ins Gelobte Land. Mittlerweile lebt sie in Hamburg.

„Dass ich überlebt habe und dass ich nicht schweige, das ist meine Rache an den Nazis“, sagt die resolute 90-Jährige. Sie will auch zukünftig keine Ruhe geben und immer wieder erzählen von ihren Erlebnissen in Konzentrationslagern. „Damit sich in Deutschland so etwas nie wiederholen kann.“

Eine kleine Frau, die einen großen Eindruck hinterlässt

Esther Bejarano liest vor 800 Schülern aus ihren Erinnerungen und stellt sich allen Fragen

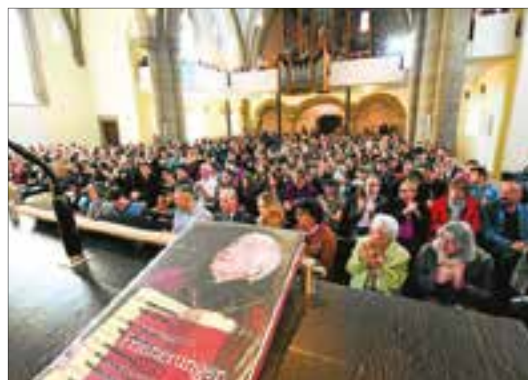
FULDA

Zu einer eindrucksvollen Begegnung mit einer Zeitzeugin wurde der Dialog mit der jüdischen Holocaust-Überlebenden Esther Bejarano am gestrigen Vormittag in der überfüllten Christuskirche.

Von unserem Mitarbeiter
WOLFGANG HOHMANN

Rund 800 Schüler aus 12 Schulen der Region hatten sich im Kirchenraum zu einer ungewöhnlichen Unterrichtsstunde mit historisch-politischer Bildung zusammengefunden, in der die wegen ihrer Zugehörigkeit zum Mädchenorchester des Konzentrationslagers Auschwitz bekannt gewordene Zeitzeugin über ihre Erlebnisse und Erfahrungen im nationalsozialistischen Verberchster berichtete.

Bevor die äußerst vitale 90-Jährige in spannenden ein- und zwei Stunden die jungen Leute mit ihrem dramatischen Schicksal vertraut machte, zeigte sich Pfarrer Dr. Heinz-Georg Henning als Hausherr in seiner Begrüßung stolz darauf, den Kirchenraum für die „Begegnung der Generationen“ zur Verfügung stellen zu dürfen. Er formulierte, was gut als Motto über der Veranstaltung hätte stehen können: „Ge-



800 Personen, größtenteils Schüler, folgten Esther Bejaranos Erzählungen in der Fuldaer Christuskirche.
Foto: dpaa

heimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Möglich wurde die Veranstaltung durch das Bündnis „Fulda stellt sich quer“. Organisator Andreas Goerde dankte besonders Lehrerin Anja Listmann von der Bardoschule und deren Projektgruppe Auschwitz, „ohne die diese

Veranstaltung nicht möglich gewesen wäre“.

Esther Bejarano ist nur vielleicht 1,50 Meter klein – den Eindruck, den sie auf der Bühne in der Christuskirche hinterließ, war umso größer. Zunächst gab die Schülerin Julia Leinweber als Moderatorin ei-

nen Überblick über die Vita von Esther Bejarano, der sie dafür dankte, „dass Sie für uns Jugendliche ein so großes Vorbild geworden sind“, bevor die so Geehrte mit prägnanten Ausschnitten aus ihrem Buch „Erinnerungen“ hineinführte in die Welt des Grauens, das die

damals knapp 20-Jährige nur wegen eines von ihr mehr schlecht als recht gespielten Akkordeons überlebte. „Du hast Glück bei den Frau'n, Bel Ami“, hatte die gelernte Pianistin dem ungewohnten Instrument entlockt und damit das Privileg gewonnen, in einem Instrumentalensemble mitspielen zu dürfen, dessen perverse Aufgabe es war, mit flotten Märschen die Häftlinge beim täglichen Ausmarsch zu den außerhalb des KZs liegenden Arbeitsstätten zu unterhalten – und die Neunkömmlinge auf dem Weg ins Gas abzulassen.

Von ihrer späteren Befreiung aus einem permanent vom Tode bedrohten Häftlingsdasein sprach die Gerettete als von „meiner zweiten Geburt“, bevor sie die mit respektvollem Beifall dankenden Jugendlichen aufforderte, „alles zu fragen, was ihr willt“. Und das taten viele. Sie fragten nach der Häftlingsnummer (die Bejarano nicht mehr hat) und nach Schlafstörungen. Schlimme Träume habe sie noch immer, „wenn sich das auch im Laufe der Zeit etwas gelegt hat“, antwortete sie. Auf die aktuelle Politik angesprochen, sprach Bejarano von „Sauerei“, weil zu wenig gegen faschistische Rückfälle getan werde. „Wie können wir zum Beispiel der Pegida die Luft wegnehmen“, fragte sie und forderte die jungen Leute auf, „gegen diese Be-

MIT DABI

Folgende Schulen waren in der Christuskirche vertreten: Freiherr-vom-Stein-Schule Fulda; Don-Bosco-Schule Künzell; Konrad-Adenauer-Schule Petersberg; Wigbertschule Hünfeld; Winfriedschule Fulda; Bardoschule Fulda; Bildungsunternehmen Jordan Fulda; Marianum Fulda; Rabanus-Maurus-Schule Fulda; Von-Galen-Schule Eichenzell; Ferdinand-Eraun-Schule Fulda; Bildungseinrichtung Grümel. / gn

wegungen anzutreten“. Gefragt wurde auch nach Rachegefühlen ebenso wie nach „schönen Momenten im KZ“ (die es für sie auch gab) und nach ihrem Glauben an Gott (den sie nicht hat). Immer wieder spendeten die Zuhörer Beifall nach den schonungslos ehrlichen Antworten.

Am Ende der ungewöhnlichen Geschichtsstunde dankte die „Lehrerin“ den Fragesteller und den Zuhörer, bevor sie versicherte: „Ich habe mich wahnsinnig gefreut, für euch da zu sein!“ Kein Wunder, dass die ungemein sympathische Dame mit langem Beifall im Stehen verabschiedet wurde.

Am 3. Mai ist der Krieg zu Ende

Das groß angelegte Internetprojekt macht es der Redaktion möglich, neben den journalistischen Texten zahlreiche Dokumente aus jener Zeit als pdf, Foto oder Video zu präsentieren.

Eine eigene Plattform für das Multimedia Projekt

Ziel des Projekts war eine übersichtliche Darstellung der Ereignisse im Zusammenhang mit der Kapitulation Hamburgs am 3. Mai 1945. Neben einer umfangreichen Printberichterstattung in Form einer Serie legten wir besonderen Wert auf die multimediale Darstellung. Die Printberichterstattung fiel naturgemäß komprimierter aus als das Multimediaprojekt im Internet. Für das Multimediaprojekt wurde eigens eine Plattform entwickelt.

Das Multimediaprojekt www.hamburgs-stundenull.de ist ein nichtkommerzielles Projekt. Anfallende Kosten (Servermiete, Seitenlayout, Digitalisierung von Originaldokumenten) wurden von uns übernommen. Die Texte können frei verwendet werden. Bei den Bildern und den Dokumenten weisen wir daraufhin, dass Urheberrechte beachtet werden müssen. Wir glauben an das Gute im Internet. An seine tollen Möglichkeiten, zu informieren, Wissen zu verbreiten, Geschichte nachvollziehbar zu machen. Wir nutzen das Internet fast täglich und wollen mit diesem Projekt dieser wunderbaren Erfindung ein klein wenig etwas zurückgeben.

Auf Grund des Umfangs der Recherche wurden ein Teil der Arbeiten in unserer Freizeit erledigt. Dazu gehörte neben der

Recherche im Staatsarchiv Hamburg und in Bildarchiven die technische Erstellung der Plattform. Zudem arbeiteten wir mit mehreren Institutionen zusammen, um beispielsweise Videoaufnahmen veröffentlichen zu können.

Angesicht der vielen Dokumente und Informationen haben wir uns entschieden, die geschichtlichen Ereignisse in sechs Abschnitte zu unterteilen und darzustellen. Vor allem das Internetprojekt ermöglichte es uns, neben den journalistischen Texten Dokumente aus jener Zeit als pdf, Fotos (Gestern&Heute) und Videos einzubinden. Eine Zeitleiste auf der Startseite des Internetprojekts ermöglicht einen raschen Überblick über die Ereignisse.

Es ging uns bei dem Projekt nicht um den schnellen und raschen Konsum von Informationen. Wir haben uns bewusst für eine ausführlichere Darstellung entschieden. Manches Foto mag erschrecken – aber es zeigt das schreckliche Erbe, das der Nationalsozialismus hinterließ.

*Arndt Bütke
Oliver Schirg*

Noch Fragen?

Oliver Schirg, Telefon: 040/347 26858, E-Mail: oliver.schirg@abendblatt.de

Neue Serie Am 3. Mai vor 70 Jahren marschieren britische Truppen in Hamburg ein – ohne einen Schuss abzugeben. Viele Bewohner der Hansestadt hoffen auf Nachsicht. Doch für die Besatzer ist Hamburg nur eines: eine fremde Stadt
 Von Oliver Schirg

Es ist 16.13 Uhr am 3. Mai 1945, als die städtisch von Hamburg liegende 7. Britische Panzerdivision das Codewort „Baltic“ erhält. In drei Marschblöcken – aus Richtung Buxtehude, von Nenndorf über Tötenzen und aus Richtung Hittfeld – setzen die Panzer in Bewegung. Vor den Elbbrücken treffen die drei Stränge aufeinander und überqueren als eine Kolonne die Elbe. Über den Heidekampweg und die Mönckebergstraße geht es weiter in Richtung Rathausmarkt. Kurz vor 19 Uhr wird ihnen in Rathaus die Stadt übergeben.

Der Einmarsch der Engländer in Hamburg verläuft komplikationslos. „The entry was completely without incident“, vermerkt der englische General John Spurling in seinen Notizen. Die meisten Einwohner beachten das befohlene Aushorbot. Jene, die sich trotzdem auf die Straße wagen, verhalten sich zumeist zurückhaltend freundlich. Die befürchteten Attacken durch unverlässliche Nationalsozialisten bleiben aus. Allerdings sind auch keine weißen Fahnen zu sehen.

„Hinter der Gardine stehend sehen wir sie dann kommen“, schreibt Reinhard Reuss in seinen im Jahr 2010 erschienenen Erinnerungen über den Einmarsch der Engländer. „Langsam führen sie die Lastzüge entlang Richtung U-Bahn-Station Hobeufbrücke. Vorweg zwei Kraftfahrler mit topförmigen Helm, umgebängelter MP-Pistole im Stofffutteral, gefolgt von kleinen raschelnden Kettenfahrzeugen und Mannschaftswagen der Marke „Plattmasse mit Ausstieg“. Die Löwe hatten keine Motorhaube, waren also platt.

Der erste Kontakt mit den Truppen fällt in den Stadteilen unterschiedlich aus. „Auf der Hammer Landstraße rollen lange Kolonnen von Panzern, die ihre Geschützrohre drohend auf die Bünnen links und rechts richten und Militärlastwagen in die Innenstadt, begleitet von Jeeps, deren Soldaten ihre Maschinenpistolen im Anschlag halten“, schreiben Uwe Bahnsen und Kerstin von Stürmer in ihrem Buch „Die Stadt, die leben wollte“.

In Volkdorf erlebte ein Einwohner, wie ein britischer Panzerspähwagen vorweg fährt und ihm eine schottische Militärkapelle folgt. Die zwei Dutzend Musiker, die die Militärkapelle anführen, haben ihre traditionellen weißen Knietümpel und bunt gemusterte Röcke an. „Ihre Dudelsackmusik überborte das Motorengeräusch.“

So friedlich und freundlich diese Beschreibung klingt, so riesig sind die Probleme, vor denen die Militärregierung, der Senat und die Bevölkerung stehen. „Neben der Sicherung der Versorgung der Bevölkerung mit Strom, Gas, Wasser und Lebensmitteln waren vorrangig die Trümmer zu beseitigen und Wohnraum wieder herzustellen“, schreibt Hartmut Hohlbein in seinem Buch „Hamburg 1945 – Kriegsende, Not und Neubeginn“.

Noch am Abend des 3. Mai geben die Engländer bekannt, dass die Ausgangsperre am folgenden Tag ab neun Uhr aufgehoben sei und die Geschäfte ab zehn Uhr wieder öffnen könnten. Die Engländer selbst errichten auf der Moorweide ein Bivak und nutzen das



Truppen der 7. britischen Panzerdivision sind am 3. Mai 1945 auf dem Weg nach Hamburg. Um 16.13 Uhr ertönte das Codewort „Baltic“. Der Weg der Panzer führte über die Elbbrücken in eine zerstörte Stadt
 Keystone

Mit den Panzern kam der Frieden

Hamburg war – abgesehen von seiner Größe und seinem Hafen – grundsätzlich eine fremde Stadt wie jede andere in der britischen Besatzungszone“, schreibt der Historiker Michel Ahrens in seinem Buch „Die Briten in Hamburg – Besatzerleben 1945-1958“.

Und daher verhält sich die Besatzungsverwaltung so, wie es die Engländer in ihren Kolonien zuvor erfolgreich praktiziert hatten. „In Indien und auch in den Kolonien Afrikas hatten die Briten abgezogen von der einheimischen Bevölkerung nach dem Prinzip der ‚indirekten Herrschaft‘ gelebt und ‚gearbeitet‘“, schreibt Ahrens. „Nach diesem Vorbild galt es nun, eine unbekannte und stark zerstörte Stadt wie Hamburg zu organisieren und letztlich mit (britischem) Leben zu füllen.“

Die Briten prägen fast ein Jahrzehnt das öffentliche Leben in der Hansestadt. „Trotz der ‚indirekten Herrschaft‘ sollen die Briten fast ein Jahrzehnt das Leben Hamburgs prägen. So werden erst im Mai 1951 in den S-Bahnen die Sonderabteile für Briten abgescafft und erst 1956 die Pkw-Nummernschilder „BH“ für Britische Zone Hamburg durch „HH“ ersetzt. „Die letzte britische Schule schloss 1957, im gleichen Jahr wurden die noch übrig gebliebenen beschlagnahmten Wohnanlagen zurückgegeben, und schließlich verließen die letzten britischen Garnisonseinheiten im Frühjahr 1958 die Stadt“, schreibt Ahrens.

Doch darüber denkt unmittelbar

Hamburgs Stunde null

Die Situation Hamburgs unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist Kern des Multimediaprojekts *hamburgstundennull.de*. Im Mai 1945 ist fast die Hälfte der Hansestadt zerstört. Rund 100.000 Hamburgerinnen und Hamburger haben Leben verloren. Ausführliche Texte, Bilder, Karten und Videos zeigen, wie der Krieg überlebt zu haben und nachts endlich wieder schlafen zu können, ohne durch heulende Sirenen geweckt zu werden.“ Andererseits herrschten Unsicherheit und Zukunftsangst – der psychische Druck, der auf den meisten Hamburgerinnen und Hamburgern lastete, war enorm.

So beobachtete der kommissarische Leiter der allgemeinen Staatsverwaltung, Julius Bock von Wülflingen, im Rathaus ein „Kommen und Gehen“. In den Hauptkassen im ersten Stock seien britische Büros, Fassstellen und dergleichen eingerichtet worden. „Es war völlig unmöglich, zu einer Verhandlung zu kommen, da man sonst stundenlang hätte warten müssen.“

Für wachsenden Unmut unter den Deutschen sorgte das Akquirieren von Unterkünften. „Binnen weniger Wochen beschlagnahmte das Militär eine große Zahl an Wohnungen und Kolonnen, die den Grundstücken für die gesamte Zeit der Besatzung bilden sollten“, so Ahrens. Zwar ist das gesamte Ausmaß heute nicht mehr nachvollziehbar. Aber „bevorzugt requirierten die Briten zu diesem frühen Zeitpunkt Wohnhäuser und Villen in Rothenbaum und Harvestehude sowie in Ohlsenschen, Blankenese und Flottbek“. Bei Hotels, Restaurants und Kinos ist insbesondere das Dreieck zwischen Rathaus, Gänsemarkt und Hauptbahnhof betroffen.

Zur Ehrenrettung der Briten muss man sagen, dass Hamburg aus ihrer Sicht eine bessere Herausforderung darstellte. Abgesehen von ihrer Größe ist das Schicksal der Hansestadt seit dem Krieg eng mit den Engländern verknüpft. „Wohl kaum eine deutsche Stadt war von britischen (und amerikanischen) Bomben so zerstört worden wie Hamburg, das bei Kriegsende noch immer eine Millionenstadt und damit die größte der Besatzungszone war.“

Auch wenn letzten Endes die Verlegung des Hauptquartiers der britischen Zone an die Elbe scheitert, ist Hamburg kurz nach Kriegsende Dreh- und Angelpunkt der Briten. „Die Stadt war der Importhafen aller britischen Güter. Außerdem hielten sich in keinem anderen Ort der britischen Zone so viele militärische und zivile Einheiten“, schreibt Ahrens. Von der Hamburger Musikhalle aus sendet der Soldatensender British Forces Networks. Uwe Bahnsen und Kerstin von Stürmer beschreiben die Stimmung in Hamburg in den ersten Tagen nach der Kapitulation als ambivalent: „Einerseits war jedermann zutiefst erleichtert darüber, den Krieg überlebt zu haben und nachts endlich wieder schlafen zu können, ohne durch heulende Sirenen geweckt zu werden.“

Es sind vor allem Kinder, die in den ersten Tagen der Besatzung unbefangen auf die englischen Soldaten zugehen. „Wir lernten junge, zeitweise richtig typische Soldaten in ihrer braunen Uniform nebst Käppi oder roter Telemurgen kennen“, erinnert sich Reinhard Baus. Zumeist rauchten die Soldaten eine Zigarette nach der anderen. Manche der Deutschen hatten keine Hemmung, halb aufgereichte Zigarettenspitzen aufzuheben und unter den Augen der Briten weiterzuqualmen. Die lachten und fanden das Schauspiel dieser Art von Erniedrigung höchst amüsant.“

Grundsätzlich aber geben die britischen Soldaten – zumindest in den ersten Wochen – im Alltag eher distanzierter mit den Deutschen um. „Das hat seinen Grund in einem sogenannten Fraternisierungsverbot. Kontakte zwischen englischen Soldaten und den Deutschen sollen möglichst schon im Keim erstickt werden.“

In Hamburg ist der Krieg zu Ende – im Reich noch nicht

Am 3. Mai 1945 endet in Hamburg mit dem Einmarsch der britischen Truppen der Krieg. Nördlich der Elbe wird noch gekämpft.

Am 4. Mai 1945 unterzeichnet der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Friedeburg, bei

Lüneburg im britischen Hauptquartier die Teilkapitulation der Truppen des Oberbefehlshabers Nordwest.

Am 5. Mai 1945 tritt im Nordwesten Deutschlands in Holland und Dänemark die Teilkapitulation dieser Truppen in Kraft.

Die Zerstörung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg

Stadt	Wohnungsverlust in Prozent
Köln	69,4
Dortmund	64,8
Duisburg	62,5
Hamm	59,4
Kiel	55,6
Wilhelmshaven	55,4
Bremen	50,5

Quelle: Hamburger Stadtkarte

Um das den Deutschen zu erklären, richtet der britische Oberbefehlshaber Bernard Law Montgomery am 11. Juni 1945 eine Botschaft an sie. Darin sagt er, die Deutschen hätten den Krieg verloren, und man wolle ihnen „eine endgültige Lehre“ erteilen. Die Deutschen seien nicht nur besiegelt worden, sondern auch am Ausbruch des Kriegs schuldig gewesen. „Darum stehen unsere Soldaten mit euch nicht auf gutem Fuße. Dies haben wir befohlen, dies haben wir getan, um euch, eure Kinder und die ganze Welt vor noch einem Krieg zu bewahren.“ Die Botschaft endet mit dem Auftrag: „Dies sollt ihr euren Kindern vorlesen, wenn sie alt genug sind, und zusehen, dass sie es verstehen. Erklärt ihnen, warum englische Soldaten sich nicht mit ihnen abgeben.“

Allerdings halten die Engländer das Fraternisierungsverbot nicht lange durch. Schon am 12. Juni 1945 wird den englischen Soldaten erlaubt, mit Deutschen Kindern zu sprechen. Am 14. Juli 1945 sagt Montgomery: „Die alliierte Politik der Austilgung des Nationalsozialismus und der Entfernung der Nationalsozialisten aus verantwortlichen Stellen des deutschen öffentlichen Lebens hat große Fortschritte gemacht. Es erscheint daher wünschenswert und an der Zeit, allen Angehörigen der britischen Streitkräfte in Deutschland zu gestatten, sich auf der Straße und in der

Öffentlichkeit mit erwachsenen Deutschen zu unterhalten.“ 1946 wird letztlich für die englischen Militärs auch das Eheverbot mit deutschen Frauen aufgehoben, schreibt Hohlbein. „Bis zum 10. Mai 1947 haben dann 3633 britische Soldaten um Genehmigung zur Heirat einer Deutschen nachgesucht.“

Dazu beigetragen hat wohl auch, dass bereits im Juli 1945 die ersten kulturellen Veranstaltungen erlaubt werden. So gibt es in der Hamburger Musikhalle wieder Konzerte zu hören, und im Savoy-Theater – den heutigen Kammertheater – werden die ersten Theaterstücke nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufgeführt.

Als problematisch erweist sich das von den Engländern ausgesprochene Verbot, fedgrüne Uniformen und militärische Kopfbedeckungen zu tragen. Vor allem für ehemalige Soldaten, die aus der Kriegsgefangenschaft nach Hamburg heimkehrten und oft nichts weiter als ihre Uniform besitzen, stellt das ein großes Hindernis dar. Man beifolgt sich im Verlauf der Monate damit, die ehemaligen Wehrmachtuniformen blau oder braun zu färben.

In Umgang mit den englischen Dienststellen haben in den ersten Nachkriegstagen jene einen Vorteil, die die englische Sprache beherrschen. Die englischen Dienststellen weisen nämlich jeden Antrag zurück, der nur in deutscher Sprache vorgelegt wird.

Die Beiträge der Serie

28. 4. – Mit den Panzern kam der Frieden
 29. 4. – Der Alltag kurz nach dem Krieg
 30. 4. – Das halbe-Hamburg ist zerstört
 1. 5. – Am 8. Mai fährt die U-Bahn wieder
 4. 5. – Der Nasäuger

NSDAP-Gauleiter Karl Kaufmann

Der im Jahr 1900 geborene Gauleiter Karl Otto Kaufmann war der mächtigste Mann der Nationalsozialisten in Hamburg. Er nutzte seine Machtstellung zur Bereicherung und Schaffung eines beispiellosen braunen Bonzenums. Als politischer Leiter der Gestapo hatte er erheblichen Einfluss bei der Verfolgung von Regimegegnern und jüdischen Mitbürgern. Kaufmann wurde zwar am 4. Mai 1945 inhaftiert, aber von der britischen Militärgerichtsbarkeit nie angeklagt. Bis zu seinem Tod im Jahr 1969 lebte er als wohlhabender Bürger in Hamburg. dpa



PATIENTENAKADEMIE

ANÄSTHESIE: WIE SICHER IST EINE NARKOSE?
 Chefärzte Dr. Gert Lohm
 Dienstag, 05. Mai 2015, 18:00 Uhr
 www.patientenakademie.de
 ANAPLUSION DIAGONOMINIUM HAMBURG

Serie: Am 3. Mai vor 70 Jahren war in Hamburg der Zweite Weltkrieg zu Ende. In der Stadt herrschten chaotische Zustände. Vor allem suchen Tausende Menschen verzweifelt ein Dach über dem Kopf. Von Oliver Schirg

Als die Engländer am 3. Mai 1945 am späten Nachmittag über die Elbbrücken kommend das einst so stolze Hamburg besetzten, nahen sie durch eine vom Krieg schwer gezeichnete Stadt. „Rund 53.000 Hamburger Soldaten waren gefallen oder vermisst, dazu kamen noch 45.000 Bombenopfer sowie die ungefähr 55.000 toten KZ-Häftlinge“, schreibt Hartmut Hahn in seinem Buch „Hamburg 1945 – Kriegsende, Not und Neubeginn“.

Der Alltag der Menschen ist von Mangel geprägt. Zwar leiden sie weniger nach Kriegsende nicht an Hunger – auch weil Gauleiter Karl Kaufmann und Kampfkommendant Alwin Weitz in den letzten Apriltagen die Lebensmittelverteilung geöffnet hatten. Für viele Menschen ist es zudem eine Wohltat, die Nächte ohne Angst vor Bombenangriffen durchschlafen zu können. Aber es fehlt an vielen Dingen zur Bewältigung des Alltags.

Holz zum Beispiel, das man zum Kochen oder später zum Heizen benötigte, wird in vielen Fällen – unter nicht geringer Gefahr für das eigene Leben – aus zerstörten Wohngebäuden geholt. „Unsere Suche nach Holz und möglicherweise Koks aus verschütteten Heizungskellern war aus zweifeln Gründen nicht ungefährlich“, schreibt der Hamburger Reinhard Reuss in seinen Erinnerungen. „Die Trümmer konnten jederzeit einstürzen. 2. Große Gefahr ging von eventuell noch vorhandenen Blindgängern aus.“

Hinzu kommt, dass Holz nicht einfach so in der Gegend herumliegt. Teilweise mussten angelegte Türhaken aus dem Mauerwerk gebrochen werden, auch waren viele verkohlte Holzbalken, auf denen ursprünglich die Fußböden der einzelnen Etagen ruhten, eine heiß begehrte Beute. „Manchmal werden die Menschen auf dem Balkon oder im Keller fündig. Vor allem öffentliche Parks wie das Niendorfer Gehege sind gefürchtet. Mit Äxten und Säge gängen die Erwachsenen daran, Sträucher abzuhacken oder ganze Bäume zu fällen. Die Promenade ist über Nacht abgeholzt worden“, erinnert sich Horst Moldenhauer, der das Kriegsende in Niendorf erlebte. „Da waren Räume, die konnte man mit vier Mann kaum umfassen. Die alten Buchen waren weg. Und das war mit dem Niendorfer Gehege genauso passiert, wenn die Engländer nicht aufgepasst hätten.“ Die



Ein Paar läuft nach Kriegsende auf einer Straße in der Ruinenlandschaft des zerstörten Hamburg. Der Alltag der Menschen ist von Mangel geprägt

ulfstein bild

Stadt der Bunkermenschen

Engländer kampieren auf den Wiesen. „Sie haben mit der Maschinenpistole in die Bäume reingeschossen und haben die Leute so vertrieben. Sonst wäre das Gehege ein Bauh der Art und der Kettensäge geworden.“

Auch der Diebstahl von Kohle gehört zum Alltag. „Ganz Mutige“ lauern den Kohletransporten der Reichsbahn auf, wie Reuss in seinen Erinnerungen schreibt. „So zum Beispiel auf der sogenannten Verbindungsbahn zwischen dem Hauptbahnhof und dem Bahnhof Altona – insbesondere auf dem Streifen zwischen Lombardebücke und Sternbrücke.“ Immer wenn ein Zug vor einem Rotsignal halten muss, klettern – zumeist sind es Jungen – auf die Waggons und werfen die Kohle zum Aufnehmen hinunter. „Häufig waren die Züge der englischen Soldaten bewacht, sodass der Gebrauch von Schusswaffen nicht ausgeschlossen war.“ Eine andere Möglichkeit, an Koh-

len zu kommen, bieten die Schuten auf dem Isebekkanal. Diese sind oft mit Anthrazitkohle beladen. „Sie wurden bei Meinicke & Hertz angekauft und dimpelten bis zur Einladung für die Engländer und die Krankenhäuser leicht zugänglich auf dem Kanal herum“, schreibt Reuss.

Die deutsche Schutenwache wird dabei mit Zigaretten oder Alkohol bestochen. „Der Wachhabende, der ohne großen Scharfsinn den Grund unserer Visite begriff, verschwand in einer Art kleinen Kajüte im Vorschiff, um die Tauschware zu verstauben und am mal nach dem Ofen zu schauen“, berichtet Reuss. „Jetzt war Elbe geloten: Wir warfen richtige Anthrazitblöcke ans Ufer und stopften Taschen und Beutel mit kleineren Stücken voll.“ Dabei wird nach der Herkunft der Kohle vorzichtshalber nicht gefragt.

Gänse, Hühner oder Kaninchen auf dem Balkon zu halten, war völlig normal

Die heute 80-jährige Margot Bergmann erinnert sich gut an den Einfallsreichtum, mit dem die Menschen versuchten, ihre Not zu lindern. „Es war normal, auf seinem Balkon Gänse, Hühner oder Kaninchen zu halten. Normal waren auch die drei mal vier Meter großen Beete in den Innenhöfen. Wer Farterra wohnt, hat Glück. Er kann das Fleckchen Erde umpflügen und mit Wurzeln, Tomaten, Kohlrabi oder Kartoffeln boglanzen.“

Anderer Städter versuchen ihr Glück bei den Bauern im Hamburger Umland. Hier gibt es am besten die Möglichkeit, Lebensmittel gegen wertvolle Schätze aus dem privaten Besitz einzutauschen. Allerdings ist die „Vielfalt“ der Lebensmittel beschränkt: Kartoffeln, Porree und Strekrüben sind noch am ehesten zu bekommen.

Albert Schäfer – ein mutiger Unternehmer

Albert Schäfer, der Generaldirektor der Hamburger Phoenix-Gummiswerke, gehörte zu den drei Männern, die am 30. April 1945 zu der Elbe liegenden britischen Truppen aufmachten. Eigentlich sollten sie, neben Schäfer sind Stabsarzt Professor Hermann Burdach und Leutnant Otto von Lann dabei, das Besetzung des Hamburger Lazarets aufhören.

Hamburgs Stunde null

Die Situation Hamburgs unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist Kern des Multimediale Projekts *Hamburgs Stunde Null*. Im Mai 1945 ist fast die Hälfte der Hansestadt zerstört. Rund 100.000 Hamburgerinnen und Hamburger haben ihr Leben verloren. Ausführliche Texte, Bilder, Grafiken und Videoaufnahmen vermitteln einen Überblick über die Situation vor 70 Jahren.

Wer Erinnerungen von Zeitzeugen anschauen will, wird im Internet unter der Adresse *dbate.de* fündig.

Ein großes Problem besteht darin, ins Umland zu kommen. „Wenn man Glück hatte, erwischte man einen Zug mit den alten preussischen Dreiachsler-Personenwaggons mit den zig Türen und am ganzen Waggon entlanglaufenden „Trittbrettern“, schreibt Reuss. Eine andere Möglichkeit besteht darin, in offenen Güterwaggons zu fahren. Dort stehen die Menschen eng gedrängt – bei Wind und Wetter.“

Während der Zeit des Krieges schwankt die Zahl der Bevölkerung in der Hansestadt beträchtlich. Bis 1943 sei ihre Einwohnerzahl aufgrund von Wehr- und Arbeitsdiensten um rund 150.000 Personen gesunken, schreibt der Mitarbeiter der Baubehörde, Arthur Döhl, in einem Überblick über die Kriegsschäden in Hamburg. „Die Großangriffe im Juli 1943 bewirkten eine fluchtartige Verminderung der Bevölkerungsbestandes, und die Bevölkerungsziffer sank auf rund 800.000 Per-

sonen herab, also auf die Hälfte des Vorkriegsbestandes.“

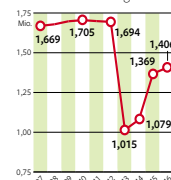
Allerdings kehren nach den schweren Bombenangriffen viele Hamburger in ihre Stadt zurück, sodass Ende des Jahres 1945 schon wieder 1,3 Millionen Einwohner in Hamburg wohnten. Das Problem: Es fehlt an allen Ecken und Enden an Wohnraum. „Während in der Vorkriegszeit im Durchschnitt 3,1 Personen je Wohnung untergebracht waren, wohnten 1946 durchschnittlich 6,5 Personen in einer Wohnung.“ Die Folgen sind „an sozialer, hygienischer, psychologischer und politischer Hinsicht“ erheblich.

Diese ohnehin schwierige Situation wird noch dadurch verschärft, dass viele Hamburgerinnen und Hamburger, die während des Krieges über das gesamte Deutsche Reich verteilt worden waren, jetzt nach Hamburg zurückkehren. Da hilft es auch nicht, dass die Besatzungsmächte vereinbart haben, niemand dürfe in eine andere Besatzungszone übersiedeln. Das erhöht nur die Zahl der Menschen, die sich illegal in Hamburg aufhalten.

Es ist aber nicht nur der Mangel an Wohnraum, der die Menschen plant. Weil große Teile Hamburgs zerstört sind, ist innerhalb der Stadt eine Unwacht entstanden. Viele Menschen müssen in den Handgebeten Hamburgs untergebracht werden. Einige – vor allem innerstädtische – Stätte haben fast 100 Prozent der Bevölkerung verloren, während die ländlichen Ortsteile 100 Prozent und mehr Bevölkerungszunahme verzeichnen.

Reinhard Reuss erlebt als Neunjähriger in der Isestraße das Ende des Krieges. Nach der Kapitulation war Hamburg geprägt durch eine unschreibliche Wohnungsmisere. Ausge-

Die Einwohnerzahlen während des Zweiten Weltkriegs



Quelle: H. Graf

bombte, Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen, Schlesien, Pommern, Sudetenland suchen eine Unterkunft. Sie werden „zunächst in Kasernen, Turnhallen, Nissenhütten und sonstigen Massenunterkünften untergebracht, sofern sie nicht mehr von den Wohnungsämtern als Untermieter in noch bestehende Wohnungen vermittelt werden konnten“.

Die heutige Max-Brauer-Allee wurde, so berichtet Reuss, in jenen Tagen „Wilddecksallee“ genannt, weil in den Unterküften und Kasernen die Familien sich „durch herabhängende Wolldecken voneinander abtrennen“. So gelang es ihnen, wenigstens einen Hauch von persönlicher Atmosphäre zu schaffen.

Ende 1945 leben 42.000 Hamburger in sogenannten Nissenhütten

Aus heutiger Sicht ist es kaum vorstellbar, wie viele Menschen in einzelnen, zumeist kleinen Zimmern und Räumen untergebracht wurden. „Tausende Hamburger Bürger lebten unter erbärmlichen Verhältnissen in Behelfsheimen oder als Bunkerbewohner“, schreibt Holtheim. „Die Belegung von Räumen mit bis zu 16 Personen war durchaus keine Seltenheit.“

Die britischen Besatzungstruppen versuchen der Wohnungsnot mit der Lieferung von Baracken, den sogenannten Nissenhütten, zu begegnen. Ende 1945 leben in derartigen Unterkünften rund 42.000 Hamburgerinnen und Hamburger.

In Hamburg werden an 29 Orten Nissenhütten aufgestellt. „Sie erhielten Holz- oder Zementfußböden und wurden, wenn irgend möglich, an das Wasser- und Kanalisationsnetz der jeweiligen Straßenzüge angeschlossen.“ Holtheim zufolge umfassten die Blöcke jeweils 30 Baracken, in denen insgesamt 540 Menschen untergebracht wurden. Die Versorgung erfolgte zumeist über Gemeinschaftsküchen. „Ein Ziel der Hamburger Bauverwaltung war es, in zwei Drittel aller Nissenhütten Familien unterzubringen, wobei dann jede Baracke zwei abgeschlossene Wohnungen mit elektrischem Licht und Wasserversorgung für zwei Familien haben sollte.“

Die Beiträge der Serie

- 28. 4. – Mit den Parzen kam der Frieden
- 29. 4. – Der Alltag kurz nach dem Krieg
- 30. 4. – Das halbe Hamburg ist zerstört
- 2. 5. – Am 5. Mai über die Elbe wieder
- 4. 5. – Der Neustädter

Wahnsinnsangebote!!!

PLÖB Nur solange der Vorrat reicht!!!

Frühlings-Knallerpreise im Lagerverkauf!

Gartenmöbel aus Teak (und vieles mehr) in Hülle und Fülle!
Angebote gültig vom 02.05.2015 - 15.05.2015
 Sichern Sie sich einzigartige Gartenmöbel, zu sensationellen Preisen!

Klapptisch Eco Teak natur, L/B/H 120x70x75 cm **49€** STAFF-79€

Klapptisch Eco Teak natur, L/B/H 120x70x72 cm **198€** STAFF-209€

Sessel Kunststoffgeflecht honey inkl. Polster, Aluminiumrahmen, B/H 65x65x83 cm **129€** STAFF-219€

Auszugstisch oval/Teak natur, L/B/H 150(210)x100x75 cm mit Synchronauszug und integrierter Klappeneinlage **399€** STAFF-719€

Sonnenliege ECO TEAK, MIT RÄDERN UND TABLETT, B/H 200x70x36 CM **198€** STAFF-319€

Öffnungszeiten: Mo - Fr von 10:00 - 17:00 Uhr und samstags von 10:00 - 14:00 Uhr
 Dönremerstraße 10, 22689 Barmbek - Tel. 430 33 0 7, 77 1 1, info@plöb.com, www.plöb.com

Serie: Am 3. Mai vor 70 Jahren war in Hamburg der Zweite Weltkrieg zu Ende. Auch wenn viele Strecken des öffentlichen Verkehrs beschädigt waren, fuhren U- und Straßenbahn schon wenige Tage nach der Kapitulation wieder.
Von Oliver Schirg

Ab zwölf Uhr galt am 3. Mai 1945 für alle Straßen- und U-Bahnen sowie die städtischen Omnibusse und die Eisenbahn ein Fahrverbot. Diese Anweisung der Engländer wurde zwar schon am Tag nach dem Einmarsch der Besatzungstruppen wieder aufgehoben. Allerdings machten verschüttete Straßen einen regelmäßigen Verkehr – egal ob auf den Straßen oder auf Schienen – zunächst kaum möglich. Vor dem Krieg gab es in Hamburg etliche Hundertmeter lange Straßenbahn. Hinzu kamen die U-Bahn-Ringlinie mit ihren Abzweigungen in die wichtigsten Stadtviertel und ein regelmäßiger Linienbetrieb der Alsterschiffe sowie Vorortbahnen.

Es sollte fünf Tage dauern, bis am 8. Mai die erste U-Bahn wieder fuhr. Wie Marcus Schomacker auf seiner Internetseite „Hamburger-Untergrundbahn.de“ schreibt, verkehrten Züge auf folgenden Strecken: a) nordwestlicher Ring zwischen Barmbek und Sternschanze, b) Kelljung-Langenhorn zwischen Ochsenzoll und Jungfernstieg, c) Walddorfer zwischen Ohlstedt und Jungfernstieg, d) in Richtung Eimsbüttel zwischen Osterstraße und Hellkamp.

Die Züge hielten nicht in Sierichstraße, Christuskirche, Habichtstraße und Klein-Borstel, da diese Stationen erheblich beschädigt waren, schreibt Schomacker. Die Walddorferzüge wiederum fuhren zunächst nach Barmbek, dann zur Kelljungstraße und von dort weiter zum Jungfernstieg. Die Fahrt über die Station Mundwurg war nicht möglich.

Wenig Menschen in weniger zerstörten Randgebieten Hamburgs lebten, war es wichtig, nach der Kapitulation rasch den öffentlichen Verkehr wieder in Gang zu bringen. Bereits am 5. Mai war zwischen Blankenese und Poppenbüttel der S-Bahn-Betrieb – wenn auch behelfsmäßig – wieder aufgenommen worden.

Ein Problem ergab sich dadurch, dass die britische Besatzungsverwaltung vor allem in Harvestehude angesiedelt wurde. Bei allen U-Bahn-Zügen, die durch Harvestehude fahren, musste auf Weisung der Briten die Besatzung eines jeden Zuges für Englander bleiben. Die Regelung, die deutschen Zivilisten die Mitfahrt in diesen Abteilen untersagte, galt bis weit in den August 1945 hinein.

Grundsätzlich hatten Besatzungsanghörige in öffentlichen Verkehrsmitteln freie Fahrt, schreibt der Historiker Michael Ahrens in seinem Buch „Die Briten in Hamburg – Besatzer 1945-1958“. „Im Juli 1945 ordnete die Militärregierung an, dass für Soldaten stets die Vorderrampfen der Straßenbahnwagen frei zu halten waren. Entsprechende Hinweisschilder der Hochbahn waren an allen Wagen angebracht.“

Ähnliche Regelungen galten in S-Bahnen. Dort waren jeweils ganze Abteile (Compartments) für Britische



Das zerstörte Stadthaus und Brücke nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Viele Straßen waren schwer beschädigt. Doch U- und Straßenbahnen sollten rasch wieder ihren Betrieb aufnehmen. (Vatags Germany)

Am 8. Mai fuhr wieder die U-Bahn

Angehörige reserviert, die, egal, wie voll besetzt die Bahnen waren, nur von Briten genutzt werden durften“.

Bis zur Wiederaufnahme des Straßenbahnbetriebes dauerte es einige Tage länger. „Am 16. Mai verkehrten die ersten Straßenbahnen“, sagt Daniel Frahm, Historiker bei der Hochbahn. Insgesamt rollten die Bahnen auf 14 Strecken wieder.

Allerdings wurde in den darauf folgenden Wochen rasch deutlich, dass angesichts des Mangels an Kohle nicht ausreichend Elektrizität zur Verfügung gestellt werden konnte. So verließen die Engländer am 22. Juli 1945 – seine sonntägliche Betriebsruhe von 10 bis 16 Uhr – im gesamten Netz“, schreibt Schomacker.

Viele Fährkassen wurden zum Transport von Schutt eingesetzt

Auch der Fährverkehr lag daneben. Vor dem Krieg gab es im Hamburger Hafen einen eng getakteten Liniendienst. In den ersten Wochen nach der Kapitulation konnten keine Fähren fahren, weil Teile des Hafengebietes noch vermint waren“, sagt Frahm. In den Hafenbecken lagen zudem an vielen Stellen Schiffswracks. Hinzu kam, dass viele „Fährkassen“ nach dem Krieg requiriert und zum Transport von Material verwendet wurden.

Nach Angaben von Arthur Dähn von der Hamburger Baubehörde erlitten die Anlagen der Deutschen Reichsbahn und der Hamburger Hochbahn besonders schwere Zerstörungen an den Brücken. „So wurden etwa 20 Bahnbrücken völlig zerstört und 40 Bahnbrücken so stark beschädigt, dass sie erst nach Durchführung umfangreicher Wiederherstellungsarbeiten befahrbar wurden.“

Hamburgs Stunde Null

Die Situation Hamburgs unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist Kern des Multimedia-Projekts *hamburgstundennull.de*. Ausführliche Texte, Grafiken, Bilder und Videoaufnahmen vermitteln einen Überblick über die Situation vor 70 Jahren.

Die bisherigen Serienteile finden Sie unter [www.abendblatt.de/stundennull](http://abendblatt.de/stundennull)

Der NDR erzählt unter der www.ndr.de/liebesleben/packende-geschichten von jener Zeit.

Hinzu kam, dass etwa 90 Kilometer Gleise und 300 Weichen dem Bombenangriffen zum Opfer gefallen waren. Besonders leicht hatte die Eisenbahninfrastruktur auf dem Gelände des Hafens. „Die Gleisanlagen ‚Veddeler Damm‘ waren durch Luftangriffe schwer getroffen worden“, schreibt Michael Ahrens. Das beeinträchtigte den Gütertransport an die Liegeplätze.

„Bei der U-Bahn traten größere Zerstörungen ein, so dass die Linie Hauptbahnhof/Rothensborg völlig ausfiel und der Ring zwischen Barmbek und Berliner Tor nicht befahren werden konnte“, schreibt Dähn. Tunnelanlagen waren durch Vollerfrier teilweise außer Betrieb gesetzt worden.

„Die U-Bahn in der Mönckebergstraße war ebenso wie die U-Bahnhaltestelle Christuskirche in Eimsbüttel durch einen direkten Bombentreffer so beschädigt, das dort keine U-Bahn fah-

ren bzw. halten konnte“, sagt Frahm. Die Haltestelle an den Landungsbrücken wiederum war gleich zwei Mal von Bomben getroffen worden. Obhin galten die südlichen Teile der Ringlinie als schwer in Mitleidenschaft gezogen. „Der Bereich an der Elbe unweit des Hafens war nicht befahrbar.“

Nicht weniger schwer fiel ins Gewicht, dass gut ein Drittel der U-Bahnwagen im Krieg zerstört wurden. „Unregelmäßig waren noch 1944 die Untergestelle von 100 U-Bahnwagen nach Görzitz transportiert worden, damit sie dort wieder aufgearbeitet werden konnten“, schreibt Hartmut Hohlbein in seinem Buch „Hamburg 1945 – Krisensende, Not und Neubeginn“.

Hinzu kam, dass ein Drittel der Straßenbahnwagen und Werkstätten im Krieg zerstört wurde, sagt Frahm. 500 von 1600 Straßenbahnwagen fehlten, und eine Vielzahl der Werkstätten im Krieg konnten nicht oder nur teilweise genutzt werden.“

Letztlich war auch die Personalfrage oftmals schwer zu beantworten. Rund 1500 Arbeitskräfte wurden für die verschiedenen Bereiche gesucht. Erschwerend kam hinzu, dass auf Anweisung der Briten 553 Mitarbeiter entlassen wurden, die nach dem 1. April 1953 in die NSDAP eingetreten waren, schreibt Marcus Schomacker.

Wie schwer der Ausfall der Straßenbahn die Stadt traf, lässt sich daran erkennen, dass sie für den Wirtschaftsverkehr und die Beseitigung von Trümmern von großer Bedeutung war. Der Rathausmarkt galt beispielsweise als zentraler Paketumschlagplatz. „Pakete wurden dort so wie andere Wirtschaftsgüter mit der Straßenbahn zu verschiedenen Punkten der Stadt befördert“, schreibt Hohlbein.

Damit möglichst rasch wieder U- und Straßenbahnen regelmäßig fahren konnten, wurde bei den Aufräumungsarbeiten besonderes Augenmerk auf zentrale Straßenzüge gelegt. „Die Räumung der Ferdinandsstraße machte es endlich möglich, die Straßenbahnlinien 16, 18 und 22 wieder über den Rathausmarkt zu führen“, schreibt Hohlbein. Auf intakten Strecken galt es, einen regelmäßigen Verkehr von U- und Straßenbahnen im 15-Minuten-Takt zu gewährleisten.

Schon im Juli 1945 waren die Schienen an den Oberleitungen großteils behoben

Zwar konnte von einem regulären Betrieb für die ganze Stadt keine Rede sein, aber bereits im Juli 1945 waren die Schienen an Straßenbahngleisen und Oberleitungen weitgehend behoben, schreibt Hohlbein. Bei der Instandsetzung von beschädigten Strecken hat man einen Teil der benötigten Materials aus Rothensborgort genommen, indem man dort die zerstörte Linie demonsterte“, sagt Frahm.

Von großer Bedeutung war die Aufnahme der täglichen Bahnverbindung zwischen dem Hamburger Hauptbahnhof und dem Süderberaum Mitte Juli 1945. „Um möglichst viele Personen zwischen Harburg und Hamburg befördern zu können, setzte die Reichsbahn die für die Hamburg-Lübeck-Büchener-Eisenbahn gebauten doppelgleisigen Wagen ein“, schreibt Hohlbein.

Bei den Straßen waren die Zerstörungen noch größer als bei der Straßen- und der U-Bahn. Sie seien an 4300 Stellen beschädigt gewesen, fand Dähn heraus. So galten rund 250000 Quadratmeter Straßenfläche als zerstört. „Die Schäden ergaben sich aus Sprengbomben, die das Straßenpflaster auf-

sen; durch Hitzeeinwirkungen im Festerturm, die das Granitpflaster aufbrechen ließen, und durch herabstürzende Gebäudetrümmer, die Straßen und Fußwege beschädigten.“

Die ersten Fortschritte im öffentlichen Leben nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes und der Besetzung durch die Engländer zeigten sich bereits im Sommer. Dazu gehörte die Freigabe von 500 Telefonanschlüssen für auswärtige Gespräche durch die Engländer. Die Nachfrage hielt sich allerdings in Grenzen. Lediglich 24 Interessenten gab es, so dass die meisten Anschlüsse der Verwaltung und der Handelskammer überlassen wurden.

Auch die Wiedereinrichtung der Schulen am 6. August 1945 – jene, die nicht zerstört waren, hatten in den ersten Nachkriegswochen als Notunterkunft gedient – war ein solches Zeichen. Hohlbein zufolge wurden in der zweiten Augustwoche rund 150 Schulgebäude wiedereröffnet. In etwa 1000 Schulklassen lernten rund 50000 Kinder. Zuvor hatte die Militärregierung 1000 Lehrern die Befugnis für den Unterricht erteilt. Die Eröffnung der Schulen hatte für viele Familien einen positiven Nebeneffekt, wie Reinhard Reuss in seinen Erinnerungen schreibt: die von den Engländern ins Leben geführte regelmäßige Schulpflichtung.

Die Beiträge der Serie

- 28. 4. – Mit den Planeten kam der Frieden
- 29. 4. – Der Alltag kurz nach dem Krieg
- 30. 4. – Das halbe Hamburg ist zerstört
- 2. 5. – Am 8. Mai fährt die U-Bahn wieder
- 4. 5. – Der Nachjäger

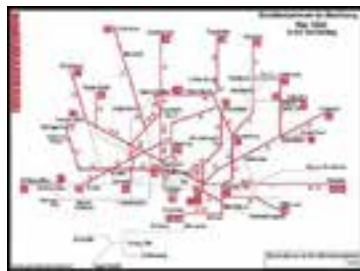
Otto von Laun

Otto von Laun ist wohl eher durch einen Zufall zu einem der drei Männer geworden, die den Weg für die Kapitulation Hamburgs am 3. Mai 1945 ebneten. Am Nachmittag des 28. April 1945 besuchte der junge Leutnant seine Eltern. Sein Vater, der anerkannte Staatsrechtler Rudolf von Laun, hatte gerade Besuch von dem Kinderarzt Prof. Hermann Burckhard, der im Bereich Harburg als Divisionsarzt eingesetzt war. Burckhard bat um Rat,



wie man sich als Parlamentär verhalten solle. Er wollte die Engländer bitten, das Lazarett Harburg nicht mehr mit

Artillerie zu beschießen. Otto von Laun spricht fließend englisch und bietet sich als Dolmetscher an. Im Gasthof Hobeufst bei Appeltshüt an heutigen B75 treffen die Parlamentäre auf Captain Tom Lindsay, der im Verlaufe des Treffens fragt, ob Hamburg bereit sei, zu kapitulieren. Nach dem Krieg arbeitete Otto von Laun als Rechtsanwalt. Im Alter von 85 Jahren starb er im Jahr 2000 in seinem Wohnort Ahrensburg.



Zeitzeugen. 70 Jahre danach

Die Uhr läuft ab. Die Zeitung nutzt die vorletzte Chance, Menschen zu befragen, die die Ereignisse vor 70 Jahren bewusst miterlebt haben. Nicht jedes Telefonat führt zum Erfolg, aber die Reporter fördern Geschichten zu Tage, die bisher nicht bekannt waren.

Am Anfang war der Aufruf

Wie haben unsere Leser das Kriegsende und den Wiederaufbau erlebt? Diese Frage stand am Anfang der Serie, die wir folgerichtig mit einem Aufruf Ende Januar 2015 in der Lokalausgabe Ulm der SÜDWEST PRESSE starteten – und zwar mit Bildern der beiden zerstörten Städte Ulm und Neu-Ulm und einem Foto von fünf jungen Burschen, die im Sommer 1945 Backsteine für den Wiederaufbau putzen.

Um 9 Uhr am Erscheinungstag klingelte das Telefon, um 10 Uhr hatten wir die Namen von vier der fünf Burschen und mehrere Geschichten: die der Backsteinputzer und die der Flakhelfer- und Volksfront-Generation, die mit Karabinern und Panzerfäusten sich den auf Ulm vorrückenden US-Amerikanern und Franzosen entgegenstellen sollten.

Nicht alle der rund 30 Telefonate führten direkt zu einer Geschichte, oft kam sie über Umwege zustande und erforderte viel Recherchearbeit wie beispielsweise der Artikel „Unvergessen bleibt die Nacht“. Aufgrund spärlicher Informationen – eine der betroffenen Familien wollte trotz einer ersten Zusage kein weitergehendes Gespräch vereinbaren

(„Lassen Sie das doch ruhen, das reißt alte Wunden auf“) – war eine Fahrt ins Staatsarchiv Ludwigsburg nötig, um dort die Quellen, also die 1948 vor Gericht gemachten Aussagen, einzusehen und die Geschichte doch zu schreiben. Weil sie einfach für die Gemeinde Illerkirchberg, die sich aus Unter- und Oberkirchberg zusammensetzt, von Bedeutung ist. Am Jahrestag der Exekution fand am Ort des Verbrechens eine Gedenkveranstaltung statt.

Wochen nach dem Aufruf klingelte eines Abends das Telefon. Am anderen Ende war eine US-Amerikanerin mit Ulmer Wurzeln. Ob wir Interesse hätten, sie könne eventuell den Kontakt zu einem GI herstellen, der mit seinem Regiment am 24. April 1945 in Ulm einmarschiert war. Ja, wir hatten Interesse – und der 91-jährige Myron Roker wurde eingeflogen. Verrückt, aber wahr. Er brachte Geschichten und Fotos mit und natürlich seine Uniform, in der er sich ganz stolz ablichten ließ.

Es ergaben sich aber auch ganz andere Artikel. Ein Leser hatte die Geschichte Ulmer Juden recherchiert, denen es gelungen war zu emigrieren und die in der

US-amerikanischen oder britischen Uniform nach Deutschland zurückkehrten. Im Fall von Peter Ury nach Ulm.

Elsa Koch berichtete von ihrer Flucht aus Ungarn und ihrer Ankunft in der Ulmer Kienlesbergkaserne, eine Zwischenstation für mehr als 250.000 Flüchtlinge in den Nachkriegsjahren. Elsa Koch blieb in der Region hängen, sie lebt heute 15 Kilometer von Ulm entfernt.

Den Abschluss der Serie bildeten die Erinnerungen des Kriegswaisen Otto Schübler, der Ende 1943 seinen Vater an der Ostfront und am letzten Kriegstag in Ulm seine Mutter und Schwester verloren hat. Elf Jahre war er damals alt, an diesem ersten Weihnachten nach dem Krieg, und wie er sich fühlte, obwohl die Großeltern ihn aufgenommen hatten, zeigt der Titel der Geschichte: „Ich war allein auf der Welt“.

Rudi Kübler

Noch Fragen?

Rudi Kübler, Telefon: 0731/156 564, E-Mail: r.kuebler@swp.de

ZEITZEUGEN
70 Jahre danach



Der junge Eugen Behr – er stand kurz vor seinem 17. Geburtstag, als er in der Unterkirchberger Schreckensnacht zusammen mit Georg Gerlach und Georg Hermann ermordet wurde. Im Hintergrund ist der kleine Gedenkstein zu sehen, den die Gemeinde Illerkirchberg vor zehn Jahren im Gedenken an die drei Opfer hat aufstellen lassen. Foto: Franz Glöggler

„Unvergesslich bleibt die Nacht“

Stunden vor Kriegsende lässt der Unterkirchberger Ortsgruppenleiter drei Männer exekutieren

Rein zufällig kam mir zur Kenntnis, dass der ehemalige Ortsgruppenleiter in Unterkirchberg, Anton Nothelfer, sich auf freiem Fuß befindet... es ist unerträglich zu wissen, dass in unserer unmittelbaren Umgebung Mörder frei herumlaufen können, die in den Tagen des Zusammenbruchs drei bzw. vier Menschen erschießen ließen.“ Dieses Schreiben vom Juni 1948 an die Spruchkammer Ulm-Land setzte ein Verfahren in Gang, das ohne Willi Sauter wahrscheinlich nie aktenkundig geworden wäre. Der damalige Ulmer SPD-Stadtrat saß selber im KZ, er wusste, was die Nazis Andersdenkenden angetan hatten. Er zeigte Ortsgruppenleiter Nothelfer an, der unmittelbar vor Kriegsende, genau in der Nacht vom 23. auf 24. April 1945, die Hauptrolle in einem Drama spielte, das Unterkirchberg erschütterte. Weil an dessen Ende drei Männer tot am Boden lagen, exekutiert am Ortsrand: Adler-Wirt Georg Gerlach, Schmied Georg Hermann und der erst 16-jährige Eugen Behr.

So in Kürze die Geschichte, die der Lehrer Erwin Weiß 1953 in der Ortschronik dokumentiert hat – die aber in Teilen der Korrektur und der Ergänzung bedarf. Unter anderem irrt Weiß in zwei wesentlichen Dingen: Erstens fand die Schreckensnacht bereits vom 23. auf den 24. April 1945 statt – und nicht, wie er schreibt, 24 Stunden später. Das belegen eindeutig sämtliche Aussagen im Spruchkammerverfahren, die im Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrt werden. Zweitens han-

delt es sich nicht um ein Unglück, sondern um „ein Verbrechen wider die Menschlichkeit“, wie es im Mitte November 1948 gefällten Urteil gegen Nothelfer heißt.

Die Vorgeschichte. US-amerikanische und französische Truppen rückten vor. Teils kam es in den Dörfern westlich von Ulm zu Schusswechseln, teils wurden weiße Fahnen geschwenkt als Zeichen der Kapitulation. Letzteres kam für Ortsgruppenleiter Anton Nothelfer nicht in Frage. Der gelehrte Zimmermann, geboren 1899, seit 1932 Mitglied der NSDAP und Unterkirchberger Ortsgruppenleiter, gilt als strammer Nazi. Der Vater von vier Kindern, 1,69 Meter groß, graumelierte Haare, so die Personenbeschreibung bei seiner Verhaftung, wird von den Zeugen als „radikal, brutal und fanatisch“ beschrieben. Nothelfer habe sich „in seinem Größenwahn eingebildet, bald so viel zu sein wie Hitler selbst“, Unterkirchberg zu verteidigen „bis auf den letzten Stein“ – diesen Befehl gibt der Volkssturmführer aus. Diese Order geht wie ein Lauffeuer durchs Dorf, auf jedem Hof, in jedem Haus wird darüber erregt gesprochen...

Die Verweigerung. „Der Feind hatte im Dorf keinen nennenswerten Schaden angerichtet“, schreibt Chronist Weiß, um im nächsten Satz den Wahnsinn des Nothelferschen Untfangens mit einer Zahl zu belegen: Ganze sieben italienische Gewehre standen zur Verteidigung bereit – und die konnte nicht jeder Volkssturmmann bedienen“. Was für ein Wahnsinn! Das

Dorf würde zerstört, Männer, Frauen und Kinder kämen ums Leben, und alles wegen dieses unsinnigen Befehls. Vielleicht lässt der Ortsgruppenleiter ja mit sich reden? 20 bis 25 Unterkirchberger, alte und junge Volkssturmmänner, Parteigenossen und Soldaten des Ersten Weltkriegs, machen sich auf den Weg zu Nothelfer. Landwirt Josef Behr, der Vater des 16-jährigen Eugen Behr, der Stunden später erschossen wird, gab in seiner Zeugenvernehmung zu Protokoll: „Hans König (der örtliche Busunternehmer – Anm. d. Red.) sagte ihm wörtlich vor uns versammelten Männern:

Nothelfer: Der Ort wird verteidigt, ihr feigen Hunde!

„So, jetzt erklär' dich hier, ob du den Ort verteidigst.“ Nothelfer erwiderte darauf dreimal: „Der Ort wird verteidigt, ihr feigen Hunde.“

Die Festnahme. Die Männer sind erobert, es kommt zu Handgreiflichkeiten. Sie ohrfeigen den Ortsgruppenleiter, nehmen ihm die Waffe ab und stoßen ihn die Treppe hinunter. Nothelfer blutet. Der Spruchkammer erschien es aber unwesentlich, wer den Betroffenen geschlagen hatte. In der Urteilsbegründung heißt es: „Fest steht, dass die Männer den Betroffenen im Rathauskeller in Sicherheitsverwahrung nehmen wollten, um schlimmes Unheil für ihr Dorf zu verhüten.“

Der Tumult. Die Abordnung kommt nicht weit mit ihrem Gefangen, schon nach ein paar Metern wird die Gruppe von Titus Nothelfer, dem Bruder des Ortsgruppenleiters, angehalten. Er schreit: „Heil Hitler, was geht hier vor?“ Karl König (Bruder von Hans König und ebenfalls Busunternehmer – Anm. d. Red.) antwortet: „Aus ist's mit Heil Hitler!“ Worauf es zu einer Schlägerei kommt. Als plötzlich mehrere Soldaten auftauchen, erkennt Anton Nothelfer die Gunst der Stunde; er, der Ortsgruppenleiter, macht die Wehrmachtstreife auf seine Verhaftung aufmerksam. Ein Humult entsteht, in dessen Verlauf ein Soldat erschossen, ein weiterer verletzt wird. Laut Aussage von Sebastian Schindler, der Ortsabordnung gehörte, schreit Nothelfer den Soldaten in höchster Erregung zu: „Hängt die Lumpen auf!“ Als weitere Soldaten erscheinen, schlagen sich die Unterkirchberger, die Dunkelheit nutzend, in die Büsche.

Das Antreten. Irgendwann zwischen 22 und 23 Uhr läuft Hans Weidmann durchs Dorf, der Amts-

diener schellt mit der Glocke. Alle Männer zwischen 17 und 70 müssen um 23 Uhr vor der Wirtschaft „Adler“ antreten, „wer nicht erscheint, wird erschossen“. Rund 60 Männer und Burschen treten vor der Wirtschaft an, in Zweierreihe. Ein SS-Offizier, der die Soldaten befehligt, lässt die Unterkirchberger Männer vor das Haus des Ortsgruppenleiters marschieren. „Nothelfer ging die Front ab und suchte sich verschiedene Leute heraus, unter anderem auch meinen Sohn Eugen, der neben mir stand, packte ihn bei der Brust und zog ihn aus dem Giebel“, gab Josef Behr später an. Was sein „16-jähriger harmloser Sohn, fast noch ein Kind“, verbrochen haben soll, ist ihm nicht klar. Er selber wird verschont, „nein, du warst nicht dabei“, habe Nothelfer gesagt. Mit dem jungen Eugen Behr werden Georg Gerlach und Georg Hermann sowie Karl Schlegel, Sebastian Schrof und Günter Schnell abgeführt – zur Vernehmung, verurteilte Behrs Väter. Er sieht seinen Sohn zum letzten Mal lebend.

Die Exekution. Schlegel und Schrof werden brennend, Schnell überlebt auf wundersame Weise die Hinrichtung. In seiner Vernehmung beschrieb er später diese „letzten Minuten“. Ein Verhör habe nicht stattgefunden; er, der sich erklären will, weil er Soldat ist, wird vom Oberleutnant der SS mehrmals ins Gesicht geschlagen. „Er erklärte uns dann, dass mit Verbrechen wie mit Verbrechen gehandelt werde. Wir wurden vor einem etwa drei Meter hohen Rain aufgestellt... vor jedem von uns stand ein SS-Mann in einem Abstand von zirka drei Metern. Fälschlich kommandierte der Oberleutnant: „Entsichern – Feuer frei!“ Schnell überlebt, weil er sich sofort nach dem Kommando fallen lässt, aufspringt und auf den Offizier losgeht. Er wird zwar überwältigt, kann sich aber endlich als Soldat zu erkennen geben. Der Oberleutnant brüllt ihn an, er solle abhauen. Die Toten bleiben liegen, die ganze Nacht über. „Ich fand meinen Sohn Eugen erst am nächsten Morgen tot auf“, so die Aussage von Josef Behr.

Der Prozess. Die Beweislage ist erdrückend in der Verhandlung vor der Spruchkammer, die am 16. und 17. November 1948 in Ulm stattfindet. Nothelfers Verteidiger hatte in einer mehrseitigen Einlassung vor dem Prozess die Unschuld seines Sohns Eugen betont, in seiner Stellung als örtlicher Volkssturmführer hatte er selbst die Sinnlosigkeit einer Verteidigung Unterkirchbergs eingeschaut & schon vor den Ausschreitungen die entsprechenden Befehle zur Kapitulation erteilt“. Un-

ter anderem soll Nothelfer am Nachmittag des 23. April Volkssturmbanden verbrannt haben. Der „Volksaufstand“ gegen Nothelfer sei längst geplant und grandios inszeniert worden, beziehungsweise aus „persönlicher Gehässigkeit“ der Brüder König und der anderen. Oberhaupt sei der ehemalige Ortsgruppenleiter „die Anhänger der NS-Gewaltherrschaft gewesen. Er hat weder Andersdenkende geschädigt noch verpflichtet oder brutal gehandelt“. Die Kammer sieht Nothelfer dagegen als Alleinverantwortlichen für die Erschießung. Er habe Sühne gesucht für die Misshandlung an ihm selber. „Ohne Vernehmung, ohne Verhandlung wurden die Männer in Gegenwart des Ortsgruppenleiters Nothelfer wie Bestien über den Haufen geknallt“, heißt es in der Urteilsbegründung. Die Kammer folgt damit der Auffassung der Witwen Gerlach und Hermann. Sie sei überzeugt, hatte Sofje Gerlach ausgezagt, „dass mein Mann nur aus Hass vom Ortsgruppenleiter zum Erschießen herausgezogen wurde und dass ihm dieser Mord eine Genugtuung

Sofje Gerlach: Der Mord war ihm eine Genugtuung

war“, und Pauline Hermann: Wer ihren Mann erschossen und wer den Befehl dazu gegeben habe, wisse sie nicht. „Die Schuld geht ich einzig und allein dem Nothelfer. Nicht zuletzt, weil der Ortsgruppenleiter die Häuser von Hans und Karl König, die beide geflüchtet waren, in derselben Nacht hatte niederbrennen lassen, wird der damals 49-jährige verurteilt: zu acht Jahren Arbeitslager, um Wiedergutmachungs- und Aufbauarbeiten zu verrichten.“

Die Erkrankung. Nothelfer leidet an offener Tuberkulose, die er sich wahrscheinlich in einer Lagerzucht zugezogen hat. Die US-Amerikaner griffen ihn, der sich aus dem Staub gemacht hatte, auf und internierten ihn von März 1946 an zunächst in Darmstadt, dann bei Nürnberg und in Regensburg. Ende Januar 1948 wurde er wegen seiner offenen TB entlassen. In einer Berufungsverhandlung, die Nothelfers Anwalt 1950 angestrengt hat, wird das Urteil der Spruchkammer bestätigt. Ein Gnadengesuch wird abgelehnt, der Antrag auf Wiederaufnahme ebenfalls. Die Haft im Arbeitslager muss Anton Nothelfer wegen seiner Erkrankung nie antreten. Er stirbt 1955 in Nersingen.

Die Ortschronik vermerkt zu jenem Verbrechen im April '45: Unvergesslich bleibt die Nacht. RUDI KÜBLER

„Diese Nacht dürfen wir nicht vergessen“, sagt Karl Schlegel von der Interessengemeinschaft Heimat und Geschichte Illerkirchberg. Zusammen mit der Gemeinde veranstaltet die Interessengemeinschaft am Freitag, 24. April, eine kleine Feier an der Gedenktafel am Ortsausgang Richtung Oberkirchberg. Beginn ist um 18 Uhr. Foto: Rudi Kübler

ZEITZEUGEN
70 Jahre danach



Die Schul- und Flakkameraden vom 2. Zug der Batterie 6/VII vor dem Portal der Kepler-Oberschule in der Ulmer Ölgerstraße. Wolfgang Finkbeiner ist der Zweite von links in der mittleren Reihe. Das Bild entstand im Sommer 1944, die Schule wurde in der Bombennacht des 17. Dezember 1944 zerstört – nur das Portal blieb stehen. Das Foto oben zeigt den heute 87-jährigen Wolfgang Finkbeiner.

Foto: Sammlung Manfred Eger/Privat

„Es ging ums reine Überleben“

Wolfgang Finkbeiner über die letzten Kriegstage und seine Zeit in Gefangenschaft

Wir waren gläubig bis zum Schluss, wir kannten nichts anderes, nichts anderes als den Nationalsozialismus.“ 1933, als Hitler an die Macht kam, war Wolfgang Finkbeiner fünf Jahre alt. Er war beim Jungvolk, dann bei der HJ, im Alter von 15 Jahren Luftwaffenhelfer bei der Heimatflak – und mit 17, als der Krieg vorbei war, in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Was das NS-Regime aus Kindern und Jugendlichen gemacht hat, wie die NS-Führer Begeisterungsfähigkeit, Pflichtbewusstsein und Mut der jungen Menschen ausgenutzt hat, war ihm lange Jahre nicht bewusst. „Wir sind von einer skrupellosen politischen Führung missbraucht worden.“

Die Erkenntnis, Kanonenfutter gewesen zu sein, setzte bei Wolfgang Finkbeiner spät ein – selbst im März 1945 wollte er sich noch freiwillig melden. Dass der Krieg bald beendet sein würde, lag außerhalb seiner Vorstellungskraft. Den Durchhalteparolen, die unter anderem auch Radio Werwolf verbreitete („Hass ist unser Gebot, Rache unser Feldgeschrei“, „Lieber tot als rot“), schenkte er bis zuletzt Glauben.

Zu diesem Zeitpunkt war er als Luftwaffenhelfer entlassen worden und aus dem Schwarzwald, wo er gemeinsam mit gleichaltrigen Kameraden ein Eisenbahnviadukt gegen feindliche Tieffliegerangriffe schützen sollte, nach Neu-Ulm zurückge-

Wir kannten nichts anderes als den Nationalsozialismus



Wolfgang Finkbeiner als Luftwaffenhelfer – das Foto stammt aus dem Jahr 1944. Foto: Privat

Marsch an, wie Finkbeiner in seinen Erinnerungen schreibt. Immer neue und andere Truppteile des Heeres in den unterschiedlichsten Uniformen stießen hinzu: Feldzug, Fliegerblau oder khaki, Truppteile der Infanterie, der Artillerie, vereinzelt Angehörige der SS... und neben der Kräfte weggegriffene Gasmaskendosen, immer wieder Gewehre, Tornister und Gepäckstücke, sogar Panzerfäuste.

Geschlafen wurde tagsüber im Wald, marschiert wurde nachts. Die Luftüberlegenheit der alliierten Tiefflieger, die auf alles schossen, was sich bewegte, ließ nichts anderes zu. „Kein Bauer wagte sich mehr aufs Feld.“ Ein Nachmittagswache Finkbeiner am Geschrei der Kameraden aus, die Arbeitsdienstführer hatten sich davongemacht, den Verpflegungswagen und die Pferde mitgenommen. „Nicht einer unserer Führer hatte irgendwelche Skrupel, uns junge Arbeitsdienstmänner, fast alle jünger als 18 Jahre, allein zurück und ihrem eigenen Schicksal zu überlassen.“

Von da an ging es nurmehr ums reine Überleben – von einem Tag zum anderen. Überlebt hatte der junge Neu-Ulmer, der an die Kepler-Oberschule ging, bis dahin schon so manches. Unter anderem den Luftangriff auf Ulm vom 13. September 1944, der zwei Schulkameraden und zwei Ausbildern der Luftwaffenhelfer den Tod brachte. Knapp außerhalb des Magirus-Werksgeländes bezogen die Luftwaffenhelfer an jenem Mittwoch ihre Geschützstellungen, nachdem sie im Schulunterricht alarmiert worden waren. 100 Flugzeuge aus Südwesten, Höhe 4000 Meter. Was sollte sie da mit ihrer Flak aussuchen? Da begann es schon, das Inferno, dem Finkbeiner in einem Einmannloch sitzend, das er wie die anderen ein paar Tage zuvor gegraben hatte, hilflos ausgeliefert war. „Da draußen wütete der Tod und suchte sich seine Opfer. Und ich armer Wurm krümmte mich in meinem Loch und versuchte, mich so klein wie nur möglich zu machen.“ Eine Bombe schlug ganz in der Nähe ein, verschüttete ihn. Sein rechter Fuß war eingeklemmt, den Deckel über dem Kopf konnte er nicht mehr bewegen. „Ich rief um Hilfe, laut und voller Verzweiflung: ‚Mutter! Mutter! Hilf mir!‘“ Finkbeiner hatte Glück. Mit Schaufeln und Spaten gruben sie den Bewusstlosen aus. Brachten ihn ins Söllinger Krankenhaus, wo er eine Woche lang lag. Den Heimaturlaub verkürzte er auf eigenen Wunsch. „Ich wollte bei meinen Kameraden sein, wenn es darum ging in einer neuen Einheit irgendwo anders feindliche Fliegerangriffe abzuwehren.“

Angst hatte Finkbeiner nur einmal – und zwar in diesem Erdloch. Zweifel an der politischen Führung kamen in ihm und seinen Kameraden nicht hoch, „wir alle glaubten damals noch an einen Endsieg“, schreibt er in seinem Buch „Luftwaffenhelfer aus Ulm und Neu-Ulm“. Das perfide Spiel war ja, der Jugend das Gefühl zu vermitteln dazuzugehören, „wir haben uns als Erwachsene gefühlt. Wir galten ja was. Wir sind in Uniform im Schulunterricht gegessen. Die Heimat zu verteidigen, das war unsere Aufgabe.“

Die Aufarbeitung begann für ihn erst Jahre später. Und dann wieder:

Uns plagte Hunger, unvorstellbarer Hunger

holt der heute 87-Jährige den einen Satz, der im Frühjahr und Sommer 1945 der beherrschende war: Es ging ums reine Überleben. Gemeinsam mit fünf, sechs Kameraden war er in Marktberdorf von den Amis geschleppt und auf Lkw verladen worden. Ein Konvoi unzähliger Fahrzeuge.

„alle beladen mit Landsern, den Soldaten der einst so stolzen und gefürchteten Wehrmacht. Da war nichts mehr von den deutschen Helden, von den tapferen deutschen Soldaten, die für ihre Fahne in den Tod gingen. Das waren alte, heruntergekommene, unrasierte, verzweifte Männer, auch die Jungen unter ihnen, die nun ihr Schicksal der Kriegsgefangenschaft annehmen mussten.“

Finkbeiner erinnert sich an den Kaufbeurer Flugplatz, wo Tausende und Abertausende im Freien hausten. Nass, dreckig, hungrig und müde. Eine Dose Wurst, vielleicht war es auch eine Dose mit einem Eintopfgericht, bekam er von einem Mann in die Hand gedrückt. Was sich darin wirklich befand – Finkbeiner weiß es nicht. In der darauffolgenden Nacht wurde ihm sein Tornister mit samt der Dose während des Schlafens unter dem Kopf weggeklaubt. Mal gab es Kekse, mal Hafertlockenbrot. Dann wurde er mit einem riesigen Truck verladen – Zelt, Landendort-Kaserne, Neu-Ulm. Er war daheim? Nein! Der 17-Jährige konnte von dort zwar den Garten sehen, der der Familie gehörte, das Gartenhaus, die

Entlassen aus dem Kriegsgefangenenlager Heilbronn am 12. September 1945. „Ich war nur noch ein Strich in der Landschaft“, erinnert sich Wolfgang Finkbeiner. Foto: Reppo

drei Reihen Obstbäume. Aber das war's auch schon. Zwei Tage später wurde er ins Entlassungslager nach Heilbronn verfrachtet. „Was uns plagte, war Hunger, unvorstellbarer Hunger. Hunger, der schmerzte.“ Erst am zweiten oder dritten Tag bekamen sie zu essen: rohes Sauerkraut, einen Eimer voll für 50 Mann, „mit den schlimmsten Folgen für jeden von uns“.

Die weiteren Stationen: ein Lager bei Le Mans, dann bei Cherbourg. Der Sommer ging, der Herbst kam. Der schweißtreibenden, weit gepflegten Brühe bei den Franzosen folgte die Milchsuppe bei den Amerikanern. Was blieb, war der Hunger. Auf offenen Güterwaggons wurde er zusammen mit hunderten von Kriegsgefangenen unter 18 Jahren nach Deutschland gefahren. Zurück nach Heilbronn, wo er die Entlassungspapiere erhielt. Von dort machte er sich mit einer Gruppe nach Neu-Ulm auf. Unvergessen bleibt ihm ein Satz, den die Jugendlichen unterwegs von einem Straßenarbeiter zu hören bekamen: „Jetzt kommen sie wieder zurück, die Hitlerbuben!“

Und daheim? Zum Empfang gab's ein Bad im Zuber- und Haferbad. Ein Festmahl für den 17-Jährigen, der ausgemergelt war und nur noch aus Haut und Knochen bestand. Seinem Vater liefen die Tränen übers Gesicht, als er den Sohn umarmte. „Ich hab' das damals gar nicht verstanden, warum er geweint hat.“

Die Stationen des Wolfgang Finkbeiner

1926	Wolfgang Finkbeiner wird am 16. Februar 1926 in Ulm geboren. Die Familie wohnt in der Bahnhofstraße 22, das Haus wird am 4. März 1945 ausgebombt.
1943	Der Kepler-Oberschüler erhält in den Weihnachtsferien seine Einberufung als Luftwaffenhelfer.
1944	Im Januar rückt er wie seine Schulkameraden auch zur Heimatflak ein, er wird der „Leichten Heimatflak-Batterie 6/VII“ zugewiesen. Finkbeiners Einheit wird ab Oktober nach Freudenstadt verlegt, wo sie ein Eisenbahnviadukt zu schützen hat.
1945	Finkbeiner wird im März entlassen, zwei Wochen später zum Reichsarbeitsdienst einberufen. Er kommt Ende April in Kriegsgefangenschaft, aus der er am 12. September 1945 entlassen wird.
1947	Abitur, Studium an der Lehrerbildungsanstalt in Lauringen, später Lehrer an den Grundschulen Pfull und Neu-Ulm.
1961	Studium der Germanistik an der Uni München, Lehrer an der Realschule Neu-Ulm, später Korrektor der Pfuller Realschule, dann an der Fachoberschule Neu-Ulm 13.
1987	Ruhestand mit dem Hobby Schreiben, Veröffentlichungen unter anderem: Siebenbürgs Weg zu den Sternen – Ein Pilgerroman, Chronik von Württemberg, Luftwaffenhelfer aus Ulm und Neu-Ulm.

RUDI KÜBLER



ZEITZEUGEN
70 Jahre danach



Ja nicht in die Kamera schauen, lautete die Anweisung. Das Bild, das ein US-amerikanischer Fotograf zu PR-Zwecken aufgenommen hat, zeigt die fünf Schüler (v. l.) Rudolf Mall, Kurt Gerlach, Konrad Blank sowie ganz rechts Günther Banzhaf. Mall und Banzhaf sind gestorben, und der zweite Schüler von rechts konnte namentlich nicht zugeordnet werden.
Fotos: Stadtarchiv Ulm

Die Geschichte der Backstein-Putzer

Wie ein Fotograf der US-Armee im Sommer 1945 Bilder an der Kepler-Mittelschule machte

Wie das alles so genau vor sich ging, daran kann sich Konrad Blank nicht mehr so genau erinnern. Versändlicherweise. Immerhin ist die kleine Geschichte, die sich um ihn und seine Kameraden Kurt Gerlach, Rudolf Mall, Günter Banzhaf rankt, 70 Jahre her. „Wir haben damals Steine geputzt unter Aufsicht der Lehrer.“

Frieder Hillenbrand, Jahrgang 1932 und in jenem Sommer selbst beim Steinklopfen an der Blauring-Schule (unter den Nazis hieß sie Hans-Schemm-Oberschule), hat die Geschichten um die Fotos in dem Band „Nachkriegszeit in Ulm, 1945-1949“ dokumentiert – als Mitglied des Arbeitskreises Forschendes Lernen am Zentrum für allgemeine wissenschaftliche Weiterbildung. Er verweist auf Karlheinz Dürr, der sich auf einem anderen Foto wiederfindet. Dessen Erinnerung nach waren die zunächst entstandenen Fotos offensichtlich nicht professionell genug gewesen, denn alsbald begann ein Offizier Regie zu führen. Die Putzer mussten sich auf einen kleinen Hügel setzen und wurden angewiesen, ja nicht in die Kamera zu blicken. Der Rest stellte sich in einer langen Kette auf, und die geputzten Steine gingen von Hand zu Hand, um an anderer Stelle wieder aufgeschichtet zu werden ... Im Spätherbst

kam dann der Unterricht unter denkbar ungünstigen Bedingungen in Gaststuben und Nebenräumen von Wirtschäften wieder langsam in die Gänge.“

Bis dahin sollte noch viel Wasser die Donau herunterfließen. Der Sommer war schön, „die Monate nach Kriegsende waren für uns gewissermaßen ein Abenteuer“, erinnert sich Hillenbrand. Morgens zum Entschütten, ein Art Arbeitsbeschaffungsprogramm, „mehr wohl

Arbeitsbeschaffung, damit wir keinen Bödsinn machen

nicht, damit wir keinen Bödsinn machen. Dort haben wir uns klassenweise zusammengetan.“ Mittags ging's dann ans Wiblinger Kraftwerk hoch: zum Baden.

Eine schöne Zeit also? Für Kurt Gerlach, der neben Konrad Blank Steine geputzt hat, war der Sommer eher durchwachsen. Kurz vor Kriegsende war sein älterer Bruder gefallen, „das war schon ein Schlag für die Familie“, sagt der heute 83-jährige, dessen Vater in den letzten Kriegstagen noch zum Volkssturm auf die Alb musste und dort in US-amerikanische Gefangenschaft geriet. Richtig gehungert haben wir nicht, sagt Gerlach. Freilich: Mit ei-

nem Freund zusammen fuhr er des Öfteren mit dem Rad auf Land, Richtung Pfaffenhofen oder nach Langenan. Ziel waren die Mühlen, um Mehl zu erbeuteln. Oder auch die Obstwiesen, um Äpfel zu klauen. „Bei den Bauern hatten wir manchmal Glück und bekamen einen Kanten Brot.“

Die Familie Blank hingegen war großteils Selbstversorger, wenn gleich auch sie Verbindungen aus Land hatte, ohne die es schwer war, ein halbes Dutzend Küpfe durchzubringen. Konrad Blanks Onkel hatte eine Landwirtschaft in der Nähe von Donauwörth. „Wir hatten drei Gärten, in einem, in den Kasemat- ten bei der Mühlesteige, hielt mein Vater Hasen und Hennen“. Das hieß: Es gab ab und zu Fleisch. Aber oft gab es eben nur die Beilage: Kartoffeln in allen Variationen. Pelkartoffel, Salzkartoffel, Kartoffelbrei ...

Schließlich hatte die Mutter vier hungrige Mäuler zu stopfen, „im Winter 45/46 haben wir 22 Zentner Kartoffeln gegessen“, 22 Zentner, ungläublich, sagt Blank, aber wahr. Die Mutter hat in der Waschküche im großen Kessel gekocht. Und mithelfen mussten die Buben ständig, „das war eine harte Erziehung, mir hend schaffa müssa“. Die Zeit sei entbehrensreich gewesen, „aber wir waren, glaube ich, mit unseren 13 Jahren, wesentlich reifer als die 13-Jährigen heute“.

Aber: Es gab natürlich auch die Verlockungen, „es ging immer um Zigaretten und um Kaugummi“, erinnert sich Konrad Blank. Damals hat er den ersten Glömmstengel probiert, eine Chesterfield oder eine Lucky Strike vom Schwarzmarkt. Ein Mitschüler habe Beziehungen zum Schwarzmarkt gehabt, sagt Kurt Gerlach, „der hat auch immer die Zigaretten gebracht. Wir haben dann ein paar Züge gemacht und die Kippe weggeschmissen.“ Dem Klas-

Es ging immer um Zigaretten und um Kaugummi

senkameraden allerdings sollte der Handel zum Verhältnis werden. „Die Polizei kassierte ihn mehrmals. Er sprang dann immer durch ein offenes Fenster des Neuen Baus auf einen Schutthaufen. Beim letzten Mal war der Schutthaufen weg, er sprang in den Tod.“

Um nochmals die Fotos anzuschauen, diesmal ein wenig genauer. Es sind nur Buben zu sehen, sie tragen teilweise Schürzen, um die Kleidung nicht zu versauen. So auch der kleine Konrad Blank. Ja, sagt sein ehemaliger Klassenkamerad Kurt Gerlach und lacht: „Der Blank war schon immer ein vornehmer Kerle.“

RUDI KÜBLER

... und dann gingen die geputzten Steine von Hand zu Hand, erinnert sich Karlheinz Dürr an das Bild (rechts), das der Fotograf der US-Armee genau so inszeniert hatte. Dürr selber ist auf dem Bild ganz rechts im Vordergrund zu sehen, neben ihm Rolf Schlieter und Helmut Ebe.



Die Straße braucht einen neuen Namensgeber

Nach dem langjährigen Oberbürgermeister wird eine Straße benannt. Er hat die Ehre nicht verdient, weil er ein eingefleischter Nazi war. Hartnäckige Recherchen des Reporters bringen die hässliche Vergangenheit ans Licht. Der Stadtrat distanziert sich, erst zögerlich, dann einmütig. Die Straße erhält einen neuen Namen.

Der Stadtrat distanziert sich einmütig

1985 gaben Würzburgs Stadträte einer Straße den Namen Dr. Helmuth Zimmerers, der von 1956 bis 1968 Oberbürgermeister der Stadt war. 30 Jahre später, im Sommer 2015, distanzieren sich die Stadträte von ihm. Anlass waren die hartnäckigen und umfangreichen Recherchen des Main-Post-Reporters Wolfgang Jung und die journalistische Aufbereitung in Print und online.

Jung hatte Zimmerers NS-Vergangenheit ans Licht gebracht. Nach Recherchen im Archiv der Main-Post, im Stadt-, Staats- und Bundesarchiv, stellte er vor, was zumindest ein Teil der Räte 1985 wusste, aber ignorierte: Zimmerer promovierte 1936 mit einer rassistischen, völkischen und antidemokratischen Arbeit, Titel: „Rasse, Staatsangehörigkeit, Reichsbürgerschaft. Ein Beitrag zum völkischen Staatsbegriff“, war SS-Mitglied und Rechtsberater der SS-Standarte Franken und ein von NSDAP-Funktionären als vorbildlich eingestuftes Parteimitglied.

Jung legte dar, dass Zimmerer sich ausdrücklich nicht von seiner Dissertation

distanziert und seine SS- und NSDAP-Vergangenheit verleugnet hat. Die Konsequenzen aus Jungs journalistischer Arbeit reichen weit über den Einzelfall hinaus: Der Stadtrat benannte die Helmuth-Zimmerer-Straße nach einem NS-Gegner um und beschloss, weitere Straßennamen auf eine NS-Kontamination zu überprüfen. Jung hat nicht nur in monatelanger Recherche, Dokumentation, crossmedialer Aufbereitung und klarer Kommentierung Herausragendes geleistet. Er hat mit einer eigenen Stadtführung überhaupt den Anstoß für die wichtige Debatte um den Namenspatron gegeben.

Ein Stadratsmitglied, das 2012 an Jungs Führung teilgenommen hatte, stellte die Straßenbenennung daraufhin in Frage. Begleitet von ersten Hintergrundbeiträgen Jungs in der Main-Post gab der Stadtrat zwar grünes Licht für ein Gutachten über Zimmerer – nur: Es wurde nie bestellt, die Sache wurde verschleppt. Bis Jung im Herbst 2014 nachfasste und feststellte, dass zwei Jahre lang nichts passiert war.

Was er dann selbst in mehrmonatiger Recherchearbeit zusammengetragen und aufbereitet hat, ist in der Redaktion ohne Vergleich. Am 27. Mai 2015 ist sein Ergebnis auf dreieinhalb Seiten im Würzburger Lokalteil der Main-Post erschienen – darunter als Panoramaseite eine beeindruckende Dokumentation von Auszügen aus der lokalen und bundesweiten Berichterstattung über Zimmerer, dessen rassistisches Gedankengut und fehlendes Demokratieverständnis.

Auf mainpost.de hat Wolfgang Jung dazu in einer Dokumentation 56(!) Beiträge gesammelt und begleitend zur Print-Veröffentlichung online gestellt. In Form und Intensität bisher einzigartig für die Würzburger Lokalredaktion der Main-Post, bereitete er das Thema crossmedial auf. Den mainpost.de-Lesern präsentierte er die Berichte mit zusätzlichen Informationen im Text und Verlinkungen auf Quellen, Hintergrundinformationen und weiterführende Beiträge.

In der Folge verzichtete der Stadtrat auf das bestellte wissenschaftliche Gutach-

Noch Fragen?

Andreas Jungbauer, Redaktionsleiter, Telefon: 0931/6001-780, E-Mail: andreas.jungbauer@mainpost.de



Zweifelhafter Name: Seit zweieinhalb Jahren wartet der Stadtrat auf das Ergebnis einer Untersuchung. Soll die Helmuth-Zimmerer-Straße in Lengfeld ihren Namen behalten? Der frühere Oberbürgermeister, gestorben 1984, ist wegen einer rassistischen Doktorarbeit umstritten. FOTO: THOMAS OBERMEIER

ten und erachtete die fundierte und umfangreiche Aufbereitung der Main-Post als ausreichende Entscheidungsgrundlage.

Jung hat die Skandale des früheren OB schonungslos dargelegt und klar gemacht, wie und warum Zimmerer Würzburg in Verruf gebracht hatte. Und er hat seine Haltung und die der Redaktion unmissverständlich formuliert:

Vor dem dokumentierten Hintergrund muss die Straße umbenannt werden. Am 30. Juli 2015, nur zwei Monate nach seinem fulminanten Beitrag in der Main-Post, beschloss der Stadtrat, die Ehrung Zimmerers zurückzunehmen und die Helmuth-Zimmerer-Straße umzubenennen. Am 2. Oktober 2015 tauschte die Stadt in einer feierlichen Zeremonie die Straßenschilder aus. Tatsächlich war

nicht nur die politische Entscheidung – die einmütige Distanzierung des Stadtrats vom früheren Oberbürgermeister – alles andere als alltäglich, sondern auch Jungs intensive und kritische journalistische Arbeit.

Michael Reinhard, Chefredakteur

Standpunkt

*Keine Straße
für Zimmerer*

Von **WOLFGANG JUNG**
wolfgang.jung@mainpost.de

Nach welchen Leuten benennen wir unsere Straßen, Plätze, Schulen, Bürgerhäuser? Was müssen sie getan haben und was dürfen sie nicht getan haben? Welche Bedeutung müssen sie uns haben?



Würzburgs Oberbürgermeister Helmuth Zimmerer hätte ein bedeutender Mann werden können, trotz seiner Vergangenheit in der SS und trotz seiner rassistischen Doktorarbeit. Er hätte eine bedeutende Tat vollbracht, wenn er bekannt und bereut hätte, dass er sich verführen ließ von den Nazis oder dass er ein Opportunist war, der ihnen nach dem Mund geredet hat, für Dokortitel und Karriere.

Das wäre mutig und anständig gewesen, ein Vorbild für uns, die wir alle unsere Fehler haben und machen. Zimmerer aber bekannte und bereute nicht. Er distanzierte sich ausdrücklich *nicht* von seiner Doktorarbeit. Den Titel, erworben auf verabscheuungswürdige Weise, behielt und gebrauchte er. Dass er gute Arbeit für Würzburgs Wiederaufbau geleistet hat, ist anerkennenswert, wie jede gute Arbeit in jedem Amt und jedem Beruf. Zum Vorbild macht sie ihn nicht. Zimmerer war ein skrupelloser Karrierist.

Die Stadt würdigt mit der Vergabe von Straßennamen außerordentliche Verdienste von Männern und – empörend wenigen – Frauen. Sie verleiht ihnen eine historische Dimension, sie stehen für Tugenden und Ideale, nach denen wir streben. 1985 begingen geschichtsvergessene Stadträte den Fehler, eine Straße nach Zimmerer zu benennen. Vor zweieinhalb Jahren beschlossen ihre Nachfolger, diese Entscheidung zu prüfen. Dass die Angelegenheit seither ruht, lässt Schlimmes ahnen.

Die Skandale des Dr. Zimmerer

Unbewältigte Vergangenheit: Die Helmuth-Zimmerer-Straße in Lengfeld ist nach einem Mann benannt, der Würzburg in Verruf brachte.

Helmuth Zimmerer, Oberbürgermeister von 1956 bis 1968, stand im Mittelpunkt zweier Skandale, die für Aufsehen über Deutschland hinaus sorgten.

Von unserem Redaktionsmitglied
WOLFGANG JUNG

Der 30. September 1962 ist ein großer Tag im Leben des Dr. Helmuth Zimmerer. Er, der Mann von der Freien Wählergemeinschaft (FWG), 50 Jahre alt, hatte sich zur Wiederwahl als Oberbürgermeister gestellt, ohne Gegenkandidaten, und die Würzburger haben ihn mit einem grandiosen Ergebnis zum zweiten Mal zum OB gewählt: 96,3 Prozent. Ein Schätzer legt dem Sieg die Wahlbeteiligung bei lausig: knapp 40 Prozent. Zimmerer interpretiert die Stimmenthaltung als „stillschweigende Zustimmung“. Er täuscht sich. Sein Stern sinkt schon.

Würzburg ist in Aufruhr. Ein aufgebracht Nervenarzt, Elmar Herterich, bringt die NS-Vergangenheit prominenter Würzburger ans Licht. Fritz Bauer, der hessische Generalstaatsanwalt, der 1957 den NS-Kreisleiter Adolf Eichmann entlarvte und die Ausschuss-Prozesse vorbereitet, sagt einer düsteren Tageszeitung, Würzburg werde von einer Nazi-Clique terrorisiert.

Wenige Tage nach Zimmerers Wiederwahl erscheint die Hamburger „Zeit“ mit einer großen Geschichte über den Präsidenten des Verwaltungsgerichts Würzburg, dem vormaligen SS-Sturmkommandeur Rudolf Schiedermaier. Herterich hatte ihn als Nazi-Größe entlarvt. Er hat auch Zimmerer im Visier. Aber der ahnt wohl noch nichts.

Der OB hat andere Probleme. Die Würzburger vermuten Korruption im Rathaus. Städtische Referenten und Stadträte, auch Zimmerer selbst, sollen zu erstaunlich günstigen Konditionen städtische Grundstücke erworben, bebaut oder gemietet haben. Die Bürger wollen wissen, warum CSU und SPD auf eigene OB-Kandidaten verzichtet haben.

Die SPD unterstützt Zimmerer schon im OB-Wahlkampf 1956. Die CSU aber hatte ihn mit auferordentlicher Härte bekämpft. Die Leute glauben, dass Zimmerer die politische Konkurrenz auf Kosten der Steuerzahler gezähmt hat.

Drei Wochen nach der Wahl, am 20. Oktober 1962, enthält die Main-Post, wie der CSU-Fraktionsvorsitzende Rüdiger im April 1960 zu einem fast 11 000 Quadratmeter großen Baugelände aus bürgerlichen Besitz gekommen ist. „Verblüffend“ sei, dass der städtische Stiftungsausschuss Rucker einen Erbbauszins auf der Grundlage eines Verkaufswertes von 22 Mark pro Quadratmeter einräumte, obwohl zu jener Zeit „in der südlichen Sanderau Quadratmeterpreise von 50 DM und mehr geboten“ wurden.

Die Redaktion berichtet von gemeinnützigen Wohnungsbauangelegenheiten, die sich der Stadtrat als bürgerlichen Besitz ergoßen, und von Stadträten, die „übereinstimmend erklären, dass die ganze Angelegenheit so geräuschlos über die Bühne ging, dass sie nicht erkennen, um was es sich handelt“. Trotz dem meint die Redaktion, Rucker scheint „bis zu einem gewissen Grad entlastet zu sein“. Denn im Stiftungsausschuss habe, als das Grundstücksgeschäft dran war, wider Erwarten OB Zimmerer den Vorsitz übernommen und nach vollbrachter Tat die Sitzung verlassen.

Michael Meisner, der Herausgeber der Main-Post, schreibt, die Redaktion habe schon „bei den verschiedensten Gelegenheiten vor dem hochfahrenden Wesen“ – Zimmerer – „das unserer Meinung nach die Ursache der ganzen Misere ist, gewarnt“. Er fordert die Rückkehr zur Sauberkeit und Unparteilichkeit, die noch unter (Zimmerers Vorgänger, d. Red.) Löffler und Stadlmayer das Rathaus beherrschten.

Rucker verteidigt sich mit dem Hinweis, „dass sich Dr. Zimmerer in seiner Eigenschaft als damaliger Finanz- und Grundstückskreuzreferent ebenso sein Grundstück gesichert habe, wie manche Referent Erbbaugrundstücke für private Zwecke hätten auch Landtagsabgeordnete und Stadträte erhalten. Meisner untersucht die wirtschaftlichen und dienstlichen Beziehungen zwischen den 42 Ratmitgliedern und OB Zimmerer. Er berichtet, dass 16 Räte vom Oberbürgermeister abhängig sind, sieben sind beruflich an ihn gebunden, neun durch Geschäfte mit städtischen Grundstücken.

Vier Wochen später schließt die CSU Rucker aus der Partei aus. Der „Spiegel“ berichtet unter der Überschrift „Rück-rot-schwarz“ – das bezog sich auf Rückers Weg von der NSDAP über die SPD zur CSU – über das Ge-



Helmuth Zimmerer, Würzburgs Oberbürgermeister von 1956 bis 1968. FOTO: HFR/RODOLPH/PHOTOGRAF/UNBEKANNT

schäft; Zimmerer sei wegen Rückers politischer Kehrtwende wiedergewählt worden.

Das Wort „Korruption“ fällt nicht. Zur sprechen alle Anzeichen dahin, aber juristisch nachweisbar ist sie nicht.

Die Regierung von Unterfranken untersucht den Kaufvertrag zwischen Rucker und Bürgerspital und erklärt ihn für unwirksam. Fragen zur Integrität der Beteiligten lässt sie offen: „Die die Öffentlichkeit stark beschäftigende Frage, ob einzelne Beteiligte gegen gesunde und althergebrachte Grundsätze des politischen Takt, Anstands und Geschmacks verstoßen haben, kann dagegen nicht von den Aufsehenden entschieden werden; das Urteil darüber muss vielmehr dem Bürger selbst überlassen bleiben.“

Zimmerer kommt unbeschadet davon. Vorläufig. Dann erwischt ihn „die Nazi hunter“ – so nennt die britische „Kent Messenger Gazette“ den Nervenarzt Herterich. Der Jurist Zimmerer hat 1936 seinen Doktor an der Uni Erlangen gebaut. Der Titel seiner Doktorarbeit lautet „Rasse, Staatsangehörigkeit, Reichsbürgerschaft. Ein Beitrag zum völkischen Staatsbegriff“. Die Dissertation war nach dem Krieg aus den Uni-Bibliotheken verschwunden. Herterich, ein find-

sucht, das habe ihm sein Professor gegeben. Die „eigenen Gedanken“ in der Arbeit stünden „im direkten Gegensatz zu den vom Nationalsozialismus vertretenen Ideen“.

Helmuths Doktorvater Professor Wenzel kommentiert, gefragt vom „Münchner Merkur“, Zimmerer habe „sich damals das Thema selbst ausgeben“. Der OB meint, man könne ihm nicht vorwerfen, er „hätte als ausgebildeter Jurist etwa die Unrichtigkeit des Führerprinzips erkennen müssen“. Dies sei so geleitet worden, er habe es widerholt. Die „ohne Weiteres auffindbaren abfälligen Worte über die Demokratie“ gälten „ihrer Weimarer Form“.

Er schreibt, im Entnazifizierungsverfahren sei er in die Gruppe der Entlasteten eingeordnet worden und reklamiert indirekt für sich, „aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet und dadurch Nachteile erlitten“ zu haben. Den Nachweis dafür liefert er schuldig. Zudem kommt ans Licht, dass er in der SS war.

Ein paar Tage später bezeichnet er seine Dissertation als eine Jugendtorheit.

Das „fränkische Volksblatt“ analysiert die Doktorarbeit und kommt zum Schluss, dass sie „ein typischer Ausdruck nationalsozialistischen Denkens“ ist. Zimmerer habe es „nur zusammengefasst und „nicht durch eigene Ideen vermehrt“. Sie sei „höchstens ein Werkzeug jener gewesen, die ihre Rassenpolitik (...) verwirklichten“. Den 23-jährigen Doktoranden zu einem „Wegbereiter in die Hölle der KZ“ abzustempeln, entspreche kaum den Verhältnissen jener Jahre.

Die „Zeit“ untersucht Zimmerers Stellungnahme in einem garstigen Porträt Würzburgs und findet „kein Wort der Reue“. Sie verübelt dem Würzburger Oberbürgermeister unter anderem, dass er seine Doktorarbeit mit der juristischen Ausbildung rechtfertigt und nicht damit, dass er ein „verführter junger Mensch“ gewesen sei. Otto Köhler, der Autor, bekommt für die ganzseitige Reportage den Deutschen Journalistenpreis 1963. Zimmerer verklagt die „Nürnberger Nachrichten“. Sie hätten die Zitate aus dem Zusammenhang gerissen. Forderungen, er solle seinen Doktorort zurückzugeben, folgt er nicht.

Mittlerweile berichtet jede überregionale westdeutsche Tageszeitung über die braune Gesellschaft in Würzburg. Herterich hat inzwischen den stellvertretenden Oberstaatsanwalt Karl Kolb und der Landgerichtsdirektor Georg Eisert an NS-Todesurteilen und -Hinrichtungen beteiligt waren. Studenten werden in ihrem Professor August Friedrich von der Heyde, dem einzigen Würzburger, dem der „Spiegel“ je eine Titelgeschichte gewidmet hat, rassistische Äußerungen vor.

Im März 1963 empfängt Zimmerer die in Würzburg tagende Evangelische Landessynode. In seinem Grußwort bezeichnet er die Berichterstattung über die NS-Vergangenheit prominenter Würzburger als „Freibladl“-Journalisten komme es weniger auf Wahrheit als auf Wirkung an. Synodale-kritischen Zimmerers Rede „als taktlos, entgleisend und auf einem Empfang für eine Synode auf jeden Fall deplatziert.“ Die „Frankfurter Rundschau“ belehrt den OB: „Dass derartige Tatsachen ihre Wirkung auf den Leser haben, bedarf schließlich darauf, dass sie der Wahrheit entsprechen.“

In Dezember 1963 meldet der „Figaro“, die Vereinigung der Internierten, Deportierten und Widerstandskämpfer von Calvados habe beschlossen, Zimmerer in Häftlingskleidung zu empfangen, sollte er noch einmal Würzburgs Patenstadt Caen besuchen.

Im November 1964 beschließt der Stadtrat den Bau einer Synagoge. David Schuster, der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinschaft, wird klar: „Wir wollten den Synagogenbau nicht vom Oberbürgermeister, sondern nach dem nahezu einheitlichen Willen aller Stadtratsfraktionen.“

Dann lässt das überregionale Interesse an Zimmerer und Würzburg nach. Des Oberbürgermeisters „hochfahrendes Wesen“ (Michael Meisner) beschäftigt jetzt nur noch die Würzburger. Im Sommer 1966 treten sie sich auf, weil er sich vom Stadtrat ein Dienstaufgebot nicht vom Oberbürgermeister, sondern nach dem nahezu einheitlichen Willen aller Stadtratsfraktionen.

Je wärmer das Jahr 1968 wird, desto kälter bläst Wind Zimmerer ins Gesicht. Im Herbst steht die Kommunalwahl an, SPD und CSU treten mit eigenen OB-Kandidaten an. Stu-

denten gehen auf die Straße, zahmer zwar als anderswo, aber unübersierbar. Sie haben Zimmerers NS-Vergangenheit nicht vergessen. Im Juni 1968 eskaliert die Lage. Zimmerer weist die Stadtpolizei an, gegen linke Teilnehmer eines Gedenkkonzerts für den ermordeten Robert Kennedy vorzugehen. Selbst der Ring Christlich-Demokratischer Studenten verurteilt das als „nicht rechtmäßig“.

Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) gibt das Stück „Der aufhaltsame Aufstieg des Herrn Zimmerer“. Die Studenten zitieren aus seiner Dissertation und rufen: „Die damals auf den Führer geschworen sind heute unsere Professoren/Und mancher braune Hoesenheiser/ist heute Oberbürgermeister.“

Zimmerer weigert sich, im Wahlkampf öffentlich mit seinen Konkurrenten Reinhold Vöth (CSU) und Klaus Zeiler (SPD/FPD) zu diskutieren. Er sagt, er nehme die OB-Wahl zu ernst, um drei Leute wie Zirkusfische vorzuführen zu lassen. Zeiler vermutet, Zimmerer habe nichts dazu gelernt, seit er die Demokratie als „politische Form des rassistischen Niedergangs“ beschrieben.

Am 22. Juni 1968 nimmt sich das „Süddeutsche Zeitung“ Zimmerer vor. Er werde „seit mehreren Jahren heftig kritisiert wegen seines mitunter praktizierten obgibtkeitsstaatlichen Verwaltungsstils, seiner unzureichenden Informationspolitik, seiner Empfindlichkeits gegenüber gegensätzlichen Meinungen sowie seiner Kontakttamur zur Bürgerschaft“.

Nach wie vor verweigert Zimmerer eine öffentliche Auseinandersetzung zu seiner Dissertation und Anpassungsfähigkeit in NS-Deutschland. Er sagt im Juni 1968: „Es wäre zu billig, mich von meiner Doktorarbeit zu distanzieren. Ich habe mit meiner Arbeit im Würzburger Rathaus gezeigt, dass ich in meinem Leben etwas gelernt habe.“

Die Mehrheit der Würzburger sieht das anders. Zimmerer geht am 7. Juli 1968 im ersten Wahlgang unter, mit 25,6 Prozent. Eine Woche später gewinnt Zeiler in der Stichwahl gegen Vöth, der 1922 Intendant des Bayerischen Rundfunks werden ist.

Ein Jahr später, im Juli 1969, berichtet die „Süddeutsche Zeitung“, der Stadtrat fühle sich von Zimmerer strapaziert. Der 63-Jährige Beamter in der Stadtverwaltung wie vor seiner Wahl, ringt um Posten, Einfluss und Geld. Er sollte nach dem Willen des Stadtrats als Oberstadtdirektor die Geschäftsführung im Rathaus übernehmen. Die „Süddeutsche“ schreibt: „Zimmerer lehnte ab. Er wollte beurlaubt werden, dann eine Pension beziehen (das wären 4100 Mark monatlich), und mit einem privaten öffentlichen Dienstverhältnis als Chef der Heuchelhofgesellschaft, d. Red.) so viel dazuzuwenden, um insgesamt auf brutto 7200 Mark im Monat zu kommen.“

Der Stadtrat macht nicht mit und überträgt ihm die Leitung des Rechtsamt. OB Zeiler zwingt seinen Vorgänger mit juristischen Mitteln zur Arbeit. Zimmerer versucht, sich einen Posten als mächtiger, hochdotierter städtischer Referent zu erkämpfen; erfolglos. 1972 holen CSU, FWG und FDP nach, was die Gerichte Zimmerer verweigert haben. Sie machen ihn zum Rechts- und Stadtentwicklungsreferenten.

Zehn Jahre, nachdem die Main-Post die umstrittenen Geschäfte mit städtischen Grundstücken ans Licht gebracht hat, wächst Gras über die Skandale. Einzigste politische Gegner arrangieren sich miteinander. Zimmerers Eskapaden werden vergessen.

Nun erscheint er in der Presse vor allem als einer, der mit Titeln und Medallen geehrt wird, unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Im Dezember 1982 berichtet die Main-Post, die Gratulationskomitee, mit der der Frankenburg ihm, seinem langjährigem Bundesvorsitzenden, zum 70. Geburtstag gratulierte, habe beinahe zwei Stunden lang gedauert.

Zimmerer stirbt am 22. November 1984 kurz vor seinem 72. Geburtstag. OB Zeiler wird im Stadtrat die Gedekelnde 40 Jahre nach dem Krieg müsse man Zimmerer Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihm sei „in vielen umrecht getan worden“. Zimmerers „herausragende Leistungen für den Wiederaufstieg der schwer zerstörten Stadt“ seien „nur möglich gewesen, weil er aus Erfahrung gelernt“ habe.

Ein Jahr gibt später der Stadtrat einer neuen Straße in Lengfeld den Namen Dr. Helmuth-Zimmerer-Straße, laut Sitzungsprotokoll ohne Diskussion.

„(...) war der kulturelle Niedergang Deutschlands nicht zuletzt eine Folge seiner Verjudung.“

Helmuth Zimmerer
1936

In der Todeszone der Diktatur

Die innerdeutsche Grenze und der Todesstreifen sind heute Geschichte. Die Grenze hat Platz gemacht für Biotop. Die Redaktion nimmt sie als Vorlage für eine politische Wanderung.

Über die Grenze schweigen sie laut

Die ehemalige innerdeutsche Grenze ist nach einem Vierteljahrhundert kein Thema mehr, weder für die Wissenschaft, noch für die Politik, noch für die Schule – und wenn sie zum Thema wird, verschwindet sie hinter theoretischen oder ideologischen Debatten wie über den „Unrechtsstaat DDR“. Für die Menschen an der Grenze ist sie allerdings noch lebendig: Sie erinnern sich leise, sie schweigen laut, sie spüren noch die Narben – nicht nur wenn ehemalige Grenzsoldaten am Denkmal für einen Kameraden wieder einen Kranz niederlegen, nicht nur wenn ein Ex-Oberst, einst Lehrstuhl-Inhaber für Taktik der Grenztruppen, sagt: „Wir haben ja am eigenen Leibe darunter leiden müssen, wie das Grenzregime der DDR nicht nur verfälscht, sondern kriminalisiert wurde.“

Wenn Themen historisch werden und von der Tagesordnung verschwinden, müssen Journalisten mit den Zeugen der Zeit sprechen und ihre Erinnerungen aufbewahren. Das ist die Stunde der Lokaljournalisten, die ohne großen Aufwand ein Thema wie „Die Grenze“ aufnehmen können: Sie kennen die Menschen, und die Menschen kennen sie.

Es gibt eine Reihe von Episoden, die in Artikeln und Büchern von der Grenze berichten, aber die komplette 1.400 Kilometer lange Grenze haben bisher nur Naturfreunde erwandert und beschrieben. Die 27-teilige Serie in der Thüringer Allgemeinen ist keine Beschreibung einer Natur-Idylle, es ist die erste politische Wanderung vom Böhmerwald bis zur Ostsee.

Die Serie erzählt von Menschen, die in der Todeszone einer Diktatur lebten, sie erzählt, wie die Menschen dort heute leben, sich erinnern, verdrängen, die Zeit heroisieren. Sie schaut auf beide Seiten der Grenze, auf das Zusammenleben nach der Euphorie der zusammenstürzenden Mauern und Zäune.

Ein paar Kilometer entlang des Todesstreifens finden wir heute noch eine einzigartige Natur, aber auch einen einzigartigen menschlichen Biotop. Diese Grenze war mehr als Minen und Selbstschuss-Anlagen, Beobachtungsturm, Hundelauf-Anlagen und Kolonnenweg. An der Grenze, im östlichen Teil der Grenze, lebte eine Gesellschaft, wie es sie an keinem anderen Ort der Welt gab.

Thomas Bärsch

Noch Fragen?

Hanno Müller, Telefon: 0361/227 5110, E-Mail: h.mueller@thueringer-allgemeine.de



Wo in der DDR die Lobensteiner Lokalredaktion saß, frühstücken heute Hotelgäste

„Die meisten waren Siebzigerprozentige, einige noch weniger. Die mit dem System unzufrieden waren, blieben ganz unscheinbar“, erinnert sich Ullrich Erzigkeit an die Redakteure, die mit ihm in der DDR gearbeitet hatten. Ullrich Erzigkeit war – nach der Revolution – der längst dienende Chefredakteur im Osten, fast ein Vierteljahrhundert: 1990 wurde er in turbulenter Sitzung von

den Redakteuren gewählt, 2014 feierlich in den Ruhestand verabschiedet. Er führte die Zeitung unter drei Titeln: Einen Tag noch als SED-Bezirkszeitung „Volkswacht“, dann ab 18. Januar 1990 als unabhängige „Ostthüringer Nachrichten“ und schließlich ab 1. Juli 1991, nach heftigen Auseinandersetzungen mit der Treuhand, als „Ostthüringer Zeitung“.

Erzigkeit kennt die Grenze: Geboren wurde er 1949 unweit der bayerischen Grenze im kleinen Schieferbergbau-Dorf Unterloquitz-Amsbach, das heute zu Probstzella gehört; in Saalfeld, idyllisch in der Mitte des Saalehogens gelegen, machten das Abitur und gleichzeitig in der benachbarten Maxhütte seinen Facharbeiter-Abschluss als Stahlwerker.

„Wer am Tisch der Mächtigen sitzen durfte“

DIE GRENZE (5) Ullrich Erzigkeit über den Lokaljournalismus in der DDR: „Wir durften über die Grenze nichts berichten, das war komplett tabu“

VON PAUL-JOSEF RAUE (TEXT UND FOTOS)

Als uns Ullrich Erzigkeit bei der Grenzwanderung begleitete, kehrten wir zum Abendessen in den „Schwarzen Adler“ in Bad Lobenstein ein. „Hier habe ich im Herbst 1968 mein Volontariat begonnen“, erzählte er, „im heutigen Gastraum standen früher die Schreibtische der Volkswacht-Lokalredaktion.“ Wir sprachen mit ihm über den Lokaljournalismus an der Grenze:

Gab es in der DDR einen unabhängigen Journalismus, wie wir ihn heute kennen und pflegen?

Nein, wir waren eine Parteizeitung, abhängig von den Weisungen der SED, die dirigistisch eingriff, eben ein Teil der umfassenden Propaganda, mit der die Partei die DDR überzog. Als sich die Volkswacht zur unabhängigen Tageszeitung wandelte, verabschiedeten wir ein Redaktionsstatut: Von dem Tag an waren wir Anwalt der Bürger und nicht mehr Anwalt einer Partei und ihrer Funktionäre.

Wie berichteten Sie in einer Grenz-Redaktion wie Lobenstein über die Grenze?

Wir durften über die Grenze nichts berichten, die war komplett tabu. Nur an Silvester war das anders: Da gingen die hohen SED-Funktionäre zu den Soldaten und dankte ihnen für den „vorbildlichen Dienst“ mit den üblichen Floskeln; darüber berichteten wir mit Foto und vorgeschriebenem Text.

War es auch verbotene Fluchten kein Thema? Immerhin gab es für die Soldaten Lok und Auszeichnung.

Nein, wir erfuhren auch offiziell nichts davon. Wenn wir abends mit den Grenzgängern ein Bier tranken, erfuhren wir schon, was an der Grenze los war. Aber das war inoffiziell, das durften wir eigentlich gar nicht wissen, erst recht durften wir davon nichts schreiben. Fluchtversuche passten so gar nicht in das Bild vom sozialistischen Paradies der Arbeiter und Bauern.



Ullrich Erzigkeit sitzt im Frühstücksraum des Bad Lobensteiner Hotels „Schwarzer Adler“ und schreibt an seinem Laptop. In diesen Räumen arbeitete zu DDR-Zeiten die Lokalredaktion der „Volkswacht“, hier begann – noch ohne Computer – seine journalistische Laufbahn.

Hatten die Grenzer keine Angst, dass sie plötzlich doch in der Zeitung standen?

Nein, die wussten genau: Das bleibt eine vertrauliche Verschlussache. Hätte ich etwas über eine Flucht geschrieben, wäre das in der mehrfachen Zensur sicher rausgefliegen – und ich gleich hinterher keinen Tag länger wäre ich Redakteur geblieben. Wir mussten die vorzinstanzten Texte von oben mitnehmen, das war unsere Aufgabe, das sicherte uns auch die Ruhe.

Praktisch die Grenzfunktionäre nicht damit, wenn sie eine Flucht verhindert hatten?

Einige schon, aber manche fragten sich schon: Ist es das wert?

Müssen wir wirklich ein Menschenleben zerstören, nur weil einer fliehen will?

Durften Sie als Redakteur überhaupt ins Grenzgebiet fahren?

Nur die Redakteure, die im Grenzgebiet wohnten und einen Stempel im Ausweis hatten, durften das. Ich hatte noch kein Auto. Wenn ich zu einem Termin fahren musste, holte mich ein Chauffeur im Redaktionswagen ab: Ins Grenzgebiet wäre der nie gefahren. Die Kontrolle der Redakteure war umfassend.

Worüber schrieben Sie denn, wenn sie spannendsten Berichte, die von der Grenze, tabu waren?

Meistens über die Bonzen, die immer irgendwas eröffneten, verkündeten und sich gegenseitig auf die Schultern klopfen. Oder über die Helden der Arbeit, aber die kannten uns und die kannten die Regeln: Sie sprachen schon so, wie wir schreiben mussten. Das war ein geschlossenes System, aus dem keiner ungefragt ausbrechen konnte.

Und was machten Sie dann den lieben langen Tag?

Das frage ich mich im Nachhinein auch. Wir waren zu fünf und produzierten eine Lokalseite, die jeden Werktag außer montags erschien; am Montag gab es einen erweiterten Sportteil.

Wir begannen morgens um sieben und hörten mittags um zwei auf, um zwei ging ein Zug die Bahn, wo ein Zug die Texte und Fotos nach Gera mitnahm. Für die Ausgabe vom übernächsten Tag. Aktualität war für den damaligen Lokaljournalismus ein unbekanntes Wort.

Wie muss man sich eine Redaktion in der DDR vorstellen: Viele Hundertprozentige und einige Tausendprozentige?

Die meisten waren Siebzigerprozentige, einige noch weniger. Die mit dem System unzufrieden waren, blieben ganz unscheinbar. Ich hatte einen Chef, der sich immer wieder konspirativ mit einem Freund aus Österreich

traf. Er ließ sich gar nichts anmerken, war nicht übereifrig, aber immer korrekt im Sinne der Partei. So waren die meisten. Was erkläre, dass trotz kluger und welloffener Leute in der Redaktion eine so graue Zeitung gemacht wurde.

Gab es denn gar keine Hundertprozentigen in der Redaktion?

Ein paar in der Redaktion waren schon ideologisch verbott. Ihr Anteil bezifferte sich auf etwa ein Drittel. Der Chefredakteur gehörte dazu und die meisten Ressortchefs auch. Sie mussten die politische Linie der Partei durchsetzen, kompromisslos, eins zu eins, ohne die kleinste Abweichung. Karriere machten

nur die strammen Genossen. Wer am Tisch der Mächtigen sitzen durfte, musste nicht nur mit der Meute heulen, sondern auch denken und fühlen wie sie. Ein nachdenklicher oder gar zweifelhafter Mensch wäre schnell zerschellt an der Sturheit, Borniertheit und gefährlichen Dummheit der Bonzen. Manche in der Redaktion, auch in der Chefredaktion, hielten ihren inneren Konflikten nur dadurch stand, indem sie sich mit Schnaps betäubten.

Aber in den Redaktionen saßen doch auch Parteileute, die nie im Roten Kloster waren, also in der Leipziger Journalisten-Ausbildung?

Das waren Schein-Journalisten, wie ich sie nenne; die über Institutionen der SED und der Parteihochschule in die Redaktionen kamen. Die wussten nichts vom normalen Leben um sich herum, trugen aber den Marschstab im Tormentor. Sie stiegen gleich als Ressortleiter oder stellvertretende Chefredakteure ein.

Das permanente Misstrauen der SED-Führung gegenüber universitär ausgebildeten Journalisten verstärkte sich in den Achtziger Jahren noch.

Hätte die DDR noch ein paar Jahre fortbestanden, dann wären die Redaktionen durchweg von lupureinigen Parteikadern dominiert und geführt worden. Dann hätte der ohnehin tod-kranke Journalismus in den DDR-Medien seinen endgültig letzten Hauch getan.

Die Sommerreise

Zuletzt erschienen:

13. Juli: „Deutschlands bekanntestes Dorf: Mödlareuth“

Nächste Folge: „Tod unterm Fallbeil“ – Die Ent-hauptung des Oberrentens Manfred Smolka aus Titschen-dorf

Alle Texte und Fotos im Internet: www.thueringer-allgemeine.de/Die-Grenze

Im Höllental fahren keine Züge mehr

Sechs Kilometer Gleise fehlen zwischen Thüringen und Bayern. Das Tal der Muschwitz war der ideale Übergang für DDR-Spione

VON PAUL-JOSEF RAUE

Wenn Adolf Hitler von Berchtesgaden nach Berlin fuhr, dann nahm er den Zug durchs Höllental – immer nachts, um von feindlichen Flugzeugen nicht entdeckt zu werden. Heute fährt kein Zug mehr durchs Höllental, obwohl die Strecke zu einer der schönsten in Deutschland zählte. Heute enden die Züge an Saalfeld in Blankenstein, in einem Bahnhof, gebaut im Stil des thüringischen Fachwerks, am Samstag, dem Touristen-Tag, kommt sogar ein Zug direkt aus Jena.

Nicht nur Straßen enden noch heute kurz vor der Grenze, auch die Bahn nimmt den Verkehr ins sechs Kilometer entfernte Marxgrün nicht mehr auf. Vor gut einem Jahrhundert hatte er begonnen: Die Preußen haben die Gleise gelegt und die Brücken gebaut – und die Papierfabrik in Blankenstein musste nicht mehr mit Pferden die Rollen nach Bayern fahren. Von Jahr zu Jahr fuhr mehr

Güterzüge, und die Touristen kamen auch.

Das Höllental wurde, als schon keine Züge mehr führen, zum Ort eines spannenden Spionage-Falls, der am Ende sogar die westdeutsche Justiz beschäftigte: Einer der 1500 Stasi-Spitzel im Westen war Busfahrer im Frankenwald. Er lief stets im bayerischen Höllental, in dem er aufgewachsen war, zur Grenze an der Muschwitz, sprang rüber oder warte durch den Bach und übergab sein Material den Stasi-Spitzeln. Diese hatten ihn mit einem Funkgerät aus der DDR ausgestattet.

Im Dachgeschoss eines Blankensteiner Hauses beobachtete die Stasi den stets hell erleuchteten Bahnhöfchen bei Bleichschmidhammer. Überquerte den die Streife der Grenzpolizei und entfernte sich von der Grenze, gab sie dem West-Spion das Zeichen: Die Luft ist rein!



Der ehemalige Bahnhof Lichtenberg ist ein Museum: Auf hundert Metern Gleisen ist eine Dampfspielerei-Lok mit Personen- und Güterwagen zu sehen.

Vom Bahnhof Blankenstein ist es gerade mal ein Kilometer bis zur Grenze. Der Viadukt über der Muschwitz wächst zu, die Gleise sind verschwunden – bis auf hundert Meter im nahen, schon abgebauten Lichtenberg. Auf Gleisen ohne Anschluss steht noch eine Dampflok der Papierfabrik sowie eine „Don-

nerbüchse“, ein ganz aus Stahl erbauter Personen-Wagen, der dröhnte und lärmend durch die Gegend fuhr und alle aufregte, die an den Gleisen wohnt; ein Hinter der Lokomotive ist ein Güterwagen der Hofer Brauerei Löwenhof zu sehen.

Immer wieder gibt es Initiativen, die wenige Kilometer lange Lücke zu schließen: Die voll ausgelastete Zellstoff- und Papierfabrik Rosenthal in Blankenstein schickt heute schon zwei Drittel der Produktion auf die Schiene – aber nur nach Nord; sie organisierte eine Verkehrskonferenz und gewann die fränkische Stadt Naila als Mitstreiterin, die Strecke zwischen Marxgrün und Blankenstein zu reanimieren.

Über 12.000 Lkw-Fahrten im Jahr würden durch die neue, alte Bahnstrecke entfallen, und Blankenstein würde endlich vom Lastwagen-Verkehr befreit. Im Höllental gründete die Initiative einen Verein, die thüringische Ex-Ministerpräsidentin Lieberknecht warb für den Lückenschluss und die neue Regierung in Thüringen nahm ihn in den Koalitionsvertrag auf.

Es gibt allerdings auch Gegner aus dem Naturschutz, die auftrieb bekamen, als das Höllental unter Naturschutz gestellt wurde; sogar das Quellwasser der Firma „Höllensprudel“ sei in Gefahr, ist eines der Argumente.



Der Blick von der bayerischen Burg Lichtenberg auf die Zellstoff- und Papierfabrik in Blankenstein im Tal der Saale.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- GESUNDHEIT**
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Menschen wollen wissen,
wer und was ihnen hilft

Auf sie trinken wir bei Geburtstagen, sie wünschen wir, wenn jemand niest: „Gesundheit“. Wenn Menschen gefragt werden, was ihnen wichtig sei, rangiert die Gesundheit auf den vorderen Plätzen. Vorsorge ist mehr denn je gefragt. Und Gesundheit ist ein lokales Thema: Die Praxen der Ärzte stehen in der Nachbarschaft, die Krankenhäuser sind nicht weit weg. Ob das Gesundheitssystem taugt, hier vor Ort erfahren es die Leser am eigenen Leib. Sie wollen Rat und Orientierung. Sie freuen sich über die Meldung von der spektakulären Heilung in den USA, aber sie wollen wissen, wer ihnen in Belzig, Fulda, Hameln oder Koblenz helfen kann.

Die Patienten blicken durch

Die Jury

1. PREIS

Umfassende Orientierung

Immer mehr Patienten lassen sich ambulant operieren. Doch anders als im stationären OP-Bereich fehlt bislang ein objektiver Überblick, wie gut die Operateure ihr Handwerk beherrschen. Patienten in Sachsen blicken dennoch durch, dank des Gemeinschaftsprojekts der drei großen Regionalzeitungen. Sie haben sich – ein Novum – zusammenschlossen und legen die erste und bislang größte Umfrage zur Patientenzufriedenheit bei ambulanten Operationen im Bundesland vor. Dafür haben sie alle wichtigen Akteure aus dem Gesundheitswesen einbezogen und Wissenschaftler der TU Dresden mit der Auswertung beauftragt. Die Redaktionen präsentieren die Qualitätsbewertungen von Ärzten und Krankenhäusern und bieten mit Experteninterviews und Service-Themen umfassende Orientierung. Die drei Zeitungen verzichten bewusst auf Anzeigen, um Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit zu gewährleisten. Gemeinsam schaffen sie ein datenjournalistisches Projekt, das seinesgleichen sucht.

Immer mehr Operationen werden ambulant ausgeführt. Doch wie steht es um die Qualität der Operateure? – Die Patienten in Sachsen blicken durch dank des gemeinsamen Engagements der drei großen Zeitungen.

Belastbare Ergebnisse

Ob Krampfadern, Grauer Star oder Herzkatheter: Immer mehr Operationen werden inzwischen ambulant durchgeführt, denn das ist kostensparender. In Sachsen rechneten allein die Vertragsärzte 2014 rund 240.000 ambulante Eingriffe ab. Außerdem bieten auch Kliniken zunehmend Operationen ohne stationäre Betreuung an. Doch wie steht es um die Qualität? Für den ambulanten Bereich gibt es im Gegensatz zum stationären bislang keine gesetzlich vorgeschriebenen und damit auswertbaren Qualitätsangaben. Zwar haben auch niedergelassene Ärzte strenge Vorgaben zu erfüllen, wenn sie ambulant operieren. Wie gut sie ihr Handwerk beherrschen, wird dagegen nirgendwo offengelegt.

Die Serie „Ambulant operieren“ will Patienten in Sachsen erstmals eine Orientierung ermöglichen. Dazu haben sich – ebenfalls erstmals – die drei führenden Regionalzeitungen zusammenschlossen und die bislang größte Umfrage zur Patientenzufriedenheit bei ambulanten

Operationen in ganz Sachsen gestartet.

Um belastbare, nicht angreifbare Ergebnisse zu erzielen, wurden alle wichtigen Akteure von Beginn an mit einbezogen: die Kassenärztliche Vereinigung Sachsen, die Landesärztekammer Sachsen und die Krankenhausgesellschaft Sachsen, der Lehrstuhl Gesundheitswissenschaften der TU Dresden sowie die fünf mitgliederstärksten Krankenkassen im Freistaat. In fast einjähriger Vorbereitungszeit wurden die neun häufigsten ambulanten Operationen und genau die Patienten selektiert, die sich 2014 oder 2015 eines solchen Eingriffs in Sachsen unterziehen mussten. Eine besondere Herausforderung war dabei der einzuhaltende Datenschutz.

Gemeinsam mit den Fachleuten wurde ein Fragebogen entwickelt, der nicht nur weiche Kriterien wie die Freundlichkeit, sondern auch Fallzahlen, Komplikationen im Nachhinein oder Zuzahlungen mit erfasste. Von über 100.000 gezielt ver-

Noch Fragen?

Udo Lindner, stv. Chefredakteur, Telefon: 0371/656-10460, E-Mail: udo.lindner@freiepresse.de

Wie gut sind ambulante Operationen in Sachsen?

Die größte Patientenumfrage im Freistaat gibt erstmals Aufschluss über Wartezeit, Zufriedenheit und Komplikationen.

VON STEFFEN KLAMETH

CHEMNITZ – Ob Grauer Star, Ausschabung oder Hand-OP: Immer mehr Operationen werden heute ambulant durchgeführt – bundesweit bereits rund sechs Millionen im Jahr. Denn das ist billiger. In Sachsen rechneten allein die Vertragsärzte im vorigen Jahr rund 240.000 solche Eingriffe ab. Zudem bieten auch Kliniken zunehmend Operationen ohne stationäre Betreuung an. Doch wie steht es um die Qualität? Während Krankenhäuser seit mehreren Jahren ihre Behandlungsergebnisse dokumentieren müssen, gilt das für den ambu-

lantem Bereich bislang nicht. Zwar haben auch niedergelassene Ärzte strenge Vorgaben zu erfüllen, wenn sie ambulant operieren wollen. Wie gut sie ihr Handwerk beherrschen, wird allerdings nirgendwo offengelegt. Wenn Patienten ein solcher Eingriff bevorsteht, können sie nur der Empfehlung ihres behandelnden Arztes oder dem Rat von Verwandten und Bekannten vertrauen.

Die „Freie Presse“ bietet ihren Lesern in den nächsten Wochen erstmals eine sachsenweite Orientierung. Mit Unterstützung der großen Krankenkassen im Freistaat – AOK Plus, IKK classic, Barmer GEK, Techniker Krankenkasse und DAK-Gesundheit – haben wir im September rund 100.000 Versicherte befragt, die sich in diesem oder im vergangenen Jahr einem ambulanten Eingriff unterzogen haben. Knapp 24.000 von ihnen haben den Fragebogen zur Behandlungszufriedenheit ausgefüllt und zurückgeschickt. Ein Team der TU Dresden unter Leitung von Ge-

Ambulant operieren

So zufrieden sind Patienten in Sachsen

- 2.11. Krampfader
- 5.11. Gebärmuttererkrankung
- 9.11. Karpaltunnelsyndrom
- 12.11. Herzrhythmusstörung
- 16.11. Grauer Star
- 19.11. Koloskopie
- 23.11. Arthroskopie
- 26.11. Handoperation
- 30.11. Linksherzkatheter

Eine Serie der Freien Presse in Zusammenarbeit mit AOK Plus, Barmer GEK, DAK, IKK classic und TK

sundheitswissenschaftler Professor Joachim Kugler hat die anonymen Antworten wissenschaftlich ausgewertet. Exakt 18.369 Fragebögen waren verwertbar.

Für die Umfrage wurden die neun häufigsten ambulanten Eingriffe bei Erwachsenen ausgewählt.

Krankenkassen drängen seit Jahren darauf, unnötige Krankenhausaufenthalte zu vermeiden. „Was gut ambulant zu operieren ist, sollten Spezialisten ambulant behandeln“, sagt Rainer Striebel, Vorstandsvorsitzender der AOK Plus.

Trotz steigender ambulanter Fallzahlen zeigt der Trend auch bei stationären OPs nach oben. Der Vorsitzende der Kassenärztlichen Vereinigung Sachsen (KVS), Klaus Heckemann, begründet das mit der alternden Bevölkerung und der Zunahme degenerativer Erkrankungen: „Immer weniger Menschen wollen akzeptieren, dass an ihrem Körper im Alter nicht mehr alles so funktioniert wie früher.“

Die „Freie Presse“ startet heute ihre große Serie, in der die Ergebnisse der größten Patientenumfrage in Sachsen vorgestellt werden. Sie zeigt zum Beispiel, welche Praxis wie häufig ambulant operiert und wie zufrieden die Patienten mit den OP's waren.

Ratgeber: Interview

schickten Fragebögen kamen mit 24.000 überdurchschnittlich viele in anonymer Form zurück. Die TU Dresden übernahm die wissenschaftliche Auswertung. 18.369 Fragebögen waren verwertbar.

Kern der anschließenden fünföchigen Serie waren die übersichtlich in Tabellen präsentierten Qualitätsbewertungen der ambulant operierenden Ärzte und Krankenhäuser in Sachsen und je ein

interpretierender Text dazu. Begleitend dazu wurden lokale Ärzte zu den jeweiligen Operationsmethoden, zu Risiken und Nebenwirkungen befragt. Zusätzlich wurden wichtige Servicethemen wie Terminvergabe, Aufklärungsgespräch und Narkose-Arten behandelt. Zu jeder Operationsmethode konnten Leser bei anschließenden Telefonforen ihre Fragen stellen.

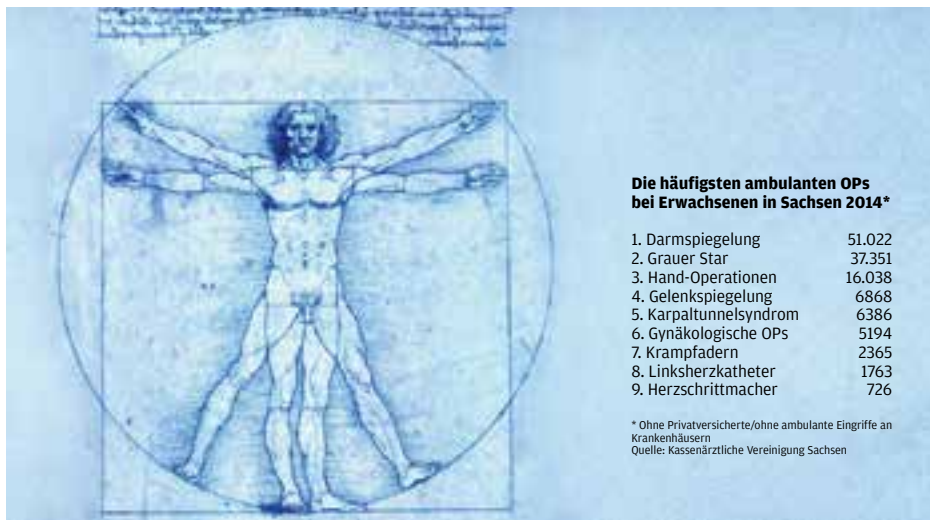
*Torsten Kleditzsch, Chefredakteur
Freie Presse*

*Jan Emendörfer, Chefredakteur
Leipziger Volkszeitung*

*Uwe Vetterick, Chefredakteur
Sächsische Zeitung*

Noch Fragen?

André Böhmer, stv. Chefredakteur, Telefon: 0341/2181 1558, E-Mail: a.boehmer@lvz.de
Steffen Klameth, stv. Redaktionsleiter, Telefon: 0351/48642276, E-Mail: klameth.steffen@dd-v.de



Der Patient hat nur beschränkte Wahl

AMBULANT OPERIEREN: Wirtschaftlichkeit ist Pflicht, sagt Sachsens Kassenärztechef im Gespräch zu Vor- und Nachteilen ambulanter OPs

Er ist Arzt – aber kein gewöhnlicher. Als Vorsitzender der Kassensärztlichen Vereinigung Sachsen spricht Dr. Klaus Heckemann für alle niedergelassenen Mediziner im Freistaat und mischt auch in der deutschen Gesundheitspolitik mit. Zum Auftakt unserer Serie sprachen wir mit ihm über die Vorteile und Grenzen ambulanter Operationen.

Herr Dr. Heckemann, gestatten Sie, dass ich Ihnen erst mal die typische Arztfrage stelle: Wie geht es Ihnen?

Danke, ich bin ganz zufrieden. Das freut mich. Aber angenommen, Ihr Knie schmerzt und Ihr Orthopäde rät zu einer ambulanten Gelenkspiegelung: Würden Sie darauf eingehen oder lieber das Krankenhaus wählen?

Ich würde mir zunächst sehr gut überlegen, ob die OP überhaupt nötig ist – in dieser Beziehung bin ich sehr konservativ. Aber wenn der Eingriff unbedingt sein muss und ich weiß, dass ich danach zu Hause gut versorgt werde, dann würde ich natürlich das Krankenhaus meiden.

Viele Patienten fühlen sich in der Klinik besser aufgehoben.

Es kommt natürlich auf die Art des Eingriffs an. Ich würde zum Beispiel niemandem zu einer ambulanten Geburt raten – da kann es immer passieren, dass das Neugeborene als Notfall ins Krankenhaus muss. Aber wenn das Risiko kalkulierbar ist und das häusliche Umfeld es zulässt, spricht nichts gegen eine ambulante OP. Bei einer Arthroskopie ist das Ri-

siko zum Beispiel vergleichsweise minimal, in der Klinik dagegen die Gefahr einer Infektion mit gefährlichen Keimen selbst bei höchsten Hygienestandards höher.

Haben Patienten denn überhaupt die Wahl zwischen ambulanter und stationärer OP?

Nur eingeschränkt. Die Ärzte werden für die Wirtschaftlichkeit ihrer Leistungen in die Pflicht genommen – und ambulante Eingriffe sind nun mal preisgünstiger. Als Ausnahme gilt nur, wenn ein Krankenhausaufenthalt unbedingt nötig ist, etwa wegen schwerer Nebenkrankungen. Will ein Patient ohne triftigen Grund ins Krankenhaus, muss das die Kasse vorher genehmigen.

Die Zahl der ambulanten OPs steigt, ohne dass die stationären Fälle weniger werden. Wie erklären Sie sich das?

Wenn eine Operation notwendig ist, etwa bei einem Meniskusrisiko, dann muss das natürlich gemacht werden. Aber viele Eingriffe haben ihren Grund in degenerativen Erkrankungen, und immer weniger Menschen wollen akzeptieren, dass an ihrem Körper im Alter nicht mehr alles so funktioniert wie früher. Auch Ärzte folgen vielleicht in manchen Fällen diesem mechanistischen Menschenbild nach dem Motto: Ich will meinem Patienten helfen, und da kann man doch was machen. Ich finde das zumindest dort grenzverwiegend, wo die Nutzen-Risiko-Abwägung unklar ist.

Also die Schmerzen hinnehmen? Der Mensch altert, das ist nun mal so. Die Gelenke nutzen sich ab, die

Augen sehen nicht mehr so scharf. Viele glauben dann, mit einer OP ist das Problem schnell erledigt – und vergessen, dass es einem hinterher im Einzelfall auch schlechter gehen kann. Besonders bei den orthopädischen Eingriffen kommt noch das Problem dazu, dass nach der OP meist eine aufwendige physiotherapeutische Rehabilitation erforderlich ist. Hier muss der Patient dann aktiv mitmachen, denn mit dem gern akzeptierten Massage ist es da nicht getan.

Gibt es für ambulante Operationen überhaupt ein finanzielles Limit?

Nein. Im Gegensatz zu anderen ambulanten Behandlungen gelten bei OPs keine begrenzenden Budgets.

Und medizinisch?

Wie gesagt: Es ist oft schwer zu entscheiden, ob eine Operation Sinn macht oder nicht – in der Medizin gibt es selten ein klares Ja oder Nein. Beispiel Grauer Star: Nutzt dem 80-jährigen Patienten im Pflegeheim, der demenzbedingt weder liebt noch fernsieht und zudem diverse Nebenkrankungen hat, eine solche Operation? Wohlgehemt: Das hat nichts mit Priorisierung oder gar Rationierung zu tun. Das Vorgehen auf der ärztlichen Seite sollte immer dann ausgerichtet sein, wie man für sich selbst oder seine Eltern entscheiden würde.

Werden Ärzte für ambulante OPs hinreichend bezahlt?

Es mag ein paar Ausnahmen geben, aber im Allgemeinen ist das Honorar hier eher angemessen als bei den sonstigen ambulanten ärztlichen

Leistungen. Das gilt vor allem deshalb, weil die Operationsleistungen nicht budgetiert sind, also der Arzt, wie sonst leider nicht üblich, Mehrarbeit auch bezahlt bekommt. Das ist auch eine gewisse Erklärung dafür, warum immer mehr Ärzte ambulant operieren. Eine andere Frage und ein Argernis ist die teils erhebliche Diskrepanz zu den Krankenhäusern: Diese erhalten in bestimmten Fällen für die gleichen Leistungen eine unverhältnismäßig höhere Vergütung, wenn sie im stationären Bereich erbracht werden.

Krankenhäuser müssen ihre Qualität penibel dokumentieren. Warum gilt das nicht für niedergelassene Ärzte?

Das stimmt so nicht. Auch viele niedergelassene Ärzte müssen Qualitätsnachweise bringen. Nehmen wir als Beispiel die – auch als ambulante Operation zählende – Koloskopie. Hier muss der niedergelassene Arzt, bevor er die Leistung überhaupt abrechnen darf, erst einmal nachweisen, dass er 200 Koloskopien und 50 Polypabtragungen selbstständig erbracht hat. Außerdem muss er dann jährlich 200 Koloskopien und zehn Polypotomien erbringen. Des Weiteren muss dann noch in einer Stichprobenprüfung die Videodokumentation vorgelegt werden. Das gibt es bisher für Krankenhäuser nicht.

Trotzdem: Patienten haben praktisch keine Chance, Erfahrung und Können eines niedergelassenen Arztes zu beurteilen. Woran können sie sich bei der Wahl einer Praxis orientieren?

Im Krankenhaus weiß der Patient

meist nicht, wer ihn operieren wird – in der Praxis aber sehr wohl. Ich empfehle möglichst nur Ärzte, zu denen ich auch selbst im Falle eines Falles gehen würde. Etwas problematisch ist das aber, da der überwiesene Arzt so in den Verdacht kommen könnte, für diese Empfehlung irgendeine Gegenleistung zu bekommen. Außerdem sind solche Empfehlungen berufrechtlich bedenklich. Deshalb sollte man nach Möglichkeit mehrere Ärzte empfehlen. Aber vielleicht kann die auf die große Patientenumfrage Ihrer Zeitung auch mithilfe, die Entscheidung zu erleichtern. Deshalb haben wir die Aktion auch gern unterstützt.

Der Kassenärzte-Chef

Dr. Klaus Heckemann (59) ist seit 2005 Vorsitzender der Kassensärztlichen Vereinigung Sachsen (KVS). Der Allgemeinmediziner arbeitet einen Tag pro Woche für die Praxis seiner Frau in Dresden und besucht dabei zu-



FOTO: TK

meist ein Pflegeheim. Im Gemeinsamen Bundesausschuss von Kassen und Ärztevertretern wirkt er an der Bedarfsplanung und der Arzneimittelnutzenbewertung mit. Die Kassensärztlichen Vereinigung Sachsen versteht sich als Dienstleister für Vertragsärzte und -psychotherapeuten sowie Patienten in Sachsen und stellt die ambulante ärztliche Versorgung in Sachsen sicher.

So kamen die Ergebnisse zustande

24.000 Patienten haben bei Umfrage mitgemacht

Anfang September bekam Frau M. Post von ihrer Krankenkasse Inhalt eines zweistufigen Fragebogens und ein Rücksendeumschlag. Frau M., so stand in dem Begleitschreiben, möge doch bitte mitteilen, wie zufrieden sie mit ihrer ambulanten Hand-OP gewesen sei. Mit ihrer Meinung könne sie dazu beitragen, anderen Patienten die Entscheidung bei der Wahl der richtigen Praxis bzw. Klinik zu erleichtern. Wie Frau M. erhielten rund 100.000 Versicherte in Sachsen einen solchen Brief. Manche hatten auch eine Hand-OP hinter sich, andere eine Gelenkspiegelung oder eine Herzschrittmacher-Implantation. Neun verschiedene OPs wurden für den Befragung berücksichtigt – jene nennt, die hierzu-lande bei Erwachsenen am häufigsten ambulant durchgeführt werden.

Für die Auswahl der OPs und der jeweils behandelnden Ärzte nutzte die Kassensärztliche Vereinigung Sachsen ihre internen Abrechnungen. Mithilfe der verschlüsselten Daten konnten die fünf größten Krankenkassen im Freistaat die betroffenen Versicherten ausweisen und zielgenau anschreiben – natürlich unter strenger Berücksichtigung des Datenschutzes. Die Redaktion hatte zu keinem Zeitpunkt Kenntnis von Adressen oder Patientendaten. An sie sollten nur die Fragebögen zurückgeschickt werden – anonym. Fast 24.000 Patienten machten sich die Mühe – eine hohe Quote. Dafür möchten wir uns bedanken. Leider waren nicht alle Antworten eindeutig. Doch immerhin 18.369 Fragebögen konnten die Wissenschaftler von der TU Dresden um Professor Joachim Kugler aber auswerten. Die Ergebnisse mit ausführlichen Erklärungen von Spezialisten lesen Sie ab Montag in der „Freien Presse“ (sk)

Ambulant operieren

So zufrieden sind Patienten in Sachsen

Ab Montag stellen wir pro Woche je zwei ambulante Eingriffe mit den Ergebnissen der Patientenumfrage vor.

2./3.11. Krampfadern
5./6.11. Ausschubung
9./10.11. Karpaltunnelsyndrom
12./13.11. Herzrhythmusstörung
16./17.11. Grauer Star
19./20.11. Darmspiegelung
23./24.11. Gelenkspiegelung
26./27.11. Handoperation
30.11./1.12. Linksherzkatheter
Ihre Fragen zu den Eingriffen können Sie am jeweils ersten Tag der oben genannten Daten Mediziner beim **Teleforum** zwischen 14 und 16 Uhr stellen. Die entsprechenden Namen und Telefonnummern werden an diesem Tag veröffentlicht. Zudem können Sie Ihre Fragen auch vorab per E-Mail an folgende Adresse senden:

Teleforum@redaktion-nitzwerk.de
Eine Serie der Freien Presse zu neun Krankheitsbildern in Zusammenarbeit mit AOK Plus, Barmer GKK, DAK Gesundheit, IKK classic und TK.

Ambulant vor stationär? Das sagen die sächsischen Kassenchefs



Rainer Striebel (54), Vorstandsvorsitzender der AOK Plus: „Vor 30 Jahren war für die Operation des Grauen Stars eine Woche Krankenhaus fällig. Heute wird das in der Regel ambulant gemacht. Moderne Technik macht's möglich – nicht nur bei dieser Indikation. Krankenhäuser werden deshalb nicht überflüssig. Sie sollen sich weiterhin medizinischen Herausforderungen stellen und für die Akutversorgung da sein. Was aber gut ambulant zu operieren ist, sollte von Spezialisten ambulant behandelt werden.“



Paul-Friedrich Loose (57), Landesgeschäftsführer der Barmier GKK in Sachsen: „Steht eine planbare Operation bevor, sollte erst mal in Ruhe überlegt werden, wie und wo das gemacht werden soll. Ist der Eingriff ambulant möglich, dann sollte er auch ambulant durchgeführt werden. Der behandelnde Arzt und die Krankenkasse stehen hierbei beratend zur Seite. Online-Angebote wie Arzt- und Krankenhausaufsucher sind weitere Informationsquellen – genauso wie Patientenumfragen zur Behandlungszufriedenheit.“



Sven Hutt (47), Landesgeschäftsführer der IKK classic in Sachsen: „Heute werden in der höchsten Qualität routinemäßig Hunderte verschiedener Eingriffe ambulant durchgeführt. Innovative Operationsmethoden, aber auch neue Narkoseverfahren machen das möglich. Wir sehen diese Entwicklung positiv. Aber nicht alles, was möglich ist, muss für jeden richtig sein. Ambulant oder stationär – das ist immer eine individuelle Entscheidung, die gemeinsam von Arzt und Patientem getroffen ist.“



Simone Hartmann (50), Leiterin der Techniker Krankenkasse Sachsen: „Das ist keine Frage, sondern mein Credo aus voller Überzeugung. Für Patienten ist ambulant sehr vorteilhaft. Im eigenen Bett auskurieren ist viel angenehmer und verschafft persönlichen Zeigewinn. Das Infektionsrisiko reduziert sich auf ein Minimum. Erst Operateure mit höchster Fachkompetenz ermöglichen diesen Fortschritt. Deren Leistungsfähigkeit in Sachsen schätze ich sehr. Ich bekomme, ein großer Förderer zu sein.“



Steffi Steinicke (54), Geschäftsleiterin Ost der DAK-Gesundheit: „Wir wollen für unsere Versicherten die beste Versorgung. Da keiner von uns gerne ins Krankenhaus geht, versuchen wir, solange es medizinisch vertretbar ist, die Versorgung über Hausärzte oder Fachärzte sicherzustellen. Das ist im Paragraph 13 Sozialgesetzbuch Zweites Buch (SGB XII) auch geregelt. Dann unserer guten Versorgungsversprechen bringen wir den Übergang zwischen ambulanter und stationärer Behandlung in Einklang.“

Der unbeachtete Meniskusris

Es passierte auf dem Weg zur Arbeit: Dr. Heinrich Ollendorf war mit dem Rad unterwegs, als ihm ein Auto in die Quere kam. Der Halbleiter-Experte stürzte so heftig, dass er sofort ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Diagnose: Lendenwirbelbruch. „Die Therapie war langwierig und überlagerte lange Zeit die Schmerzen in meinem rechten Knie“, erinnert sich der 50-Jährige. Doch je besser es seinem Rücken ging, desto mehr machte ihm das Knie zu schaffen. Auf Empfehlung stellte er sich bei dem Dresdner Spezialisten Dr. Mario Bottesi vor. „Der schaute ein paar Sekunden auf das drei Jahre alte MRT und erkannte sofort einen Riss im Meniskus – den hatte man damals einfach übersehen.“ Eine erneute Kernspintomografie bestätigte den Verdacht. Von einer OP wollte Heinrich Ollendorf eigentlich nichts mehr wissen. Doch in der Hoffnung auf ein schmerzfreies Knie willigte er dann doch ein. Im September wurde der Meniskus mittels Arthroskopie operiert. „Nach drei Stunden war alles vorbei“, erzählt der Patient. Anfangs lief er an Krücken, heute schafft er wieder mühelos zehn Kilometer am Stück. Und wie leicht kann er noch in diesem Jahr wieder ein paar Jogging-Runden drehen. (sk) Foto: Thomas Kretsch



SZ-Telefonforum
Noch Fragen zur Gelenkspiegelung?

Viele Menschen erhoffen sich von einer Gelenkspiegelung das Ende jahrelanger Schmerzen. Tatsächlich kann die Untersuchung in Kombination mit einer Operation hilfreich sein, aber es gibt auch Grenzen. Wie groß sind die Erfolgsaussichten tatsächlich? Wie lange muss man nach dem Eingriff mit Einschränkungen leben? Welche Alternativen gibt es? Und wie kann man einem Gelenkverschleiß am besten vorbeugen? Diese und andere Fragen beantworten heute von 14 bis 16 Uhr folgende Experten am Lesertelefon:

- Dr. Mario Bottesi
Facharzt für Orthopädie und Unfallchirurgie,
Forum Gesundheit Dresden
0351 48642805
- Dr. Thomas Oehlmann
Facharzt für Orthopädie und Unfallchirurgie,
Arthromed Praxisambulanz Chemnitz
0351 48642806
- Dr. Christian Kern
Facharzt für Orthopädie und Unfallchirurgie,
MediClin Waldkrankehaus Bad Döben
0351 48642807

mail! Sie können Ihre Fragen auch bis 14 Uhr mailen:
telefonforum@redaktion-netzwerk.de

Vom OP-Tisch aufs Sofa

Für die Nachsorge gelten besondere Regeln. Was die Kasse zahlt, ist verschieden.

VON LINDA BARTHEL

Du musst ein Telefon haben. Du musst nach Hause gebracht werden. Du darfst nicht alleine sein. Wer sich ambulant operieren lässt, muss bestimmte Regeln einhalten. Die Mediziner bereiten die Patienten meist nach festen Mustern auf die Zeit nach der Entlassung vor. „Im Gespräch klären wir alles genau ab“, sagt Sven Tempel, Leiter der Abteilung für Handchirurgie im Krankenhaus Friedrichstadt. Der Oberarzt führt jährlich 500 ambulante OPs durch. Vor jedem Eingriff vergewissert er sich, dass die möglichen Komplikationen nicht zu groß sind und der Patient zu Hause betreut wird. Lebt er allein, kann die OP nur stationär durchgeführt werden. Nach Eingriff und Nachbeobachtungszeit, die je nach Narkoseform und Eingriff zwischen zwei und vier Stunden schwankt, muss der Operierte von einem Angehörigen oder Bekannten abgeholt werden. Nur ausnahmsweise, zum Beispiel bei einer OP am Finger mit örtlicher Betäubung, darf er alleine nach Hause fahren. Die Patienten bekommen die Operierten ein Hinweisblatt für die Zeit nach dem Eingriff sowie Schmerzmittel und Notrufnummern in die Hand“, sagt Tempel. Falls benötigt, gibt es nach der ambulanten Behandlung auch Hilfsmittel wie Entlastungsschuhe oder Gehhilfen mit nach Hause. Zudem können die Patienten

bei den Krankenkassen um Unterstützung bitten. Die Nachsorgeleistungen handhabt jede Kasse anders. Die Techniker Krankenkasse übernimmt beispielsweise die Kosten für medizinisch zwingend notwendige Fahrten, die mit einer Kassenleistung zusammenhängen. Voraussetzung ist, dass sich Versicherte in einer der beiden nächsterreichbaren Einrichtungen behandeln lassen oder der Arzt sie zum weiter entfernten Behandlungsort überwiesen hat. „Der Arzt überprüft, ob die medizinischen Voraussetzungen vorliegen, um eine Krankenfahrt zu verordnen und welches Verkehrsmittel infrage kommt“, sagt Sprecher Matthias Jakob. „Die TK kann die Fahrkosten nur in Ausnahmefällen übernehmen und auch nur, wenn sie das vorher genehmigt hat.“ Laut Auskunft der AOK Plus legt eine Ergänzung im Sozialgesetzbuch seit August fest, dass auch Fahrten mit dem Krankentransportwagen zur ambulanten Behandlung der vorherigen Genehmigungspflicht durch die Kasse unterliegen. „Der Patient muss am nächsten oder spätestens übernächsten Tag zur ärztlichen Kontrolle mit Verbandwechsel“, sagt Chirurg Tempel. Auch Hausbesuche seien möglich, aber selten. „Viele Praxen machen am Abend nach der OP auch einen Kontrollanruf.“ Im Normalfall dauere die Wundheilung zehn bis zwölf Tage. Dann werden die Fäden gezogen. „So lange geht die ärztliche Betreuung mindestens.“ Die Krankenkassen kümmern sich auch im Nachgang um die Patienten. Laut Sozialgesetzbuch haben Versicherte, in deren Haushalt ein Kind lebt, unter bestimmten Voraussetzungen Anspruch auf eine Haushaltshilfe. Ambulante Operationen gehören zwar grundsätzlich nicht zu die-

sen Bedingungen, allerdings bieten mehrere Kassen diese Leistung freiwillig an. So bekommen TK-Versicherte Unterstützung durch eine Haushaltshilfe, wenn im Haushalt ein Kind lebt, das bei Beginn der Inanspruchnahme unter 14 Jahre alt oder behindert und somit auf Hilfe angewiesen ist. Außerdem darf niemand im Haushalt leben, der die nötigen Aufgaben übernehmen kann, sagt Matthias Jakob. Das Gleiche gilt für Versicherte der AOK Plus und der DAK-Gesundheit. Bei der Barmer GEK gilt die Regelung, solange die Kinder das 12. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Die Kassen arbeiten mit vielen Vertragsorganisationen zusammen, die Haushaltshilfen beschäftigen. Dazu gehören zum Beispiel Träger der freien Wohlfahrtspflege, private Unternehmen oder Sozialstationen der Gemeinden. „Die Haushaltshilfe kommt nach Hause und die Kosten werden direkt mit der Kasse abgerechnet. Abgeholt von der Zuzahlung braucht der Versicherte finanziell nichts zu regeln“, sagt TK-Sprecher Jakob. Versicherte dürfen außerdem Häusliche Krankenpflege beantragen. Bei der Barmer GEK kann diese je nach Bedarf die Behandlungspflege, die Grundpflege sowie hauswirtschaftliche Versorgung und die Krankenhausvermeidungspflege umfassen. Der Anspruch gilt für maximal vier Wochen, nur in besonderen Fällen ist eine Verlängerung möglich. Der Versicherte muss für die ersten 28 Leistungstage im Kalenderjahr zehn Prozent der täglichen Kosten sowie zehn Euro je Verordnung zahlen. Wichtig: „Häusliche Krankenpflege wird nur gewährt, wenn keine im Haushalt lebende Person den Kranken in dem erforderlichen Umfang pflegen und versorgen kann“, betont Matthias Jakob.

Das Patientenurteil

Nach der Gelenkspiegelung klagen viele Patienten über unerwartete Beschwerden.

VON STEFFEN KLAMETH

Die Arthroskopie gehört im ambulanten Bereich zu den eher seltenen Eingriffen. Vergangenes Jahr rechneten niedergelassene Vertragsärzte knapp 6900 solcher Leistungen ab, auch zahlreiche Krankenhäuser bieten die Untersuchung ambulant an. Wegen der geringen Fallzahlen konnten Prof. Joachim Kugler und sein Team von der TU Dresden deshalb nur 920 Fragebögen auswerten. Was auffällt: Die Zufriedenheit mit dem Behandlungsergebnis weicht deutlich von der bei anderen Behandlungen ab. Folglich würde sich ein überdurchschnittlich großer Anteil von Patienten beim nächsten Mal lieber in die Hände anderer Ärzte begeben, in engem Zusammenhang dürften dabei die unerwarteten Beschwerden nach der Entlassung stehen. In einer ganzen Reihe von Einrichtungen bejahten über 20 Prozent der Befragten diese Frage, bei den Kliniken Erlabrunn sogar jeder Zweite. Aus Sicht von Geschäftsführerin Constanze Fisch kann das nur damit zusammenhängen, dass man als überregionaler Versorger sehr viele komplizierte Fälle übernehmen bekommt. Sehr häufig erhalten Patienten den Angebot für kostenpflichtige Zusatzleistungen – beispielsweise in der Gemeinschaftspraxis von Steffen Brückner in Dresden. „Nach einer Arthroskopie bieten wir allen

Patienten ein Hyaluronsäurepräparat an, das die Geifähigkeit des Gelenks nach der OP verbessert“, erklärt der Orthopäde. Mehr als die Hälfte der Patienten würde die dafür fälligen etwa 70 Euro zahlen.

Das Fazit von Professor Kugler: Die Zahl der unerwarteten Beschwerden über rasch. Das kann nur bedeuten, dass Patienten nicht ausreichend über die möglichen Folgen des Eingriffs, etwa Blutungen und Infektionen, informiert worden sind. Dass noch Verbesserungspotenzial besteht, zeigen auch die Antworten zur Wiederwahl. Positiv ist der hohe Anteil von Patienten, die eine Zweitmeinung eingeholt haben.

Weitere Krankenhäuser

In der Region führen weitere Krankenhäuser ambulante Arthroskopien durch. Eine Auswertung der Fragebögen war wegen zu geringer Resonanz aber nicht möglich. In Klammern die Zahl der Eingriffe 2014 (eig. Angaben): Oberlausitz Klinik Bautzen (33), Oberlausitz Klinik Bischofswerda (26), Klinikum Döbeln (16), Klinikum DD-Friedrichstadt (84), Krankenhaus DD-Neustadt (11), Uniklinik Dresden (10), KreisKrankenhaus Freiberg (19), Helios Weißeritzklinikum Freital (k. A.), Städt. Klinikum Görlitz (194), Lausitzer Seeland Klinikum Hoyerswerda (k. A.), Maltzeter Krankenhaus Kamenz (103), Helios Krankenhaus Leisnig (k. A.), Diakonissenanstalt Emmaus Wieslitz (101), Helios Klinikum Pirna (k. A.), Eilandklinikum Riesa (97), Fachklinik Rothburg (4), KKH Weißwasser (80), Zittau/Ebersbach (4).

mit der ambulanten Gelenkspiegelung

	Aufklärung über Behandlung	Aufklärung über Narkose	Aufklärung über Medikamente	Wahrung der Privatsphäre	Vorbereitung auf Zeit nach Entlassung	Freundlichkeit des Personals	Atmosphäre/Ausstattung der Klinik	Kostenpflichtige Zusatzleistungen angeboten?	Unerwartete Beschwerden nach der Entlassung	Zufriedenheit mit Behandlung	Zufriedenheit insgesamt
	Note	Note	Note	Note	Note	Note	Note	Prozent	Prozent	Note	Note
PRAXIS											
GP Dr. U.-M. Langner, Dr. R. Hellmund	1,5	1,6	1,7	1,7	1,9	1,4	1,5	41,2	11,4	2,2	1,6
GP Brückner, Dr. Hellmann, Rießland, Dr. Koch	1,3	1,3	1,7	1,5	1,8	1,7	1,6	87,0	26,1	2,4	2,0
Forum Gesundheit Dresden MVZ gGmbH	1,5	1,3	1,7	1,4	1,9	1,4	1,4	58,2	18,2	2,3	1,6
Dr. Gunter Linke	2,0	1,8	2,2	1,8	2,7	1,9	2,3	65,4	10,7	2,5	2,3
GP Dr. J.-U. Opitz, Dr. O. Athendadt	1,3	1,3	1,3	1,5	1,5	1,5	1,3	60,0	6,7	2,1	1,5
GP Lammes, Schröter, Seidel, Güng, Ambros, Heudische	1,6	1,2	1,6	1,6	1,6	1,7	1,7	25,0	26,3	3,1	1,7
Dr. Steffen Vogel	1,6	1,3	1,8	1,7	1,9	1,4	1,4	6,3	0,0	2,3	1,7
Dr. Ulrich Gebhardt	1,5	1,5	1,8	1,5	2,2	1,5	1,7	95,5	15,9	2,0	1,8
GP T. Lübke, Dr. A. Wetzlich	1,9	1,6	1,7	2,0	2,4	1,5	1,9	6,1	32,4	2,7	2,0
GP Dr. O. Hoffmann, Dr. L. Strohbach	1,6	1,4	1,7	1,4	1,8	1,3	1,5	82,4	36,2	2,2	1,7
Dr. Tim Rose	1,5	1,3	1,7	1,5	2,0	1,5	1,5	31,8	22,7	2,5	1,5
Carsten Jülke	1,7	1,4	1,5	1,7	1,7	1,5	1,6	68,4	30,0	2,5	1,9
GP Dr. Richter, Dr. Fährmann, Dr. Leichsenring, Dr. Gröber	1,4	1,5	1,5	1,6	1,8	1,3	1,6	80,0	4,8	2,3	1,8
GP Dr. Panzer, Dr. Ungelbitt, Dr. Freitag	2,0	1,8	1,8	2,2	2,5	1,8	2,1	36,8	30,0	2,5	2,1
Dr. Weiß, Dr. Vollstadt, Dr. Kießling, Dr. Beier											
GP Dr. Wetzel, Dr. Wolf, Dr. Wolf, Dr. Gebhardt	1,4	1,3	1,4	1,4	1,8	1,8	1,6	21,1	15,8	2,4	1,9
GP Dr. Thuraus, Dr. Schlott, Dr. Renner, Dr. Schumann, Dr. Beckhaus, Dr. Purzke	1,4	1,4	1,6	1,6	2,1	1,7	1,6	4,0	42,3	2,5	1,7
GP Dr. Kupfer, Dr. Meichsner, Dr. Barthel, Dr. Oehlmann, Dr. Auerbach, Dr. Heide, Dr. Zokov	1,5	1,4	1,6	1,6	2,1	1,6	1,6	40,5	17,2	2,6	1,8
Udo Röttschke											
GP Dr. T. Liebzig, Dr. L. Meißner											
GP Dr. Yinus, Dr. Yinus, Dr. Präger	1,6	1,4	1,9	1,5	1,9	1,3	1,4	55,6	13,5	2,2	1,3
GP Stefan Billhardt, Dr. Ulf Schneider	1,4	1,2	1,5	1,9	1,9	1,8	2,0	2,1	14,6	2,1	1,8
KRANKENHAUS (ambulant)											
Asklepios-ASS Klinik	1,4	1,3	1,4	1,5	2,1	1,3	1,4	43,8	23,5	2,7	1,7
Kliniken des Muldentalkreises	1,6	1,4	1,7	1,7	2,0	2,0	1,8	13,3	43,8	3,2	2,0
MediClin Waldkrankehaus Bad Döben	1,5	1,5	2,0	1,7	2,1	1,7	1,7	32,0	11,1	2,3	2,0
Sana Klinikum Borna (ehemals Helios)	1,7	1,5	1,9	1,5	2,2	1,3	1,3	10,5	15,8	2,5	2,0
Kliniken Erlabrunn/Brettenbrunn	1,4	1,1	1,8	1,4	1,9	1,3	1,5	0,0	50,0	2,2	1,4

* Angaben laut Kassenzusteller-Vergleichs-Skala (Praxen bzw. Eigenangaben der Krankenhäuser). Bei den Praxen sind nur die Eingriffe bei gesetzlich Versicherten berücksichtigt. k. A. = Das Krankenhaus übermittelte trotz mehrfacher Bitte keine Daten.
GRÜN = Patientenbilanz

Eine Klinik mit 350 Ärzten, 690 Pflegekräften und 1065 Betten

In 65 Folgen beschreibt die Serie, wie das Klinikum funktioniert mit seinen 15 OP- Sälen, 28 Hebammen, 350 Ärzten und 690 Pflegekräften.

Der größte Arbeitgeber der Region

Es zählt medizinisch zu den Großen in Deutschland: Das neue Zentral-Klinikum in Villingen- Schwenningen, 280 Millionen teuer und mit 3.000 Beschäftigten größter Arbeitgeber in der Region.

In einer aufwändigen 56-teiligen Serie, die ein Jahr dauert, stellen wir alle 25 Fachbereiche des Hauses detailliert vor und erklären, wie sie funktionieren.

Wie profitieren Patienten von dem Neubau, wie verbessern sich die Abläufe zu ihrem Wohl? Wir porträtieren die Chefarzte und verbinden das immer mit einem „Der SÜDKURIER öffnet Türen“. Wir laden Leser ein, sich exklusiv Bereiche hinter den Kulissen des Klinikbetriebs anzusehen bis hinein in die OP-Säle, geführt von den jeweils verantwortlichen Chefarzten und ihren Mitstreitern.

350 Ärzte, 690 Pflegekräfte, 140.000 ambulante, 50.000 stationäre Patienten und 1065 Betten machen das Schwarzwald-Baar-Klinikum zu einem der größten und modernsten Einrichtungen Deutschlands.

- Ein OP-Manager, gelernter Mediziner, organisiert am Computer 50 bis 70 OPs täglich in 15 OP-Sälen, er ist verantwortlich für den Einsatz aller OP-Teams, für Materialbeschaffungen und für die OP-Instrumente. Operationen werden von acht bis 20 Uhr durchgeführt, sie dauern von 20 Minuten bis zu zwölf Stunden (beispielsweise bei Tumoren). Vorteil dieser straffen Organisation: Wenn früher ein OP-Team ausfiel, musste der Patient zwei, drei Tage warten. Heute springt ein zweites Team am selben Tag ein.
- Die Klinik-Apotheke führt 3.500 Medikamente und beschäftigt 28 (!) Mitarbeiter, darunter acht Apotheker. Ein Großteil der Medikamente wird selbst hergestellt.
- In der Radiologie musste ein Patient vor 30 Jahren für eine Aufnahme minutenlang still sitzen, heute dauert ein Bild 0,05 Sekunden.
- Sehr gut gebucht auch von Managern ist die Komfortstation mit 36 Betten. Wer hier liegt, nutzt gern die Zeit für Geschäfte. Täglich schauen Chefsekretärinnen für ein, zwei Stunden vorbei, um die wichtigsten Dinge zu besprechen. Der Aufpreis pro Bett kostet 150 Euro die Nacht, dafür gibt es aber auch Kuchen am Nachmittag und frische Früchte.
- Im Gebetsraum für Christen und Muslime liegen Kopftücher und Gebetsumhänge für muslimische Frauen bereit. Islamische Gläubige dürfen christliche Symbole nicht verhüllen, aber ihre Schuhe ausziehen. Ein Pfeil zeigt ihnen die Richtung nach Mekka.



Stefan Lutz, Chefredakteur

Noch Fragen?

Norbert Tripl, Regionalleiter Schwarzwald und Leiter der Lokalredaktion Villingen, Telefon: 07721/8004-7341, E-Mail: norbert.tripl@suedkurier.de

Gesund groß geworden



Weite Ausblicke in die Landschaft aus einer Traumlage: Das Schwarzwald-Baar-Klinikum ist in vielerlei Hinsicht ein echter Hingucker – und Arbeitsplatz für fast 3000 Menschen. BILDER: HAHNE/SPRICH

- Das Schwarzwald-Baar-Klinikum ist ein Jahr alt
- Exklusive Einblicke für die Leser des SÜDKURIER

VON NORBERT TRIPPL

Schwarzwald-Baar – Das Schwarzwald-Baar-Klinikum hat 280 Millionen Euro gekostet. Das größte Bauprojekt aller Zeiten in der Region ist etwas mehr als ein Jahr in Betrieb, das Gesundheitshaus hat die schwierige Anlaufphase hinter sich. Wie sich die Einrichtung im Alltag bewährt, dazu beginnt heute eine neue Serie im SÜDKURIER. Ab morgen, Mittwoch, präsentiert die Redaktion je-

de der 25 Abteilungen, hinterfragt wird, welchen medizinischen Fortschritt es gibt und wie Patienten und Beschäftigte von den Errungenschaften profitieren.

Für die Leser dieser Zeitung öffnet sich das Klinikum. Abteilung für Abteilung kann einzeln besucht werden, Chef- und Oberärzte stellen sich bei diesen exklusiven Leser-Visiten den Fragen der Gäste.

Doppelseite im Lokalteil



Hebammenschülerin Melanie Maute wiegt ein Neugeborenes auf der Frauenstation.



In der Not in besten Händen

Unser Klinikum: In der Notaufnahme des Schwarzwald-Baar-Klinikums geht es oft um Leben und Tod. Jede Sekunde zählt, wenn schwer kranke oder schwerverletzte Patienten hier eintreffen

Chefarzt Bernhard Kumle (rechts) und Krankenschwester Irmgard Duffner bei der Versorgung eines Patienten.

BILDER: SPRICH

VON ROLAND SPRICH

Wenn Bernhard Kumle zum Dienst erscheint, weiß der Chefarzt der Notaufnahme nie, was ihn erwartet.

1 Wiesieht der Tagesablauf aus? Die Abteilung von Chefarzt Bernhard Kumle arbeitet in drei Schichten rund um die Uhr. Um 7.30 Uhr ist Dienstbeginn für die Tagschicht, die Ärzte stimmen sich zunächst mit der Nachtschicht ab. Patienten, die nach 22 Uhr kommen und stationär bleiben müssen, verbringen die erste Nacht fast immer in der Notaufnahme. Um 8 Uhr besprechen mindestens fünf Ärzte die Röntgenaufnahmen. Anschließend teilt sich die Mann-

„Ich setze mich auf kein Motorrad. Das sind die häufigsten schweren Fälle, die wir haben.“

Bernhard Kumle, Chefarzt der Notaufnahme im Klinikum

schaft. Ein Team geht zur Visite, Team zwei übernimmt die Notaufnahme. Bis 11 Uhr sollte Team eins Visite und Schreibarbeiten abgeschlossen haben. Dann beginnt erfahrungsgemäß der Trubel. Deshalb verstärkt das erste Team die Kollegen in der Notaufnahme. Ein Oberarzt steuert die Abläufe.

2 Welche Rolle spielt die Zeit? „In der Regel werden unsere Patienten von Rettungsdienst oder Hubschrauber und meist in Notarztleitung eingeliefert. In diesem Fall weiß das Team, bestehend aus vier Ärzten, zwei Unfallchirurgen, einem Anästhesisten, einem Neurologen und drei Pflegekräften durch ein Vorab-Anmeldesystem bereits vor der Ankunft des Patienten grob, um welche Art von Leiden es sich

handelt, und steht beim Eintreffen des Patienten im Schockraum bereit“, schildert Kumle.

3 Was bringt der Neubau? Die komplette Untersuchung im Schockraum dauert im Schwarzwald-Baar-Klinikum durchschnittlich 35 Minuten. „Damit sind wir in Deutschland unter den ersten fünf Kliniken, was den Zeitfaktor betrifft“, sagt Kumle. Für den Zeitvorteil ist auch der neue Standort verantwortlich. Alle benötigten Fachabteilungen sind unter einem Dach, die Ärzte innerhalb kürzester Zeit verfügbar.

4 Was ist ein Notfall? Die Notaufnahme ist in erster Linie für die Abwendung von Gefahr für Leib und Leben zuständig. Dennoch kommen auch Patienten mit weniger dringlichen Erkrankungen in die Notaufnahme beziehungsweise in die angeschlossene Notfallpraxis der kassenärztlichen Vereinigung (KV-Notfallpraxis). Dies sei zwar grundsätzlich kein Problem. Kommen hochdringende Notfälle dazwischen, kann es für diese Patienten der ersten Dringlichkeitsstufe zu Wartezeiten von drei Stunden oder länger kommen.

5 Worum ärgert sich der Chefarzt? „Manche Patienten meinen, sich mit dem Gang in die Notaufnahme den Weg zu einem Facharzt sparen und dort mehrwöchige Wartezeiten auf einen Termin umgehen zu können. „Wir sind hier kein Ersatz für den Haus- oder Facharzt“, betont Kumle. Auch dürfen die Patienten keine Rundum-sorglos-Behandlung erwarten: „Wir behandeln hier den akuten Fall.“

6 Lief zu Beginn nicht alles rund? Patienten und Angehörige äußerten in den ersten Wochen und Monaten Kri-

tik, zum Teil auch an zu langen Wartezeiten. Chefarzt Kumle streitet nicht ab, dass es zu Problemen kam. Die Heftigkeit einzelner Anschuldigungen habe teils Depressionen in der Abteilung ausgelöst. Bei den Mitarbeitern seien auch Tränen geflossen. Das empört Kumle: „Wir geben hier alles.“ Es gebe ein Beschwerdemanagement, „jeder Fall landet bei mir“.

7 Wie bewältigt der Arzt seinen Job? „Ich muss ohne Emotion arbeiten“, erklärt Kumle. „Lasse ich welche zu, handle ich nicht rational.“ Was der Arzt selbst nicht tut. „Ich setze mich auf kein Motorrad. Das sind die häufigsten schweren Fälle, die wir haben.“

8 Wie lassen sich Unfälle vermeiden? „Wir machen das Richtige im richtigen Moment“, wirbt Kumle um Vertrauen. Ein Tipp an die Bürger: „80-Jährige sollen nicht mehr auf Leitern klettern, Fenster putzen und Obst ernten“. Er sagt dies aus Erfahrung am Behandlungstisch.

40 000 Patienten in einem Jahr

Die Notaufnahme am Schwarzwald-Baar-Klinikum behandelt jährlich 40 000 Patienten. Im Schnitt werden täglich 108 Patienten versorgt.

► **Die Einstufungen:** Eine Krankenschwester trifft die erste Bewertung des Notfalls. Muss ein Patient sofort (Schwerverletzter, Herzinfarkt) oder dringend (10 Minuten bis zur Behandlung, etwa bei Brustschmerzen) drankommen. 30 Minuten Zeitpuffer gibt es bei Bauchschmerzen oder Blutdruckengleichung, 90 Minuten bei Schnittverletzungen oder chronischen Schmerzen, 120 Minuten Zeitraum für Diagnose und Behandlung in allen anderen, weniger dringenden Fällen.

► **Das Team:** In der Notaufnahme arbeiten 17 Ärzte, neun medizinische Fachangestellte und 41 Pflegekräfte.

Führung für Leser



► **Diese Serie:** Das neue Schwarzwald-Baar-Klinikum ist ein Jahr in Betrieb. Wie bewährt sich das Haus im Alltag? Was haben die Bürger von dieser Groß-Investition? Diese Fragen beantworten wir in unserer großen Serie, Abteilung für Abteilung.

► **Exklusive Leser-Führung:** Für unsere Leser gibt es kommenden Dienstag eine exklusive Führung durch die Notaufnahme. Chefarzt Bernhard Kumle

stellt den Bereich persönlich vor und steht für Fragen der Leser zur Verfügung. So sind Sie bei dieser Leser-Visite dabei: Einfach bis Freitag, 12 Uhr, die 0 13 79 - 370 500 82 anrufen (50 Cent aus dem Festnetz der Telekom, Mobilfunk abweichend). Hinterlassen Sie das Stichwort „Notaufnahme“, Namen und Rufnummer. Die Gewinner werden telefonisch benachrichtigt. Die Leser-Visite findet am Dienstag, 28. Oktober, 17 Uhr bis 18.30 Uhr, im neuen Klinikum statt.

Ein Notfall: Von der Einlieferung bis zur Versorgung auf der Station



1 In der Notaufnahme durchlaufen alle Patienten die Ersteinschätzung (Triage). Pfleger Marc Haunschild nimmt diese an Kirsten Himpel vor. Sie ist gestürzt, hat sich am Kopf verletzt.



2 Frank Hahn, Assistenzarzt in der Unfallchirurgie, untersucht die Patientin gründlich von Kopf bis Fuß. Er entscheidet: Die Patientin muss eine Nacht zur Beobachtung im Krankenhaus bleiben.



3 Fachkrankenschwester Antje Hilgen verabreicht der Patientin eine Infusion mit einem Schmerzmittel. Zuvor hat sie der Patientin den Blutdruck gemessen und Blut abgenommen.



4 Auf dem Weg zum Röntgen. Pflegegeschülerin Johanna Kurz fährt Patientin Kirsten Himpel in die Röntgenabteilung. Aufgrund der Diagnose wird die Patientin liegend transportiert.



5 Auf Station. Krankenschwester Antje Hilgen bringt Patientin Kirsten Himpel in ihr Quartier. Etwa 90 Minuten sind bis zu diesem Zeitpunkt seit der Einlieferung durch den Rettungsdienst vergangen.

Wo der Krebs den Schrecken verliert

Unser Klinikum: Die Klinik für Onkologie, Hämatologie, Immunologie, Infektiologie und Palliativmedizin geht besonders einfühlsam auf die Patienten ein

VON ROLAND SPRICH

Gerda Braun lächelt. Soeben hat ihr Krankenschwester Andrea Rapp die Kanüle aus der Vene entfernt. Die Patientin hat eine chronische Krebserkrankung und hat zwei Blutinfusionen bekommen. Für heute ist die Behandlung beendet. „In die onkologische Tagesklinik gehe ich richtig gerne. Hier sind alle sehr nett“, sagt die Dame, die hier regelmäßig Bluttransfusionen erhält.

In der Klinik für Onkologie, Hämatologie, Immunologie, Infektiologie und Palliativmedizin am Schwarzwald-Baar-Klinikum ist von den Medizinern und Pflegekräften neben medizinischer Kompetenz auch ganz besonderes Einfühlungsvermögen gefragt. Denn die Patienten, die hierher kommen, haben eine der zahlreichen Formen einer lebensbedrohlichen Krebs- oder Bluterkrankung. Und trotz hochkomplexer medizinischer Therapien können die schweren Krankheiten nicht immer geheilt werden. Deshalb ist neben der medizinischen die psychische Unterstützung durch das speziell geschulte Pflegepersonal ein wichtiger Stützpunkt in der Krebsbehandlung.

► **Lebensqualität:** „Uns ist es wichtig, dass der Patient möglichst viel Lebensqualität zurück erhält“, erklärt Wolfram Brugger, ärztlicher Leiter der Klinik für Hämatologie und Onkologie am Schwarzwald-Baar-Klinikum. So erhält jeder Krebspatient möglichst eine individuelle, zielgerichtete Therapie. „Für einen hochbetagten Patienten steht nicht die absolute Heilung der Krankheit im Vordergrund. Hier ist schon die Verlangsamung des Prozesses ein Erfolg und dass er sein Leben ohne Beschwerden führen kann. Während bei einem 40-Jährigen alles versucht wird, die Krankheit vollständig aus dessen Körper zu entfernen.“

► **Tumorkonferenzen:** Täglich kommen Mediziner unterschiedlicher Fachrich-

tungen zusammen, um in einer sogenannten Tumorkonferenz die Patientenfälle zu besprechen. Durch die fachübergreifende Zusammenarbeit kann eine individuelle und bestmögliche Therapie für jeden Patienten ermöglicht werden.

► **Schreckgespenst Chemotherapie:** Chemotherapie ist neben Operation und Bestrahlung eine der drei Säulen in der modernen Tumorthherapie. Auf kaum einem anderen medizinischen Gebiet wird so viel nach neuen Medikamenten geforscht wie in der Krebsmedizin. Was zur Folge hat, dass die Medikamente auch immer besser verträglich sind. Übelkeit und Erbrechen sind laut Wolfram Brugger kaum noch unangenehme Begleiterscheinungen einer Chemotherapie. „Dafür gibt es hervorragend vorbeugend wirkende Medikamente.“ Auch Haarausfall ist längst nicht immer programmiert. Der Beweis für die Verträglichkeit einer Chemotherapie ist Andreas Bernstorff. Der 26-jährige Patient, bei dem vor einem dreiviertel Jahr Leukämie (Blutkrebs) diagnostiziert wurde, kann eine Stunde nach der Chemotherapie leichtes Ergo- und Muskelaufbautraining in der Physiotherapieabteilung des Klinikums machen. Der sportliche junge Mann ist praktisch gesund und im nächsten Jahr will er wieder seinem Hobby, dem Inlinehockey-Spiel, nachgehen.

► **Moderne Bestrahlungstechnik:** Seit Ende April ist am Schwarzwald-Baar-Klinikum das Cyber-Knife-Zentrum Süd eingetriggert. Damit können in bestimmten Fällen kleine Tumore alternativ zur Operation oder in Fällen, bei denen die Tumore nicht zu operieren sind, präzise bestrahlt werden. Durch die präzise Ausrichtung, bei der das gesunde Gewebe um den Tumor herum geschont wird, sind um ein Vielfaches höhere Bestrahlungsdosen möglich, wodurch der Patient deutlich weniger Therapieeinheiten benötigt.

Andreas Bernstorff macht kurz nach der Chemotherapie leichten Sport an der Beirrasse. Der 26-Jährige hat Leukämie und gilt als geheilt.



Die Heilungsrate nimmt konstant zu

► **Heimtückische Krankheit:** Krebs verursacht im Anfangsstadium oftmals keine Schmerzen, weshalb die Krankheit lange unbemerkt bleibt. Wie Wolfram Brugger sagt, steigt das Risiko einer Krebserkrankung ab 45 Jahren. Männer sind häufiger betroffen als Frauen. Frauen wiederum gehen häufiger zur Vorsorgeuntersuchung als Männer.

► **Neuerkrankungen:** Jährlich erkranken in Deutschland rund 480 000 Menschen an einer Krebsneuerkrankung. Mehr als 200 000 Menschen sterben jährlich an der Krankheit.

► **Auslöser für Krebs:** Rauchen ist die häufigste Ursache für eine Krebserkrankung und macht 40 Prozent aller Krebstodesfälle aus.

► **Häufigste Krebsarten:** Bei Männern sind die häufigsten Krebsarten Prostatakrebs, gefolgt von Darm- und Lungenkrebs. Bei Frauen sind Brust-, Darm- und Lungenkrebs die häufigsten Ursachen für eine Krebsneuerkrankung.

► **Heilungschancen:** Manche Krebsarten (zum Beispiel Hoden-, Lymphdrüsen- und Hautkrebs) sind gut, andere ebenso (Brust-, Darmkrebs) heilbar. Einige metastasierte Krebsarten sind praktisch nicht heilbar (zum Beispiel Lungen- und Bauchspeicheldrüsenkrebs).

► **Übelkeit und Haarausfall:** Zur Behandlung von Krebs gehört auch heute die Chemotherapie zur wichtigen medikamentösen Therapie. Dabei werden die Medikamente immer besser. Die unangenehmen Begleiterscheinungen wie Übelkeit und Erbrechen spielen kaum noch eine

Rolle. Auch zu Haarausfall muss es nicht mehr unbedingt kommen.

► **Heilungsrate:** In den vergangenen 60 Jahren hat sich die Fünfjahres-Heilungsrate bei Krebs stark verbessert. Lag die Heilungsrate 1955 bei 40 Prozent, betrug sie 2005 bereits rund 65 Prozent. (spr)

Patientin Gerda Braun lächelt trotz ihrer Krankheit. Sie erhält regelmäßig in der Onkologischen Tagesklinik des Schwarzwald-Baar-Klinikums Blutinfusionen. Krankenschwester Andrea Rapp überprüft, ob die Infusion korrekt in die Vene läuft.

BILDER: ROLAND SPRICH

Führung für Leser

► **Diese Serie:** Das neue Schwarzwald-Baar-Klinikum ist ein Jahr in Betrieb. Wie bewährt sich das Haus im Alltag? Wie profitieren Patienten und Mitarbeiter von der Groß-Investition?

► **Exklusive Leser-Führung:** Für unsere Leser gibt es am Dienstag, 23. Juni, 17 Uhr, eine exklusive Führung durch die Klinik in Willigen-Schwennigen. Chefarzt Wolfgang Brugger stellt den Bereich persönlich vor und steht für Fragen der Leser zur Verfügung. So sind Sie dabei: Einfach bis Freitag, 12 Uhr, die 0 13 79 - 370 500 82 anrufen (50 Cent aus dem Festnetz der Telekom, Mobilfunkpreise abweichend). Hinterlassen Sie das Stichwort „Onkologie“, Name und Rufnummer. Die Gewinner werden vom SÜDKURIER benachrichtigt. Wir wünschen viel Glück bei unserer Verlosung!

► **Unser Schwarzwald-Baar-Klinikum**

SÜDKURIER

Größte Sorgfalt von der Analyse bis zur Zusammenstellung der persönlichen Medikamente



1 Chefarzt Wolfram Brugger untersucht unter dem Elektronenmikroskop eine Blutprobe auf Krebszellen. Auf dem Monitor kann man die dunklen, lilafarbenen Flecken erkennen, die Krebszellen sind.



2 Die medizinisch-technische Laborsassistentin Gertraud Gawol bestückt im Labor die Zentrifuge mit Röhren mit Blutproben. Hier werden die Blutbestandteile getrennt, um sie zu untersuchen.



3 Höchste Sorgfalt ist gefordert, wenn Krankenschwester Sophie Schulz-Pilgramm (von links), Stationsleiterin Martina Obermeyer und Pflegeschüler Zacharias Bechte Antibiotika für die Patienten aufziehen.



4 Wolfram Brugger und Michelle Henninger. Die Patientin hat zwei Therapien gegen Leukämie bekommen. Sie sagt: „Ich fühle mich wohl. Das Personal ist nett und hilfsbereit.“



5 Informationen und Ratgeber über Krebserkrankungen sind in der Tagesklinik erhältlich. Sie können natürlich ein profundes Arzt-Patienten-Gespräch nicht ersetzen – doch sie geben Orientierung.

Warum Männer früher sterben

Die Frau in Sachsen-Anhalt wird im Schnitt mehr als sechs Jahre älter als der Mann. Die Serie beschreibt, warum das so ist, wie ungesund Männer leben, und was man dagegen tun kann.

Die Schwächen des starken Geschlechts

Das starke Geschlecht zeigt auch mal Schwächen. Die Männer in Sachsen-Anhalt denken an alles, nur nicht an ihre Gesundheit. Dabei hätten sie allen Grund dazu. Denn die medizinischen Befunde sind dramatisch.

Die Männer in Sachsen-Anhalt sterben im Durchschnitt zwei Jahre früher als ihre Geschlechtsgenossen im Bund. Die Lebenserwartung eines neugeborenen Jungen hierzulande beträgt heute 75,7 Jahre. Bundesweit betrachtet sind es 77,7 Jahre. Zwar ist der Unterschied in den vergangenen zwei Jahrzehnten geschrumpft – und zwar von 3,1 auf eben jetzt zwei Jahre. Er bleibt aber deutlich sichtbar. Gravierender noch ist der Unterschied zu den Frauen. Eine neugeborene Sachsen-Anhalterin hat heute eine durchschnittliche Lebenserwartung von 81,8 Jahren. Das sind sechs Jahre und ein Monat mehr als bei einem Mann. Bundesweit beträgt der Unterschied zwischen Männern und Frauen fünf Jahre.

Die geringere Lebenserwartung ist vor allem auf das Verhalten der Männer zurückzuführen. So hat Sachsen-Anhalt nach Berlin die meisten Raucher. Auch Alkoholismus ist ein vorwiegend männliches Problem und zudem ein besonders ausgeprägtes. Die Zahl der ambulanten und stationären Behandlungen wegen Alkoholsucht, die zu fast 80 Prozent Männer betreffen, liegt weit über dem Bundesdurchschnitt.

Beim Body-Mass-Index, einer Messzahl zur Bewertung des Übergewichts, nehmen die Sachsen-Anhalter gar den Spitzenplatz ein. Im Durchschnitt liegt er bei 27. Ab 25 sprechen die Mediziner von Übergewicht, ab 30 von Fettleibigkeit. Das alles erklärt, warum sie auch bei den Herz-Kreislauf- oder Krebserkrankungen im Spitzenfeld landen. All das sind genug Gründe für unsere aufwendige Serie „Der gesunde Mann“.

Hartmut Augustin

MZ-SERIE



Der gesunde Mann

Das starke Geschlecht zeigt Schwächen. Männer leben kürzer als Frauen - aber auch ungesünder. Sie gehen seltener als Frauen zum Arzt und nehmen weniger an Früherkennungsuntersuchungen teil. Warum das so ist und welche Folgen das hat, das beleuchtet die MZ-Serie.

THEMA HEUTE:
Ein Mann nimmt ab

Nächste Folge: Männer in Bewegung

Noch Fragen?

Hartmut Augustin, Chefredakteur, Telefon: 0345/565-4200, E-Mail: hartmut.augustin@mz-web.de

Teil 1 – „Männer sind Ignoranten“

Ausgabe: Samstag, 11. April 2015

Auftakt-Interview: Das Gesundheitssystem vernachlässigt den Mann, sagt Professor Lothar Weißbach, wissenschaftlicher Vorstand der Stiftung Männergesundheit. Die ambulanten Angebote, speziell in den neuen Bundesländern, werden ihm nicht gerecht. Mit dem Berliner Urologen sprach Bärbel Böttcher unter anderem auch über das Phänomen, warum die Herren der Schöpfung nicht gern zum Arzt gehen.

Extra: Layer zur Person, Grafik zur durchschnittlichen Lebenserwartung in Sachsen-Anhalt

Teil 2 – „Ran an den Speck“

Ausgabe: Dienstag, 14. April 2015

Christoph Berndt will sein Gewicht reduzieren. Dafür muss er Sport treiben und seine Ernährung überdenken. Mitarbeiter des Instituts für Leistungsdiagnostik und Gesundheitsförderung an der Martin-Luther-Universität unter Leitung von Professor Kuno Hottenrott helfen dem 37-Jährigen dabei.

Extra: Text zur Vorgehensweise der Diplomsportler

Teil 3 – „Gartenarbeit allein reicht nicht“

Ausgabe: Samstag, 18. April 2015

Wer abnehmen möchte, muss Ausdauertraining betreiben. Sportwissenschaftler Kuno Hottenrott gibt Tipps. 13 Fragen zum Arztbesuch, Ausdauersport und Anlaufschwierigkeiten.

Extra: MZ-Redakteurin Bärbel Böttcher begleitet Christoph Berndt bei seinem Termin zur Ernährungsberatung.

Teil 4 – „Krebs-Test – Segen oder Fluch“

Ausgabe: Dienstag, 21. April 2015

Prostatakrebs ist bei Männern der häufigste Tumor. Die Zahl entsprechender Diagnosen steigt Jahr für Jahr. 2011 wurden deutschlandweit etwa 67 000 Neuerkrankungen registriert. Im vergangenen Jahr waren es bereits 75 000. Professor Paolo Fornara hat dafür verschiedene Erklärungen.

Extra: Text über Möglichkeiten zur Früherkennung, die von gesetzlichen Krankenkassen unterstützt werden.

Teil 5 – „Das Leben nach dem Krebs“

Ausgabe: Samstag, 25. April 2015

Bei Harald Schrader wurde ein Tumor in der Prostata entfernt. Doch er leidet an den Folgen. Ein Porträt.

Extra: MZ-Redakteurin Bärbel Böttcher begleitet Christoph Berndt ins Fitnessstudio. Dort treibt der Übergewichtige Sport, um abzunehmen.

Teil 6 – „Ein Glässchen in Ehren“

Ausgabe: Dienstag, 28. April 2015

Alkoholsucht ist ein vorwiegend männliches Thema. Die Folgen bleiben nicht aus. Eine Reportage über mögliche Hilfe am Beispiel eines 56-Jährigen aus Sachsen-Anhalt .

Extra: Grafik über gesundheitliche Folgen des Alkoholkonsums und Patienten in ambulanter Betreuung

Teil 7 – „Auf der Flucht“

Ausgabe: Samstag, 2. Mai 2015

Warum Männer in schwierigen Lebenssituationen immer wieder zum Alkohol greifen. MZ-Redakteurin Bärbel Böttcher zeigt die Fallstricke der Suchterkrankung am Beispiel eines Betroffenen.

Extra: Christoph Berndt macht Fehler auf seinem Weg zur Gewichtsabnahme. MZ-Redakteurin Bärbel zeigt die Probleme auf.

Teil 8 – „Mann kann sich helfen lassen“

Ausgabe: Dienstag, 5. Mai 2015

Ursachen für unerfüllte Kinderwünsche sind vielfältig. Gynäkologen und Andrologen beraten Paare. Ein Besuch im haleschen Zentrum für Reproduktionsmedizin und Andrologie.

Extra: Text über Erektionsstörungen und mögliche Hilfen.

Teil 9 – „Wie eine unsichtbare Schlange“

Ausgabe: Samstag, 9. Mai 2015

Auch viele Männer leiden unter Depressionen. Die Krankheit prägt oft das ganze Leben. Über den langen Weg der Psychotherapie berichtet MZ-Redakteurin Bärbel Böttcher am Beispiel eines Betroffenen.

Extra: MZ-Redakteurin Bärbel Böttcher erfährt von Christoph Berndt, wie er seine Ernährung umgestellt hat.

Teil 10 – „Das Stigma der Depression“

Ausgabe: Dienstag, 12. Mai 2015

Bernd Langer hält Ängste Betroffener vor einer Ausgrenzung noch immer für berechtigt. Ein Interview mit dem Psychotherapeuten und Vorsitzendem des Psychiatrieausschusses des Landes Sachsen-Anhalt.

Extra: Grafik zu Fehltagen aufgrund von Depressionen in Deutschland, Text über Behandlungsmöglichkeiten bei Depressionen

Teil 11 – „Was Männer Zeit kostet“

Ausgabe: Samstag, 16. Mai 2015

Männer erwartet derzeit bei der Geburt ein etwa fünf Jahre kürzeres Leben als Frauen. Dieser Unterschied hat sich im Laufe der Geschichte häufig verändert. Professor Martin Dinges, stellvertretender Leiter und Archivar des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung Stuttgart, hat analysiert, welche Faktoren dabei eine Rolle spielen. Ein Interview.

Extra: Grafik zur Lebenserwartung von Männern und Frauen in Deutschland, Text über Christoph Berndt, der seine ersten Erfolge in Sachen Gewichtsabnahme verzeichnet

Ran an den Speck

MZ-SERIE TEIL 2 Christoph Berndt hat gute Gründe, sein Körpergewicht zu reduzieren. Und es sind nicht nur medizinische.

VON BÄRBEI BÖTTCHER

HALLE/MZ Christoph Berndt ist 37 Jahre alt, 1,80 Meter groß und wiegt 160 Kilogramm. Er sagt: „Ich fühle mich damit überhaupt nicht wohl. Ich will runter von den Pfunden.“ Dafür ist der Mann bereit, sein Leben grundlegend zu ändern. Christoph Berndt lässt es zu, dass ihn die MZ ein Stück auf diesem Weg begleitet, dokumentiert, wie es ihm dabei ergeht. Ist es bereits nötig, weil er Einblick in einen sehr persönlichen Bereich gewährt. Andererseits, so sagt er, spüre er dadurch einen Erfolgsdruck. „Ich möchte mir und anderen beweisen, dass eine Kehrtwende möglich ist“, begründet er den Schritt.

MZ-SERIE



Der gesunde Mann

Das starke Geschlecht zeigt Schwächen. Männer leben kürzer als Frauen, aber auch ungesünder. Sie gehen seltener als Frauen zum Arzt und nehmen weniger an Früherkennungsuntersuchungen teil. Warum das so ist und welche Folgen das hat, das beleuchtet die MZ-Serie.

THEMA HEUTE:

Ein Mann nimmt ab

Nächste Folge: Männer in Bewegung

Doch wie hat es Christoph Berndt erst einmal geschafft, auf 160 Kilogramm Körpergewicht zu kommen?

Nun, der Liebesjäger war schon als Kind das, was vertrieblich ein Wonneponne genannt wird. Mit dem Sportunterricht in der Schule hatte er so seine Not. Doch der Spitzname „Dicker“ sollte ihn nicht weiter. Der Junge fühlte sich nie ausgeschlossen.

Mit 25 Jahren brachte Christoph Berndt schon stolze 120 Kilogramm auf die Waage. Er war ihm dann doch zu viel. Es trugen wohl die Blicke der Frauen dazu bei, dass er einen ersten Versuch startete, abzunehmen. „Ich habe gehungert, nicht mehr als 1 000 Kilo-

kalorien am Tag zu mir genommen und bin dazu noch ins Fitnessstudio gegangen“, erzählt er. 30 Kilogramm schmolzen weg wie Butter in der Sonne. Doch heute weiß Christoph Berndt, dass das der falsche Weg war. „So ein Programm hält niemand lange durch“, sagt er. Und es dauerte auch nicht lange, bis der sogenannte Jo-Jo-Effekt einsetzte. Das Gewicht stieg wieder an. Am Ende brachte er sogar mehr auf die Waage als vor seiner Hungertur.

Das war auch genau die Zeit, als der gelernte Steinmetz seinen Beruf aufgeben musste – wegen Rückenproblemen. Erst 2006, drei Jahre später, konnte er mit einer Umschulung zum Groß- und Außenhandelskaufmann beginnen. Zwischendurch suchte er sich Gelegenheitsjobs. Unter anderem arbeitet er in der Halloren-Schokoladenfabrik. In der Confiterie-Abteilung, wo die besonders edlen Pralinen hergestellt werden. „Da darf man zwar nichts mit nach Hause nehmen, aber man darf essen“, sagt er. Der Job brachte ihm letztlich neben der Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, zehn Kilogramm Hüftgold ein.

Während der Umschulung, die bis 2009 ging, hatte der junge Mann dann kaum Bewegung – und er suchte auch keinen Ausgleich zur sitzenden Tätigkeit. Der kam erst wieder, als er nach dem Abschluss nicht gleich eine Stelle fand und wieder Aushilfsjobs annahm. So war er eine Zeit lang in einem Kubstall beschäftigt. Da war Muskeleinsatz gefragt. „Ich war zwar nicht gerade schlank, aber es war im Rahmen“, beschreibt Christoph Berndt seine damalige Situation.

2011 wurde er dann Sachbearbeiter bei der halleischen Firma AVE – Abrechnungsgesellschaft für Vermittlungswirtschaft. Sein Job ist es, deutschlandweit Abrechnungen für Stadtwerke zu erstellen. „Das ist Schreibtischarbeit“, sagt der 37-Jährige. „Ich bin schon froh, wenn ich mal zum Postfach gehen darf.“

Seit etwa vier Jahren nun hat Christoph Berndt so gut wie keine Bewegung. Erhält hat er sich aber weiter wie ein Schwerarbeiter. Mit Steaks, Pizza und jeder Menge Fast Food. „Und dazu ein Bierchen.“

Schwerer kommt hinzu, was Berndt bei jedem Schritt spürt. Ein Beispiel war das Rauchen auf. Als Ausgleich dafür besorgte er sich jedoch Naschereien. Und noch etwas wirkte sich negativ auf die Ehebeziehung: Der Trennungsschmerz



Im Spiegel möchte Christoph Berndt bald ein anderes Bild sehen.

FOTO ANDREAS STIEDLER

– vor allem von seinem damals sechsjährigen Sohn – machte ihn zum Frustesser. Zwar hat er regelmäßig Kontakt zu Domenik. Doch das ist etwas anderes, als ihn täglich um sich zu haben. Um das plötzliche Alleinsein auszuhalten, saß er abends häufig vor dem Fernseher. Mit einer Tüte Chips.

Natürlich hat Christoph Berndt selbst gemerkt, wie sein Gewicht immer weiter anstieg. Zum Beispiel wenn ihm wieder mal eine Hose, die er aus dem Schrank nahm, nicht mehr passte. Das Treppensteigen fiel ihm immer schwerer. Und auch das Fahrrad, das er

„Ich fühle mich nicht wohl. Ich will runter von den Pfunden.“

Christoph Berndt aus Liebfrauen

früher immerhin noch manchmal genutzt hat, blieb in der Ecke stehen. „Statt mich anzustrengen, habe ich alles vermieden, was mich aus der Puste gebracht hat“, sagt er. Es war ein Teufelskreis.

Schwerwiegend gesundheitliche Probleme stellten sich ein. Zum ersten Mal richtig bewusst worden ist dem Mann das, als er eines Nachts auf die Toilette musste und ihn dieser Gang total erschöpfte.

„Der Puls raste und ich war schweißgebadet“, erzählt er. Zunächst dachte er, dass das im Zusammenhang mit seiner Schlafapnoe, das sind Atemaussetzer wäh-

rend des Schlafes, zusammenhängt. Beim Arzt wurde später Vorhofflimmern diagnostiziert, die häufigste Herzrhythmus-Störung. Mehrfach landete er seitdem deswegen in der Notaufnahme. Bereits dreimal musste sein Herz wieder in Takt gebracht werden. Zuletzt im Oktober 2014. „Der Eingriff hat mich sehr mitgenommen. Das wollte ich nicht ein viertes Mal erleben“, sagt Christoph Berndt. Sein Entschluss lautete: „Jetzt muss ich was tun.“

Bestärkt wurde er darin von seiner Kardiologin Dr. Petra Schirdewahn. „Für Christoph Berndt ist es aus meiner Sicht lebensnotwendig“, sein Leben zu ändern“, sagt sie. Die ausgeprägte Adipositas (Fettleibigkeit) und der daraus folgende Bewegungsmangel hätten

nicht nur zu einem immer schwerer zu behandelndem Vorhofflimmern geführt, sondern auch zu einer dramatischen Zunahme der anderen Risikofaktoren für Herz und Gefäße wie zum Beispiel Diabetes mellitus, Hypertonie und Arteriosklerose. „Damit steigt sein Risiko, in den nächsten Jahren zum Beispiel einen Schlaganfall oder Herzinfarkt zu erleiden“, betont die Ärztin. Abgesehen davon könnten sich die eingeschränkte Lebensqualität, die psychischen und sozialen Belastungen, wiederum auf die körperliche Gesundheit auswirken.

Petra Schirdewahn verweist auf eine Studie, die eindrücklich belegt, dass Fettleibigkeit mit einem erhöhten Risiko für Bluthochdruck, Diabetes mellitus, Schlafapnoe und Vorhofflimmern einhergeht. „Der Kampf gegen die Adipositas“, so die Kardiologin, „ist somit ein wichtiges Bindeglied und zugleich ein attraktives und selbst erreichbares Ziel in der Prävention für Herz-Kreislauf-Erkrankungen“, betont sie.

Das sind deutliche Worte, die ihre Wirkung auf Christoph Berndt nicht verfehlen. Und er will ja etwas tun. Will abnehmen. Lange Zeit wusste er nur nicht wie? Jeder im Freundes- und Bekanntenkreis hat eine andere Sportart vorge schlagen. Jeder hatte eine andere Idee für eine Diät“, sagt er. Doch eingegangen ist er darauf nicht. „Ich hatte Angst davor, wieder etwas falsch zu machen“, sagt er. Christoph Berndt suchte professionelle Hilfe. Die bekommt er jetzt am Institut für Leistungsdiagnostik und Gesundheitsförderung, einem An-Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Doch Christoph Berndt hat noch einen Grund, sein Leben zu ändern, der weit über die gesundheitlichen Aspekte hinausgeht. Das ist sein heute zehnjähriger Sohn. Domenik nennt ihn zwar „seinen Kuschelbär“, „Aber wer weiß wie lange noch“, sagt der Vater. „Ich möchte nicht, dass er sich eines Tages für mich schämen muss.“ Sein Ziel ist es, in zwei Jahren nur noch 100 bis 110 Kilogramm zu wiegen.

Dann könnten die beiden vielleicht auch gemeinsam im Harz an der Raupodtatsperre mit der größten Doppelrutsche Europas ins Tal „fliegen“. Das ist ein großer Traum von Christoph Berndt. Doch dafür darf sein Gewicht nicht mehr als 120 Kilogramm betragen.

Was tut Mann für seine Gesundheit? Schreiben Sie uns an: Mitteldeutsche Zeitung, 06075 Halle oder per Mail an: redaktion.leserbriefe@mz-web.de

Training mit Anleitung

Wissenschaftler der MLU weisen den richtigen Weg.

VON BÄRBEI BÖTTCHER

HALLE/MZ Es klingt ganz einfach. Wer sein Gewicht reduzieren möchte, der muss Sport treiben und seine Ernährung überdenken. Und doch ist das ohne professionelle Hilfe oft schwer. Auch wenn es um viel weniger als etwa 50 Kilogramm geht, die Christoph Berndt abnehmen möchte. Das Institut für Leistungsdiagnostik und Gesundheitsförderung an der Martin-Luther-Universität unter Leitung von Professor Kuno Hottenrott bietet diese Hilfe. Es betreut ganze Mannschaften, Spitzen- aber auch Freizeitsportler. Und nun helfen die Mitarbeiter auch Christoph Berndt, den richtigen Weg zu finden. Wie gehen sie dabei vor?

■ Leistungsdiagnostik

Bevor Christoph Berndt sich ins Training stürzt, wird erst einmal getestet, welche Leistung er überhaupt erbringen kann, welche Belastung für ihn die Richtige ist, um

optimale Effekte zu erzielen. Dazu führt Leistungsdiagnostiker Stephan Schulze – nachdem er eingehend nach Vorerkrankungen und Medikamenteneinnahme gefragt hat – eine Spiroergometrie durch. Das heißt, während Christoph Berndt auf einem Fahrradergometer bei wachsendem Widerstand abnimmt, wird gemessen, wie sein Ausstoß von Kohlendioxid ist und welche Menge an Sauerstoff er aufnimmt. Beides wird ins Verhältnis gesetzt und die Experten können daraus beispielsweise ablesen, bei beziehungsweise bis zu welcher Belastung der Fettstoffwechsel aktiv ist, das heißt, eine gute Fettverbrennung erfolgt. In diesen sogenannten aeroben Bereich wird trainiert, wenn der eingeatmete Sauerstoff, der zur Muskulatur geliefert wird, ausreicht, um den Energiebedarf zu decken.

Ist das nicht der Fall, kommt der Trainierende in den anaeroben Bereich. Es wird vermehrt Laktat gebildet. Laktat ist das Salz der Milchsäure, ein Zwischenstoff

wechselform, das bei hoher Anheftung zur Übersäuerung der Muskulatur führt. Das sollte beim Training vermieden werden und deshalb misst Stephan Schulze während der Anstrengung auf dem Ergometer alle zwei Minuten diesen Wert.

Zudem kann durch die Spiroergometrie die Leistungsfähigkeit der Lunge des Trainierenden exakt festgestellt werden. Neben diesen Tests wird die Körperzusammensetzung ermittelt – also wie viel Körperperfekt, wie viel Körperwasser und wie viel fettfreie Masse ist vorhanden. Der Fachbegriff lautet Bioimpedanzanalyse. Bei Christoph Berndt ist der Fettanteil mit weit über 40 Prozent viel zu hoch.

■ Das Ergebnis:

Die Ausgangswerte sind bei Christoph Berndt nicht günstig. Stephan Schulze empfiehlt ihm, das Training ruhig anzugehen. Drei Einheiten in der Woche soll er sich zu-



Christoph Berndt wird von Stephan Schulze getestet.

FOTO JENS SCHLÜTER

nächst vornehmen. Zweimal 20 bis 25 Minuten und einmal 15 bis 20 Minuten. Und eine Mischung aus Kraft- und Ausdauertraining soll es sein. Das Ausdauertraining kann als Erwärmung in das Krafttraining eingebaut werden. Der Leistungsdiagnostiker stattet den 37-Jährigen zudem mit einer Pulsuhr aus, auf der die Trainingseinheiten

hinterlegt sind und auf der er ablesen kann, wie viel er geschafft hat. Sie wird in den nächsten Wochen regelmäßig ausgewertet. Möglich ist unwichtig. Aber das will Christoph Berndt gar nicht. Er hat sich inzwischen in einem Fitness-Studio angemeldet und, wie er sagt, nach jedem Training ein richtig gutes Gefühl. Zudem bewegt er

sich nun auch viel öfter im Freien, wandert beispielsweise mit seinem Sohn. Die Frage ist, wie sich die Aktivität auf seine Werte auswirkt. Das werden spätere Wiederholungsuntersuchungen zeigen. Zunächst erhält Christoph Berndt eine ausführliche Ernährungsberatung, über die wir in der nächsten Woche berichten.

Menschenwürdig leben bis zuletzt

Der Bundestag verbietet die gewerbsmäßige Sterbehilfe im Herbst 2015 und stellt die Weichen für eine bessere Palliativ-Versorgung. Die Redaktion erkundet, wie es um die Hospiz-Bewegung im Verbreitungsgebiet steht.

Dienstag, 1. Dezember 2015

SEITE DREI

Schwäbische Zeitung 5

Begleiter am Lebensende

Ehrenamtliche in der ambulanten Hospizarbeit betreuen todranke Menschen und ihre Angehörigen zu Hause

Von Daniel Hualys

OCHESENHAUSEN/WEINGARTEN - Das Thema „Tod“ steht in diesem Raum, aber hier wird lachend gelacht in jeder Keimpe. Es ist kein malerisches Lachen, sondern ein echtes, herzliches Lachen, das ansteckt. Dabei ist das Büro der Hospizbewegung Weingarten (Basendorf/Baindt/Berg) für Außenstehende erst einmal kein Ort der Freude. Die ehrenamtlichen Hospizbegleiter aber, die sich hier zum Austausch und zum Gespräch mit der „Schwäbischen Zeitung“ getroffen haben, erinnern an alte Freunde, die sich Anekdoten erzählen. Als Besucher möchte man hier flüchten, betroffen drehen sich um die richtigen Worte finden. Doch das ist gar nicht nötig. Die Art und Weise, wie die Hospizbegleiter mit dem Thema Sterben umgehen, verstrahlt sogar jene damit, die sich vor ihm fürchten.

Sie erfüllen Todkranken den Wunsch, den viele Menschen heutzutage zu Hause zu gehen, in Würde und nicht einsam. Seit 2007 haben die Patienten einen gesetzlichen Anspruch darauf mit Hilfe der Palliativmedizin schmerzfrei in den eigenen vier Wänden zu sterben. Manchmal passiert das schnell. Manchmal kann eine Bereutung aber Jahre dauern. Die ambulanten Hospizbegleiter stehen den Menschen und ihren Angehörigen in dieser Zeit bei.

Den Kampf verlieren
So wie Ulrike Kreuz. Drei Jahre lang hat die 43-Jährige regelmäßig eine Familienbesuch. Deren Vater kämpfte seit ein Jahrzehnt lang gegen einen bösartigen Hirntumor – verlor diesen Kampf aber vor einigen Monaten. Kreuz war vor allem Ansprechpartnerin für das fähigste Mädchen der Familie. Wenn Kreuz von ihrer ehrenamtlichen Arbeit erzählt, klingt das nicht nach Schrecken, Trauer und Leid. Es klingt nach Optimismus, Verbundung und Erfüllung. „In dieser Zeit bin ich zu einer großen Schwägerin für das Mädchen geworden“, erzählt die Management-Anwältin.

Während der dreijährigen Betreuung hätten sie niemals über den Tod geredet. Erst nachdem ihr Vater gestorben war, hat sie das Thema angesprochen. „Im Mittelpunkt der Beziehung standen andere Dinge, die sich an Freundschaft und an Leben orientieren und nicht um Tod, ich habe ihn beim Schilbschlaf gebildet und habe sie zum Reiten geführt“, sagt Kreuz. „Manchmal hat sie mich gefragt: Kennst du mit Mama reden, dann ich in die Disco darf?“

Genau darum geht es bei der ehrenamtlichen ambulanten Hospizarbeit auch. „Es ist nicht das primäre Ziel, Kindern beizubringen, dass jemand sterben wird“, erklärt sie. „Es geht vielmehr darum, einen Zeitraum zu schaffen, in dem das Thema nicht dominiert.“ Zudem soll man ein



Ehrenamtliche Hospizbegleiter wollen Optimismus, Verbundung und Erfüllung vermitteln.

neutrale Beobachter, der nicht in die Familienbande integriert ist und daher gewisse Situationen objektiv einschätzen könnte.

Vor vier Jahren ist Kreuz zum ambulanten Kinderhospizdienst „Amalie“ gekommen. „Amalie“ kümmert sich hauptsächlich um Kinder und Jugendliche aus dem Landkreis Ravensburg und dem Bodensee-Region. Deren Familienangehörige unheilbar erkrankt sind. „Ich hatte zu diesem Zeitpunkt Stress im Beruf“, sagt Kreuz. „In einer Arztpraxis habe ich einen Posten von Amalie gesehen. Da ich immer gerne mit Kindern gearbeitet habe, wollte ich das machen.“

Bereit habe sie das nicht. Der Tod des Vaters habe sie zwar berührt, aber nicht belastet. „Ich mache jetzt demnach erst mal eine Pause“, sagt Kreuz.

Ein paar zurückgehen
Patrick Powell hingegen findet mit der ambulanten Kinderhospizarbeit gerade erst an. „Nach dreizehn Jahren Reize dachte ich mir, dass es an der Zeit wäre, etwas Gutes zu tun“, sagt der 69-Jährige. Der pensionierte Psychotherapeut lebt seit 1968 in Deutschland und hat hier Psycho-

logie studiert. In Amerika ist das Studium sehr teuer, hier ist es kostenlos. Die Gesellschaft ist hier viel für einen. Das wollte ich zurückgeben.“

Beruflich habe er ausschließlich mit Erwachsenen gearbeitet, jetzt wolle er sich um die Kinder kümmern. Ob er ärztlich oder freidig seinen kindlichen Tätigkeiten entsprechen könnte, „Bestes, muss ich sagen. Es ist schon ein leichtes Übelthun da, es ist etwas Neues.“

Viele der Ehrenamtlichen, das ist auffällig, haben ihre eigenen Erfahrungen mit dem Sterben gemacht, bevor sie sich für das Ehrenamt entschieden haben. Für Agnes Ohmann von der Hospizgruppe Ochsenhausen-Bertel gab es im Jahr 1998 ein „Schilbschlaflebens“. „Ich habe damals bei einer Familie mit zwei Kindern gearbeitet, in der der Vater unheilbar an einem Gehirntumor litt“, sagt die 68-Jährige. „Die Frau ging ziemlich normal mit dem Schicksal um. Als ihr Mann verstorben ist, haben die gemeinsamen Kinder Hilfe gesucht und Linder gesucht.“ Dieser Umgangston mit dem Tod eines Familienmitglieds habe sie beeindruckt. „Ja habe ich mir gedacht. So kann es also auch ablaufen.“ Danach war sie

zunächst als Hospizbegleiterin tätig, jetzt ist sie Einsatzleiterin der Gruppe mit 17 Mitgliedern.

Bei Ingrid Städele, die im selben Verein aktiv ist, war der Tod des eigenen Vaters vor zehn Jahren ausschlaggebend. Danach habe sie einen langen großen Gedankensumpf umgestoßen. Die Familie habe sich um den Vater Tag und Nacht gekümmert, ihn im Sterben nicht alleine gelassen. „Nachdem er vor zehn Jahren gestorben war, habe ich die Ausbildung zur Sterbegeldbegleiterin gemacht.“

Städele arbeitet hauptsächlich als Altpflegehelferin. „Themen wie Krankheit, Alter, Schmerzen und Tod sind ihr also ständig präsent. Sie habe auch schon Menschen im Heim beim Sterben begleitet. „Aber man hat nicht so viel Zeit für sie, weil man noch 50 andere Menschen versorgen muss. Beim ambulanten Hospizdienst ist das anders“, sagt Städele. Hier habe man die Zeit, sich auf einen Sterbenden und seine Verwandten einzulassen. Ihre persönlichen Erfahrungen und die eigene Lebensgeschichte seien dabei ganz wichtig. „Ich bin eine alleinstehende, ältere Frau, betreut, der zu nichts sehr verschlossen war.“

Keine Nachschubprobleme
Aber wie geht man damit um, wenn sich jemand Fremdes öffnet, einem Vertrauen schenkt und dann geht? „Man nimmt mehr mit, als man gibt“, sagt Städele. „Als Hospizbegleiter möchte man dem Menschen etwas geben.“ Für sie sei es so, als ob sie die Sterbenden und seine Verwandten betreuen wolle. „Aber es belastet mich nicht.“

Das liegt vor allem auch an der guten Vorbereitung durch die Schwestern der Ehrenamtlichen vor Beginn ihrer Arbeit absolvieren müssen (siehe Kasten). In regelmäßigen Supervisionen können die Ehren-

amtlichen außerdem emotionalen Ballast abwerfen und über schwierige Situationen reden. „Wir haben diese Supervisionen alle zwei Monate“, sagt Brigitta Tauscher-Bühler von der Hospizbewegung St. Josef Friedrichshafen.

Doch für Tauscher-Bühler liegen es nicht nur an der intensiven Vor- und Nachbereitung, sondern auch an der Persönlichkeit der Ehrenamtlichen. „Wir finden immer genau die Leute mit stabilen Persönlichkeiten, die wir brauchen“, erklärt sie. Die meisten von ihnen seien um die 60 Jahre alt und lebenserfahren.

Für diese anspruchsvolle Arbeit fühlen sich offenbar viele Menschen berufen. Die Gruppe aus Friedrichshafen habe keine Probleme, neue Ehrenamtliche zu gewinnen. 20 Menschen engagieren sich dort derzeit, die 2002 150 Krankenzentren betreut haben.

Konrad Fluß vom Hospizverein Tettnang kann sich ebenfalls nicht über zu wenig Engagement beklagen. „Wenn ich Leute brauche, finde ich welche“, sagt er. Auch in Tettnang sind 28 Menschen in der ambulanten Hospizarbeit aktiv. Fluß glaubt, es liege vor allem an der Nähe zum Sterbenden. „Jeder macht im Leben seine Erfahrungen damit.“

Fluß betont indes, dass es zu wenig Palliativmediziner gebe. Zwar habe jeder Todkranke das Recht auf eine palliativmedizinische Versorgung, doch die Klagen in der Praxis nicht“, sagt Fluß. „Es gibt zu wenige Palliativmediziner, vor allem im ländlichen Bereich.“ Laut Bertelmann-Stellung stehen in Baden-Württemberg weniger Menschen im Krankenhaus als beispielsweise in NRW oder Berlin – doch nur jeder Dritte erhält die notwendige Palliativversorgung.

Nicht nur die Sterbenden, auch die Ehrenamtlichen leiden darunter. „Nicht nur die Sterbenden, auch die Ehrenamtlichen leiden darunter“, sagt Fluß. „Es ist so, als ob sie könnte hier etwas machen. Sie müssen dem Leben aber zusehen.“

Doch das lassen sich die Ehrenamtlichen im Büro der Weingarten Hospizbewegung nicht anmerken. Sie wissen, dass sie mit den Patienten nicht die schlimmsten Stunden vor dem Tod verbracht haben – sondern die letzten, während Stunden des Lebens.

„Menschenwürdig leben bis zuletzt“
Eine halbe Million Menschen in Deutschland wünschen sich eine qualifizierte Sterbehilfe im Hospiz oder zu Hause. Weniger als 100 000 Menschen bekommen sie aber nur. Die Weihnachtsgabe der „Schwäbischen Zeitung“ und der Caritas nimmt in diesem Jahr die Themen Hospiz und Palliativversorgung in den Blick. Dazu veranstaltet die „Schwäbische Zeitung“ eine Podiumsdiskussion unter dem Titel „Menschenwürdig leben bis zuletzt“ am Donnerstag, 10. Dezember, 19 Uhr im Schwäbisch-Mecklenburg-Restaurant in Ravensburg, Karlsstraße 16. Gerne auf dem Land helfen entsprechende Strukturen, wie **Alwine Appenheimer**, die seit Jahren ehrenamtlich in der Hospizarbeit tätig ist, berichten wird. Was die Kirche plant, wird Ordinariusin Irme Stetter-Kamp aufklären. Die Moderation übernimmt **Hendrik Groß**, Chefredakteur „Schwäbische Zeitung“. Anmeldungen an chredredaktion@schwaebische.de

Weihnachtspendekaktion „Helfen bringt Freude“
Umgebt und begleitet – würde jedes Leben bis zuletzt. Diesen Schwerpunkt setzen wir in diesem Jahr mit unserer Weihnachtspendekaktion. Spenden können direkt in den ambulanten Hospiz- und Trauerarbeit der Caritas und ihren Partnerorganisationen im süddeutschen Baden-Württemberg und im Landkreis Lindau zugunsten ihrer Spende mit erkrankten, schwerkranken und trauernden Menschen in ihrer Umgebung Spendenkonten.

Der Vorstand der Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V. Baden-Württemberg dankt **IBAN: DE90 6012 0500 0001 7085 00** **BIC: BFSWDE33** **Scheckto: Helfen bringt Freude** www.schwaebe.de weihnachtspendekaktion@schwaebische.de

Kurs für angehende Hospizbegleiter
In 100 Stunden werden die Ehrenamtlichen auf ihre Arbeit als Hospizbegleiter vorbereitet. Ziel des Kurses ist es auch zu klären, ob ein Ehrenamt in der Hospizarbeit für die Interessenten infrage kommt. Im Vorfeld befassen sie sich theoretisch mit vielen Themen, lernen verschiedene medizinische Aspekte kennen. Sie erfahren, welche Kräfte bei Hospizpatienten besonders häufig sind, wie sie mit Demenz umgehen können, welche Formen der Schmerzversorgung es gibt, aber auch, welche Zeichen für einen nahenden Tod sind.

Zusätzlich sprechen sie über die eigene Motivation, erarbeiten sich unterschiedliche Formen der Kommunikation und Gesprächsführung und weibliche Rahmenbedingungen. In der Praxisphase setzen die Hospizbegleiter dann ihr theoretisches Wissen um. Auf der Homepage des Hospiz- und Palliativverbands Baden-Württemberg gibt es eine Übersicht über alle Hospizgruppen: www.hospiz.de (da)

Ehrenamtliche Hospizbegleiter (von links oben im Uhrzeigersinn): Ulrike Kreuz, Patrick Powell, Agnes Ohmann und Ingrid Städele. fotos aus

Noch Fragen?

Ludger Möllers, Chefredakteur, Telefon: 0731/400192-36, E-Mail: l.mollers@schwaebische.de

Die Furcht vor den Qualen

Den Gedanken an den Tod verbinden die Menschen oft mit drohenden Schmerzen – Wie Ärzte Sterbende beruhigen und begleiten

Von Katja Korf

RAVENSBURG - Zeit. Wer danach sucht, was bei der Begleitung Sterbender zählt, hört als Erstes und von allen Gesprächspartnern dieses Wort. Und das in einem Gesundheitssystem, das jene befolgt, die besonders schnell arbeiten. Das mag den Regeln des Marktes entsprechen und Kosten sparen. „Aber Sterben ist nicht planbar“, sagt Dr. Matthias Weng, Hausarzt und Palliativmediziner aus Friedrichshafen. Sterbegleitung heißt für jene, die sie ernst meinen: den Spagat meistern zwischen den Bedürfnissen der Patienten und dem Kostendruck des Systems.

Vor dem Treffen hat Weng gewarnt: „Ich weiß nicht, ob ich es pünktlich schaffe, es kann immer was dazwischenkommen.“ Das klingt wie eine Gebrauchsanweisung für den Umgang mit einem Hausarzt. Notfälle kann es immer geben, Krankheit ist eben auch keine planbare Größe. Doch an diesem trübigen Wintertag schafft es der 48-Jährige pünktlich ins Hospiz im Franziskuszentrum in Friedrichshafen. Ruhig und ausführlich bespricht er mit einer Schwester, wie Krebspatienten gehen. Lst es? Hat er Schmerzen? Schläft er gut? Im Zimmer dann dieselbe Ruhe. Heinrich Seifert (Name

„Oft lässt sich der Schmerz nicht auf null bringen. Aber bei fast allen Patienten kann man ihn auf ein erträgliches Maß reduzieren.“

Matthias Weng, Hausarzt und Palliativmediziner

von der Redaktion geändert) hat ein schlechten Tag. Übelkeit, Tabletten helfen nicht. Weng erklärt, warum das leider ein typisches Symptom ist bei einem Krebspatienten, beschreibt, was nun zu tun ist.

Kann es gute Tage geben für einen Kranken, dessen Körper unter der Decke seines Bettes kaum noch zu erkennen ist, der zusammengekauert daliegt? „Ja, natürlich“, sagt Weng mit Nachdruck. Seine Arbeit besteht darin, möglichst viele gute Tage zu ermöglichen. Schmerztherapie ist eine der zentralen Aufgaben. Gefragt danach, was ihnen beim Gedanken an den eigenen Tod am meisten Angst macht, nennen 38 Prozent der Deutschen die Furcht vor unerträglichen Qualen. Das zeigt eine Umfrage, die das Magazin „Chirmon“ 2014 zitierte. In der Mehrheit der Fälle, da sind sich Mediziner einig, lassen sich Schmerzen gut in den Griff bekommen. „Oft lässt sich der Schmerz nicht auf null bringen. Aber bei fast allen Patienten kann man ihn auf ein erträgliches Maß reduzieren“, sagt Weng. Vom Besonderen, das wird im Gespräch klar, hält er wenig. Geschichten vom glücklichen, unbeschwerten Hinübergelien hört man von ihm nicht. „Wir müssen als Gesellschaft ehrlich mit uns sein. Wir werden nicht alle topfit 85 Jahre alt und sterben dann ohne eine Zeit des Leidens oder der Gebrechlichkeit.“

Unsicherheit ist groß

Als letztes Mittel, um dem Schmerz Herr zu werden, steht Ärzten eine sogenannte palliative Sedierung zur Verfügung. Sie kann einen Totkranken in einen Tiefschlaf versetzen und ihm in Kombination mit



Ein schwerstkranker Mann wird zu Hause palliativ behandelt. Laut einer Umfrage waren im Verlauf der vergangenen fünf Jahre 75 Prozent der Mediziner von durchschnittlich zehn Patienten um Suizidassistenten gebeten worden. FOTO: IMAGO

Schmerzmitteln die Qual nehmen. „Das können und dürfen wir, es ist aber nur sehr selten notwendig“, erklärt Dr. Rafael Lemanczyk, Palliativmediziner aus Bad Wurzach. Es ist kein Zufall, dass er das Wort dürfen betont. Die Unsicherheit darüber, was Mediziner rechtlich erlaubt ist und was nicht, ist groß. Unter Patienten sowieso, aber auch unter Ärzten. Ulrich Clever, Präsident der Landesärztekammer Baden-Württemberg, sagt: „Wir haben während der Debatte um das neue Sterbehilfe-Gesetz festgestellt, dass bei Hausärzten die Kenntnisse über die genauen rechtlichen Regelungen dazu zum Teil nicht ganz aktuell sind.“ Im Herbst hat der Bundestag das neue Gesetz zur Sterbehilfe verabschiedet. Geschäftsmäßige Sterbe-

„Man muss Personal schulen und klarmachen, wann man es gut sein lassen darf.“

Bernhard Bayer, Vorstand des Hospiz- und Palliativverbandes Baden-Württemberg

hilfe ist seitdem explizit verboten. Doch ob für Ärzte nun eine größere Rechtssicherheit im Umgang mit Sterbenden besteht, darüber streiten Fachleute. Es geht dabei um die Formulierung „geschäftsmäßige Beihilfe zum Suizid“. Diese ist nun verboten (siehe Kasten). Was aber „geschäftsmäßig“ in der Praxis bedeutet, ist in den Augen vieler Kritiker nicht bestimmt und könnte Ärzte auf die Anklagebank bringen. Auch Clever ist sich nicht sicher, dass es Klagen ge-

ben wird. „Hochrangige Mediziner haben uns versichert: Ärzte werden davon nicht betroffen sein. In der derzeitigen Stimmungslage gehe ich davon aus, dass die Einschätzung der Juristen zutrifft. Ob das aber alle Zeiten so bleibt, da habe ich doch Zweifel.“

Wenn der Patient sterben will

Konkret geht es um den ärztlich assistierten Suizid. Dabei bittet ein Patient seinen Arzt, ihm Medikamente zur Selbsttötung zu beschaffen. Der Mediziner Urban Wiesting ist einer der schärfsten Kritiker des neuen Gesetzes. „Die zentrale Frage für Ärzte ist: Ab wann ist ihr Handeln als geschäftsmäßig zu werten? Juristen sagen: wenn es auf Wiederholung angelegt ist. Insbesondere Palliativmediziner oder Onkologen behandeln jedoch regelmäßig todkranken Patienten. Es liegt in der Natur ihres Berufes, dass ihre Tätigkeit auf Wiederholung angelegt ist. Die Rechtsunsicherheit ist größer geworden als vor der Verabschiedung des Gesetzes.“ Wie oft Ärzte überhaupt Beihilfe zur Selbsttötung leisten, weiß niemand. Dazu gebe es keine verlässlichen Daten, sagt Wiesting.

Angst vor Kontrollverlust

Eine Umfrage der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin unter 880 Fachärzten ergab im Sommer: In Verlauf der vergangenen fünf Jahre waren 75 Prozent der Mediziner von durchschnittlich zehn Patienten um Suizidassistenten gebeten worden. Auch Matthias Weng und Rafael Lemanczyk werden immer wieder von Patienten gefragt: „Wenn es so weit ist, Herr Doktor, dann helfen Sie mir

doch?“ Beide lehnen Sterbehilfe aus Überzeugung ab. Die Frage sei aber oft nur eine Station eines langen Weges. Angst vor Schmerz, Einsamkeit, Kontrollverlust ließen sich im Gespräch mit Patienten und Angehörigen sehr oft beruhigen – zumindest so weit, dass der Wunsch nach dem selbst herbeigeführten Tod wieder verschwindet.

Es sind gerade diese Gespräche, für die es Zeit braucht – und für die schon Fachärzte kaum genug Zeit finden. Erst Recht fehlt sie in hektischen Klinikalltag oder in Pflegeheimen. Dort sterben aber die meisten Menschen. Nur etwa zehn der 15 Prozent der Sterbenden müssen aufgrund ihrer Symptome von Spezialisten für Palliativmedizin versorgt werden. Sie können in ein sogenanntes

„Wir werden nicht alle topfit 85 Jahre alt und sterben dann ohne eine Zeit des Leidens oder der Gebrechlichkeit.“

Matthias Weng, Hausarzt und Palliativmediziner

tes SAPV-Programm aufgenommen werden. Die Krankenkassen zahlen alle Kosten, ein Team von Fachärzten und spezialisierten Pflegediensten steht rund um die Uhr bereit.

Doch die meisten Patienten fallen nicht in diese Gruppe. In Pflegeheimen und Kliniken fehlt es an geschultem Personal in der Pflege, das weiß, was ein Sterbender benötigt. Ein Beispiel: Kurz vor dem Ende leiden viele Sterbende an Atemnot. Das, so Bernhard Bayer, Vorstand des

Hospiz- und Palliativverbandes Baden-Württemberg, sei ein natürlicher Teil des Sterbeprozesses. Geschultes Personal weiß, wie man damit umgeht. Doch viel zu oft rufen Schwestern oder Pfleger noch einmal den Notarzt, lassen den Sterbenden ins Krankenhaus bringen. „Das ist meistens unnötig, bringt Panik und Unruhe in die Sterbephase. Man muss Personal schulen und klarmachen, wann man es gut sein lassen darf.“ Todkranken häufiger drohen Appetit – doch aus Angst, etwas falsch zu machen, würden Sterbende nach Hause oder in ein Pflegeheim zu werden, führt nach Ansicht vieler Experten dazu, dass Ärzte auch bei Todkranken im Endstadium noch Therapien anordnen, die nicht mehr sinnvoll sind und dem Patienten vielleicht sogar Lebensqualität in seinen letzten Tagen nehmen.



Zentrale Beratungsstelle fehlt

Ein weiteres Manko, da sind sich Palliativmediziner und Hospizverband einig: Es fehlt an zentralen Beratungsstellen für Patienten und Angehörige. Die meisten Menschen wollen zu Hause sterben. Das muss gut organisiert sein. Derzeit übernehmen es oft die Hausärzte, einen spezialisierten Pflegedienst zu finden, Kontakt zum örtlichen Hospizverein herzustellen und Kostenfragen zu klären. Vergütet wird das nicht. Klünftig sollen die Krankenkassen Patienten und Angehörige beraten. „Das ist ein Witz“, sagt Bernhard Bayer. Ausgerechnet die Krankenkassen sollen Angebete empfehlen, deren Kosten sie zahlen müssen – das kann für Bayer nicht gut gehen. „Es wäre besser gewesen, andere Beratungsangebote zu unterstützen oder eine neutrale Stelle einzurichten.“

Mehr spezialisiertes Personal könnte Verbesserungen bringen. Ein neues Gesetz verspricht mehr Geld für solche Schulungen – das Hospiz- und Palliativgesetz, ebenfalls im Herbst verabschiedet. Es soll vor allem Pflegeheimen, aber auch ambu-

Gesetzeslage

- **Aktive Sterbehilfe:** ist in Deutschland verboten.
- **Indirekte Sterbehilfe:** Wenn Mediziner Todkranken starke Schmerzmittel verabreichen, die unter Umständen die Lebensdauer verkürzen, ist dies erlaubt.
- **Abbruch der Therapie:** Wenn Patienten an einer tödlichen Krankheit im Endstadium leiden und es ihrem Willen entspricht, dürfen Ärzte die Therapie einstellen – etwa Beatmung oder künstliche Ernährung. Kann ein Patient nicht mehr selbst einwilligen, sind die nächsten Angehörigen befugt. Für einen solchen Fall sollten Patienten frühzeitig festlegen, wer stellvertretend für sie entscheiden darf.
- **Beihilfe zum Suizid:** Ist seit Herbst ausdrücklich verboten, wenn es geschäftsmäßig geschieht. Was das für Ärzte bedeutet, die Todkranken auf deren Wunsch Medikamente zum Suizid geben, ist umstritten. Experten rechnen damit, dass dies erst Gerichte anhand konkreter Einzelfälle entscheiden werden. (tja)

Weihnachtsspendenaktion „Helfen bringt Freude“

Umsonst und begleitet – würdevolles Leben bis zuletzt: Diesen Schwerpunkt setzen wir in diesem Jahr mit unserer Weihnachts-spendenaktion.

Die Spenden kommen der ambulanten Hospiz- und Trauerarbeit der Caritas und ihren Partnerorganisationen im südlichen Baden-Württemberg und im Landkreis Lindau zugute.

Ihre Spende hilft einsamen, schwerkranken und trauernden Menschen

in Ihrer Umgebung. Bitte spenden Sie jetzt!

Spendenkonto:

Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V.
Baden-Württembergische Bank
IBAN: DE90 6012 0500 0001
7088 00
BIC: BFSWDE33STG

Stichwort: Helfen bringt Freude

schwäbische.de/
weihnachtsspendenaktion

Gute Zwischenbilanz für Spendenaktion

Fast 100 000 Euro haben die Lesern und Leser der „Schwäbischen Zeitung“ bislang für die Aktion „Helfen bringt Freude“ gespendet.

Gemeinsam mit der Caritas sammeln die „SZ“ das Geld für die ambulante Hospizarbeit und eine bessere Palliativversorgung in der Region.

Sowohl im überregionalen Teil als auch in den Lokalausgaben berichten Reporter über Fälle, in denen Hilfe notwendig ist. Die Spenden fließen zu 100 Prozent an den Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der die Gelder ohne Abzug von Verwaltungskosten direkt an Projekte in der Region weiterleitet. Gerade im Ländlichen Raum unterstützt die Caritas beispielsweise die Ausbildung ehrenamtlicher Hospizhelfer oder die Ausstattung der Hospize. (sz)

Menschenwürdig leben bis zuletzt

Schwerstkranke erfahren in Hospizen und durch Ehrenamtliche Zuneigung, Nähe und Begleitung

Von Ludger Möllers

ULM - Erich Reimann weiß, dass er bald sterben wird. Sehr bald schon. „Ich bin auf dem letzten Weg“, sagt der 76-Jährige, „aber ich kann ihn bewusst gehen.“ Geistig ist Reimann klar, sein Körper aber ist voller Metastasen. Seit fast 20 Jahren hat Reimann Krebs. Zu Hause, in Horb am Neckar, war Ehefrau Anna mit der Pflege ihres Mannes zuletzt völlig überfordert. Als sein der Hausarzt vorschlug, dass Erich Reimann seinen Lebensweg im Späichinger Hospiz beenden könnte, war die Entscheidung schnell gefallen. Seither lebt Reimann in einem hellen Zimmer, seine Frau, abends auch sein Sohn, sind bei ihm, um Abschied zu nehmen, zu weinen, zu streiten. Manchmal lachen sie auch.

So wie Reimann wollen viele Menschen sterben: im Kreis der Angehörigen, schmerzfrei. Doch bis zu 50 Prozent der Bundesbürger verbringen ihre letzten Stunden auf Intensivstationen, umgeben von Schläuchen, Kabeln und medizinischen High-Tech-Geräten.

Mit dem Leid überfordert

„Angehörige, die ihre todkranken Familienmitglieder zu Hause pflegen, sind oft mit dem Leid überfordert und brauchen Unterstützung“, sagt Susanne Schell, die das Späichinger Hospiz leitet. Hier werden schwerstkranke und sterbende Menschen aufgenommen, die keiner Krankenhausbehandlung mehr bedürfen, für die aber auch eine ambulante Versorgung zu Hause oder bei Verwandten nicht möglich ist.

„Ja, mein Mann ist austertherapiert“, bestätigt Anna Reimann, „die Ärzte können nichts mehr für ihn tun.“ Dann zählt die 70-Jährige auf, in welchen Kliniken sie mit ihrem Partner war, welche Therapien nicht anschlugen, wie sich Stück für Stück der Traum eines sorgenfreien und gemeinsamen Lebensabends zerschlug. Erich Reimann hört zu, ergänzt hier und da Details. Der Sterbende zeigt auf Bilder, die in seinem Zimmer stehen: Sie zeigen ein glückliches Paar, das gerade seine Wohnung renoviert hat. Enkel und Kinder schauen den Betrachter an. Sie wissen, dass der Opa und Vater nur noch einige Tage zu leben hat. Ab und zu schicken sie ihm eine Mail. Denn auch WLAN ist in den Hospizen Standard.

„Uns geht es darum, dass die Menschen, die wir hier Gäste nennen, in Würde Abschied von dieser Welt nehmen können“, erklärt Hans-Peter

Mattes, der Vorsitzende des Fördervereins für das Späichinger Hospiz, „dazu gehört neben der Pflege und dem entsprechenden Personalschlüssel mit geschultem Personal eben auch vieles, um sich geborgen zu fühlen.“ Anders als in Kliniken oder Pflegeheimen sind in Hospizen wie in den Späichinger oder Biberacher die Zimmer freundlich, es gibt Aufenthaltsräume, die hier Wohnzimmer genannt werden. Und wer sein Haustier mitbringen will, darf es tun.

Todkranke wie Erich Reimann möchten vor allem nicht alleine sein.



„Wir können dem Leben nicht mehr Tage geben, aber den Tagen mehr Leben“, lautet das Motto der Hospizbewegung.

FOTOS: DPA

Diesen Wunsch haben Frauen wie Anita Schumacher aufgenommen und engagieren sich in der Hospizarbeit. „Jede Begleitung ist etwas ganz Persönliches und Individuelles“, erzählt sie. Wie der Mensch auf sie wirkt und vor allem auch, wie sie auf den Betroffenen wirkt, sei ganz entscheidend. Man müsse das Gespräch entwickeln, um zu merken, was der Mensch von der Begleiterin möchte: Nähe oder einfach die Anwesenheit, um sich nicht alleine zu fühlen. „Wenn man am Anfang steht, dann bringt man eigene Ängste mit rein“, sagt Anita Schumacher aus Erfahrung. „Aber diese Hilfsigkeit auszubilden, dass ich dem Betroffenen nicht helfen kann, außer vielleicht ein bisschen durch meine Anwesenheit, das ist schwierig.“

Hospizgruppen wie in Späichinger, Biberach, Friedrichshafen oder Ravensburg gibt es nicht überall – und es gibt zu wenige davon.

„Im Angesicht des Todes geht es ehrlich wie nie zuvor zur Sache.“

Anita Schumacher, arbeitet ehrenamtlich in einer Hospizgruppe

Deutschland brauche voraussichtlich mindestens zehn Jahre, um eine flächendeckende Versorgung für sterbende Menschen aufzubauen, sagt Bundesgesundheitsminister Hermann Gröhe (CDU), in zehn Jahren sei beim Ausbau der sogenannten Palliativversorgung viel erreicht. Aber damit sei die Arbeit noch nicht getan. Grundsätzlich sei auch in der Fläche ausreichend Fachpersonal vorhanden, allerdings funktioniere die Zusammenarbeit in den einzelnen Betreuungsteams noch nicht richtig. Häufig würden aber auch die

betroffenen Bürger, in deren Familie jemand im Sterben liege, die Betreuungsangebote nicht kennen.

Pfädoyer für Ambulanz

Auch das Ehepaar Reimann kannte das Angebot der Hospizarbeit nicht. „Wir haben erst durch unseren Hausarzt davon erfahren“, sagt Anna Reimann, „und dann haben wir uns informiert.“ Wäre die Ehefrau gesundheitlich nicht angeschlagen, wäre auch eine Sterbebegleitung daheim möglich gewesen. „Wir haben uns dann für das Hospiz entschieden“, erinnert sich die Ehefrau.

Ein Pfädoyer für die ambulante Hospizarbeit hält auch Eugen Brysch von der Deutschen Stiftung Patientenschutz. Es reiche nicht aus, sterbenden Pflegeheimbewohnern einen Wechsel ins Hospiz in Aussicht zu stellen. Dafür reichten die 2000 Hospizbetten auch gar nicht aus. „Es ist endlich an der Zeit, die Menschen dort zu unterstützen, wo sie leben.“ Wenn das Hospiz- und Palliativgesetz Gröhe eine Antwort auf die Debatte um die Sterbehilfe sein sollte, reiche sie nicht aus.

Nächstenliebe und Zeit

Antworten auf diese Forderungen geben Frauen wie Anita Schumacher. „Was Schwerstkranke und Sterbende tatsächlich nötig haben, ist Zuspätschub, Pflege und Schmerzlinde- rung“, betont sie. Das erfordere medizinische und pflegerische Begleitung, Nächstenliebe und Zeit. Die Hospizarbeit, ob ambulante oder stationäre, sei dafür der richtige Weg. Aktive Sterbehilfe lehnen die Ehrenamtlichen strikt ab; diese habe nichts mit Sterbebegleitung zu tun. Da die Bereitschaft steige, sich in Vereinen oder Hilfsdiensten ehrenamtlich zu

engagieren, gebe es genügend Freiwillige, die todkranken Menschen in der letzten Lebensphase nahe sein möchten.

Dass die Arbeit in den Hospizgruppen emotional hoch anstrengend sein kann, erfährt Anita Schumacher bei jedem Besuch im Sterbezimmer. „Wir helfen bring Freude“ zierte Gauck seinen Vorgänger Horst Köhler, der 2005 gesagt hatte: „Nicht durch die Hand eines anderen sollen die Menschen sterben, sondern an der Hand eines anderen.“

Die ehrenamtlichen Helfer in Hospizen und Palliativstationen beschriften mit der Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen den richtigen Weg, sagt Gauck. „Darin sind sie uns allen ein Vorbild.“ Die bestmögliche Lebensqualität vor 20 oder 25 Jahren hätte Gauck niemandem loben können: Die Hospizbewegung war in Deutschland fast unbekannt, vor allem aber die Palliativmedizin. Hier geht es nicht um eine Lebensverlängerung, sondern vor allem um das Lindern von Schmerzen und anderen Symptomen sowie die bestmögliche Lebensqualität. So wie der in der vergangenen Woche verstorbene Ab-Bundeskanzler Helmut Schmidt haben viele Patienten, vor allem Tumorkranke, Angst vor dem Schmerz. „Vor dem Tod fürchte ich mich nicht. Nein. Wenn es keine Schmerzmittel gäbe, hätte ich Angst vor Schmerzen.“

In ihrer Arbeit wissen die Hospizhelfer Bundespräsident Joachim Gauck auf ihrer Seite. Er würdigte jüngst Sterbebegleitung und Palliativmedizin: „Ich bin dankbar, dass die Hospizbewegung auch bei uns in Deutschland immer weitere Verbreitung findet. Ich bin froh, dass sie zunehmend nicht mehr als Gegen-

stand zur Intensivmedizin diskutiert wird, sondern als eine sinnvolle Ergänzung“, sagte Gauck vor wenigen Tagen in Berlin.

Bei einer Diskussion im Schloss Bellevue zum Thema „Sterbende begleiten – Ehrenamtliches Engagement in der Hospiz- und Palliativversorgung“ zitierte Gauck seinen Vorgänger Horst Köhler, der 2005 gesagt hatte: „Nicht durch die Hand eines anderen sollen die Menschen sterben, sondern an der Hand eines anderen.“

Die ehrenamtlichen Helfer in Hospizen und Palliativstationen beschriften mit der Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen den richtigen Weg, sagt Gauck. „Darin sind sie uns allen ein Vorbild.“

Die bestmögliche Lebensqualität

Vor 20 oder 25 Jahren hätte Gauck niemandem loben können: Die Hospizbewegung war in Deutschland fast unbekannt, vor allem aber die Palliativmedizin. Hier geht es nicht um eine Lebensverlängerung, sondern vor allem um das Lindern von Schmerzen und anderen Symptomen sowie die bestmögliche Lebensqualität. So wie der in der vergangenen Woche verstorbene Ab-Bundeskanzler Helmut Schmidt haben viele Patienten, vor allem Tumorkranke, Angst vor dem Schmerz. „Vor dem Tod fürchte ich mich nicht. Nein. Wenn es keine Schmerzmittel gäbe, hätte ich Angst vor Schmerzen.“

Weihnachtsspendenaktion „Helfen bringt Freude“

Umso und begleitet – würdevolles Leben bis zuletzt: Diesen Schwerpunkt setzen wir in diesem Jahr mit unserer Weihnachtsspendenaktion. Die Spenden kommen der ambulanten Hospiz- und Trauerarbeit der Caritas und ihren Partnerorganisationen im südlichen Baden-Württemberg und im Landkreis Lindau zugute. Ihre Spende hilft einsamen, schwierkranken und trauernden Menschen in ihrer Umgebung. Bitte spenden Sie jetzt!

Spendenkonto:
Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart e. V.
Baden-Württembergische Bank
IBAN: DE90 6012 0500 0001 7088 00
BIC: BFSWDE33STG
Stichwort: Helfen bringt Freude

schwaebische.de/
weihnachtsspendenaktion

Aber es gibt genug Schmerzmittel“, sagte Schmidt in einem Interview im Jahr 2011. Auch die Hospizfachkräfte sind ausgebildet, nach ärztlicher Anweisung Schmerzmittel zu geben.

Bei Erich Reimann schlagen die Medikamente an, er ist schmerzfrei. Er greift nach der Hand der Hospizbegleiterin, hält sie lange fest. Sein Blick gilt einer Spruchkarte mit einem Zitat von Cicely Saunders, der Begründerin der Hospizbewegung: „Wir können dem Leben nicht mehr Tage geben, aber den Tagen mehr Leben.“

Caritas engagiert sich für Hospizdienste

In Deutschland gibt es über 1400 ambulante Hospizdienste und 120 stationäre Hospize, 57 davon in der Trägerschaft der Caritas. Bei ihnen steht der einzelne Mensch und seine Angehörigen im Vordergrund. Ehrenamtliche Tüchtige und hauptamtliche Mitarbeiter bieten dort individuelle Begleitung an. „Durch eine Legitimierung der aktiven Sterbehilfe würde der Druck auf kranke Menschen wachsen, ihrem Leben ein Ende zu setzen“, behauptet Caritaspräsident Peter Neher. „Menschen mit unheilbaren Krankheiten und ihre Angehörigen brauchen Unterstützung und Begleitung. Sie dürfen nicht ausgegrenzt werden.“ Der Deutsche Caritasverband setzt sich dafür ein, dass die Im-

pulse der Hospizarbeit und Palliativmedizin in allen Pflegeeinrichtungen und im ambulanten Bereich umgesetzt werden. Die meisten Menschen wollen zu Hause sterben. In ihrem sozialpolitischen Engagement sorgt die Caritas für die notwendigen finanziellen und strukturellen Rahmenbedingungen. Mit fünf stationären Hospizen, elf Kinder- und Jugendhospizdiensten, 42 ambulanten Hospizgruppen in katholischer, 50 in ökonomischer Trägerschaft und den Palliativleistungen der kirchlichen Krankenhäuser und Altenhilfe-Einrichtungen engagiert sich die katholische Kirche im württembergischen Landesteil haut- und ehrenamtlich für sterbende Menschen. (sz)



Palliativmediziner und Hospize versorgen Todkranke am Lebensende.

So helfen Sie mit Ihrer Spende

Jede Spende kommt zu 100 Prozent und ohne jeden Abzug bei den Einrichtungen an und hilft direkt, die Lebensqualität Schwerstkranke und Sterbender zu verbessern. Viele Leistungen in Hospizen und die allermeisten Sachkosten der ehrenamtlichen Tätigkeit werden nicht von den Krankenkassen übernommen.

Einige Beispiele:

- Mit 10 Euro lassen sich die Kosten eines Ehrenamtlichen für eine 15-Kilometer-Anfahrt zu einem Patienten und die Rückfahrt erstatten.
- Ein Fachbuch zur Ausbildung kostet zwischen 20 und 50 Euro; Die Hospizkräfte brauchen es zur Aus- und Weiterbildung.

- 50 Euro kostet der Blumenschmuck im Biberacher Hospiz für eine Woche.
- Die ehrenamtlich Tätigen brauchen Ausbildung und Hilfe: 150 Euro werden für eine Supervisionseinheit in Rechnung gestellt.
- Geschirr muss bruchsensibel sein: Mit 300 Euro bekommt man den Grundstock für ein Service.
- 500 Euro kostet ein Zuf-Musikinstrument, auf dem auch Schwerstkranke spielen können.
- Mit 1000 Euro lässt sich eine Matte finanzieren, die Alarmschlägt, sobald ein verwirrter Patient sein Bett verlässt.
- 2000 Euro kostet ein Gerät („Perfusor“), mit dem Schmerzmittel verabreicht werden. Die Krankenkassen bezahlen es nicht.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- HEIMAT**
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Sie ist uns
wieder lieb und teuer

Der Begriff Heimat wurde in Deutschland lange belächelt: Blasmusik, Trachtenumzüge, Schützenfeste, Heimatlieder und Heimatfilm – das galt als spießig. Und dann war da noch Hitler: Blut und Boden, Stämme und Gaue, ein Volk, ein Reich, ein Führer – der Begriff hatte Schlagseite. Der Schriftsteller Siegfried Lenz plädierte schon früh dafür, das Wort Heimat von seinen Belastungen zu befreien, ihm seine Unbescholtenheit zurückzugeben. Heimat hat etwas zu tun mit Geborgenheit. Wir wollen zuhause sein in unserer Straße, in der Nachbarschaft, im Viertel, im Ort. Die Zeitung, die diesen Wunsch nicht ernst nimmt, vertut die Chance, ihren Lesern nahe zu sein.

Einmal quer durch die Stadt

Die Buslinie M29 beginnt ihren Weg in den Villengegenden des Westens, führt an den sozialen Brennpunkten vorbei und endet in den Berliner Szenevierteln. Wahlverhalten, Arbeitslosigkeit, Einkommen: Auf der Strecke verändert sich vieles, Berlin zeigt sich als eine Stadt der Gegensätze. Für jede Haltestelle ermittelt die Redaktion überraschende Daten zu den Bewohnern entlang der Strecke.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
DATENJOURNALISMUS

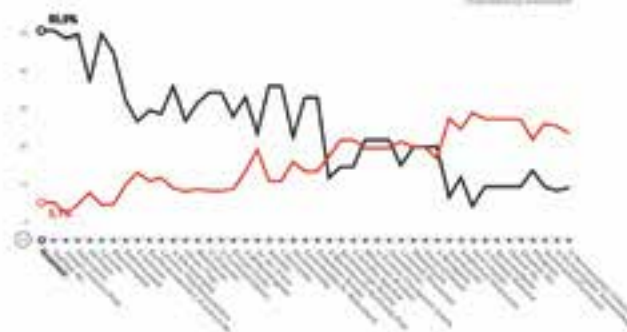
Fahren mit dem virtuellen Bus

Die Buslinie M 29 verbindet die Bezirke Grunewald und Kreuzberg – Villengegend, soziale Brennpunkte und Szeneviertel. Das Interaktiv-Team der Berliner Morgenpost sammelt für jede der 45 Haltestellen überraschende Daten zu den Menschen, die entlang der Strecke leben. In Statistiken, Texten, Video- und Audioportagen werden Gegensätze deutlich, zum Beispiel im Wahlverhalten oder beim Einkommen. User steigen in den virtuellen Bus und fahren mit ihm durch das soziale Universum Berlins. Die Webreportage lädt zu einer Entdeckungsreise in den Alltag ein, und sie demonstriert, was Lokaljournalismus in seiner modernsten Form zu leisten vermag.



CDU- und Linke-Wähler

Wahlverhalten der Bevölkerung entlang der Buslinie M29, in Prozent



Noch Fragen?

Julius Tröger, Leitung Interaktiv-Team, Telefon: 030/8872-77980 , E-Mail: julius.troeger@morgenpost.de



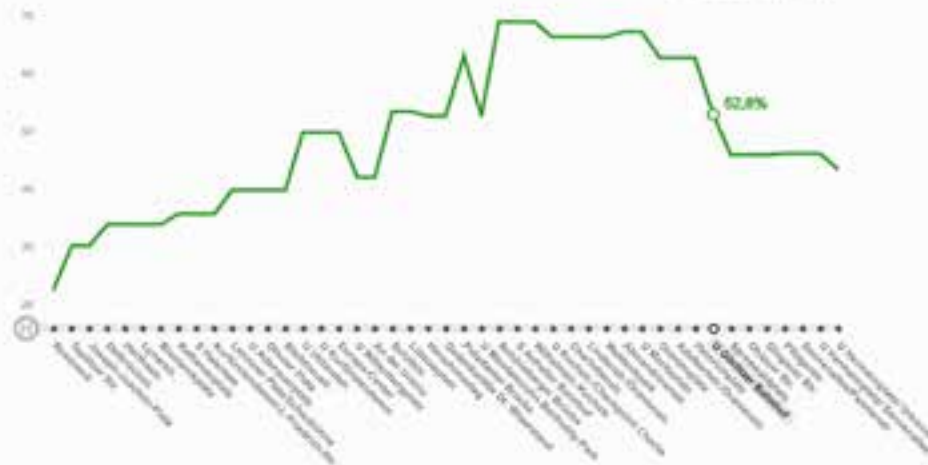
1. CDU und Linke-Wähler
2. **Migrationshintergrund**
3. Alt und jung
4. Arbeitlos
5. Stabile Lage
6. Metrogenoss
7. Einzelnen
8. Einzelner
9. Gebürtige Berliner
10. Autobahnwechslungen

Migrationshintergrund

in Prozent



Facebook 1488 Twitter



- Roseneck unter Berliner Durchschnitt
- Höchster Wert rund um Anhalter Bahnhof

Auch beim Migrationshintergrund der Anwohner entlang der Strecke ist die M29 eine Linie der Gegensätze. An der westlichen Endhaltestelle Roseneck hat nur gut jeder Vierte (rund 22 Prozent) seine Wurzeln im Ausland. Der Anteil liegt unter dem Durchschnitt der ganzen Stadt (28 Prozent), der teilungsbedingt durch den Ostteil Berlins (rund 16 Prozent) im Vergleich mit anderen deutschen Großstädten eher gering ist. Im Westteil, durch den die Buslinie M29 ausschließlich führt, liegt die Quote bei rund 36 Prozent.

Das Berliner Mittel wird aber bereits ab der zweiten Station getoppt und steigt bis zur zweiten Hälfte der Strecke in Richtung Osten rasant an: Rund um den Anhalter Bahnhof haben mehr als zwei Drittel der Anwohner (rund 69 Prozent) einen Migrationshintergrund. Fährt man weiter in Richtung Hermannplatz, fällt der Anteil an der Neuköllner Endhaltestelle wieder unter die Hälfte (43,4 Prozent).



Zur M29-Fahrt

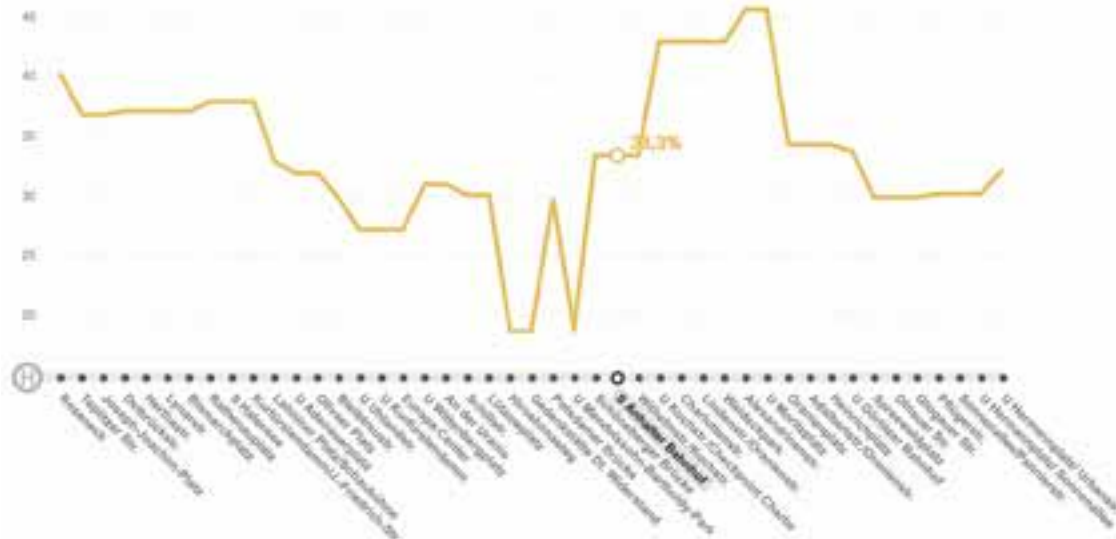


Gebürtige Berliner

In Prozent



Friedrichshagen-Kreuzberg



- M29 ist die Buslinie der Zugezogenen
- Bus durchfährt Gegend mit wenigsten Berlinern

Die Wahrscheinlichkeit, entlang der M29-Linie echte Berliner anzutreffen, ist geringer als anderswo in der Stadt. Rund um alle 45 Stationen der Buslinie wohnen deutlich mehr Zugezogene. Nach der Hälfte ihrer Strecke durchfährt der Bus dann sogar die Gegend, in dem die wenigsten gebürtigen Berliner in der ganzen Stadt wohnen: Rund um die Haltestellen Hiroshimasteg, Gedenkstätte Dt. Widerstand und Potsdamer Brücke (Nördlicher Landwehrkanal in Mitte) sind nur 19 Prozent der Anwohner auch in Berlin geboren – also nur jeder Fünfte.

Am ehesten findet man echte Berliner noch in den Kiezen um die Haltestellen Alexandrinenstraße und Moritzplatz. Hier ist immerhin fast jeder Zweite (45,5 Prozent) auch in Berlin zur Welt gekommen.

Grüße vom höchsten Kirchturm der Welt

Der Ulmer Münstersturm, vor 125 Jahren fertig gestellt, ist bis heute der höchste Kirchturm der Welt. Die Redaktion widmet dem Weltrekordbau an jenem Erscheinungstag im Mai eine komplette Seite. Und zum eigentlichen Jubiläumstag gibt es ein Großposter in Altarfalzformat.

125 JAHRE ULMER MÜNSTERTURM

Montag, 11. Mai 2015 16



In etwa 80 Metern Höhe hängen (von links) Schlagglocke, Soglocke und Heilensglocken. Hier im Hauptturm.

Vom Läuten und Schlagen

Im Münstersturm hängen 13 Glocken – Aber nicht alle sind noch zu hören

Heiligin ausgerichten verschäubern sich die Metallstreben auf dem Glockenboden im Münstersturm und oben zehn Meter weiter oben in einem eingezogenen Holzbojen. Hier im Glockenstuhl auf 14 Metern Höhe hängen zehn der insgesamt 13 Glocken des Münsters. An dem groben Metallgerüst sind sie festgemacht, um den Münstern die Uhrzeit zu schlagen oder an Festtagen zu ertönen.

Nach einer langen Jahre hat unter Glocken, von denen die Ulmer drei nur noch eine zu hören bekommen – diese dafür aber in regelmäßigen Abständen. Sie mehr als 100 Jahre lang schlug sie den Münstern.



Die Glocken sind mit uns durch Münster – in unserem neuen Multimedia-Projekt mit vielen Videos, Fotoreportagen und nicht gekannten Einblicken swp.de/muensterturm

Nach einer langen Jahre hat unter Glocken, von denen die Ulmer drei nur noch eine zu hören bekommen – diese dafür aber in regelmäßigen Abständen. Sie mehr als 100 Jahre lang schlug sie den Münstern. Ein schwerer Hammer schlägt dabei auf dem äußeren Rand der stark aufgehängten Schlagglocke und sendet die Vibrationen in den Turm. Hier sind die Glocken nicht nur ein Teil des Turms, sondern auch ein Teil der Stadt. Die Glocken sind ein Teil der Stadt. Die Glocken sind ein Teil der Stadt. Die Glocken sind ein Teil der Stadt.



Der Glockenstuhl wurde von 2005 bis 2009 aufwendig saniert. Dafür mussten alle zehn Glocken abgenommen werden. Jetzt sind alle wieder an Ort und Stelle.

Fenster kommen tierische Besucher in den sonst abgeschlossenen Teil des Turms und hinaufsehen auf den Glocken ihre Spuren. Anders im Glockenstuhl. Hier sind die Fenster nur Holzrahmen verkleidet, die ungebetene Gäste abhalten, aber den Schall durchlassen. Die zehn Glocken hängen in der ersten etwa die Größe der Glocke. Sie ertönt zum Mittaggebet. Wenn die 3,8 Tonnen schwere Bronse-Glocke von Linte-Kunzmann in Bewegung gebracht wird, beginnt nicht nur die Glocke zu schwingen. Mit dem ersten tiefen Klang vibriert auch das Gerüst und der Boden des Glockenstuhls.

Schwer die Oberbürgermeisterin auf dem Westhof erklingt. Der Abschluss der ersten Reihe bildet die Leiherglocke. Auch sie hat eine spezielle Aufgabe: Sie ertönt zur Beerdigung eines jeden Münsterer-Mitglieds.

In der zweiten Reihe hängen die zwei größten Exemplare, die Dominica und die Glosina. Erste seiterte die Kirchengemeinde des damals reichsten Ulmer Bürgers im Jahr 1531, nachdem die auf 170 Kilogramm schwere Glocke auch unter dem Namen Jubiläum- oder Reformationsglocke bekannt war.

Die Glosina wiegt knapp fünf Tonnen und ist mit ihrem 100 Meter betriege im Durchmesser. Sie gehört zu den fünf jüngeren Glocken des Münsterstuhls. 1950 wurde sie in der Stuttgarter Gießerei Heintich Kuntz gegossen. Als Ersatz für die Große As-Glocke, die ebenso wie die Karus, die Tull, die Klein- und die Schiedglocke im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzen wurde. Die Bronse-Glocken waren für die Rüstungsindustrie von großer Bedeutung. Die vier weiteren Glocken aus dem Jahr 1531 haben gemeinsam mit der Landstättenglocke aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die dritte Reihe im Glockenstuhl. Sie ist, wie die Schwibglocke, aber die kleinste.

An Volltag des Ulmer Münsters wägen 9 der 13 Glocken mit. Die Ulmer können es an hohen lächelnden Festtagen und jährlich am 17. Dezember um 18.17 Uhr in Erinnerung an den Bombenangriff im Jahr 1944 hören. JULIA KLING

Münsterglocken nach den Gewicht absteigend



Noch Fragen?

Hans-Uli Thierer, Telefon: 0731/156-239, E-Mail: h.thierer@swp.de

Gert Kappler, der Herr der Glocken

9, 8, 7, 6, 4, 2 – das sind nicht die Lottozahlen, Sondern: Das ist die Läuteordnung für den Reformationssonntag, 6 aus 9 sozusagen. Neun Glocken hat Mesner Gert Kappler zur Verfügung – und die kann er läuten, läuten, wie es ihm gerade passt? Nein, Gott behütet! Da ist die Läuteordnung vor, die präzise vorgibt, welche Münstererglocken zu welchem Anlass erklingen: Einzel oder in der Gruppe. Zum Buß- und Betttag läuten nur vier, zum Erntedank sieben.

Gert Kappler (53) ist der Herr der Glocken. Wobei: Um den Stunden-schlag hat er sich nicht zu kümmern, das macht der Automat, „das ist einprogrammiert“. Und auch sonst ist das Läuten um einiges leichter als früher. Man stelle sich nur vor: Die Gloria, also die Nummer eins im Glockenstuhl des Ulmer Münsters, wiegt satte 4912 Kilogramm. Die Läutebuben hatten damals alle Hände voll zu tun, um allein die Gloria per Glockenssel in Schwingung zu versetzen. 1953 wurde umgestellt, der Automat ersetzte die Buben.

Nun, so ein Automat gibt optisch nicht viel her – weshalb er im so genannten Mesner-Verschlag untergebracht ist, versteckt im südlichen Schiff neben dem Brautportal. Dort wird auf geschätzten sechs Quadratmetern all das versteckt, was der Kirchenbesucher nicht unbedingt sehen soll: Feuerlöscher, Staubsauger, Mülleimer, eine Sackkarre. Was aber ein guter Mesner nicht in die Hand haben sollte. Sämtliche Lichtschalter werden von hier aus bedient – und die Glocken: die Gloria (1), die Dominica oder Reformationsglocke (2), die große Betglocke (3), die Leichenglocke (4), die kleine Betglocke (5), die Kreuzglocke (6), die Landfrier-Glocke (7), die Taufglocke (8) und die Schiedglocke (9).



Wie lange geläutet wird? Ja, auch dafür gibt es Vorschriften, sagt der gelernte Siebdrucker, der in der Stille hineinwuchs, als er zweieinhalb Jahren der alte Mesner, sagen wir mal, irgendeine abhandeln kam. Die Vorschrift der Evangelischen Landeskirche: Geläutet wird eine „halbe Viertelstunde“, also sieben-einhalb Minuten. Na ja, sagt der Mesner, das klappt natürlich nicht immer ganz genau. Aber so lautet das Klassenziel. Die kleinste Glocke schaltet er ein, beispielsweise beim Abendmahlsgottesdienst an Gründonnerstag die 6, dann lässt Kappler zwölf Sekunden verstreichen, schaltet die 5 ein, wartet wieder zwölf Sekunden, dann kommt die 4 und so weiter. Wenn er bei der 1 angelangt ist, lässt er alle Glocken sechseinhalb Minuten lang läuten, ehe er eine nach der anderen wieder abschaltet. Auch wieder nach jeweils zwölf Sekunden.

War bislang immer von neun Glocken die Rede, so werden intime Kenner des Glockenstuhls sagen: stimmt nicht. In der Tat: Es gibt noch eine zehnte Glocke. Ob es die wichtigste ist? Für das Selbstverständnis der Reichsstädter ist sie es auf jeden Fall: die Schwirglocke. Sie ist auch die einzige, die noch mit dem Glockenssel geläutet wird: am Schwirmonntag. Für den Mesner oder auch für den Türsteher ist eine „spannende Angelegenheit“, denn ihm wird per Funk übermittelt, wenn genau der OB seine Hand zum Schwur erhebt, Sekunden vor dem Schwur. „Reichen und Armen ein gemeiner Mann zu sein“, erhält Gert Kappler das Kommando „Anziehen!“. Die dreieinhalb Tonnen schwere Glocke muss in Schwingung gebracht werden, darf aber noch nicht läuten. Erst dann, wenn Old Schwurhand die Hand hebt, ertönt das Kommando „Läuten!“.

Wenn das mal keine Verantwortung ist. RUDI KÜBLER



Dietmar Rudolf und der Stein – für manche Fialen bedarf es eines langen Atems. Da benötigt der Steinmetz 300, 800, ja sogar bis zu 1200 Arbeitsstunden.

Fotos: Volkmur Könnke, Lars Schwerdtfeger

Das Münster – ein Stück Heimat

Fialen über Fialen: Steinmetz Dietmar Rudolf über seine Arbeit

Als Rohblock wird der Stein aus dem Siegerwald an der Münsterbauhütte angeliefert: 1,20 auf 37,5 auf 37,5 Zentimeter misst der Quader. 300 Arbeitsstunden später rollt Dietmar Rudolf das fertige Werkstück auf den Hof: eine filigrane Fiale. Eine von hunderten dieser spitz zulaufenden Türmchen, die das Münster schmücken. Große und kleine, dekoriert mit gotischem Zierrat: Kreuzblumen und Krabben, wie man die aus Stein gemeißelten Blätter nennt.

Für den 48-jährigen Steinmetz ist das der entscheidende Moment: Von allen Seiten kann er jetzt sein Werk eingehend betrachten, begutachten. Nicht dass er über die zweieinhalb Monate, die er an der Fiale gearbeitet hat, eine Beziehung zum Stein aufgebaut hätte. „Nein, das wird oft zu klümg dargestellt. Ich suche nicht nach dem tieferen Sinn im Stein.“ Die Vorgaben für die Steinmetze lassen keine Deutungen zu: Ihre Aufgabe besteht darin, origi-

nalgetreu und punktgenau zu arbeiten, für uns gelten die Gesetze der Gotik“. Die B-Note, die Note für den besonderen künstlerischen Ausdruck, ist nicht gefragt. Anders ausgedrückt: Wenn jede Steinmetz-Generation Pi mal Auge vorgeht, dann erkennt man das Münster als solches über die Jahrhunderte nicht mehr“, sagt Rudolf. Jede neue Fiale soll der alten gleichen – bis auf Haar. Gotik soll Gotik bleiben. Und das Münster das Münster. Punkt. Wobei: Kunsthandwerk ist das schon, was Rudolf und seine Kollegen tagen, tagaus in der Münsterbauhütte vollbringen. Ist die Romantik noch ziemlich tumb, so fordert die Gotik einiges ab von den Steinbildhauern, sagt der gebürtige Ulmer, der mit 12 Jahren schon wusste, was er werden und wo er arbeiten will: als Steinmetz in der Ulmer Münsterbauhütte. Warum? Weil das Münster in der Stadt immer präsent ist. Weil die Messlatte für Steinmetze ganz oben liegt. Weil die schiere Größe des Münsters beeindruckt. Und nicht zuletzt, weil

das Münster ein Stück Heimat ist. Unterm Strich: „Das Münster ist etwas Besonderes.“

Gelernt hat er das Handwerk übrigens nicht in Ulm. Weil die Münsterbauhütte damals den Nachwuchs nicht selber ausgebildet hat, musste Rudolf einen mehrtägigen Umweg nehmen: unter anderem über die St. Georgs-Bauhütte in Nördlingen, wo er mit Knitpfl (Holzhammer), Handeisen (Meißel) und Flächen- oder Zahnheil umzugehen gelernt hat. Arbeit wie im Mittelalter. Warum? Heute gibt es doch modernste Technik, CNC-Fräsen, die schneller und besser die Werkstücke aus dem Stein schneiden. Von wegen? „Wir haben das ausprobiert. Mit den Ergebnissen waren wir aber nicht sonderlich zufrieden“, berich-

tet Dietmar Rudolf. Tja, Mesner schließt Maschine. Eindeutig. Vor allem, was die Qualität angeht.

Dieses traditionelle Verständnis des Handwerks wird in der Münsterbauhütte von Generation zu Generation weitergegeben. Nicht von ungefähr spricht Rudolf von einem „Generationenvertrag“ zwischen den Steinmetzen. Soll heißen: Die Erfahrung der Alten verbindet sich mit moderner Technik, die Jungen in die Bauhütte einbringen. Im Sinne des Münsters, das die Jahrhunderte nur überdauert, wenn die Steinbildhauer ihr Handwerk verstehen – und natürlich auch das Bauwerk.

„Sind Sie ein Bauhüttenmensch?“ hatte ihn der damalige Münsterbaumeister Gerhard Lo-

renz im Einstellungsgespräch gefragt. Rudolf bejahte. Er wusste, dass die Bauhütte keine Durchgangstation ist. Wer hier arbeitet, arbeitet im Normalfall bis zur Rente hier, „das Münster ist eine Lebensaufgabe“, sagt er heute. 21 Jahre nach seinem ersten Tag in der Münsterbauhütte. Damals hatte ihm der Stein noch einen „Riesen-Respekt“ abgenommen, „das geht jedem so. Mit der Zeit aber kennt man das Material und das Werkzeug. Und die Technik lernt man ja.“

Dass die Arbeit nie ausget, dafür sorgt schon das Münster selber. Ist die eine Fiale fertiggestellt, folgt die nächste. Und noch eine... Und jedes Mal, wenn Rudolf aus einem roten Quadrat eine filigrane Fiale herausgearbeitet hat, stellt sich bei ihm eine gewisse Befriedigung ein. Das fertige Werkstück von unten aus zu sehen, „das ist der Lohn der Arbeit. Nicht ganz unwichtig ist auch: Meine Arbeitskraft fließt ins Münster. Ich arbeite für das Bauwerk.“

RUDI KÜBLER

Spazieren Sie mit uns durchs Münster – in unserem neuen Multimedia-Projekt mit vielen Videos, Panorama-Bildern und nicht gekannten Einblicken swp.de/muensterturm

Wo bitte geht's zur Toilette?

Pförtnerin Rita Solt und die zweithäufigste Frage, die sie problemlos in mehreren Sprachen beantworten kann

Rita Solt ist, wenn man so will, das Mädchen für alles. Abends, wenn sie die letzten Besucher aus dem Münster treibt, wird ihr die Belastung, der sie den lieben langen Tag ausgesetzt ist, erst so richtig bewusst. „Dann klingen mir die Ohren, ich bin froh, dass mir zu Hause keiner ein Gespräch reindrückt.“ Denn: Die 62-Jährige sitzt an der Münsterpforte – und beantwortet geduldige Fragen – auf Englisch, auf Französisch, auch ein paar italienische Brocken hat sie im Repertoire. Nur Mongolisch, da muss sie passen, „aber dann geht mit Händen und Füßen immer noch was“. Die Zeichensprache wiederum hat den ungeschätzba-



Die freundliche Frau an der Münsterpforte: Rita Solt.

Foto: Matthias Kessler

ren Vortell, dass sie die Geräuschkulisse, die von morgens bis abends am Eingang zum Kirchenschiff herrscht, nicht auch noch überbrücken muss. „Vier Italiener hier drin, dann ist Schicht im Schacht.“

Schacht ist ein gutes Stichwort: Im Winter ist es düster und kalt, der

Wind pfeift durch die Eingangstür – und das Münster wirkt nicht nur eisig. Es ist: eisigrau. „Da muss man sich warm Gedanken machen und aufpassen, dass man nicht in eine Depression reinrutscht.“ Nicht zuletzt, weil natürlich während dieser Jahreszeit die Annesse fehlt, weni-

ger Besucher auf den Turm steigen oder die Kirche besichtigen wollen. Ja, Winter ist Kontrastprogramm. Aber ganz gleich, ob draußen die Sonne scheint oder ein Schneesturm über den Platz fegt, „ich kann hier ja nicht miesepetrig herumsitzen. Das Münster ist nicht nur mein Arbeitsplatz, sondern hier verbringe ich mehr Zeit als Zuhause. Ich versuche, mein Leben mit dem Münster zu verbinden.“

Wenn es ihr zu laut ist – und das kann schon morgens um 9 Uhr sein, wenn die erste Schulklassenkirmend in die Pforte stürzt –, weiß sich Rita Solt mittlerweile zu wehren. Sie läutet eine kleine Glocke, die Ruhe ist dann zwar eine relative, weil sie nur ein paar Minuten anhält – aber immerhin. Ruhiger ist ihr Job, wenn sie den Mesner vertritt oder auch mal Schnellführungen durch die Kirchengänge gibt.

Wie gesagt: Rita Solt ist das Mädchen für alles. Und ist das sie dem Automaten voraus, der

am anderen Eingang seit neuestem die Tickets für den Münsterturn auswirft. Gleichwertiger Ersatz für die Frau an der Pforte wird nicht schön sein. Der Automat kann nicht reden, er wird nichts erklären – schon gar nicht in dringlichen Fällen den Weg zur Toilette („Das ist übrigens die zweithäufigste Frage“). Er kann weder predigen noch orgeln. Das kann Rita Solt zwar auch nicht, aber sie könnte es immerhin lernen.

RUDI KÜBLER

Wo der Alltag zu Hause ist

Die Redaktion trifft die Menschen dort, wo ihr Alltag spielt, in ihren Wohnzimmern, in ihrer Nachbarschaft, in ihrer Straße. Diese städtische Nahwelt, den Mikrokosmos „Straße“, macht die Zeitung zum Thema einer großen Serie.

Mikrokosmos Straße

Journalismus, der seine Erfüllung nicht darin findet, die offizielle Agenda von Politik und Wirtschaft nachzubeten, der tiefer in die Lebenswirklichkeit der Menschen dringen möchte – wie stellt er das an? Er macht sich auf den Weg. Und trifft Menschen dort, wo ihr Alltag spielt: in ihren Wohnzimmern, ihrer Nachbarschaft, ihrer Straße. Diese städtische Nahwelt, den Mikrokosmos „Straße“, hat die Dewezet zum Thema einer großen Serie gemacht. Die Redaktion porträtiert ausgewählte Hamelner Straßen, spürt das Einzigartige und Eigentümliche an ihnen auf und erzählt die Geschichten der Menschen, die dort wohnen und arbeiten. Im Print erscheint pro Folge jeweils eine Seite, online eine Multimedia-Reportage mit Videos und zusätzlichem Material.

Das Konzept: Eine Redakteurin und eine Videojournalistin suchen die Geschichten dort, wo sie sprichwörtlich liegen. Sie gehen auf die Straße, sprechen Bewohner an, klingeln spontan an der Haustür, um ins Gespräch zu kommen. Eine einfühlsame Reportage entsteht, die den Alltag und das Leben der Menschen beschreibt. Mit dem Ziel, das Besondere des jeweiligen Ortes zu entdecken und zugleich Geschichten zu erzählen, die allgemeines Interesse wecken, weil sie von menschl-

chen Gefühlen, Erfahrungen und Schicksalen handeln. Flankiert wird die Reportage durch eine grafische Stadtkarte, die den Ort des Geschehens markiert und zugleich als Signet der Serie fungiert. Außerdem gehören Einblicke in die Historie und Fun-Facts (von der Straßenlänge bis zur Anzahl der ansässigen Hundehalter) zur festen Komposition der Serie.

In dieser Zusammenstellung veröffentlichen wir jeden zweiten Freitag eine Folge der Serie auf einer kompletten Hameln-Seite. Online erscheint „Meine Straße“

als Multimedia-Reportage. Der Mehrwert liegt nicht nur in der attraktiven Erzählform, sondern auch in zusätzlichen Inhalten: Die Online-Reportagen bieten neben Videos und Audios auch weitere Texte, Fotos und Grafiken. Außerdem eröffnet die Startseite die Möglichkeit, sämtliche bereits vorgestellten Straßen anzusteuern (zum Beispiel über eine interaktive Stadtkarte) und die Autoren der Beiträge kennenzulernen.

*Frank Werner,
Chefredakteur bis April 2015*



Noch Fragen?

Julia Niemeyer, Chefredakteurin, Telefon: 05151/200202, E-Mail: j.niemeyer@dewezet.de



Die Fischportenstraße „damals“ und heute. Aus der alten „Feinkost“ wurde „Grabbe Raumausstattung“ und „Leonidas Pralinen“. Ihr historischer Charakter bleibt unverkennbar. **Dan**

Auf dem Weg zum Wasser

Fischportenstraße – ein charmanter Seitenarm / Multimedia-Serie „Meine Straße“ auch auf dewezet.de

In einer neuen Serie porträtieren wir Hamelns Straßen: ihre Geschichte(n), ihre Besonderheiten, ihre Menschen. Mit Videos, mehr Bildern und Texten auf dewezet.de.

VON NINA RECKEMEYER

Hameln. Schon von weitem steigt einem der Duft von Räucherstäbchen in die Nase. Die Fischportenstraße ist ein charmanter Seitenarm der Hamelner Fußgängerzone, in dessen Altbauten sich kleine Geschäfte niedergelassen haben und über denen noch immer und immer wieder mal eine Handvoll Leute wohnen. Tür an Tür mit Dönerkebab, Bekleidung für Wind und Wetter, Raumausstatter, Schneiderei, italienischer Trattoria, Weinhandel, Friseur, Computer-Spezialist und vielen anderen. Hier in der Fischportenstraße finden sich immer wieder aufs Neue ein paar winzige Lädchen ein, die dann bleiben oder wieder gehen, ausgesuchte Dinge verkaufen, noch unberührt, oder schon gebraucht, immer ein bisschen ab vom Mainstream.

Einmal im Jahr, immer zum ersten Samstag im Juli, gibt es ein Straßenfest. Dann hängen die Kaufleute Fahnen in die Häuserschlucht, stellen Tische

und Verkaufsstände vor die Läden oder ein Lämpchen. Mit etwas Fantasie könnte einem der Eindruck entstehen, die Fischportenstraße, sie wirke mit ihrer Vielfalt und Individualität fast ein bisschen so wie ein „kleines Berlin“, alternativ und anders, nur in Hameln. Immer mal wieder wechselt das Angebot in der Fischportenstraße – und mit ihm die Menschen.

„Ganz Hameln hat sich gravierend verändert“, sagt Rainer Duckwitz. „Als wir '88 angefangen haben, gab es viele schöne inhabergeführte Geschäfte. Kleine Kaufhäuser, Spielwarenläden, alles Mögliche in der Innenstadt. Die sind alle weg.“ Duckwitz betreibt seit knapp 15 Jahren zusammen mit seiner Frau das Om Shanti in der Fischportenstraße, einen aus einer Hippie-Idee geborenen Kunterbunt-Laden für Asienliebhaber. Bei ihm im „sogenannten schiefen Haus von Hameln“ gibt es Schmuck aus Indien, Mode und Wohnaccessoires für den besonderen Geschmack. Konsum-Einheitsbrei findet man hier nicht, dafür ist er mit seiner Frau in den achtziger Jahren viel zu oft über Land in Indien gefahren. Sein Geschäft ist eines von jenen, über denen auch noch jemand wohnt. „Sechs oder sieben Parteien. Das sollen ganz kleine, uralte Räume sein. Keine zwei Meter hoch.“ Selbst drin war Duckwitz aber noch nicht. Wieder nach Hameln kommen, stünde alles auf Anfang, würde Duckwitz vielleicht nicht, zu „spießbürgerlich“. In der Fischportenstraße ist er aber gerne. Also wird er bleiben.

Ein Stück weiter die Straße runter: „So, da müssen die

Preisschilder jetzt gemacht werden. Das sind die neuen Sachen. Auch die bastel ich mir selbst, aus recyceltem Papier.“ Bettina Wambach ist noch nicht lange Teil der Fischportenstraße – und wird es auch nicht bleiben. Ihr gehört Bettys Stöberlädchen, Second-Hand-Mode für Damen, Herren und Kinder. Nix unkommen lassen. Betty will möglichst gar nichts kaufen, es gibt ja schon genug. Das kann man wieder verwenden. „Bisschen idealistisch“, findet sie selber. Ihr Ladenlokal in der Fischportenstraße Nr. 23 hat sie mittlerweile aufgegeben. Heute dienen die Schauwände als Ausstellungsfläche für „grabbe...räume gestalten“.

Wo sich die Fischportenstraße dem Ende zuneigt: Im Mittelalter ging man zum Baden in die Badestube. In der Fischportenstraße gab es eine. Ein Wasser für alle, erst die Reichen, dann die Armen. Der Vater von Annamaria Engelhardt-Gray kaufte das historische Eckhaus in den fünfziger Jahren, bezog mit seiner Frau und den Kindern die obere Etage und richtete unten eine Kneipe ein, die er „Zur Badewanne“ nannte. Vor allem unter den englischen Soldaten war die Badewanne beliebt. „43 Leute haben hier gewohnt und keiner hat Miete gezahlt. Das war ganz schlimm. Es gab kein fließend Wasser und auch keine Badewanne“, erinnert sie sich. Ein Lumpensammler hatte im Haus gewohnt. „Meine Mutter wollte hier gar nicht einziehen.“ Annamaria war damals ein Jahr alt. Nach dem Tod des Vaters musste sie einspringen, seither steht sie hinterm Tresen, macht die Buchhaltung, hält alles in Schuss. Das erste Bier zapfte



Als Hippies durch Indien: Rainer Duckwitz kennt die Fischportenstraße seit fast 15 Jahren. Er mag die Straße, in der er arbeitet.



Etwas Gutes tun: Bettina Wambach hat hier nur einen „idealistischen Zwischenstopp“ gemacht. Ihr Stöberlädchen gibt es heute schon nicht mehr.



Die Nonne in der Soldatenkneipe: Wirtin Annamaria Engelhardt-Gray gehört zur Fischportenstraße wie die „Badewanne“.

Engelhardt-Gray mit 15 Jahren, heute ist sie über 60. Damals hatte sie gerade ihre Mittlere Reife an der Klosterschule in Duderstadt gemacht. „Ich wollte Nonne werden. Und dann in 'ne Soldatenkneipe“ – hat sie nicht gerne gemacht, sich aber daran gewöhnt. Sie erinnert sich an Bäcker Meyer von fröhlich. „Der hat die Brottratten erfinden. Die habe ich als Kind mit sechs Jahren ausgetragen.

Und die waren schwer.“ Aber gelohnt hat es sich. „Da gab's 'ne Tüte Kuchen für.“ Den Kramerladen von Frau Pape, bei dem man auch zwischen den Öffnungszeiten mal hinten reingehen konnte, gibt es heute nicht mehr. Und das Treppchen, die Kneipe gegenüber, hat früher gemacht. Dass die Briten letzten Sommer abzogen, tut etwas weh. „Schließlich habe ich 45 Jahre mit ihnen gearbeitet.“



INFO

Zur Geschichte der Straße

Weil sie zu einer der beiden Porten führte, die den Zugang zur Weser durch die Stadtmauer ebnete, wurde die Fischportenstraße 1386 zum ersten Mal als „visportenstrasse“ erwähnt. Hier an ihrem unteren Ende war der Anlegeplatz für die Schiffe, wurden die Waren gelöscht, die für Hameln bestimmt waren, hierher kamen die Leute, um die großen Lachse von der Weser zu holen. Das Wilhelm-Busch-Haus wurde nach dem humoristischen Dichter und Zeichner benannt, der seine Verwandtschaft besuchte, die 1847 hier eingeweiht hatte. Im 17. Jahrhundert wurde das Stockhaus errichtet, in dem Gefangene untergebracht wurden und eine schwere Strafe verbüßten. 1713 ersetzte ein moderneres das alte Stockhaus. In den 1820er Jahren bewirkte der Bürgermeister den Bau eines neuen Gebäudes südlich des Münsters, womit das Stockhaus Geschichte war.

Straßen-Statistik

- 150 Meter lang
- 23 Hausnummern
- 2 Laternen
- 73 Anwohner (laut Einwohnermeldeamt)
- 2 Hunde
- 20 Gewerbebetriebe
- 18 Gullideckel
- 3 Mülleimer
- 32 kleine Gummideckel
- 15 Straßenschilder
- 9 Hausinschriften
- 1 silberner „Where is the love?“-Edding-Schriftzug neben Haus Nr. 4



Das Gelände der ehemaligen Puddingfabrik Reese an der Klütstraße aus der Luft und das heutige Wohngebiet Carl-Reese-Hof von oben.

pr/wfx

Einmal um den Pudding

„Meine Straße“ – Wie die Lebensmittelfabrik dem Wohngebiet Carl-Reese-Hof wich

In der Serie „Meine Straße“ gehen wir von Haus zu Haus, porträtieren die Menschen und erzählen ihre Geschichte(n). Straße für Straße. Mehr Fotos, Text und Videos zum Carl-Reese-Hof finden Sie auf de-wezet.de

VON DOROTHEE BALZERIT

Hamel. 18-16-14-10-8-6-4. Die Hausnummern im Herzen des Carl-Reese-Hofs sind ausschließlich gerade. Die ungeraden liegen in der Stichstraße gegenüber. Es ist nicht die einzige Eigenart des Neubaugebiets. Dort, wo Kreuzfeld und Neumarkter Allee mit dem Carl-Reese-Hof ein leicht schiefes Rechteck inklusive Tentakeln bilden, wurden früher Zäune für Kuchen und Pudding produziert. Der leichte Duft von Vanille über Reeses Puddingfabrik ist längst Geschichte. Die Papierbeutelchen, auf den ein weißbütziger Koch aus dem Topfkuchen schaut, auch. Heute stehen Neubauten dort, wo früher Produktions- und Verwaltungsgebäude neben Werkwohnungen und einer Villa standen. Die Vergangenheit wurde im Jahr 2000 dem

Erdboden gleichgemacht – auch die Villa. Ein kleines Quartier mit Einfamilienhäusern und verkehrsberuhigten Straßen entstand. Eingebettet ins Klütviertel mit alten Villen und beneidenswerter Infrastruktur, zieht es seit 2001 Neubürger mit eher gut gefülltem Portemonnaie an.

Mittendrin befindet sich die kleine Straße mit den geraden Nummern, sie ist eine der vier „Tentakel“. Die Vorgärten sind dort vorbildlich gepflegt. Kirschlorbeer wechselt mit gestützten Buchsbaumhecken. Brennholz stapelt sich in Einfahrten, Gartengeräte liegen in offenen Garagen. Vor den Haustüren stehen Tonfiguren, die die Nase in den Himmel recken.

Die sieben Häuser stehen eng beieinander, dazwischen kaum hohe Hecken und Zäune – zumindest das ist wie früher auf dem Fabrikgelände. Die Nachbarn gucken einander sprichwörtlich auf den Tisch. In manchen Gärten stehen Spielgeräte – allerdings nur rechts. Das ist kein Zufall, denn im Carl-Reese-Hof 6 bis 18 wohnen die Rentner auf der einen, die Familien auf der anderen Seite.

Was es mit den Hausnummern auf sich hat, weiß Harald Thönicke auch nicht so genau, aber dass die Alten zufällig links wohnen und die Jungen rechts, das weiß er sicher. Ein schöner Zufall. „2001, als wir gebaut haben, habe ich es mit der Angst gekriegt, als ich sah: das nächste Haus wieder Rentner, dann wieder Rentner“, erinnert sich Ruth Thönicke. „Ich habe mich gefragt: Wo sind wir hier gelandet? Die nächsten vier Häuser waren dann Familien – das war dann schön.“ Beide fühlen sich wohl

hier. Fast wie im Kinderbuch „Möwenweg“ ist es in diesem Teil des Reese-Hofs: Eltern schauen aus Fenstern auf ihre spielenden Kindern und wenn sie es nicht tun, tun es die Nachbarn. Die springen nicht nur im Notfall ein.

Thönicke schätzen ihr „Dorf in der Stadt“ – so wie früher die Menschen die Fabrik inmitten des Wohngebiets. Der Pastor a. D. aus Großenwieden ist mit seiner Frau aus Altersgründen ins Klütviertel gezogen. „Ohne Auto kann man auf dem Dorf heute fast nicht mehr alt werden“, sagen sie. Immer bitten wollen sie auch nicht. Sie waren die Ersten, die auf dem Gelände gebaut haben. Seitdem dokumentiert Thönicke die Entwicklung akribisch. Auch seltene spektakuläre Ereignisse. So wie den Tag, als ein Mercedes durch die Brombeerhecke in Thönicks Garten fuhr und das Leben eines Apfelbaums beendete. 2012 brannten drei Häuser drüben bei den ungeraden Hausnummern. Zurück blieben 500000 Euro Schaden und die Frage, ob man die Straßen auf dem Gelände zu eng für die Feuerwehre geplant habe.

Schräg gegenüber von Thönicks wohnen Schmidt-Garbes, Vater, Mutter und vier Kinder. Ihr Haus war das letzte in der Straße, als sie 2005 einzogen. Von der Neumarkter Allee, ihrem alten Zuhause, haben sie die Veränderungen beobachtet: Abriss, Brache, langsam Neubauten. Dann, nach drei Jahren Ecuador, haben sie auch dort gebaut. Anja und Christian Schmidt-Garbe mögen die ländliche Behaglichkeit in der Stadt. Ihm ist Ruhe wichtig, ihr die



Ruth und Harald Thönicke haben als Erste im Carl-Reese-Hof gebaut, er hat sogar ein Fotoalbum von der Entwicklung des Gebiets angelegt. nin



Anja und Christian Schmidt-Garbe, hier mit Tochter Noemi, zogen 2005 in ihr Haus am Carl-Reese-Hof. doro

Kombination von Freiheit und Sicherheit vor der Haustür. Besonders die Lage am Wendehammer mit Fußballort und Carport sei super. Daran, dass hier mal die Fabrik gestanden hat, denken sie kaum. Aber Anja Schmidt-Garbe weiß noch gut, wie sich die Schüler in den 80er Jahren dort etwas dazuer verdient haben.

Zum Idyll gehört auch ein jährliches Straßenfest. Gute Nachbarschaft wird groß geschrieben. Sogar über die Straßenbeleuchtung hat man gemeinsam entschieden – statt Laternen gab's eigene Bewegungsmelder am Haus. Dass die Vermarktung des Baugebietes den-

noch lange dauerte, lag wohl am Preis, vermutet man. Für 250 D-Mark wurde der Baugrund damals angeboten.

Die letzte Baulücke wird erst jetzt gefüllt, knapp 14 Jahre später. Nur noch wenig erinnert an das Besondere – die Fabrik mitten im Wohngebiet. Das Bild der Männer und Frauen, die in der Mittagspause in sauberen weißen Kitteln aus der Puddingfabrik in die nahegelegenen Wohnungen eilen, ist verblasst. Das Puddingpulver, das Eltern heute anrühren, stammt vielleicht immer noch von Dr. Oetker. Ob sich dort noch jemand an die Puddingfabrik in Hameln erinnert?



INFO

Zur Geschichte der Straße

1898 verlagert die 1896 gegründete Reese-Gesellschaft ihre Produktion von der Erichstraße ins Kreuzfeld 3 bis 5. Der damals zweitgrößte deutsche Produzent von Back- und Puddingpulver, der auch Kaffee-Essenz, Stofffarben, Seifen und Bleichsoda herstellte, ist auf Expansionskurs. Als Gründer Carl Reese 1905 ausscheidet, konzentriert sich Mitinhaber Wilhelm Grupe auf Pudding- und Backpulver und wird für die Oetker-Werke in Bielefeld zur Konkurrenz. 1912 übernimmt Oetker Hauptanteile des Werks. Es übersteht die Weltkriege und gilt in den 1950ern als Vorzeigebetrieb. Ende 1996 wird die Produktion von Pudding eingestellt. 1997 ist endgültig Schluss. Neubau statt Sanierung heißt die Devise. Nach dem Abriss 2000 entstehen Neubauten, das Areal heißt nun Carl-Reese-Hof.

► „Hamelns Straßen“ erschienen bei CW Niemeyer Buchverlage.

Nachgezählt

- ▄ 94 Anwohner
- ▄ 1 Transformator der Stadtwerke
- ▄ 1 Katzenpostkasten
- ▄ 1 blauweißes Schaf
- ▄ 1 Spielplatz
- ▄ 1 Baustelle
- ▄ 16 junge Straßenbäume
- ▄ Vier Privatwege inklusive Schildern und Hausnummern
- ▄ 17 öffentliche Parkplätze
- ▄ 8 Straßenlaterne
- ▄ 9 Spielgeräte in Gärten
- ▄ 23 Tonfiguren
- ▄ 6 dunkelgrüne Gartenhäuschen

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- HINTERGRUND**
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Stücke, die erklären,
worum es wirklich geht

Hintergrund, Interpretation, Zusammenschau, Wolf Schneider und Paul-Josef Raue nennen sie in ihrem Handbuch die „Königsformen des Journalismus“. Die großen Zeitungen widmen ihnen die besten Seiten. Auch im Lokalen finden sich immer wieder ehrgeizige Versuche, im Sinne der Handbuchautoren erklärenden Journalismus zu bieten – mit eigenen Seiten, mit besonderen Konzepten. Der Bedarf ist groß. Spielen doch alle wichtigen Themen in die lokale Welt hinein. In den Zentren, in Brüssel, in Berlin und in den Landeshauptstädten werden die Entscheidungen gefällt, vor Ort wirken sie sich aus, und hier will der Leser wissen, worum es geht. Und auch der ganz normale Alltag hält viele Themen bereit, denen Hintergründiges nur gut tun kann.

Die Stadt der Frauen

In München leben mehr Frauen als Männer. Doch an den Schaltstellen in den einflussreichen Positionen, an den Hebeln der Macht sitzen vor allem Männer. Die Serie beschreibt, was ist und was sein könnte.

Die Jury

2. PREIS

Ohne ideologische Scheuklappen

In München leben mehr Frauen als Männer, doch an den zentralen Stellen in der Stadt sitzen vor allem Männer. Die Redaktion München/Region/Bayern nimmt Verwaltung, Kommunalpolitik, Unternehmen und andere gesellschaftliche Bereiche unter die Lupe, das eigene Medienhaus inklusive. Sie forscht nach den Gründen, ohne ideologische Scheuklappen. Porträts, Analysen und Infografiken fließen in eine 17-teilige Serie, die weitreichende Debatten und Änderungen angestoßen hat. Auf keine ihrer großen Serien hat die Redaktion mehr Resonanz bekommen. Lokaljournalismus mit Langzeitwirkung, vorbildlich recherchiert und geschrieben.

Das eigene Medienhaus nicht ausgespart

In München leben mehr als 700.000 Frauen, viele von ihnen sind überdurchschnittlich gebildet – doch an den zentralen Stellen der Stadt sitzen vor allem Männer an den Schreibtischen und anderen Orten der Macht. Wir haben uns darum die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche der Stadt vorgenommen und Fragen gestellt: Wie viele Bilder von Künstlerinnen hängen in den weltberühmten Museen der Stadt? Welche Frauen haben in den kleinen und großen Münchner Unternehmen das Sagen? Warum gibt es immer noch deutlich weniger Professorinnen als Professoren an den beiden Münchner Eliteunis? Und warum hat es noch nie eine Münchner Oberbürgermeisterin gegeben? Wichtig war uns, die Serie nicht nur zu einer bloßen Abfolge von Porträts erfolgreicher Frauen werden zu lassen, sondern zu deutlich mehr: Ziel war es, einen ehrlichen Ein- und Überblick zu geben, alle gesellschaftlichen Bereiche auszuleuchten und sich nicht nur darauf zu beschränken, einzelne herausragende und gelungene Karrieren herauszustellen.

Um nicht nur mit dem Finger auf andere zu zeigen, haben wir die Auftakt-

folge nicht nur mit einem großen Chart gestaltet („Die Münchnerin in Zahlen“), sondern auch mit einem Essay über die Lage der Frauen in einem großen Münchner Medienhaus: einer Analyse über uns selbst und Frauenkarrieren bei der Süddeutschen Zeitung.

Mit unserer Serie ist uns gelungen, was wir uns zuvor gewünscht hatten: Wir haben es geschafft, Debatten anzustoßen und an mancher Stelle sogar etwas zu verändern. Zu keiner unserer großen Serien haben wir zuvor mehr Zuschriften und Anrufe, mehr Anregungen und Ideen von unseren Lesern und auch von Münchner Entscheidern bekommen. Innerhalb der Sammlung Brandhorst, deren miserable Frauenquote wir veröffentlicht haben, wurde beispielsweise umgehend debattiert und entschieden, künftig mehr Werke von Frauen auszustellen. Gelingen ist uns auch, innerhalb unserer Redaktion noch einmal den Blick zu schärfen, Frauen (etwa als Expertinnen) und Frauenthemen einen größeren Platz, eine größere Selbstverständlichkeit einzuräumen.

Nina Bovensiepen, Katja Riedel

Noch Fragen?

Nina Bovensiepen, Ressortleiterin München, Telefon: 089/2183-435, E-Mail: nina.bovensiepen@sueddeutsche.de
 Kassian Stroh, stv. Ressortleiter München, Telefon: 089/2183 435, E-Mail: kassian.stroh@sueddeutsche.de
 Katja Riedel, Redakteurin, Telefon: 0170/7701758, E-Mail: riedel.katja@web.de

Maria, 43, Münchnerin

Ein Versuch der Annäherung
an eine Unbekannte

VON ELISA HARLAN
UND KATJA RIEDEL

Maria hat bald Geburtstag, 44 Jahre wird sie alt. Wie sie wohl feiern wird? Wahrscheinlich mit ihrem Mann Thomas und mit ihrer 13-jährigen Tochter Anna; und vielleicht will Marias Schwester Elisabeth noch dazu kommen. Die ist Single, hat keine Kinder, so wie viele der Frauen aus Marias Bekanntenkreis – und der Männer auch. München ist halt wirklich die Singlehauptstadt Deutschlands, denkt Maria, mehr als 30 Prozent der Bevölkerung leben allein, hat sie gerade in der Zeitung gelesen. Sie selbst hat mit 31 Jahren geheiratet – da war Anna schon ein Jahr auf der Welt.

Für eine große Geburtstagsparty mit vielen Gästen ist die Wohnung in Trudering zu eng. Etwas zu mieten, ist zu teuer. Sie müssen sehen, wie sie mit dem Geld auskommen. Ihr Mann arbeitet als Verkäufer in einem Kaufhaus in der Innenstadt, Maria als Bürokauffrau bei einer Versicherung. Anna geht aufs Gymnasium, sollte sie das Abitur wirklich schaffen, will Maria ihr unbedingt ein Studium ermöglichen. Aber Maria will nicht jammern – schließlich geht es ihr besser als ihrer Freundin Sabine, die ist alleinerziehend, so wie knapp 30 000 andere Münchner. Und die meisten Alleinerziehenden sind immer noch Frauen, mehr als 80 Prozent.

Maria gibt es eigentlich gar nicht – denn sie ist ein Konstrukt, das sich aus einer großen Zahlenrecherche ergibt. Einer Suche danach, wer die durchschnittliche Münchnerin ist.

Wie sie heißt, wie sie lebt und arbeitet, wie sie denkt, fühlt und konsumiert. Heraus kommen viele Zahlen: Die wichtigsten, die die Münchnerin beschreiben können, zeigt diese große Illustration.

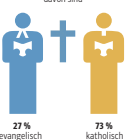
760 916 Münchnerinnen hat das Melderegister Ende Mai dieses Jahres erfasst – etwa 20 000 mehr als Männer. Dennoch ist München keine Stadt, in der die Frauen an den wichtigen Machtpositionen in Politik und Gesellschaft, in den Verbänden, Universitäten und im Wirtschaftsleben weiblich dominiert wäre. München hatte noch nie eine Oberbürgermeisterin, im Stadtrat ist die Frauenquote zuletzt sogar wieder gesunken. An der Spitze keines der sechs Münchner Dax-Konzerne steht eine Frau, einige haben sogar keine einzige im Vorstand, die das operative Geschäft an der Spitze mitverantwortet. Und auch die beiden Münchner Elite-Universitäten werden von Männern geführt. Aktuell sind selbst unter den Studenten die Frauen mit 47 Prozent noch knapp in der Minderheit.

München ist zuletzt weiblicher geworden. Doch es gibt sie noch, die frauenlosen Reservate. Und nicht immer hätte man sie dort erwartet, wo man sie vorfindet. Zum Beispiel in den großen Münchner Kunstmuseen, in den drei Pinakotheken und der Sammlung Brandhorst, in denen gerade viele Besucherinnen die berühmtesten Werke der Kunstgeschichte bewundern. Wie viele Werke von Künstlerinnen dort derzeit gezeigt werden? Na? Es sind zehn. In den Beständen der Museen finden sich 4250 männliche und 369 weibliche Künstler. Alles andere als eine gute Statistik.

NEUE SZ-SERIE: STADT DER FRAUEN

Die Münchnerin in Zahlen – Wer sie ist, was sie denkt, wofür sie sich interessiert und wie sie lebt. Auf der Suche nach einem Konstrukt, nach der Durchschnittsmünchnerin

Die Münchnerin



Maria, 43, Münchnerin

Ein Versuch der Annäherung an eine Unbekannte

VON ELISA HARLAN UND KATJA RIEDEL

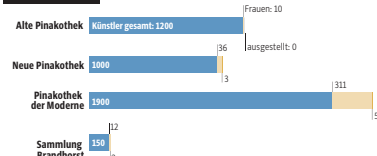
Maria hat bald Geburtstag, 44 Jahre wird sie alt. Wie sie wohl feiern wird? Wahrscheinlich mit ihrem Mann Thomas und mit ihrer 13-jährigen Tochter Anna; und vielleicht will Marias Schwester Elisabeth noch dazu kommen. Die ist Single, hat keine Kinder, so wie viele der Frauen aus Marias Bekanntenkreis – und der Männer auch. München ist halt wirklich die Singlehauptstadt Deutschlands, denkt Maria, mehr als 30 Prozent der Bevölkerung leben allein, hat sie gerade in der Zeitung gelesen. Sie selbst hat mit 31 Jahren geheiratet – da war Anna schon ein Jahr auf der Welt. Für eine große Geburtstagsparty mit vielen Gästen ist die Wohnung in Trudering zu eng. Etwas zu mieten, ist zu teuer. Sie müssen sehen, wie sie mit dem Geld auskommen. Ihr Mann arbeitet als Verkäufer in einem Kaufhaus in der Innenstadt, Maria als Bürokauffrau bei einer Versicherung. Anna geht aufs Gymnasium, sollte sie das Abitur wirklich schaffen, hat Maria ihr unbedingt ein Studium ermöglichen. Aber Maria will nicht jammern – schließlich geht es ihr besser als ihrer Freundin Sabine, die ist alleinerziehend, so wie knapp 30 000 andere Münchner. Und die meisten Alleinerziehenden sind immer noch Frauen, mehr als 80 Prozent. Maria gibt es eigentlich gar nicht – denn sie ist ein Konstrukt, das sich aus einer großen Zahlenrecherche ergibt. Einer Suche danach, wer die durchschnittliche Münchnerin ist.

Wie sie heißt, wie sie lebt und arbeitet, wie sie denkt, fühlt und konsumiert. Heraus kommen viele Zahlen: Die wichtigsten, die die Münchnerinnen beschreiben können, zeigt diese große Illustration. 790 916 Münchnerinnen hat das Melderegister Ende Mai dieses Jahres erfasst – etwa 20 000 mehr als Männer. Dennoch ist München keine Stadt, in der die Frauen an den wichtigen Machtpositionen in Politik und Gesellschaft, in den Verbänden, Universitäten und im Wirtschaftsleben weiblich dominiert wären. München hatte noch nie eine Oberbürgermeisterin, im Stadtrat ist die Frauenquote zuletzt sogar wieder gesunken. An der Spitze keines der großen Münchner Konzerne steht eine Frau, einige haben sogar keine einzige im Vorstand, die das operative Geschäft an der Spitze mitverantwortet. Und auch die beiden Münchner Elite-Universitäten werden von Männern geführt. Aktuell sind selbst unter den Studentinnen die Frauen mit 47 Prozent noch knapp in der Minderheit. München ist zuletzt weiblicher geworden. Doch es gibt sie noch, die frauenlosen Reservate. Und nicht immer hätte man sie dort erwartet, wo man sie vorfindet. Zum Beispiel in den großen Münchner Kunstmuseen, in den drei Pinakotheken und der Sammlung Brandhorst, in denen gerade viele Besucherinnen die berühmtesten Werke der Kunstgeschichte bewundern. Wie viele Werke von Künstlerinnen dort derzeit gezeigt werden? Na? Es sind zehn. In den Beständen der Museen finden sich 4250 männliche und 369 weibliche Künstler. Alles andere als eine gute Statistik.

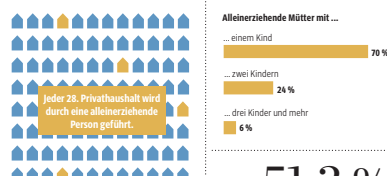
Wohnen



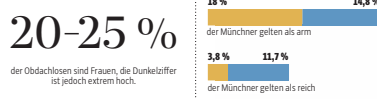
Kunstwerke



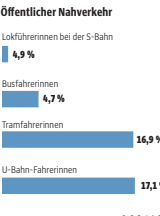
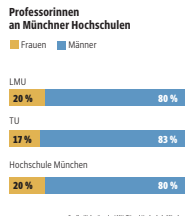
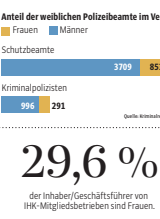
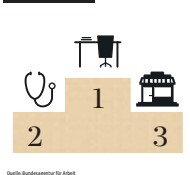
Familie



Armut



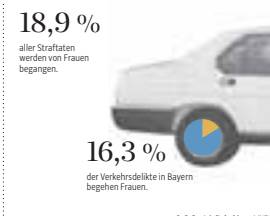
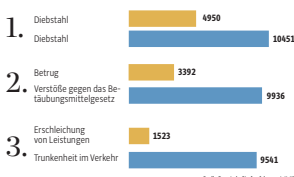
Berufswelt



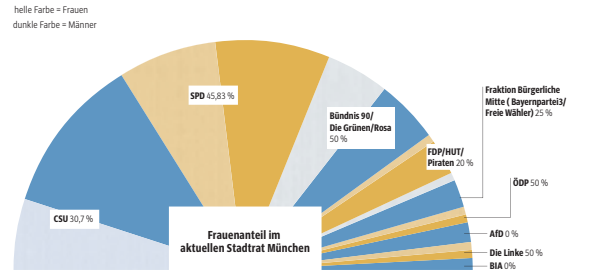
Kriminalität



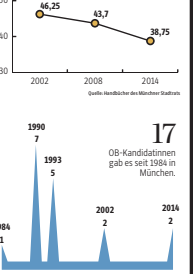
Die am häufigsten begangenen Straftaten:



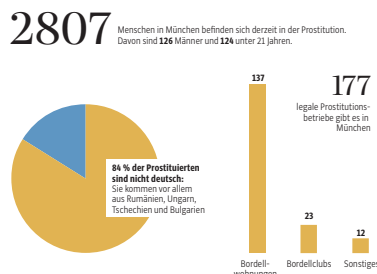
Politik



Anteil der Frauen im Stadtrat in Prozent



Prostitution



Frau am Steuer

Ist sie auch wirklich hart genug für den Job? Plant sie heimlich eine Babypause? Und muss am Ende womöglich ein Mann zurückstecken? Mit weiblichen Führungskräften tun sich viele Münchner Betriebe noch immer schwer. Die SZ ist da nicht unbedingt eine Ausnahme

VON NINA BOVENSIEPEN

Manchmal wirkt sie ja schon weit weg gerückt. Doch just, wenn dieses Gefühl überhandgenommen hat, kann es passieren, dass sie mit Karacho herunterzukrachen scheint. Bumm. Von wegen weit weg. Da ist sie wieder: die gläserne Decke.

Ein Beispiel aus dem Bekanntenkreis. Es geht um eine gut laufende Kanzlei in Bayern, für die sich der Senior, um die 70, um seine Nachfolge kümmert. Zwei seiner Kinder arbeiten im Unternehmen, beides top ausgebildete Juristen, beide ehrgeizig und tough. Der Unterschied: das eine ist der Sohn, das andere die Tochter. Nahezu beiläufig erfährt sie eines Tages, dass der Vater längst festgezurr hat, wer in der Chefposition nachrücken soll. Er, der Bruder. Der Grund? Es könne ja sein, dass die Tochter bald wegen einer Babypause ausfalle. Klar, kann sein. Genau so, wie es sein kann, dass dem Junior plötzlich einfällt, er habe zu wenig von der Welt gesehen oder dass er in eine Elternzeit verschwindet, wie es heute viele Väter tun.

Der Fall ist typisch, wenn es um den Aufstieg von Frauen in Führungsjobs geht. Bis zu einer bestimmten Hierarchie kommen sie heute leichter nach „oben“. Aber ganz oben hakt es oft gewaltig. In Unternehmen, ob klein oder groß, in der öffentlichen Verwaltung, in Wissenschaft oder Spitzengastronomie. Die Quotedebatten bewirken etwas, aber es ist immer noch zu wenig.

Warum ist das so? Und wie stellt sich die Situation speziell in München dar? Das ist das Thema einer neuen SZ-Serie im Lokalteil. Sie leuchtet die Rolle von Frauen in vielen Bereichen der Gesellschaft aus. Sie untersucht, wie Frauen Städte bauen und Kunst sammeln, wie sie Firmen gründen oder das gestalten, was sie von ihren Vätern und manchmal Müttern übernommen haben. Auch um die Rolle der Frau in den Münchner Religionsgemeinschaften oder den großen Sportvereinen geht es.

Bevor wir auf andere schauen, beginnen wir mit einem Blick auf uns. Die *Süddeutsche Zeitung* ist eine Münchner Zeitung und in der Stadt tief verwurzelt, wir sind kein internationaler Großkonzern, aber ein wichtiger Bestandteil der Medienbranche – auf welche bei dem Thema Frauen auch kritisch geschaut wird. Wie sieht es also bei der SZ mit Frauen in Führungspositionen aus, mit der Förderung von weiblichem Nachwuchs? Wo geht es voran, wo hakt es?



Weibliche Vorbilder – wie sie München prägen und wo sie noch fehlen
SZ-Serie · Folge 1

Sicher ist so viel: Es geht voran. Und es hakt. Das zeigen allein die Zahlen. Im Impressum der SZ, das die leitenden Redakteure auflistet, sind heute neun Frauen zu finden. Ihnen stehen 36 Männer gegenüber. Macht einen Frauenanteil von 20 Prozent. Damit liegt die SZ zwar deutlich hinter anderen Leitmedien wie der *Zei*, die laut der Journalisten-Initiative Pro Quote inzwischen einen Führungsanteil von 36,7 Prozent erreicht hat. Gemessen an der SZ, wie sie vor einigen Jahren war, hat sich trotzdem enorm viel getan.

Dass es vorangeht, hat mehrere Gründe. Die gesellschaftliche Debatte mit der Forderung nach Quoten ist einer. Auch bei der SZ haben damit neuartige Diskussionen be-

gonnen. Denn obwohl die Zeitung sich gerne liberal und modern präsentiert und obwohl sie schon immer exzellente Autorinnen hatte: Frauen, die in eine Führungsposition wollten, wurden bis vor einigen Jahren häufig schlicht nicht ernst genommen. Sie seien zu jung oder zu unerfahren, wurde ihnen beschieden, während Männer im gleichen Alter selten als jung oder unerfahren galten. Zu einer Veränderung hat zudem der Erkenntnis der (rein männlich besetzten) Chefredaktion beigetragen, dass eine zu große Männerdominanz für die Zeitung, auch inhaltlich, nicht das Beste ist. Denn unter den Lesern der SZ sind jede Menge Frauen. Daher ist es wichtig, in der Frauenförderung voranzukommen.

So hat, später als in manch anderen Branchen, bei der SZ und vielen Medien ein Prozess eingesetzt, in dem unter anderem „Frauen-Arbeitsgruppen“ berufen wurden und in dem es bisweilen heftig geknirscht hat – und immer noch knirscht. Zwischen Frauen und Männern. Auch zwischen Frauen und Frauen. Bekanntlich machen Frauen es Frauen nicht immer leicht. Sie verfügen nicht über eng geknüpfte Netzwerke, was auch nicht sein muss – wobei sie sehr hilfreich sein können. Zudem sind Frauen oft zu kritisch oder missgünstig einander gegenüber, was auch nicht immer sein müsste. Zugleich sind nach wie vor Stereotype in vielen Köpfen verankert: Männer sind ehrgeizig und tough, wenn sie nach oben drängen; Frauen sind zickig und verbiebt, wenn sie das gleiche tun.

Und natürlich ist das Thema ein Reizthema. Als 2013 bei der SZ auf einen Schlag mehrere Ressortleiterinnen berufen wurden, reagierten Branchendienste mit Anerkennung. Intern aber diskutierten Kollegen, nicht nur Männer, darüber, wer darunter nur „Quotenfrauen“ seien. Zudem erklangen sorgenvolle Töne männlicher Kollegen, die ihre Karrierechancen zerrinnen sahen, nun, wo überall Frauenpower Einzug halte.

Um solche Ängste zu relativieren, reicht in der SZ an manchen Tagen immer noch ein Besuch in der Redaktionskonferenz. Dort sitzen in der Regel zwei bis vier Frauen mit gut 20 Männern zusammen und diskutieren über die Zeitung, über das, was auf der Welt und im Internet los ist, und was sonst noch zu besprechen ist. Dabei

kann an schlechten Tagen eine aufgeladene Atmosphäre entstehen, in der Versuche von Kolleginnen, über „weiche“ Themen zu reden, gnadenlos zum Scheitern verurteilt sind. Also etwa Fragen wie jene, wie viele Frauen täglich in der SZ als Autorinnen auftauchen, ob in mancher Bildauswahl nur Gedankenlosigkeit oder schon Chauvinismus zu erkennen ist, und ob sich das Arbeitsklima verbessern würde, wenn wir das redaktionelle Umfeld „freundlicher“ gestalten. Das kann dann Augenverdrehen oder wortgewaltige Gegenreden auslösen.

In dieser Runde ist in der Führungsriege der meisten Ressorts der SZ ist es letztlich wie in Münchner Dax-Konzernen und vielen kleinen oder mittelständischen Betrieben in der Stadt ebenfalls: Es ist noch nicht jene kritische Masse an weiblicher Beteiligung erreicht, die es braucht, damit „das Frauenthema“ nicht „das Frauenthema“ ist, sondern damit ein Klima herrscht, in dem weiblicher Einfluss selbstverständlicher Teil des Alltags ist. Themen und Problemlösungen ändern sich, je gemischter Teams sind, Sichtweisen, Einstellungen und Ergebnisse auch. Stichwort Ergebnisse: Darum geht es ja – es geht darum, das beste Produkt zu machen. Die besten Häuser zu bauen, die beste Technologie zu produzieren, oder eben Lesern eine richtig gute Zeitung zu präsentieren. Die entsteht, wenn die besten Leute daran arbeiten. Nicht strikt nach Quote ausgewählt, sondern nach Qualifikation. Männer wie Frauen. Theoretisch wissen das alle, praktisch haben wir Aufholbedarf – in der Zeitungsredaktion wie in anderen Münchner Betrieben.

Doch auch, wenn der Wille größer geworden ist, kann der Prozess ins Stocken geraten. Frauen, die selbst in Führungspositionen gestalten können, müssen dann mitunter einräumen, dass es leichter war, einst über die Zustände zu jammern, als nun die Zustände selbst zu verändern. Es lässt sich ja leider nicht mehr einfach den Chefs in die Schuhe schieben, wenn es zu langsam geht. Wir müssen uns fragen, was die Gründe sind. Wir müssen uns manchmal eingestehen, dass für einen freien Führungsjob keine einzige Frau die Hand hebt. Ein Grund mag sein, dass es nicht genügend flexible Arbeitsmodelle gibt. Dann



FOTO: BENE KOHLMANN

760 916 Münchnerinnen

waren am 31. Mai dieses Jahres im Melderegister der Stadt erfasst. Zahlennäßig sind die Frauen damit bei 739 644 Männern in der Mehrheit. Das war auch schon bei der ersten getrennten Berechnung der Fall. So waren im Jahr 1794 in der Stadt 18 960 Münchnerinnen und 15 317 Münchner registriert. Bei einer Zählung im Jahr 1813 gab es mehr Männer als Frauen. Im Jahr 1900, als München knapp an der 500 000-Einwohner-Marke kratzte, teilte sich dies in 243 762 Männer und 256 170 Frauen auf.

müssen wir Chefs und Personaler überzeugen, mehr zu ermöglichen. Wenn es andere Ursachen sind, müssen wir daran arbeiten.

Wenn heute keine Frau nach den Leitungsposten greifen mag, müssen wir dafür sorgen, dass es morgen mehr tut. Dass ein Klima entsteht, in dem junge Frauen Lust haben, Verantwortung zu übernehmen – sei es für ein Zeitungsressort oder die Abteilung einer Versicherung. Was das betrifft, gibt es, das ein Eindruck aus dem persönlichen Erleben, Grund zur Zuversicht. Denn wenig sichtbar ist oft, was sich unter der obersten Führungsebene tut; bei der SZ angefangen bei der Auswahl von Volontären, fortgesetzt bei der Besetzung von Redakteursstellen und niedrigeren Führungsebenen. Hier ist die Zeitung viel weiter als früher. Heute spielt die Frage nach dem Anteil von Frauen und Männern bei nahezu jeder Personalauswahl eine Rolle. Das Thema ist in Zielvereinbarungen für Führungskräfte verankert. Und, noch wichtiger: Es ist in den Köpfen verankert. In vielen jedenfalls.

Trotzdem dauert es ungeduldrigen Kolleginnen viel zu lange. Sie wünschen sich

mehr Tempo. Sie klagen darüber, dass in den „Schaltstellen“, am Newsdesk, in der Chefredaktion, immer noch keine oder zu wenig Frauen zu finden sind. Ja, das ist so. Bei anderen Kolleginnen ist es wiederum schwierig, sie zu überzeugen, zur Beschleunigung beizutragen, den Wandel mit zu gestalten. Damit dreht man sich dann manchmal im Kreis, etwa wenn Frauen davor zurückschrecken, mehr Verantwortung zu übernehmen, und das damit begründen, dass ihnen das Haus noch zu sehr männlich dominiert sei. So wird es zäh. So können sich eingefahrene Muster nicht verändern.

Alle Frauen in verantwortlichen Positionen, nicht nur in der Medienbranche, können von diesen Mustern und Ritualen berichten. Etwas von jenen erstaunten Blicken, die (insbesondere etwas älteren) männlichen Gesprächspartnern ins Gesicht geschrieben stehen, wenn sie realisieren, dass sie eine Frau plötzlich ernst nehmen müssen und es sich nicht um die Sekretärin des Chefs handelt, der gleich um die Ecke kommt. Oder über Winkelzüge von Kollegen, die über die eingespülte Männerbünde versuchen, eine Chefin aufzulaufen zu lassen. Oder von Bemerkungen wie jener, auch dies eine Rand-Episode aus dem persönlichen Erleben, die dem Mann einer früheren Kollegin auf einem Fest herausrutschte: „Und so was geht jetzt bei der SZ...“ Sein Blick musterte dabei skeptisch diese Frau vor ihm, die jetzt den Job macht, den vorher ein „gestandener Mann“ hatte.

Ja, so was geht jetzt. Und es fühlt sich oft schon sehr gut an. Zwischenchur gibt es aber Tage, an denen die Glasplatte sehr real zu sein scheint. Tag, an denen wieder eine junge Kollegin da sitzt, die aufzählt, wie viele ähnlich qualifizierte Männer an ihr vorbeigezogen seien bei der Bewerbung um einen Korrespondentenposten. Oder wenn die Eignung einer Frau für einen Job mit der Begründung infrage gestellt wird, dass sie zu wenig „Ellenbogen“ besitze oder dass sie für ein männerdominiertes Umfeld nicht durchsetzungsstark oder gar trinkfest genug sei. Gibt's nicht? Doch, gibt es. Es hakt eben noch. Aber trotzdem: Es geht voran.

► **Thema des Tages**

In der nächsten Folge am Montag lesen Sie: Frauen in der Aufsichtsräte – aber wie?

Die einflussreichsten Frauen Münchens Ja, es gibt sie, aber es sind wenige. Sie stehen an der Spitze der größten Münchner Konzerne. Die Quote in den Vorständen börsennotierter Unternehmen ist dennoch schlecht. Sie zu verbessern, ist alles andere als ein Kinderspiel

Lisa Davis
SIEMENS
Schon immer geht es bei ihr um die Energie: Davis wird 1963 in den USA geboren. Sie studiert Chemieingenieurwesen an der University of California in Berkeley. Danach startet sie ihre Karriere 1986 beim Mineralölkonzern Exxon und geht 1989 zu Royal Dutch Shell. Bei Siemens ist sie nun zuständig für die Energieparte und das Amerikageschäft, das Energieparte und das Amerikageschäft, das sie von 2004 bis 2014 leitete. Seit August 2014 ist sie Mitglied des Vorstands. Laut der Wirtschaftswoche spielt Davis gerne Golf.
Vorstandsgquote 2 Frauen von 7
Vorstand seit Mai 2014
Hobbies keine Angabe

Dr. jur. Doris Höpke
MUNICH RE
Höpke wird 1966 in Georgsmarienhütte geboren. Als junge Frau entscheidet sie sich für ein Jurastudium. 1999 geht sie zur Münchener Rück AG. Mit nicht mal 40 Jahren führt sie dort den wichtigen Bereich Luft- und Raumfahrt. Geschwindigkeit ist ihr Ding: Auf Reisen setzt sie sich gerne in den Hundeschlitten und düst durch die russische Landschaft. Seit über einem Jahr ist sie als Vorstandsvorstand verantwortlich für das Ressort Health.
Vorstandsgquote 2 Frauen von 10
Vorstand seit Mai 2014
Hobbies Reisen, mit dem Hundeschlitten durch Karelien, mit dem Jeep durch Afrika

Janina Kugel
SIEMENS
Ihre Meinung hat sie schon immer laut gesagt. So hat sie es selbst einmal ausgedrückt: Eine Eigenschaft, die nötig ist in der Top-Elite eines Konzerns. Kugel wird der Top-Elite zugeordnet. Sie studiert 1970 in Stuttgart. In Mainz und Verona und Volkswirtschaft in Mainz und Verona steigt 1979 bei der Beratungsmaquette Accenture. 1997 kommt sie zu Siemens. Kugel, 45, ist Mutter von Zwillingen und als Personalmanagement und Arbeitsdirektorin für 35.000 Siemensmitarbeiter zuständig.
Vorstandsgquote 2 Frauen von 7
Vorstand seit Juli 2012
Hobbies keine Angabe

Milagros Cañá-Andree
BMW
Vieles im Leben von Milagros Cañá-Andree hat mit Mobilität zu tun. 1982 in Boboras in Deutschland geboren, zieht ihre Familie bald nach Industriequartier, sie studiert an der Universität der Betriebswirtschaft. 2006 wird sie Lehrerin der Konzernführungsstrategie der Deutschen Bahn. Das Herzthema der verheirateten Betriebswirtin ist die Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit.
Vorstandsgquote 1 Frau von 8
Vorstand seit Juli 2012
Hobbies Lieblingssport ist Spanien, Kunst

Dr. Helga Jung
ALLIANZ
Heute sitzt sie dort oben, wo sie klein angefangen hat: Die 1961 im Allgäu geborene Jung Bayerischen Hypothek und Wechsel-Bank. Heute ist sie Aufsichtsratsmitglied der Nachfolgerschicht. Uni Credit. Nach dem BWL-Studium steigt sie 1992 bei der Allianz AG ein. Knapp 20 Jahre später wird sie Vorstandsvorsitzende und leitet das Versicherungsgeschäft in Spanien, Portugal und Lateinamerika.
Vorstandsgquote 1 Frau von 9
Vorstand seit 2012
Hobbies geht gerne in die Natur und zur Jagd, spielt Cello und Klavier

Dr. Marlies Sproll
MORPHOSIS
Die Natur habe sie schon immer fasziniert, sagt die 1958 in Neckarwehlingen geborene Biologin. Nach Studium und Promotion forscht sie am Max-Planck-Institut in Tübingen. Nachher Sproll ist der Pharmazie bei Boehringer Ingelheim, wo sie sich auf die Entwicklung von Krebsmedikamenten spezialisiert. Seit 2009 ist sie bei Morphosis, fünf Jahre später ist sie im Forschungsvorstand. In Sproll ist verheiratet und unterstützt Familien in Biberach.
Vorstandsgquote 1 Frau von 4
Vorstand seit 2005
Hobbies Reisen nach Bhutan, Tiere in der Natur beobachten

Rachel Empey
TELEONICA
Rachel Empey wird 1976 in Turin in Cornwall geboren und studiert in Oxford Mathematik. Ihre Karriere beginnt sie als Wirtschaftsprüferin bei Ernst & Young. Seit 2009 ist sie bei Telefónica für die Controlling- und Marketing-Strategie des Unternehmens zuständig. Die Wichtige Momente ihrer Laufbahn: die Börsengang der Telefónica Deutschland 2012 und die Fusion mit E-Plus 2014. Rest gerne in Bergregionen und liest Romane.
Vorstandsgquote 1 Frau von 9
Vorstand seit 2011
Hobbies Geizhalsportlerin - Joggern, Wandern, Ski-Fahren und Mountainbike

Andrea Skerzies
ZOOLUS
Andrea Skerzies studiert Betriebswirtschaftslehre im Mannheim und an der Wirtschaftsuniversität Luigi Bocconi in Mailand. Ihre erste berufliche Station ist eine Tätigkeit bei der Unternehmensberatung Boston Consulting Group. In der Folgezeit ist sie zum Tierfutter-Marketing zuständig. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder, die in die Grundschule beziehungsweise in den Kindergarten gehen.
Vorstandsgquote 1 Frau von 3
Vorstand seit 2009
Hobbies Hunde und Ferien mit der Familie in Italien

Giuseppina Albo
MUNICH RE
Ihren ersten Vorstandsposten erobert sie im Betriebskindergarten der Munich Re, den sie hart erkämpft. Die Mutter von drei Kindern wird 1962 in St. Bonifacio in Kanada geboren. Als kleines Mädchen arbeitet sie im Lebensmittelladen ihres Vaters mit. Sie studiert Sprach- und Betriebswirtschaften in Kanada und Europa. Nach der Tätigkeit als Assistentin geht sie 1992 zur Munich Re. Seit 25 Jahren ist sie dort und trägt Verantwortung für das Europa- und Lateinamerikageschäft.
Vorstandsgquote 2 Frauen von 10
Vorstand seit Oktober 2014
Hobbies Kochen und Yoga

Weiblich, mächtig, anders

In den Vorständen der Münchner Unternehmen dominieren immer noch Männer. Doch auch Frauen haben es inzwischen in die Führungsriege der Konzerne geschafft. Bei der Stadtparkasse ist es zum Beispiel Marlies Mirbeth

VON ANN-KATHRIN ECKARDT

Am runden Besprechungstisch sitzt die Revolution. Als erstes fällt auf: Sie empfängt allein, ohne den im Haus üblichen Bestand eines Presseprechers. Als zweites: Die Revolution hat eine Schwäche für Mode. Unter dem dunkelblauen Blazer wagt eine weiße Bluse. Ein gemustertes Rock betont die schlanke Figur. Unter dem Tisch hat sie die Beine übereinander geschlagen, leicht schräg, so dass vom unteren Fuß nur die Spitze der schwarzen Lackpumps den Boden berührt. Und dann springt da noch die gezeichnete Skizze eines nackten Männeroberkörpers ins Auge. Von ihrem Schreibtisch aus hat die Revolution den Mann fest im Blick. Vor einem sitzt Marlies Mirbeth – die erste Frau im Vorstand der Stadtparkasse München seit 180 Jahren.

Die Lehre bei der Bank ist ein pragmatischer Entschluss. Lieber wäre sie Sportlehrerin geworden

Wann genau die Bauerstochter aus Regensburg zu einer erfolgreichen Frau in der deutschen Finanzwelt wurde, ist schwer zu sagen. Anfang 2004, als sie bei der HypoVereinsbank München Leiterin des Bereichs Privatkunden wurde, Herrin über 116 Filialen und 1300 Mitarbeiter? Oder im November 2006, als sie zur Stadtparkasse München wechselte und dort einen der vier Vorstandsposten übernahm? Sicher lässt sich sagen: Sie war und ist eine der sehr seltenen Managerinnen in der Männerwelt der Banken. Als Revolutionärin würde sich die 58-Jährige trotzdem nie selbst bezeichnen. Eher als Menschen, der in seinem Leben oft zur richtigen Zeit am richtigen Ort war und das Glück hatte, gefordert zu wer-

den, lange bevor es das Wort Frauenquote überhaupt gab. In ihren eigenen Worten sagt Marlies Mirbeth das so: „Es gab in meinem Berufsleben immer jemanden, der mir mehr zugehört hat als ich.“



Weiblich Vorbilder – wie sie München prägen und wo sie noch fehlen
SZ-Serie • Folge 4

Nach dem Realchulabschluss ist die Lehre bei der Hypo Bank in Regensburg zunächst eher eine pragmatische Entscheidung. „Ich wäre lieber Sportlehrerin oder Journalistin geworden, aber das war angesichts der privaten Umstände nicht drin“, sagt Mirbeth heute aber damals. Ihr Vater stirbt, da ist sie 14. Die Mutter, der ältere Bruder und Marlies müssen den Hof von nun an alleine bewirtschaften. Doch mit der Zeit findet sie tatsächlich Freude an der Lehre. Vor allem in der Vermögensberatung geht sie auf: wenig Schreibtischarbeit, viel Kundenkontakt, genau ihr Ding. Nach der Lehre wird sie übernommen, soll Kunden jetzt alleine beraten, wie sie

ihre Geld am besten anlegen, doch die Fragen die 19-Jährige ruhmäßig. „Haben Sie keinen Herren für die Beratung?“ Ein Rückzug hinter den Schreibtisch kommt für Mirbeth trotzdem nicht in Frage. „Die Reaktion der Kunden war doch ganz normal. Ich hätte vermutlich ähnlich reagiert.“ Am Ende macht sie den Job acht Jahre lang, schreibt mittags die neuesten Aktienkurse mit, die ein Radiosender in München verliert, verschickt Wertpapieraufträge mit der Post, die irgendwann am nächsten Tag bei der Börse eintrudeln, und freudlich darüber, 400 Kunden zu haben, die sie mehr und mehr als Beraterin respektieren.

Die Kunden sind auch der Grund, warum sie zögert, als sie einen Job in der Hypo-Zentrale in München angeboten bekommt. „Ich dachte mir, was soll ich da ohne meine Kunden?“ Aber dann reißt sie die Herausforderung doch. Nach holländischem Vorbild will die Hypo eine Direktmarketingbank aufbauen. Bankgeschäfte ohne Filiale, das, so die Vision Ende der 80er, wird die Zukunft sein. Und Marlies Mirbeth, 28, aus Regensburg, soll sie aufbauen. In München erwarten sie ein lehrer Schreibisch, ein Telefon, der Name einer Bank in Holland und die Ansage „mach mal!“ Und Marlies, wie die Sachbearbeiterin damals noch von vielen Kollegen genannt wird, macht. Sie klappert zwischen Kempfen und Garmisch alle Filialen ab, wirbt für das neue Vertriebssystem, das so neuromodisch Ding wie Callcenter propagiert, und nimmt selbst den Hörer in die Hand, um skeptischen Filialleitern zu demonstrieren, dass man Kunden tatsächlich am Telefon beraten kann. Offenbar mit Erfolg. Vier Jahre später wird sie Fachabteilungsleiterin bei der Hypo in Garmisch-Patenkirchen, mit 32.

Wieso sitzt da jetzt eine Frau? Dieser Frage begegnet Marlies Mirbeth mit jetzt immer wieder im Job, mal verpackt in abschätzliche Blicke, mal offen kommuniziert,

„Ich wollte dir nur sagen: Von einer Frau lässt ich mir fern nicht machen.“, lässt ein Mitarbeiter in Garmisch die neue Chefin gleich wissen. Und die: „Ich hab' ihm gesagt: Jetzt lass uns einfach mal anfangen, zusammen zu arbeiten.“ Mir war klar, dass die Situation für alle ungewohnt war, das waren ja alles gestandene Bayern.“ Wenigstens spricht die neue Chefin deren Sprache – wenn auch mit Oberpfälzer Einschlag – und teilt deren Leidenschaft für die Berge. Ein paar Monate dauert es, dann darf „die Marlies“ mit auf den Berg und ins Wirtshaus. Bis heute ist sie mit vielen von damals befreundet. „Besonders gefallen hat mir die Gradienheit der Menschen. Sie haben offen gesagt, was sie dachten.“

Nach vier Jahren auf dem Land kehrt sie zurück nach München. Aus „der Marlies“ wird „Frau Mirbeth“, Niederlassungsleiterin im Bereich Vermögensanlage. Die einzi-

ge Frau unter neun Männern. Und ausgerechnet die bekommt die Hauptverantwortung, das Flagggeschiff, zugebilligt. Während ihre Freundinnen Kinder kriegen, ist sie damit beschäftigt, den Kollegen zu beweisen, dass sie das Flagggeschiff zu Recht steuern darf. Eine eigene Familie zu gründen, ist für sie kein „vorrangiges Ziel“, auch wenn sie es nie ablehnt. „Es hat sich einfach nicht ergeben“, sagt sie heute.

Sie hat gelernt, ihr Netzwerk nicht nur auf Sympathien zu gründen, sondern auch auf Nützlichkeiten

Ihre Arbeitstage sind seitdem nicht kürzer geworden. Vor 21 Uhr ist sie fast nie zu Hause, ihre Freundinnen klagen, dass man sich nicht mal auf einen Kaffee mit ihr treffen könne. Gemeinsame Momente mit ihm



Auch Spatenstiche für Grafenwasen stehen im Kalender von Marlies Mirbeth (rechts), hier mit Andrea Skerzies und Christine Strobl. 10/16 MAS

rem Lebenspartner, mit dem sie seit 15 Jahren liiert ist, sind selten. Zeit zum Gollern, Skifahren, Wandern ist ebenso rar. „Demütlich ist im Management gar nichts. Das ist ein verdammt harter Job – aber das ist er auch für Männer. Die wollen ihre Familien auch mal sehen“, sagt Mirbeth. Eines entscheidenden Vorteil hätten die Männer allerdings: „Das Management ist eine überwiegend männliche Domäne. Und die Mehrheit bestimmt die Spielregeln. Wenn wir Frauen mitspielen wollen, müssen wir die Regeln verstehen.“ Mirbeth hat sie inzwischen verinnerlicht. Sie hat gelernt, Reaktionen von anderen nicht immer persönlich zu nehmen. Sie hat gelernt, ihr Netzwerk nicht nur auf Sympathien zu gründen, sondern auch auf Nützlichkeiten. Sie hat gelernt, nicht immer darauf zu warten, dass sie gebeten wird.

Trotzdem unterscheidet sie von ihren männlichen Führungskollegen weit mehr als ein nackter Mann im Büro. Die Sichtweise ihres Gegenübers ist ihr wichtig, nur über ihre Funktion definiert zu werden ein Graus. Mit Inhalten will sie die Leute für sich gewinnen, nicht, weil sie „der Vorstand“ ist. Und obwohl die Arbeit alles für sie bedeutet, gibt es doch Dinge, die manchmal wichtiger sind. Als etwa ihre Mutter schwer an Demenz erkrankt, blockt sie jede Woche einen Nachmittag im rappellierten Vorstandskalender, um auch unter der Woche einmal heim, nach Regensburg, zu fahren. Ein halbes Jahr lang geht das so, dann stirbt die Mutter.

Fragt man Mirbeth, wo sie selbst sich in zehn Jahren sieht, antwortet sie: „Auf einem Bergbauernhof in Tirol und in der Stadt. Ich will auf ein zufriedenes Berufsleben zurückblicken und hoffe, dass nicht alle denken: Zum Glück ist die weg.“

In der Serie „Stadt der Frauen“ lesen Sie morgen: Lebenswerke – Ältere Münchnerinnen erzählen aus ihrem Arbeitsleben.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

JUGEND

Abonnenten von morgen schon heute locken

Wenn die Tageszeitung um junge Leser kämpft, kämpft sie um ihre Zukunft und ihr Überleben. Das Problem: Die Tageszeitung ist im Alltag vieler Jugendlicher noch nicht einmal eine Randerscheinung. „Zeitung lesen wir nicht, da steht nichts für uns drin“, sagen sie. Jugendliche wachsen in einer Medienlandschaft auf, deren Angebotsvielfalt noch nie größer war: Fernsehen, Internet, Jugendzeitschriften. Harte Konkurrenz für die Zeitungsmacher. Aber Jammern hilft nicht. Die Zeitung muss Angebote entwickeln, für die sich Jugendliche interessieren. Die Konzepte dafür sind vielfältig, aber die erfolgreichen haben eins gemeinsam: Die Redaktion geht auf die Jugendlichen zu und tritt einen Dialog mit ihnen ein.

Azubi des Monats

Die Serie über den besten Auszubildenden in der Region ist Bestandteil der crossmedialen Ausbildung für die Volontäre selbst. Sie sind also in der Pflicht, zu jedem Azubi auch ein Video zu produzieren und ein Online-Dossier zu bestücken.

Die Jury

SONDERPREIS FÜR
VOLONTÄRSPROJEKTE

Besuche am Arbeitsplatz

Wer ist der beste, originellste, kreativste Azubi in der Region? Die Antwort finden die Volontäre der Pforzheimer Zeitung mit ihrem crossmedialen Mitmachprojekt. Azubis und Firmen können sich bewerben. Die Volontäre besuchen ihren „Azubi des Monats“ am Arbeitsplatz. Leser lernen den Gewinner auf einer Themenseite in der Print-Zeitung kennen, User per Video online und auf Facebook. Aus allen Monatssiegern wählt das Publikum den „Azubi des Jahres“, der bei einer von den Volontären selbst organisierten Gala gefeiert wird. Junge Menschen rücken in den Fokus, die regionale Wirtschaft findet sich wieder, die Leser bestimmen mit – Lokaljournalismus, der überzeugt und Freude macht.

Eine Gala für die Gewinner

Die Auszubildenden der PZ-Redaktion suchten den besten, den originellsten, den interessantesten, den kreativsten Azubi in unserem Verbreitungsgebiet und stellten jeweils einen pro Monat vor. Wichtig war unseren Volontären nicht nur, den Auszubildenden in einem Porträt darzustellen, sondern auch den Beruf und die Ausbildungsmöglichkeiten vorzustellen, indem Zahlen und Fakten zur Ausbildung präsentiert wurden und ein kleines Interview mit dem jeweiligen Ausbilder geführt wurde. Um möglichst junge Leser damit anzusprechen, haben wir die Serie in ein besonders jugendliches Layout verpackt. Da diese Serie Bestandteil unserer crossmedialen Ausbildung ist, in der die Volontäre crossmedial geschult werden, produzierten die jungen Kollegen zu jedem Azubi auch ein Video und bestückten ein Onlinedossier damit.

Um Azubi des Monats zu werden, konnten sich Auszubildende und Firmen bei den Volontären melden, was auf große Resonanz stieß. Highlight der Serie ist aber die in Kürze stattfindende Azubi-Gala. Bei dieser Gala, die von den Volontären selbst organisiert wird, wird der „Azubi des Jahres“ gekürt, der derzeit durch ein Voting durch die Leser und User der Pforzheimer Zeitung ermittelt wird.

Magnus Schlecht



Noch Fragen?

Magnus Schlecht, Chefredakteur, Telefon: 07231/933304, E-Mail: magnus.schlecht@pz-news.de

Es kann nur einen geben

- Mach mit! Die PZ sucht ab sofort den „Azubi des Monats“.
- Zeig' uns, warum Du der Beste bist – und lies Dein Porträt in der Zeitung.

**DENNIS KRIVEC UND
SIMON PÜSCHEL | PFORZHEIM**

Du haust täglich fleißig in die Tasten, bringst Autos wieder zum Laufen, zauberst aus einem Stück Holz Mobilgar oder bist für Kunden der Fels in der Brandung? Dann hast Du schon mal die Grundvoraussetzung unser „Azubi des Monats“ zu werden. Du bist ein kreativer Kopf, engagierst Dich nebenher ehrenamtlich oder schlägst Dich als Frau in einem von Männern dominierten Job durch? Dann hast Du sogar große Chancen „Azubi des Monats“ zu werden. Wie Du das wirst, was Du dafür tun musst und was das für Dich bedeutet:

Wen suchen wir?

Egal ob Mann oder Frau, 14 oder 60 Jahre alt. Einzige Bedingung ist: Azubi sein. Schließlich suchen wir nicht den Arbeiter oder Geschäftsführer des Monats.

Wo kann man sich bewerben?

Deine Bewerbung schickst du einfach an internet@pz-news.de oder ganz altmodisch per Post an „Pforzheimer Zeitung“, Poststraße 5, 75173 Pforzheim, Stichwort: „Azubi des Monats“. Ach ja:



Wenn Du noch nicht 18 Jahre alt bist, musst Du unbedingt noch eine Einverständniserklärung von Deinen Eltern mitschicken!

Wie steigere ich meine Chance?

Ein Zeugnis ist nicht nötig. Bei Deiner Bewerbung sind Dir keine Grenzen gesetzt. Stell Dich einfach vor und sag uns, warum Du „Azubi des Monats“ werden willst – egal ob in einem kurzen Text oder mit Video.



Video zur neuen Serie „Azubi des Monats“ gibt's

Sie suchen den „Azubi des Monats“ und den „Azubi des Jahres“ am Ende ihrer Serie gleich noch mit dazu: die PZ-Volontäre Dennis Krivec, Miriam Münderlein, Dominik Türschmann, Simon Püschel, Nina Giesecke und Johannes Röckinger (von links).

FOTO: SEIBEL

Wie geht's weiter?

Wenn Du ausgewählt bist, dann bekommst Du Besuch. Und zwar von den PZ-Volontären. Ein Volontär ist gewissermaßen ein Azubi – nur für den Journalismus. Einer der sechs PZ-Volontäre wird Dich an Deinem Arbeitsplatz besuchen und einen Arbeitstag mit Dir verbringen. Dann kannst Du zeigen, was Du draufhast. Die gesammelten Erlebnisse fließen in ein großes Porträt ein: von Dir, Deinem Job, Deiner Person. Jeden

letzten Samstag im Monat wird ein Azubi vorgestellt – auf einer ganzen Zeitungsseite und mit eigenem Video. Am Ende des Jahres treten alle „Azubis des Monats“ gegeneinander an; in einer großen Gala im PZ-Forum wird der Gewinner gekürt: der „Azubi des Jahres“.

Kann ich was gewinnen?

Natürlich! Als unser „Azubi des Jahres“ wartet ein attraktiver Preis auf Dich – was genau; das wird noch nicht verraten.

Ein kreativer Kopf in der Backstube



Petra Roth steht in der Backstube der Bäckerei „Reinhardt“ in Knittlingen. Sie ist im dritten Ausbildungsjahr. FOTO: RÖCKINGER

Petra Roth ist Auszubildende bei der Bäckerei „Reinhardt“ in Knittlingen. Wenn ihre Freundinnen abends ins Kino gehen, dann schläft Petra. Ihre Uhren ticken anders. An die Nachtarbeit musste sich die 17-Jährige aber erst einmal gewöhnen. Die „Pforzheimer Zeitung“ stellt die junge Frau vor.

JOHANNES RÖCKINGER | KNITTLINGEN

Es ist dunkel und kalt. In den Häusern in Knittlingen sind die Rolläden heruntergelassen. Überall Stille. Nur in einem Gebäude brennt Licht. Der herrliche Duft frischer Backwaren breitet sich aus. Während die meisten Menschen noch unter der Decke kauern und sich im Land der Träume befinden, hat für Petra Roth der Arbeitstag schon längst begonnen. Seit zwei Jahren arbeitet und lernt die 17-Jährige bei der Bäckerei „Reinhardt“ in Knittlingen. Damit hat sich die junge Frau aus Hohenklingen einen Kindheitstraum erfüllt. Bereits als kleines Mädchen backte sie mit der Mutter und der Oma fleißig Plätzchen und Kuchen. „Mit meiner Großmutter habe ich immer Kirschplötzer gemacht, die waren lecker und die Herstellung hat mir so viel Freude bereitet“, erzählt die Auszubildende mit leuchtenden Augen.

Die ungewöhnliche Arbeitszeit ist für Petra mittlerweile kein Problem mehr. Unter der Woche beginnt ihre Arbeitszeit bereits um 3 Uhr nachts. Dann klingelt um 2:30 Uhr ihr Wecker. Zu Beginn ihrer Ausbildung fiel ihr das frühe Aufstehen noch schwer. Doch das ist Vergangenheit. Lange Zeit brach sie nicht, um sich zu richten. „Schminke tu ich mich nicht, ich ar-

„Ich bin ein sehr kreativer Mensch und das hilft mir auch im Beruf. Ich probiere daheim neue Rezepte aus. Diese Ideen bringe ich dann in die Bäckerei mit.“

Petra Roth, „Azubi des Monats“ November

bette schließlich in einem Handwerksberuf. Bei der Hitze würde die Schminke sowieso verlaufen“, sagt sie. Freitags muss Petra sogar noch früher ran. Bereits um Mitternacht fängt das siebenköpfige Team in der Backstube in Knittlingen die Arbeit an. Dann werden Brote geformt, Baguettes in den Ofen geschoben, süße Plunder glasiert oder Brezeln gebacken. Schließlich wollen die Kunden das Wochenende mit leckeren Brötchen auf dem Frühstückstisch begrüßen. Für den guten Geschmack und die Qualität gibt die 17-Jährige alles. Doch diese Leidenschaft fordert auch ihre Opfer. Wenn sich die Freundinnen abends verabreden, schläft die 17-Jährige zumeist. Zeit für die Liebsten bleibt dann häufig nur zur Mittagszeit, wenn die Freunde von der Schule nach Hause kommen.

Trotz der Nachtarbeit ist Petra auch im Privatleben sehr engagiert. Regelmäßig spielt sie im Mundharmonika-Orchester Knittlingen und übt auch dabei fleißig das Instrument.

Zu Hause warten neben den Eltern und den zwei Schwestern auch Hasen und Hühner auf Petra, die im örtlichen Kleintierzuchtverein Mitglied ist. Familie bedeutet der angehenden Bäckerin viel. „Ich bin ein Familiemensch und freue mich immer, wenn ich im Kreise meiner Liebsten sein kann“, berichtet die 17-Jährige, während sie ein Brot in den Ofen schiebt. Der Familienzusammenhalt bei den Roths ist groß. Jede Nacht wird sie von ihren Eltern oder von der Schwester von Hohenklingen nach Knittlingen zur Backstube gefahren.

Sonntags organisiert Petra die Kinderkirche. Dann wird gebastelt, gespielt und gesungen. „Ich arbeite sehr gerne mit Kindern. Regelmäßig backe ich auch mit ihnen. Die Bäckerei „Reinhardt“ bietet solche Backstunden für die Kleinsten an“, erzählt sie stolz.

Schwierige Suche nach Azubis

Stolz ist auch Petras Ausbilder Sebastian Keffler. Mit der 17-Jährigen hätte die Bäckerei einen großen Fang gemacht, berichtet der 29-Jährige zufrieden. Besonders ihre Motivation und ihre Eigenständigkeit seien ausgezeichnet. „Petra macht einen super Job. Sie ist freundlich, arbeitet gut im Team und sieht das Geschäft. Man braucht ihr nicht viel erklären. Sie weiß sofort, wo es was zu tun gibt“, sagt Keffler, der im Prüfungsausschuss sitzt und Gesellenprüfungen abnimmt.

Der 29-Jährige kennt die Probleme des Bäckerhandwerks daher genau. Immer weniger junge Menschen interessieren sich für eine Bäcker-Ausbildung. Dieser Trend treibt Kessler die Sorgenfalten auf die Stirn. Den Kopf in den Sand stecken, möchte er deswegen nicht. „Unsere Bäckerei tut viel, damit wir auch in Zukunft junge Menschen mit unserer Arbeit faszinieren können“, sagt er optimistisch. „In Zeiten von billigen Bäckern, großen Ketten und Discountern ist es enorm wichtig, dass wir den Kunden tolle Qualität liefern und wir den

Ein Video über Petra Roth gibt es im Internet auf www.pz-news.de

DREI FRAGEN

1 Warum sollte man sich für eine Ausbildung als Bäcker entscheiden?
Der Beruf ist unheimlich spannend. Die jungen Menschen lernen unter anderem bei uns, die Nahrung wertzuschätzen. Und das ist in unserer heutigen Zeit enorm wichtig.

2 Welche schulischen Leistungen werden vorausgesetzt?
Notwendig ist ein Hauptschulabschluss. Nach oben sind bei uns keine Grenzen gesetzt.



Sebastian Keffler, Ausbilder bei der Bäckerei „Reinhardt“ in Knittlingen.

„Zuverlässigkeit wird bei uns groß geschrieben.“

3 Welche Fähigkeiten und Interessen sollte man mitbringen?
Die jungen Menschen sollten zuverlässig, eigenständig und vor allem pünktlich sein. Das ist für uns sehr wichtig, damit wir erfolgreich arbeiten können. Zudem ist Fingerspitzengefühl nötig. Auch ein Interesse an Lebensmitteln sollte dringend vorhanden sein. Unsere Mitarbeiter sind alle sehr teamfähig. Das ist eine Grundvoraussetzung für eine gute Zusammenarbeit in unserer Backstube oder in der Konditorei. *Jor*

Menschen zeigen, wie sehr wir die Nahrung und unsere Produkte wertschätzen“, ergänzt er.

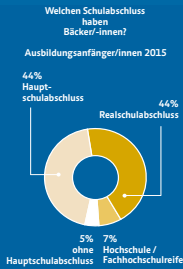
Abschlussprüfungen warten auf Petra

Die Bäckerei „Reinhardt“ wurde 1988 von Backmeister und Betriebsinhaber Martin Reinhardt gegründet. Mittlerweile arbeiten insgesamt 25 Mitarbeiter in den drei Verkaufsstellen, in der Backstube und in der Konditorei, in der auch Petra fleißig mithilft. „Hier kann man seiner Kreativität freien Lauf lassen. Ich bekomme nicht genug vom Backen. Das freut auch meine Freunde, die zum Geburtstag immer von mir einen le-

ckeren Kuchen bekommen“, erzählt die 17-Jährige schulmeiselt.

Im Mai und Juni stehen für die Alfons-Kern-Schülerin die Abschlussprüfungen an. Um bei diesen gut abzuschneiden, will sich die lebensfrohe Petra in nächster Zeit voll reinhängen und die Lehrbücher verschlingen. Auch in Zukunft möchte sie der Knittlinger Bäckerei treu bleiben. Ansonsten hat die heimatverbundene 17-Jährige keine besonderen Wünsche. Sie ist glücklich und das merkt man ihr sichtlich an. „Ich nehme das Leben, wie es kommt“, sagt sie mit einem Lächeln im Gesicht.

BÄCKER/-INNEN



ZAHLEN ZUM THEMA

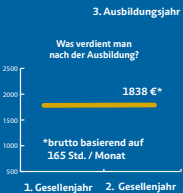
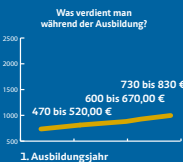
43

Ausbildungsstellen zum Bäcker oder zur Bäckerin sind laut der Handwerkskammer Karlsruhe momentan in Pforzheim und im Enzkreis besetzt. Bäcker/in ist ein dreijähriger anerkannter Ausbildungsberuf in Industrie

WIE VIEL VERDIENT MAN WÄHREND UND NACH DER AUSBILDUNG?

11,14

und Handwerk. Euro Stundenlohn verdient man laut Bäcker-Innung Nord-schwarzwalde nach der Ausbildung im ersten und zweiten Gesellenjahr.



In der Serie „Azubi des Monats“ stellen die sechs Volontäre der „Pforzheimer Zeitung“ jeden letzten Samstag im Monat einen Auszubildenden vor, der außergewöhnlich ist. Neben der Sonderside gibt es auf www.pz-news.de/azubidesmonats oder bei Facebook auf www.facebook.com/azubidesmonats ein Video, in dem sich die Azubis vorstellen. Du willst „Azubi des Monats“ werden? Dann schick uns deine Bewerbung an internet@pz-news.de. Mehr Informationen erhältst du auf www.pz-news.de/azubidesmonats.

Eine bessere Zukunft in Deutschland



März



Hazar Jameel Salo mag es, alleine an der Maschine zu arbeiten. Genuß so gut gefällt ihm aber auch die Arbeit im Team. FOTO: MÜNDERLEIN

Hazar Jameel Salo ist 19 Jahre alt und macht eine Ausbildung zum Stanz- und Umformmechaniker bei der Firma Inovan in Birkenfeld. Die Jugend des Irakers verlief alles andere als normal. Vor fünf Jahren erst kam er nach Deutschland. Von da an heißt es Deutsch pauken – Tag und Nacht.

MIRIAM MÜNDERLEIN | BIRKENFELD

Er spricht langsam, manchmal stockend – und dennoch überraschend gut für einen jungen Mann, der fünf Jahre zuvor noch kein Wort Deutsch gesprochen hat. Allein dafür hat sich Hazar Jameel Salo den Respekt seiner Kollegen bereits verdient. Doch der 19-Jährige überzeugt an seinem Arbeitsplatz auch mit Teamegeist. „Er ist immer sehr hilfsbereit“, sagt Johannes Becht, der wie Jameel Salo eine Ausbildung zum Stanz- und Umformmechaniker bei Inovan macht. Hazar wird 1995 im Nordirak geboren. Er wächst in einem Dorf nahe Dohuk auf – in der autonomen Region Kurdistan, die später von IS-Kämpfern terrorisiert wird. Doch lange bevor die Extremisten in seiner Heimat Einzug halten werden, überlegt seine Familie, das Land zu verlassen. Die Salos sind Yazidien, gläubig, aber nicht streng religiös. Hazars Vater ist Tagelöhner, ein geregeltes Einkommen hat er nicht. In seiner Heimat verdient man umgerechnet etwa zehn Euro am Tag. „Mit 50 Euro in der Woche kann man gut leben,

„Im Irak hatten wir einen Nachbar, der ein geregeltes Einkommen hatte. Er konnte sich schöne Dinge kaufen. Wir nicht. Auch deshalb bin ich so ehrgeizig: Mit meiner Ausbildung lerne ich einen Beruf, der mir meine Zukunft sichert.“

Hazar Jameel Salo, „Azubi des Monats“ März

doch leider ist es selten, dass man auch jeden Tag Arbeit bekommt.“ Hazar, seine Eltern und die fünf Geschwister leben also ständig in Angst vor schwerer Armut. Dann entscheidet sich der Vater dazu, nach Deutschland zu gehen. Er kommt nach Pforzheim und wohnt zunächst in einem Asylbewerberheim. Er kriegt Arbeit und beginnt, Geld in die Heimat zu schicken. „Dadurch konnte mein älterer Bruder wenigstens aufhören, nachts zu arbeiten“, erinnert sich Hazar. Sein Bruder ist zu diesem Zeitpunkt 13 Jahre alt.

Bevor sein Vater die Familie zu sich holen kann, verbringen sie drei Monate in Syrien. „Es gibt Leute, die viel Geld haben und Schmuggler bezahlen, um schneller nach Europa zu kommen“, verrät Hazar. Doch die Familie des heute 19-Jährigen kann sich das nicht leisten. In Syrien melden sie sich bei der deutschen Botschaft, die vom Vater Nachweise verlangt. Arbeit, Wohnsitz und keine Schulden – laut Hazar die Bedingungen, um die Familie zu sich zu holen. Ihm und seinen Geschwister nehmen sie Blut ab, um sicherzugehen, dass sie auch wirklich die Kinder des Familienoberhaupts sind.

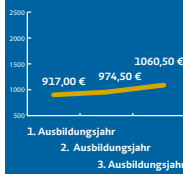
Als sein Vater einige Jahre nach seiner Auswanderung die Familie zu sich nach Pforzheim holt, ist die Situation zunächst nicht weniger angespannt. „Ich fühlte mich wie ein Blinder“, erzählt Hazar. Für jeden Gang zum Arzt oder aufs Amt braucht seine Familie Hilfe von Bekannten, um sich verständigen zu können. „Dann fingen wir alle an Deutsch zu lernen – Tag und Nacht.“ Hazar, Jameel Salo und seine Geschwister gehen in Pforzheim zur Schule, bekommen Deutschnachhilfe. Sie schauen deutschsprachiges Fernsehen und lesen deutschsprachige Bücher.

Hazar entwickelt eine Eigenschaft, die ihm heute manchmal im Weg steht: Ehrgeiz. „Ich schätze das sehr an ihm“, sagt sein Ausbildungsleiter Klaus Bogner. „Aber oft setzt er sich auch zu sehr unter Druck.“ Und er findet: „Manchmal ist Hazar deutscher als viele Deutsche.“ Er sei überpünktlich und sehr zuverlässig, so Bogner.

Hazar macht seinen Hauptschulabschluss an der Carl-Schmidt-Schule in Pforzheim. An der Johanna-Wittum-Schule absolviert er ein Berufspraktisches Jahr. Er arbeitet als Verkäufer, macht Praktika beim Bäcker, im Baumarkt – nichts für ihn, wie er sagt. Dann bringt ihn seine Berufshelferin darauf, es doch mal mit einem Metallberuf zu probieren. Er bewirbt sich bei Inovan und absolviert im Februar 2013 ein Praktikum. „Ich war gleich begeistert von ihm“, erinnert sich Bogner. Doch Hazar hat Pech. Die Ausbildungsplätze für das kommende Jahr sind bereits alle belegt. Trotzdem bleibt er da – im Rahmen des Projekts Förderjahr des Arbeitgeberverbands Südwestmetall, das eigentlich schwer vermittelbare Jugendliche auf das Berufsleben vorbereitet. 2014 wird er als Lehrling übernommen. Zurzeit befindet sich Hazar Jameel Salo noch im ersten Ausbildungsjahr zum Stanz- und Umformmechaniker. Den Beruf gibt es erst seit August 2013. In der Lehrwerk-

Ein Video gibt es im Internet auf www.pz-news.de

WIE VIEL VERDIENT MAN WÄHREND DER AUSBILDUNG?



ZAHLEN ZUM THEMA

4

Ausbildungsstellen zum Stanz- und Umformmechaniker sind laut der Industrie- und Handelskammer Nordschwarzwald (HK) momentan in Pforzheim und im Enzkreis besetzt. Der neue Beruf wurde erst zum 1. August 2013 eingeführt, weshalb er in den hiesigen Unternehmen noch nicht in entsprechendem Umfang angeboten wird.

2

offene Ausbildungsstellen zum Stanz- und Umformmechaniker sind in Pforzheim und Enzkreis derzeit laut Agentur für Arbeit gemeldet.

DREI FRAGEN

1 Was macht man als Stanz- und Umformmechaniker? Stanz- und Umformmechaniker produzieren an Stanzpressen aus Blechen und Drähten Kontaktteile für die Automobilindustrie und für die Hausrätetechnik. Sie programmieren und richten Produktionsanlagen der Stanz- und Umformtechnik ein. Sie planen, überwachen und optimieren die Prozessabläufe und führen prozessbegleitende Prüfungen mit entsprechender Dokumentation durch.



Klaus Bogner, Ausbildungsleiter im Bereich Metallberufe beim Unternehmen Inovan

„Gute Mathe- und Techniken sind von Vorteil.“

2 Welche schulischen Leistungen werden vorausgesetzt? Hauptschul-, Werkrealschul- oder Realschulabschluss mit guten Mathe- und Technikennoten.

3 Welche Fähigkeiten und Interessen sollte man mitbringen? Der Beruf spricht vor allem Jugendliche mit handwerklichen und technischen Begabungen an. Ich würde empfehlen: Bei einem Praktikum ausprobieren. *nm*

statt bei Inovan lernt er zunächst die Grundlagen des neuen Metallberufs – Fräsen, Schleifen, Messen. „Die Arbeit macht mir großen Spaß“, sagt Hazar. In einigen Jahren sieht er sich als erfolgreichen Facharbeiter bei dem Birkenfelder Unternehmen. „Ich will den Techniker machen und außerdem eine Familie gründen.“ Vor allem aber will er ein geregeltes Einkommen haben. „Wir hatten einen Nachbar im Irak, der war Krankenpfleger und hatte jeden Monat das gleiche Gehalt. Er

und seine Familie waren nicht reich, aber sie konnten sich schöne Kleidung oder einen Schulranzen leisten. Wir nicht.“ Das will er auch schaffen. Zurück in den Irak möchte er nicht. „Höchstens Urlaub machen vielleicht, wenn sich die Lage beruhigt hat.“ Den Flüchtlingen, die sich in Deutschland ein neues Leben aufbauen wollen, rat er vor allem eines: „Ihr müsst immer ein Ziel vor Augen haben.“ Und dann heißt es: „Dranbleiben!“

In der Serie „Azubi des Monats“ stellen die sechs Volontäre der „Pforzheimer Zeitung“ jeden letzten Samstag im Monat einen Auszubildenden vor, der außergewöhnlich ist. Neben der Sonderserie gibt es auf www.pz-news.de/azubidesmonats oder bei Facebook auf www.facebook.com/azubidesmonats ein Video, in dem sich die Azubis vorstellen. Du willst „Azubi des Monats“ werden? Dann schicke uns deine Bewerbung an Internet@pz-news.de. Mehr Informationen erhältst du auf www.pz-news.de/azubidesmonats.

Wenn die erste Liebe dazwischen funkt

Die Gespräche mit acht Jugendlichen liefern die Grundlage für die Serie. Sie beschreibt in sechs Themenfolgen die Lebenswelt von Teenagern in Bremen.

Die Lebenswelt von Teenagern

In sechs Teilen zeigen wir die Lebenswelt von Teenagern in Bremen. Wir haben mit Teenagern geredet, nicht über sie. Acht Jugendliche haben die Fotografin China Hopson und ich über mehrere Wochen hinweg immer wieder getroffen. Wir haben ihren Alltag miterlebt, mit ihnen ihre Sorgen und Träume besprochen, mit ihnen über die sechs Themen gesprochen, die wir als die wichtigsten und spannendsten in diesem Alter identifiziert hatten: Liebe und Freundschaft, Schule, Freizeit und Musik, Körper und Sex, Alkohol und Drogen, und die Zukunft.

Die Jugendlichen haben wir so ausgewählt, dass wir ein möglichst umfassendes Bild zeichnen können. Wir hatten zwei 15-jährige Mädchen dabei, die in die 10. Klasse eines angesehenen Bremer Gymnasiums gehen; eine 18-Jährige, die mit 16 Mutter geworden ist; zwei Jungs mit Migrationshintergrund aus dem Freizeithaus, einer 18, der andere 19; den 13-jährigen Schlagzeuger einer Schülerband und die 15-jährige Sängerin der Band, die so gerne Punk wäre und den 16-jährigen Milad, der vor einigen Monaten als unbegleiteter minderjähriger Flüchtling nach Bremen gekommen war.

Die sechs Teile der Serie sind jeweils auf einer Panoramaseite erschienen, zusammen mit Grafiken zu dem jeweiligen Thema und einem Interview mit einem Experten, das Familien Lebenshilfe geben sollte. Das Datenmaterial habe ich als Autorin recherchiert, unsere Grafikabteilung hat die Zahlen dann in ansprechende Grafiken verwandelt.

Schwierigkeiten gab es insofern, als dass Jugendliche nicht so leicht auf Termine festzulegen sind, wie Erwachsene. Da fiel mal ein Treffen aus, da kam mal jemand zu spät, da war mal die kleine Tochter krank, und dann war das Thema Sex auf einmal doch nicht so ein ganz normales Thema, wie es anfangs im Gespräch mit einer Protagonistin schien.

Kathrin Aldenhoff

Noch Fragen?

Kathrin Aldenhoff, Redakteurin, Telefon: 0421/3671-3635, E-Mail: kathrin.aldenhoff@weser-kurier.de

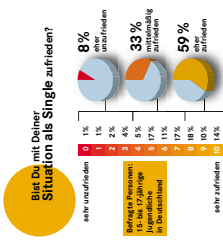


Ohne Tabus

Was ist in der Jugend 'cool' - so wie es immer war - das ist eine Frage, die sich nicht beantworten lässt. Denn was cool ist, das ist eine Frage der Zeit. Und was cool ist, das ist eine Frage der Generation. Und was cool ist, das ist eine Frage der Kultur. Und was cool ist, das ist eine Frage der Situation. Und was cool ist, das ist eine Frage der Person. Und was cool ist, das ist eine Frage der Zeit. Und was cool ist, das ist eine Frage der Generation. Und was cool ist, das ist eine Frage der Kultur. Und was cool ist, das ist eine Frage der Situation. Und was cool ist, das ist eine Frage der Person.



Einmal in der Woche fährt sie mit dem Fahrrad zum Supermarkt. Das ist für sie ein normales Leben. Und das ist es für viele andere Jugendliche auch.



Was ist Euch momentan wichtig im Leben?

Table with 4 columns: Activity, Percentage, and Source. Activities include: Aufstehen/Leben ohne Interessen (2.9%), Berufliche Karriere (3.1%), Hobby und Interessen (3.3%), and Partner suchen (3.5%).



Yara und Boris sind nicht nur Coaches, sondern auch Freunde. Sie kennen sich seit ihrer 'Gabel' und haben sich in der letzten Zeit wieder gefunden. Sie sind immer noch in Kontakt und besuchen sich regelmäßig.

TEENAGER UND IHR ALLTAG: IN UNSERER NEUEN SERIE GEHT ES UM LIEBE, FREUNDSCHAFT, SEX UND DROGEN - FOLGE 1



Da war zum Glück die Freundschaft noch da. In der Folge geht es um Liebe, Freundschaft, Sex und Drogen. Die Serie ist eine Mischung aus Komödie und Drama.

Wenn die erste Liebe dazwischenfunk

Die erste Liebe ist ein Ereignis, das viele Jugendliche in ihrer Jugend erleben. Es ist ein Moment, das sie oft als ein wichtiges Ereignis in ihrem Leben betrachten. Es ist ein Moment, das sie oft als ein Moment der ersten Liebe betrachten. Es ist ein Moment, das sie oft als ein Moment der ersten Liebe betrachten. Es ist ein Moment, das sie oft als ein Moment der ersten Liebe betrachten.



Lena hat die ersten Erfahrungen gemacht. Sie ist jetzt 17 Jahre alt und hat schon viele Erfahrungen gemacht. Sie ist jetzt eine junge Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft.



Maria hat keine Probleme damit, sich mit anderen Mädchen zu treffen. Sie ist eine junge Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft.

„Trösten heißt: die Klappe halten“

Das ist eine Geschichte über eine junge Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft. Es ist eine Geschichte über eine junge Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft. Es ist eine Geschichte über eine junge Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft. Es ist eine Geschichte über eine junge Frau, die ihre eigenen Entscheidungen trifft.



Die beiden sind ein Paar. Sie sind eine junge Frau und ein junger Mann, die ihre eigenen Entscheidungen treffen.

Acht junge Leute



Das sind acht junge Leute, die ihre eigenen Entscheidungen treffen. Sie sind eine Gruppe von acht jungen Menschen, die ihre eigenen Entscheidungen treffen.



Ohne Tabus

Was ist ein Tabu? Ein Verbot, das nicht gebrochen werden darf. In der Jugendkultur sind Tabus oft ungeschriebene Regeln, die das Verhalten der Jugendlichen steuern. Sie können sich auf alles beziehen, von der Kleidung bis zu den Beziehungen. In der Jugendkultur sind Tabus oft ungeschriebene Regeln, die das Verhalten der Jugendlichen steuern. Sie können sich auf alles beziehen, von der Kleidung bis zu den Beziehungen.

Die meisten Jugendlichen sind sich bewusst, dass sie in ihrer Freizeit Tabus brechen können. Sie wissen, dass sie sich nicht an die Regeln halten müssen, wenn sie das wollen. Sie wissen, dass sie sich nicht an die Regeln halten müssen, wenn sie das wollen.



Parade der Berliner Band Die Ärzte im Musikpark am Wannsee. In Anwesenheit von über 100.000 Fans. Die Ärzte sind die erfolgreichste Band Deutschlands.



Was uns die Zukunft bringen soll

Mit 16 in der Perspektive des Schuljahres beendet. Mit anderen jungen Rückzüglerinnen bespricht er die eigene Zukunft. Nach einem Schuljahr war er 12 Jahre alt und hat sich für die Zukunft entschieden.

Nach der Pause kommen vier junge Leute zurück. Sie sind alle in der gleichen Situation. Sie sind alle in der gleichen Situation. Sie sind alle in der gleichen Situation. Sie sind alle in der gleichen Situation.

12-Jährige werden Vollqualifizierendes. Auf die Ausbildung ist man verpflichtet. Man muss eine Ausbildung machen. Man muss eine Ausbildung machen. Man muss eine Ausbildung machen.



Mit 16 ist es noch nicht so weit, wie man denkt. Man muss sich für die Zukunft entscheiden. Man muss sich für die Zukunft entscheiden.

Wichtig ist eine Perspektive

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

Acht junge Leute



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.



Einmalige Vorstellung von sich. „Aber ich“



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.



Die meisten Jugendlichen haben eine Perspektive. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen. Sie wissen, was sie machen wollen.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität

LEBENSHILFE

- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

**Rat, der den Leser
ans Blatt bindet**

Lebenshilfe ist Leserhilfe. Zeitungen, die sie anbieten, tun Gutes und sie tun sich Gutes, sie verstärken die Bindung ihrer Leser an die Zeitung. Sie präsentieren Menschen, die anderen Menschen helfen. Sie greifen heikle Themen auf. Sie leuchten Ecken unseres Alltags aus, an denen man gern vorbei sieht: Tod und Sterben, Jugend und Gewalt, Jugend und Alkohol. Sie machen diese Themen zum Stadtgespräch, zum Gespräch in der Region und bewegen ihre Leser sich zu engagieren – mit mehr als nur mit Geld.

Wie sich das Leben regeln lässt

Wer über sich und sein Leben verfügen will, hat viel zu regeln: Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht, Bankvollmacht, Organspende: Der Mensch muss sich kundig machen, die Zeitung hilft – mit Tipps und vielen Beispielen aus der Region.

Organspende, Sorgerechtsverfügung, Patientenvollmacht und mehr

Man hat ja noch Zeit, bis man 60 oder 70 ist, denken die meisten Deutschen. Nur 18 Prozent haben ein Testament gemacht. Warum soll ich in jungen Jahren mein Leben regeln? Dabei verunglücken jedes Jahr 22 000 Deutsche tödlich.

Ein junges Ehepaar (35, 32) aus dem Kreis Waldshut möchte bestimmen, wo die Eltern ums Leben kommen. In einer Sorgerechtsverfügung benennen sie einen Vormund und nehmen in der Regel die Entscheidung dem Familiengericht ab, wo die minderjährige Tochter künftig leben soll.

Eine 21-Jährige aus Bad Säckingen hat schriftlich verfügt, dass sie ihre Organe spenden will. „Man stelle sich vor“, sagt sie, „man steht als junger Mensch da, braucht ein lebenswichtiges Organ und bekommt keines.“ Und wo sie ihre letzte Ruhe finden will, hat die gesunde junge Frau auch schon geregelt („in einem Friedwald“).

Eine 44-Jährige aus Friedrichshafen und ihre Schwester (57) haben sich intensiv

mit dem Thema Patientenverfügung auseinandergesetzt. Sollen sie am Lebensende hilflos an Maschinen hängen und sich selber nicht äußern können? Wer entscheidet für sie? Vorsorgevollmacht, Bankvollmacht, digitales Erbe – das sind weitere Komplexe, die es zu regeln gilt. Denn der Tod kommt bestimmt, eine banalere Erkenntnis gibt es nicht.

Der SÜDKURIER hat sich in der achttägigen Serie „Das Leben regeln“ mit den wichtigsten Fragen beschäftigt. In allen Folgen schildern Leser aus unserem Verbreitungsgebiet sehr persönlich ihre Eindrücke – mit all ihren Erfahrungen, den Diskussionen zuhause, den juristischen Fallen, die es zu vermeiden gilt. Und in allen Folgen erfahren Sie, wo es Hilfe gibt.

Die Serie wurde begleitet von einem 100-seitigen Ratgeber-Heft, das sich mehr als 5.000-mal verkaufte (9,90 Euro für Abonnenten). Es ist das bestverkaufte Verlagsprodukt beim SÜDKURIER. Und selbstverständlich gibt es die Serie auch als eBook.

Stefan Lutz

Wertvoller Wegweiser

Was soll passieren, wenn man nicht mehr selbst für sich entscheiden kann? Bei der Vorsorge für den Ernstfall wird schnell deutlich, dass im Vorfeld viele Entscheidungen mit weitreichenden Konsequenzen getroffen werden müssen. Mit der Sonderveröffentlichung „Das Leben regeln“ gibt das SÜDKURIER Medienhaus wichtige Hilfestellungen. Hier finden sich auf rund 100 Seiten alle entscheidenden Unterlagen für die Vorsorge eines Notfalls zu Lebzeiten und für den Todesfall. Der handliche Ratgeber enthält eine übersichtliche Sammlung aller wichtigen Vorlagen. Daneben gibt es eine ganze Reihe praktischer Tipps zum Ausfüllen oder zur Aufbewahrung der Dokumente. Denn oft geht es um Entscheidungen, bei denen einiges an rechtlichen Grundlagen beachtet werden sollte, da sie sonst nicht mehr wirksam sein könnten. Die Übersichtlichkeit dieses Ratgebers garantiert, dass die gesuchten Vorlagen auch einfach gefunden werden.



Noch Fragen?

Stefan Lutz, Chefredakteur, Telefon: 07531/999-1213, E-Mail: stefan.lutz@suedkurier.de



Redakteurin Beate Schierle steht mit beiden Beinen im Leben – bis mit der Krebs-Diagnose das Thema „Leben regeln“ erschreckend schnell Aktualität bekommt. Mittlerweile blickt die 47-jährige wieder optimistisch in die Zukunft. Sie ist sich sicher, dass die Auseinandersetzung mit dem Lebensende wichtig ist, auch wenn das Thema nicht das Leben bestimmen sollte.

BILD: PATRIC KASTNER

will meinen Körper noch einmal so sehen und spüren, wie er war.

In einer Buchhandlung dort finde ich das Buch „Das Prinzip Apfelbaum. Was bleibt“, in dem Prominente, fotografiert von Bettina Filmer, von den Gedanken erzählen, die sie angesichts ihres eigenen Todes haben, was sie weitergeben wollen, was am Ende von ihnen bleiben soll. Die Geigerin Anne-Sophie Mutter umarmt in einem leeren Konzertsaal Musik und Publikum, der Bergsteiger Reinhold Messner blickt mit grauweißem Bart von einem Berg in die Ferne. Er sagt: „Wenn ich den Tod als das selbstverständliche Ende meines Daseins annehme, kann ich mein Leben viel besser ausfüllen. Ich genieße die Möglichkeit, zu gestalten. Ich genieße die Möglichkeit, zu erfahren.“

Ich merke, dass ich allmählich ruhiger werde. Es kann sein, dass ich diese Krankheit nicht überlebe. Es kann aber auch sein, dass ich damit 90 werde. Zurück von der Wellness-Woche beginne ich, die wichtigsten Dinge in meinem Leben zu ordnen. Zwei Wochen habe ich noch bis zur OP. Für ein Testament oder eine Patientenverfügung reicht

mir die Zeit nicht. Aber ich besorge eine Bankvollmacht für meinen Mann, denn bislang hatten wir getrennte Konten. Es ist schon unheimlich, wenn man in die Bankfiliale geht, in der man sonst Überweisungen abgibt und Schweizer Franken zum Bummeln in Zürich tauscht und sagt: „Ich möchte meinem Mann eine Bankvollmacht einräumen. Was müssen wir genau tun?“ Die Banker fragen nicht nach. Aber das Erstaunen ist in ihren Augen abzulesen.

Statt einer Patientenverfügung setze ich ein Schriftstück auf, laut dem, sollte bei der OP Komplikationen auftreten und ich ins Koma fallen, die lebenserhaltenden Geräte nach einer Woche abgeschaltet werden sollen. Auch eine Magensonde zur künstlichen Ernährung lehne ich ab. Mein Verstand und mein freier Wille gehen mir über alles. Von diesem Papier wird auch die operierende Ärztin unterrichtet. Sie sagt: „Es ist gut, wenn wir das wissen.“

Mit meinem Mann spreche ich darüber, die wichtigsten Dinge in meinem Leben zu ordnen. Zwei Wochen habe ich noch bis zur OP. Für ein Testament oder eine Patientenverfügung reicht

statung in einem Friedwald, weil ich die Natur liebe. Bodensee, Wald und Vogelgezwitscher haben mir bei meinen vielen Spaziergängen vor der OP gut getan, sie haben mein Gedankenkarussell gestoppt und mich daran erinnert, dass ich Teil des großen Ganzen bin, das kommt und geht.

Am Tag der OP sein Leben ganz in die Verantwortung anderer Menschen legen – das ist eine erste Übung für das, was uns für unseren großen Abschied bevorsteht. Als ich aufwache, kann ich wegen des engen Verbandes kaum atmen. Aber alles ist gut gegangen. Am Morgen danach ist der Himmel noch fast dunkel, als ich erwache. Aber über dem Horizont steht eine wunderbar schmale Mondsichel, dicht neben ihr ein leuchtender Stern. Ich bin mir sicher, noch nie so etwas Schönes gesehen zu haben.

Die Wochen vergehen, die Wunde verheilt, die Narbe wird blässer. Die Strahlentherapie, die von Frauen, die eine Chemo hinter sich haben, als Spaziergang bezeichnet wird, kostet erneut Kraft. Aber die Prognose ist gut. Dieses Mal noch wird der Tod mich gehen las-

sen. Aber er hat sich mir schon einmal vorgestellt, sage ich zu Verwandten und Kollegen. Und wenn es dann soweit ist, will ich sagen können: Willkommen.

Testament und Patientenverfügung – das sind die nächsten Aufgaben, die vor mir liegen. Obwohl das genau genommen nicht stimmt. Meine wichtigsten Aufgaben der Zukunft sind: gesund werden; wieder im Meer schwimmen; ein Konzert von Coldplay besuchen, obwohl ich Stadion-Konzerte nicht mag; vielleicht nach Vietnam fahren. Wir sind alle nur eine begrenzte Zeit hier – wir sollten sie nutzen. Dazu gehört auch, sich rechtzeitig Gedanken über den eigenen Tod zu machen. Denn sonst laufen wir Gefahr, dass am Ende andere für uns entscheiden.

Ein ausführliches Interview mit Gerhild Becker: www.suedkurier.de/leben-regeln

Literatur-Tipps: **Irvin D. Yalom: In die Sonne schauen.** Wie man die Angst vor dem Tod überwindet. btb, 9,99 Euro

Helmut Bachmaier: Lektionen des Alters. Kulturhistorische Betrachtungen. Wallstein-Verlag (erscheint im September)

Die Serie

Das Leben regeln

Was gehört alles zum Thema „Das Leben regeln“ dazu? Menschen aus der Region erzählen von ihren wichtigsten Entscheidungen.

SÜDKURIER

Ausblick: Was jeder tun sollte, um sein Leben zu regeln 7. März

- | | |
|--------------------------------|-----------|
| 1. Woche: Testament | 14. März |
| 2. Woche: Sorgerechtsverfügung | 21. März |
| 3. Woche: Patientenverfügung | 28. März |
| 4. Woche: Vorsorgevollmacht | 4. April |
| 5. Woche: Bankvollmacht | 11. April |
| 6. Woche: Unterlagen ordnen | 18. April |
| 7. Woche: Digitales Erbe | 25. April |
| 8. Woche: Im Todesfall | 2. Mai |

Essay: **Zu Lebzeiten Verantwortung übernehmen** 9. Mai

Diese Menschen haben für sich die besten Lösungen gefunden

Ein Blick in verschiedene Statistiken zeigt es deutlich: Bei den meisten Menschen in Deutschland besteht beim Thema „Leben regeln“ noch Nachholbedarf. So haben beispielsweise nur 18 Prozent aller Deutschen ein Testament und nur ein 25 Prozent haben eine Patientenverfügung – obwohl rund die Hälfte der Deutschen eine solche plant. Doch solche Entscheidungen sind auch sehr persönlich. Es geht dabei um den Umgang mit den eigenen Angehörigen. Das Wissen um die Dinge, die getan werden müssen, ist das eine – das Leben zu regeln, umfasst aber auch die Auseinandersetzung mit der eigenen Sterblichkeit. In den vergangenen Wochen haben Menschen vom Hochrhein über den Schwarzwald bis zum Bodensee beschrieben, wie sie ganz unterschiedliche Bereiche ihres Lebens für sich geordnet haben; acht wichtige Themen und auch beeindruckende Begegnungen.



Das Testament: Roland Mehringer aus Tettlihan hat seinen Nachlass mithilfe seines Anwalts geregelt. BILDER: JASCH-RAMSTECK



Sorgerechtsverfügung: Thomas und Evelyn van Kreuningen aus Horheim im Kreis Waldshut haben für ihre Tochter vorgesorgt.



Patientenverfügung: Für Sandra Berthold (l.) und Georgia Ralthmaier aus Friedrichshafen ist Selbstbestimmung wichtig.



Vorsorgevollmacht: Engelbert Cicak aus Konstanz ist sich bewusst, dass jederzeit ein Notfall eintreten kann.



Bankvollmacht: Auch über Geld muss man reden – Werner Trunz aus Donaueschingen hat mit Vollmachten vorgesorgt.



Unterlagen ordnen: Sascha Lahr aus Geisingen möchte, dass seine Partnerin im Ernstfall Zugriff auf die Dokumente hat.



Digitales Erbe: Das Thema Nachlass im Netz gewinnt an Bedeutung. José Morla aus Murg hat alle Zugangsdaten geordnet.



Im Todesfall: Joana Ramsteck aus Bad Säckingen ist 21 Jahre alt und hat bereits Vorkehrungen für ihr Lebensende getroffen.

Vorsorge macht das Leben leichter

Das Leben regeln: Es ist beruhigend, wenn die eigenen Angelegenheiten schon zu Lebzeiten in Ordnung gebracht sind. Aber welche Bereiche betrifft das? Die große SÜDKURIER-Serie gibt in den kommenden Wochen Antworten auf die drängendsten Fragen

VON MONIKA O. LHEIDE

Mal ehrlich: Haben Sie eigentlich schon Ihr Leben geregelt? Also für den Notfall vorgesorgt? Sind Ihre Angehörigen in der Lage, alle Entscheidungen in Ihrem Sinne zu treffen, wenn Sie selbst das nicht mehr können? Ein Blick in die verschiedenen Statistiken zeigt: Bei den meisten Menschen in Deutschland besteht hier noch deutlicher Nachholbedarf. Und es ist auch gar nicht so einfach, alle wichtigen Dinge zu organisieren. Denn mit einem Formular ist es längst nicht getan. Viele gesetzliche Vorschriften gilt es zu beachten, die richtige Form muss eingehalten werden. Wenn es darum geht, sein Leben zu regeln, tun sich eine Vielzahl von Fragen auf: Reicht es denn überhaupt, ein Testament aufzusetzen? Wann wird eine Vorsorgevollmacht nötig? Ist eine Bankvollmacht immer ausreichend?

Menschen aus der ganzen Region, vom Bodensee, aus dem Schwarzwald und vom Hochrhein, erzählen in den kommenden Wochen im Rahmen unserer Serie „Das Leben regeln“ von den wichtigsten Entscheidungen ihres Lebens – und davon, wie schwierig es war, sie zu treffen. Das Wissen um die Vorgaben, die man einhalten muss, ist dabei allerdings nur ein Aspekt. Fast noch entscheidender ist die inhaltliche und emotionale Auseinandersetzung mit dem Thema Sterben und Lebensende. Hier sind häufig Mut und auch Überwindung gefragt.

Zur Popularität eines Stammthemas fehlt es der Materie. „Das Leben regeln“ an Charme und Unbeschwertheit. Keineswegs aber an inhaltlichem Gewicht. Und das längst nicht nur für ältere Generationen. Immer ist es der Tod, eine schwere Krankheit oder ein schrecklicher Unfall, wenn es darauf ankommt, dass das Leben geregelt ist. In Deutschland verloren im Jahr 2013 fast 22 000 Menschen ihr Leben bei einem Unfall. Manchmal kann es schnell gehen. Umso wichtiger ist die richtige Vorsorge zur richtigen Zeit.

Der Humanist Albert Schweitzer (1875-1965) formulierte es so: „Das einzig Wichtige im Leben sind Spuren von Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir ungefragt weggehen und Abschied nehmen müssen.“ Doch in der Realität haben Angehörige nicht selten mit der Regelung eines ungeordneten Nachlasses, dem Treffen von essenziellen Entscheidungen, von denen sie nicht wissen, ob sie richtig sind, und dem Zusammensuchen der wichtigsten Unterlagen zu kämpfen. Eine zusätzliche Belastung zur Trauer, die jeder seinen Nachkommen im Vorfeld ersparen kann. Aber wer spricht schon gerne



„Das einzig Wichtige im Leben sind Spuren von Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir ungefragt weggehen und Abschied nehmen müssen.“

Albert Schweitzer, Humanist (1875-1965)

über das Sterben? In seiner Familie, mit dem Partner, im engen Bekannten- und Freundeskreis? Und zu welchem Zeitpunkt? In den Ferien, am Wochenende, beim Abendessen? Auch diese Fragen werden im Rahmen der Serie „Das Leben regeln“ aufgetrieben. Wenn auch kein Leben wie das andere ist und viele Umstände individuell betrachtet werden müssen, so gibt es doch eine Reihe grundlegender Themen, von solch allgemeiner Bedeutung, mit denen sich jeder auseinandergesetzt haben sollte. Die Serie „Das Leben regeln“ bietet hier eine erste Orientierung. Verschiedene Schwerpunkte werden aufgezeigt, wobei jeweils auch namhafte Experten zu Wort kommen. Denn die Kenntnis der Fakten hilft beim Angehen der einzelnen Aspekte. Diese Themen werden im Rahmen der Serie genauer vorgestellt:

1 Das Testament bietet viele Möglichkeiten, hat aber Besonderheiten. Weithin bekannt ist das Testament zur Regelung des Nachlasses: Es legt fest, wie das Vermögen an die Erben verteilt wird, und erklärt den letzten Willen des Betroffenen. Eine Allensbach-Studie

im Auftrag der Postbank ergab, dass im Jahr 2012 rund 18 Prozent aller Deutschen ab 16 Jahren ein Testament abgeschlossen hatten. Doch nicht jedes Testament ist gleich. Es wird unterschieden zwischen notariellem Erbvertrag, notariellem Testament und handgeschriebenem Testament. Bei Ehepartnern ist das sogenannte Berliner Testament möglich: Der überlebende Ehepartner wird alleiniger Vollerbe. Welche Form für das gewünschte Ergebnis die richtige ist, oder ob überhaupt ein Testament gebraucht wird, muss jeder selbst entscheiden. Liegt zum Zeitpunkt des Todes keines vor, gilt die gesetzliche Erbfolge, die im Bürgerlichen Gesetzbuch geregelt ist.

2 Die Sorgerechtsverfügung betrifft die Zukunft minderjähriger Kinder. Vorallem für Eltern mit kleinen Kindern stellt sich die Frage, was mit dem Nachwuchs passiert, wenn beide Elternteile versterben sollten. Ob Unfall oder Krankheit: Im vergangenen Jahr wuchsen in Baden-Württemberg 700 Kinder als Vollwaisen auf. Eine dramatische Situation für die Kinder, die in ihrer Trauer um die Eltern besonderen Halt brauchen. Wo wären sie im Ernstfall am besten aufgehoben: Bei Verwandten, bei guten Freunden? Hier können Eltern im Vorfeld wichtige Anhaltspunkte für eine dann anstehende Entscheidung des Familiengerichts geben.

3 Die Patientenverfügung gibt Sicherheit bei medizinischer Behandlung. Selbstbestimmung ist ein wichtiges Recht – auch und gerade, wenn es um medizinische Behandlung geht. Mit einer Patientenverfügung lässt sich der Wille bekunden, auch wenn der Betroffene selbst diese Entscheidungen beispielsweise aufgrund einer schweren Krankheit nicht mehr treffen kann. Die Bandbreite der Inhalte wird individuell bestimmt und kann von apparativer Lebensverlängerung bis hin zur Gabe von Medikamenten reichen, die lebensverkürzend wirken. Wichtig ist es dabei, eine vertraute Person zu bestimmen, die im Ernstfall den Willen des Betroffenen deutlich vertritt. Der Wunsch nach Selbstbestimmung bis zum Schluss ist in Deutschland groß, wie eine Forsa-Umfrage aus dem Jahr 2012 zeigt. Demnach hat etwa ein Viertel aller Deutschen eine Patientenverfügung, und rund die Hälfte der Bürger plant, eine solche zu verfassen.

4 Mit der Vorsorgevollmacht werden mehrere Lebensbereiche abgedeckt. Die Zahl der Pflegebedürftigen steigt kontinuierlich an. Viele von ihnen sind nicht mehr in der Lage, selbst Entschei-

Die Auseinandersetzung mit dem Leben ist individuell

Leben und Tod sind Themen, die dem Leiter der Seelsorge-Einheit Bad Säckingen-Murg, Dekan Peter Berg, fast täglich begegnen. Er hat viele Erfahrungen gemacht, wann und wie sich Menschen mit der Endlichkeit des Seins auseinandersetzen.

► **Erfahrung:** Ganz unterschiedliche Situationen hat Dekan Peter Berg bei zahlreichen Trauergesprächen mit Angehörigen erlebt. „In manchen Fällen ist fast alles geregelt und durch den Verstorbenen vorgegeben, in anderen Fällen trifft man auf Unsicherheit oder sogar Hilflosigkeit der Angehörigen“, sagt er.

► **Auseinandersetzung:** Wann sich Menschen mit der Regelung ihres Lebens beschäftigen, ist nach Bergs Erfahrung unterschiedlich. Oft seien es Schicksalsschläge wie der Verlust eines geliebten Menschen, die zum Nachdenken über das eigene Leben führen. „Auslöser können aber auch Grenzerfahrungen wie körperliche



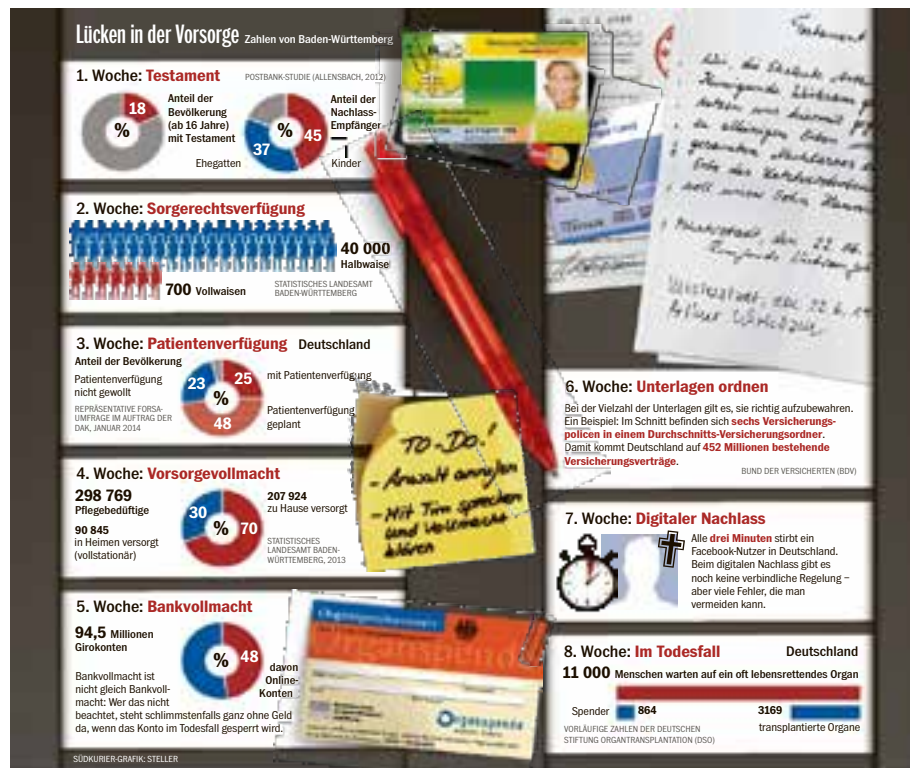
Dekan Peter Berg kennt die Schwierigkeiten des Themas Abschied. BILD: ARCHIV

oder psychische Krankheiten sein.“ Dabei spiele das Lebensalter zwar eine eher untergeordnete Rolle, doch: „Mir fällt auf, dass gerade ältere Menschen eher bereit sind, sich mit dem Thema Tod auseinanderzusetzen.“

► **Wünsche:** Vorsorge-Dokumente können laut Berg eine große Hilfe sein. „Gerade die Patientenverfügung

ist eine der sinnvollsten Einrichtungen, denn sie entlastet die Angehörigen.“ Liege keine Regelung vor, so würden schnell Zweifel auftreten. „Die Angehörigen fragen sich oft, ob es die richtige Entscheidung war, den geliebten Menschen gehen zu lassen, und geben sich zum Teil die Schuld an dessen Tod“, erklärt Dekan Berg. Das sei eine enorme psychische Belastung, die zur normalen Trauerarbeit hinzukommt.

► **Gespräche:** „Es ist immer eine heikle Situation, mit Angehörigen und nahestehenden Menschen über das Lebensende und die eigenen Wünsche zu sprechen“, so Berg. Manche würden dieses Thema im Dialog mit Angehörigen oder Freunden meiden, andere seien eher offen und suchten zu Lebzeiten nach Lösungen. Dekan Peter Berg ist sicher: „Eigentlich gibt es keinen richtigen Zeitpunkt und auch keine Musterlösungen, aber für jeden einen individuellen Weg.“ (mo)



Wertvoller Wegweiser

Was soll passieren, wenn man nicht mehr selbst für sich entscheiden kann? Bei der Vorsorge für den Ernstfall wird schnell deutlich, dass im Vorfeld viele Entscheidungen mit weitreichenden Konsequenzen getroffen werden müssen. Mit der Sonderveröffentlichung „Das Leben regeln“ gibt das SÜDKURIER Medienhaus wichtige Hilfestellungen. Hier finden sich auf rund 100 Seiten alle entscheidenden Unterlagen für die Vorsorge eines Notfalls zu Lebzeiten und für den Todesfall. Der handliche Ratgeber enthält eine übersichtliche Sammlung aller wichtigen Vorlagen. Daneben gibt es eine ganze Reihe praktischer Tipps zum Ausfüllen oder zur Aufbewahrung der Dokumente. Denn oft geht es um Entscheidungen, bei denen einiges an rechtlichen Grundlagen beachtet werden sollte, da sie sonst nicht mehr wirksam sein könnten. Die Übersichtlichkeit dieses Ratgebers garantiert, dass die gesuchten Vorlagen auch einfach gefunden werden.

Dieses Buch ist das erste, das traumde Angehörige im Ernstfall in die Hand nehmen, und es hilft mit klaren Anweisungen dabei, im Sinne des Betroffenen zu handeln. Es beantwortet die wichtigsten Fragen, beispielsweise nach Versicherungen, Testament und den Orten, an denen die Unterlagen zu finden sind. „Das Leben regeln“ umfasst Themen von A wie Altersvorsorgevollmacht bis Z wie Zustellungsvollmacht und lässt keine Fragen offen. Damit erfüllt es den Wunsch vieler, den eigenen Willen zu vermitteln, auch wenn man sich selbst nicht mehr äußern können sollte, und ist eine wichtige Unterstützung für Angehörige.

Erhältlich ist die Sonderpublikation „Das Leben regeln“ ab Mittwoch 11. März, in allen Geschäftsstellen des SÜDKURIER sowie telefonisch unter der gebührenfreien Rufnummer 0800 880 8000 (aus dem Festnetz der DTAG). Abonnenten zahlen 9,90 Euro und bestellen die Sonderpublikation versandkostenfrei, Nicht-Abonnenten zahlen 15,90 Euro zuzüglich 4,95 Euro Versandgebühren.

Für SK Plus-Mitglieder
 Das große Paket an Informationen rund um das Thema „Das Leben regeln“, umfasst aber noch einiges mehr. So finden SK Plus-Mitglieder exklusiv zu jedem Themenschwerpunkt weitere Inhalte im Internet. Ob Musterverträge oder Checklisten – juristisch geprüft und damit verlässlich – oder die wichtigsten Hintergründe übersichtlich zusammengestellt: Profitieren Sie als Mitglied von SK Plus von vielen weiterführenden Informationen und nützlichen Zusatzangeboten.

Alle Informationen rund um die Serie „Das Leben regeln“ im Dossier: www.suedkurier.de/leben-regeln

dungen zu treffen, und gelten als nicht mehr geschäftsfähig. Für diesen Fall kann eine Person des Vertrauens bestimmt werden, die im Ernstfall entsprechend der eigenen Wünsche handelt. Eine Vorsorgevollmacht kann eine Vielzahl von Bereichen umfassen, wie beispielsweise Finanzangelegenheiten, Aufenthaltsbestimmung und die Gesundheitsvorsorge. Nahe Familienangehörige sind übrigens ohne eine Vollmacht nicht befugt, in diesen Bereichen zu handeln. Das absolute Vertrauensverhältnis zu der bevollmächtigten Person ist unverzichtbar.

5 Bankvollmachten sichern Zugriffe auf die Finanzen des Betroffenen. Wer glaubt, dass es bei Bankvollmachten keine Unterschiede gibt, der irrt sich. Sie können sehr eingeschränkt erteilt werden oder größeren Handlungsspielraum bieten. Schwierig wird es, wenn niemand eine Vollmacht hat, denn im Todesfall wird das Konto gesperrt. Je nachdem, wie ein Konto angelegt wurde, kann das schlimmstenfalls sogar bedeuten, dass selbst der Ehepartner dann keinen Zugriff mehr hätte.

Diese Menschen und Themen erwarten Sie in den kommenden Wochen

Roland Mehringer aus Tettmang im Bodenseekreis weiß genau, was nach seinem Tod mit seinem Besitz passieren soll. Sein Testament hat er schon vor einigen Jahren aufgesetzt, damit die Familie versorgt ist. Doch zufrieden war er erst, als sichergestellt war, dass ein Teil seines Geldes in eine Stiftung fließen wird. So wurde er Gründungsmitglied der Tettmanger Bürgerstiftung. Damit der letzte Wille auch tatsächlich wunschgemäß umgesetzt werden kann, gilt es einiges an Formalitäten zu beachten. Schnell ist hier eine gesetzliche Regelung übersehen. Welche Fehler es beim Aufsetzen eines Testaments zu vermeiden gilt und die Hintergründe über Roland Mehringers Plan davon, was mit seinem Geld geschehen soll, lesen Sie am **14. März**.

Evelyn und Thomas van Kreuningens aus Horheim im Kreis Waldshut wollen hinsichtlich der Zukunft ihrer kleinen Tochter nichts dem Zufall überlassen. Darum hat das Ehepaar für den Fall, dass sie beide ums Leben kommen sollten, mit einer Sorgerechtsverfügung vorgesorgt. Denn wenn beide Elternteile sterben, entscheidet das Familiengericht, wo die minderjährigen Kinder künftig leben sollen. Das entspricht aber nicht immer dem Wunsch der Eltern. Verschieden sind, was mit ihrem Nachwuchs passieren würde. Längst nicht zu allen Verwandten ist das Verhältnis ungetrübt. Wie die Familie sich entschieden hat und warum Paten bei der Vormundschaft meist keine Rolle spielen, erfahren Sie am **21. März**.

Sandra Barthold und Georga Raithmaier (von links) aus Friedrichshafen haben sich intensiv mit dem Thema Patientenverfügung auseinandergesetzt. Zum Lebensende hilflos an Maschinen hängen? Sich selber nicht äußern können? Angehörige, die eine Entscheidung treffen müssen, von der sie nicht wissen, ob sie richtig ist? Eine Horrorgeschichte. Wer das vermeiden möchte, kann in einer Patientenverfügung diese Fragen im Vorfeld klären: Was möchte ich behandelt werden? Was möchte ich auf keinen Fall? Wie viel Überwindung es kosten kann, dieses vermeintlich einfache Formular auszufüllen, und wie ein das Leben manchmal überraschend bei der Entscheidungsfindung einholt, lesen Sie in unserem Serienbeitrag am **28. März**.

José Morla aus Murg am Hochrhein kennt sich in Sachen Datenschutz bestens aus, und auch das Thema digitales Erbe ist ihm vertraut. Denn: Die Welt wird immer digitaler, aber längst nicht alle Internetsurfer sind darauf bereits eingestellt. Alle drei Minuten stirbt ein Facebook-Nutzer in Deutschland, viele E-Mail-Konten bleiben unentdeckt, Online-Abo fallen erst lange nach der Beerdigung auf – und die Urlaubsbilder in der Cloud? All das ist für die Erben nicht oder nur sehr schwer erreichbar, sofern es nicht im Vorfeld geregelt wird. Aber: Es ist ein ganz neues Thema, und wo klare Vorgaben fehlen, werden schnell Fehler gemacht. Eine Möglichkeit, den digitalen Nachlass zu organisieren, beschreibt Morla am **25. April**.

Joana Ramsteck aus Bad Säckingen ist erst 21 Jahre alt. Sie weiß aber genau, wie ihr Lebensende ausssehen soll. Die junge Frau besitzt seit Jahren einen Organspendeausweis. Hierof der Gedanke unerträglich, dass jemand sterben müsste, nur weil sie ihre Organe im Falle ihres Todes nicht zu spenden bereit wäre. Auch wenn das Vertrauen vieler Deutscher in die Organspende seit dem Transplantations-Skandal 2012 erschütterter ist – die 21-Jährige vertraut auf die Ärzte. Joana Ramsteck hat sich auch genaue Gedanken darüber gemacht, wie sie bestattet werden möchte und dies schriftlich festgehalten. Wie das geht, welche Vorteile es hat und wie eine so junge Frau dazu kommt, sich mit einem solchen Thema auseinanderzusetzen, lesen Sie am **2. Mai**.

Die Serie

Was gehört alles zum Thema „Das Leben regeln“ dazu? Menschen aus der Region erzählen von ihren wichtigsten Entscheidungen.

Ausblick: Was jeder tun sollte, um sein Leben zu regeln 7. März

- | | |
|--------------------------------|-----------|
| 1. Woche: Testament | 14. März |
| 2. Woche: Sorgerechtsverfügung | 21. März |
| 3. Woche: Patientenverfügung | 28. März |
| 4. Woche: Vorsorgevollmacht | 4. April |
| 5. Woche: Bankvollmacht | 11. April |
| 6. Woche: Unterlagen ordnen | 18. April |
| 7. Woche: Digitales Erbe | 25. April |
| 8. Woche: Im Todesfall | 2. Mai |

Essay: Zu Lebzeiten Verantwortung übernehmen 9. Mai



SÜDKURIER

200 Vorschläge zum Selbermachen

Die Serie umfasst 15 Teile. Verbunden damit ist ein Wettbewerb, bei dem Leser ihre eigenen Do-it-yourself-Ideen einreichen können. Mehr als 200 Vorschläge landen auf dem Tisch der Redaktion.

36 BADISCHE ZEITUNG

BZ-SPEZIAL

MONTAG, 21. SEPTEMBER 2015

Betreutes Schrauben

BZ-SERIE „SELBERMACHEN“ (TEIL 8): In der Selbsthilfswerkstatt können die Kunden ihre Räder selbst reparieren – und lernen dabei etwas / Von Nadja Al-Khadaf

Schlauch flicken, Kette spannen, halbiertes Licht tauschen – nicht für jede Reparatur muss das Fahrrad in die Werkstatt gebracht werden. Kleinere Probleme können auch selbst gelöst werden – wenn man weiß, wie es geht. Anleitung und Hilfe gibt es in Selbsthilfswerkstätten. Ein Besuch.

Auf den ersten Blick ist die Fahrradwerkstatt im letzten Hof auf dem Gelände der Freiburger Fabrik eine ziemlich gewöhnliche Werkstatt. Alles sieht voller Räder, manche davon sind komplett, andere in ihrer Einzelteile zerlegt. Es riecht nach Schmieröl, an den Wänden hängen Rahmen, Treteiler und Sattelstützen. Das ist keine Werkstatt, in der nur inspiziert, ausgetauscht und weggeworfen wird, hier wird geflickt und repariert – und zwar von den Kunden selbst.

Zum Erklären gibt es die Profis

Die Selbsthilfswerkstatt gehört zu den „Badegheim“ in Freiburg. Der Betriebsrat steht sich als Kollektiv. „Keiner ist Chef, jeder ist Chef“, sagt Jonas Rottmüller (24), der an diesem Tag Dienst hat und zwischen drei Rädern hin und her springt. 1980 gegründet von „arbeitskritischen, umwelt- und verkehrsbewussten Studierenden“, wollen die Badegheim ein Zeichen setzen: reparieren statt wegwerfen. Ein Gedanke, der in den vergangenen Jahren wieder eine größere Bedeutung gewonnen hat.

Heute arbeiten in der Habburgerstraße keine Studenten mehr, sondern ausgebildete Zweiradmechaniker. Die Idee ist aber dieselbe geblieben: Die Räder sollen ihr Fahrrad selbst reparieren. Mit Hilfe der Profis, aber auf eigene Faust.

„Wenn in einem Fahrradladen geht und etwas an deinem Rad kaputt ist, wird



Die Profis haben den Überblick: die Selbsthilfswerkstatt in der Freiburger Fabrik

FOTOS: INGO SCHNEIDER

der heutzutage sofort gesagt: Das lohnt sich nicht, das muss weg. Und dann empfiehlt man dir, am besten gleich ein neues Rad zu kaufen“, sagt Ally Dolle, Jahrgang 1959 und Maschinenbauingenieur. Wer sein Rad selbst reparieren will, geht in die Selbsthilfswerkstatt – am besten mit Geld und Zeit. Kunden gibt es viele, Zweiradmechaniker aber immer nur drei pro Schicht. Zwei davon arbeiten in der Selbsthilfe, einer im Laden, im „Normalgroove“, wie die Mechaniker die Reparaturzeit außerhalb der Selbsthilf-

werkstatt nennen. Werkzeug und (gebrauchte wie neue) Ersatzteile sind vorhanden. Bedingung, um selbst Hand anzulegen, ist festes, geschlossenes Schuhwerk – zum Selbstschutz und aus Verletzungsgründen. Sonst gibt es keine Voraussetzungen. Jeder kann reparieren. Auch Menschen, die noch einen Schlauch gewechselt oder neue Bremsklötze montiert haben. Zum Erklären gibt es die Profis. Die greifen auch ein, wenn es für den Kunden zu gefährlich werden würde. Zum Beispiel, wenn ein festes Teil rausgeschmissen werden muss.

Uno (25) wartet, bis einer der Mechaniker Zeit hat. Sie ist eine der Kundinnen, die bei null anfangen. „Ich habe noch nie ein Fahrrad repariert. Aber ich fahre jeden Tag damit. Ingenieur ist es ein komisches Gefühl, so einen Alltagsgegenstand nicht selbst reparieren zu können.“ Uno hat sich vorgenommen, dieses Unbehagen an diesem Tag loszuwerden und selbst zu schrauben. „Die Kette ist ausgeleiert. Vielleicht muss das Hinterrad ausgetauscht werden.“

Die finanzielle Entlastung ist für die Studentin ein angenehmer Nebeneffekt. Eine Stunde Werkstattnutzung wird mit einer Pauschale von drei Euro abgerechnet. Dazu kommt das Material. „Im Fachhandel zahlt man für einen Reifenwechsel locker 25 Euro“, sagt Jonas Rottmüller. Wer selbst aktiv wird, zahlt 1,50 Euro für eine halbe Stunde Werkstattnutzung und an die fünf Euro für einen gebrauchten Mantel. Ein neuer schlägt mit mindestens 18 Euro an.

Rottmüller fing als Kunde in der Selbsthilfswerkstatt an, er machte eine Ausbildung zum Goldschmied und ist jetzt vier-

mal die Woche als Zweiradmechaniker im Einsatz. Studentinnen wie Uno sind keine Ausnahme unter den Kunden, sagt Markus Kessler. Der Geograf und Zweiradmechaniker ist seit 15 Jahren im Team. „Ab hier aufwärts, wenn Frauen die totale Ausnahme. Mittlerweile arbeiten fast mehr weibliche als männliche Kunden.“ Im Elternhaus lernen nur noch wenige, wie man einen Platten flickt oder die Bremszüge auswechselt. Und wenn dann bekommen es eher die Söhne als die Töchter beigebracht. „Dafür sind wir da, quasi als Großer-Bruder-Ersatz“, sagt Alblachend. Große-Schwester-Ersatz gab es auch schon, aber jeder (ein kollektives und aufdringliches „Jeder“). Erst von allen Seiten durch die Werkstatt) sind zurzeit keine Frauen im Team.

Die Selbsthilfswerkstatt verlangt nicht nur von den Kunden, sondern auch vom Team Geduld. „Der eine braucht längere und andere kürzere“, sagt Markus, der wie im Schlaf einen Platten flickt. Er muss nicht mal hinschauen. „Manche Kunden können gut zuhören, andere sind total un aufmerksam, wenn man ihnen etwas erklärt. Und es gibt Tage, an denen alle gleichzeitig reden und drei Leute auf einmal Fragen über Fragen stellen. Dann wird es schwierig, jedem Kunden so gerecht zu werden, wie man gerne möchte.“ Trotzdem schaffen sie es, jedem Kunden so viel zu vermitteln, dass er selbst an seinem Rad schrauben kann. Wenn nicht, legen sie noch einmal nach.

„Das Schöne ist, wenn man merkt, wie sehr sich die Leute freuen, dass sie es selbst repariert haben. Das ist der Beibehaltungseffekt“, betonen die Profis. Auf diesen Effekt setzt auch Thorsten Simen-

ding (37). Er kommt regelmäßig, um sein Rad auf Vordermann zu bringen. Silberner Rahmen ohne Schrittlänge, Single-Speed-Ritzel, kein Rücktritt – er ist stolz auf sein aufwälliges Zweirad und man merkt ihm an, dass er auf höchstem Niveau tüftelt: „Ich konnte, wenn sich mein Fachwissen erschöpft. Dann kann ich mir hier Tipps abholen.“ Seine Reifen wechselt er selbst. Erst beim Fachhändler gibt er an die Profis ab.

Morgen lesen Sie: Wir stellen die ersten Fruchtschätze unserer Lesersinnen und Leser vor – natürlich alle selbstgemacht!

Alle Teile der Serie lesen Sie unter mehr.bz/selbermachen

ANLAUFSTELLEN FÜR SELBERSCHRAUBER

Die Selbsthilfswerkstatt in der Habburgerstraße 9 in Freiburg ist wochentags von 10 bis 18:30 Uhr, samstags von 10 bis 14 Uhr geöffnet. www.badegheim-freiburg.de

Die Studierendenvertretung der Uni Freiburg betreibt eine Selbsthilfswerkstatt im Hof des Studentendormhauses in der Bollfelderstraße 24. Treffpunkt: mittwochs ab 10 Uhr, im Wintersemester bis 18 Uhr, im Sommersemester bis 20 Uhr.

Im Freiburger Quartier Vauban bietet „Radfischen & Co.“ Selbsthilfsmöglichkeiten im Freien an. Marie-Curie-Straße 1, ☎ 0761/401 44 35



Selbst ist die Fahrradfabrik

SO GEHT'S

Halschmuck aus Gummis und Draht

Taschen, Rucksäcke, Federmäppchen, Kofferklappen – aus alten Fahrradschläuchen lässt sich jede Menge zaubern. Brighte Himmelsbach aus Freiburg hat uns eine Anleitung für einen Halschmuck aus einem gebrauchten Fahrradschlauch geschickt. Das ist ihre

Upcycling-Idee.

- Das wird benötigt:
- saubere Fahrradschläuche
 - Silbertraht
 - Zierstick wie Silberstapel, Maschendraht
 - Schere
 - Magnetverschluss

Und so geht es:

1. Vorbereitung der Schläuche (Auf-

schneiden, waschen, trocknen): Schläuche mit einer Haushaltschare der Länge nach aufschneiden, in lauwarmes Seifenwasser legen und das Talkum abwachen. Zum Trocknen offen aufhängen.

2. Die Schlauchstücke in schmale Ringe schneiden.

3. Die kleinen Ringe einzeln an einen Silberdraht knüpfen.



Modische Fahrradkette FOTO: MAXVAL

4. In der Mitte zum Beispiel eine Silberkugel, eine Schnecke oder eine Koralle einarbeiten.

5. Die Kette wird mit einem Magnetverschluss zusammengeheftet.

Variationen: Der Fahrradschlauch kann auch einfach in kleine Rechtecke geschnitten und wie Perlen auf ein Silberband oder Kupferdraht gezogen werden.

Noch Fragen?

Petra Kistler, Projektreдакtrеurin, Telefon: 0761/496-5007, E-Mail: kistler@badische-zeitung.de

Vor dem Abfall gerettet

BZ-SERIE „SELBERMACHEN“ (TEIL 14): Die vierte Runde des BZ-Wettbewerbs stellt kreative Upcycling-Ideen von Leserinnen vor

Aus alt mach Neu: Etliche Vorschläge unserer Leserinnen und Leser beschäftigen sich mit dem Thema Upcycling, also der kreativen Wiederverwertung. Aus ausgedienten und vermeintlich wertlosen Produkten wird dank guter Ideen und etwas Geschick etwas Neues und Exklusives. Die Auswahl reicht vom Windspiel aus leeren PET-Flaschen über praktische Taschen bis zum Pflanztisch für den Garten. Viel Spaß beim Nachmachen und Weiterentwickeln! Müll, der sich noch nützlich machen kann, gibt es genug.

HOCHGESTAPELT

Tanja Frankenberger (46) aus Freiburg hat sich in diesem Sommer aus ausgedienten Europaletten einen Pflanztisch gebaut. Er steht auf vier Waschbetonplatten, damit das Holz von unten nicht faulen kann.

► **Material:** 4 Waschbetonplatten, 7 Europaletten, Schrauben, 4 Bretter, etwa 5 Farbe

► **Werkzeug:** Akkuschrauber, Stichsäge

► So geht's:

Vier bis fünf Paletten übereinander schrauben (je nach gewünschter Höhe). Zuvor mit der Stichsäge Aussparungen für die Fächer aussägen. Die Palette für die Rückwand wird mit 2 Brettern hinten verstärkt und angeschraubt. Die Seitenteile werden mit Brettern „verschönert“ – damit die Fächer innen geschlossen sind. Das Ganze leicht lasieren. Fertig!



Ein Pflanztisch aus Europaletten.

Schwemmholz, Tannenzapfen oder was einem noch so einfällt.

► **So wird's gemacht:** Alle 12 Flaschenböden in circa 7 cm Höhe abschneiden. Zwei der Flaschen (ohne Boden) ineinander stecken und oben mit einem Deckel verschließen. Die Flaschenböden seitlich anschneiden und jeweils vier davon mit einem Kabelbinder an die zusammenge-



Wartet auf den Wind

steckte Flasche befestigen. Wichtig ist, dass alle Flaschenböden in die gleiche Richtung schauen. Jetzt an die unteren Flaschenböden mit Garn die vier selbstgewählten Dekoobjekte befestigen und die Flasche auf den Ast stecken. Fertig!

SICHERE SITZGELEGENHEIT

Lioba Schwarz aus Zell am Harmersbach findet auf Flohmärkten oder Schrottplätzen immer Sachen, denen sie neues Leben geben kann. Die Sitzgelegenheit für Getränkeboxen aller Art hat sie aus ausgedienten Sicherheitsgurten geflochten, die sie sich beim Schrotthändler geholt hat.



Bequeme Sicherheitsgurte

► **Morgen lesen Sie:** Nicht von der Stange – noch mehr Ideen für Kreative

Alle Teile der Serie und eine Bildergalerie finden Sie unter mehr.bz/selbermachen



Ein Platz für Krimskrans

ETAGERE AUS GLAS

Felicia Herr (22) aus Freiburg hat eine mehrstöckige Etagère für Kekse, Schmuck, Krimskrans oder als Dekoelement gestaltet. Sie ist ganz einfach herzustellen.

► **So geht's:** Man braucht dafür an Material nur zwei bis drei Teller in verschiedenen Größen (wahlweise aus Glas oder Porzellan) und ein bis zwei dazu passende Abstandhalter (z. B. kleine Kerzenständer, Shotgläser oder Serviettenringe). Diese muss man nur noch mittig ausgerichtet mit Glas-/Porzellanleber aufeinander kleben und trocknen lassen. Fertig ist die supermodische Etagère!

EIN EXTRA FÜRS GESCHENK



Praktisch und schön

Silke Kluth aus Offenburg hat eine schnelle Idee für schöne Geschenkanhänger aus alten Weihnachtskarten, Kalendern oder Katalogen.

► Das ist die Anleitung:

Aus den etwas festeren Papieren werden Kreise geschnitten, dann mittels einer Segmentschablone (Kreis mit 24 Segmenten) Markierungen an den Rand gezeichnet, Löcher vorgestochen und die Kreise mit Knopflochtisch umstickt. Dann lasse ich sie entweder so oder häkele noch ein Spitzen dran. Manche haben eine bunte Rückseite, andere sind weiß, damit man noch was draufschreiben kann. Geht fix und macht was her.

TASCHEN AUS HEMDEN



Mehr als ein Anhängel

Claudia Hinz näht Taschen aus neuem und gebrauchtem Material. Sie sind, so heißt es in ihrer Anleitung, superpraktisch und sehr stabil als Einkaufstasche, Handtasche, Strandtasche, Büchertasche, Schultasche und vieles mehr zu benutzen. Die Maße: 70 cm lang und etwa 45 cm breit.

► **So geht's:** Für die Außentaschen verwende ich meist gekaufte Baumwollstoffe, manchmal auch gebrauchte Zeltplanen, Hosen oder Ähnliches. Die Innentasche wird immer aus ausrangierten Herrenhemden oder Damenblusen genäht.

Manche Taschen setze ich unten mit Leder oder Jeans ab. Die Taschen sind so genäht, dass man sie auch wenden kann. Der Schnitt wurde von mir entworfen, orientiert habe ich mich an den Werbebaumwolltaschen, die man immer wieder geschenkt bekommt, die mir aber nicht gefallen. Sie waren mir zu eckig, zu klein, zu unscheinbar. Die Idee, gebrauchte Hemden als Innentasche zu verwenden, entstand, nachdem ich die erste Tasche aus „normalen Stoffen“ genäht und gleich als Geburtstagsgeschenk wieder hergegeben hatte. Ich wollte für mich auch eine Tasche nähen. Leider hatte ich keine zwei passenden Stoffe. Zufällig hing ein ausgerangiertes Hemd meines Mannes im Wohnzimmer und passte farblich perfekt. Ich hab' ein bisschen rumprobiert und es klappte. Aus dieser Idee heraus sind unzählige Taschen entstanden.

ALT UND NEU KOMBINIERT

Blazenska Stalujanis (59) aus Efringen-Kirchen arbeitet gern mit Filz. Das Besondere an ihrem Stück sei die Kombination von neuer und gebrauchter Wolle, schreibt sie uns: „In der heutigen Zeit ist es schön, wenn man Dinge nicht wegwirft, sondern noch weiter in irgendeiner Form verarbeiten oder nutzen kann.“ Für den BZ-Wettbewerb „Selbermachen“ hat sie ein Kleid und ein Top hergestellt.

► So geht's:

Zuerst beginnt man eine Filzprobe zu erstellen. Die Probe habe ich mit einem Nadelfilz erstellt. Der Schrumpffaktor beträgt 1,4. Das heißt, das fertige Filzstück vergrößert man mit dem Faktor 1,4. Man nimmt ein x-beliebiges Schnittmuster, vergrößert es mit Faktor 1,4 und schneidet den Nadelfilz aus. Das ausgeschnittene Teil besprüht man mit Seifenwasser und legt die reinen Wollfasern aus. Der Fantasie darf hierbei freien Lauf gelassen werden. Anschließend reibt man Wolle und Filz.

Dies wiederholt man, bis ein fester Filz entsteht. Um das Ganze zu neutralisieren, wird zum Schluss das Kleidungsstück in Essigwasser ausgewaschen und in Form gebracht. Et voilà: Ein selbstgemachtes, einzigartiges und naturverbundenes Kleidungsstück ist entstanden.

FRÖHLICHES WINDSPIEL

Die Familie **Mack** und **Poersch** aus Freiburg hat beim jüngsten Italienurlaub ein Windspiel gesehen, das sie zum Basteln mit PET-Flaschen inspirierte: „Unser abgebildetes Windspiel kreist schon seit April fröhlich vor sich hin und hat allen Gewitterstürmen getrotzt“. Und so wird das Windspiel gefertigt.

► **Material:** 12 PET-Flaschen, 3 Kabelbinder, Taschenmesser, Säge oder Brotmesser, einen dünnen geraden Ast mindestens 150 mm lang, oben leicht angeschnitten, Garn oder Schnur, 4 große Perlen oder Muscheln, Steine mit Loch,



Alte und neue Wolle vertragen sich bestens

Mit heiligen Worten durch den Advent

Die Basis für die Adventsreihe ist ein Bibelzitat. Das Zitat suchte ein evangelischer Pfarrer aus, passende Gesprächspartner für das Bibelwort suchen sich die Redakteure. Die Interviews, die so entstehen, haben eine eigene Qualität.

Ein Zitat als Vorlage für das Gespräch

Wie bringt man Religion vernünftig in die Zeitung? Ein schwieriges Thema. 2014 haben wir mal sämtliche religiösen Gemeinden in Bayreuth vorgestellt. 2016 porträtieren wir auf Bilderseiten einmal wöchentlich religiöse Orte, und im vorigen Jahr haben wir in der gesamten Adventszeit Interviews auf der Grundlage eines täglichen Bibelzitats geführt. Das Zitat suchte ein evangelischer Pfarrer aus, den Gesprächspartner suchten sich die Kollegen. Die Serie wurde im lokalen Stadtbuch und im Regionsbuch veröffentlicht und lieferte bisweilen hochinteressante Texte, weil sich unsere Diskussionspartner anders öffneten, als sie dies bei Gesprächen zu aktuellen Vorgängen tun. Für die beteiligten Reporter war die Serie ein Höhepunkt des Jahres, und die Leser bedankten sich dafür.

Joachim Braun

Chefredakteur bis Februar 2015



Zimmermann mit Hochkonjunktur im Winter: Georg Görl aus Breitenlesau.

Foto: Thorsten Gülling

„Josef musste keine Fliesen legen“

Zimmermann Georg Görl über Häuslebauer im Regen und das beste Material zum Krippenbau

BREITENLESAU

Von Josef von Nazareth, dem Zimmermann, handelt unser heutiger Bibelspruch. Auch Zimmermann geworden und damit in große Fußstapfen getreten, ist Georg Görl aus Breitenlesau. Warum er in diesem Jahr in der Vorweihnachtszeit besonders viel Stress hat, erzählt er im Interview.

Herr Görl, als Zimmerer können Sie bestimmt gut Krippen bauen.

Georg Görl: Klar. Früher habe ich das auch gemacht, aber dieses Jahr ist dafür einfach keine Zeit.

Warum? Ich dachte immer, im Winter ist Pause auf den Baustellen.

Görl: Schauen Sie sich doch mal um. In diesem Winter wird gebaut wie verrückt. Schuld ist das milde Wetter. Die Leute haben es scheinbar eilig. Die Zinsen sind halt auch günstig. Manche

bauen ihre Fenster ein, noch bevor überhaupt ein Dach auf dem Haus ist.

Ist das nicht schlecht fürs Haus?

Görl: Natürlich. Es ist ja alles nass da draußen. Alleine durch die Bauarbeiten befinden sich in einem kleinen Reihenhäus rund 4000 Liter Wasser. Dazu kommt, dass es jetzt seit etwa drei Wochen regnet. Ich kann nur jedem Bauherren empfehlen, die Fenster aufzurreißen. Und zu beten, dass es bald friert. Der Frost nimmt das Wasser mit.

Apropos beten. Sie wissen, dass Sie in große Fußstapfen getreten sind? Schon Josef von Nazareth soll Zimmermann gewesen sein. Man sagt, er konnte alles am Haus selber bauen. Sie auch?

Görl: Wenn Sie mir genügend Zeit geben, kann ich auch alles. Das Dach bekomme ich als gelernter Flieschifer zu, Fliesenlegen kann ich auch. Aber das musste Josef ja bestimmt nicht.

DAS HEUTIGE BIBELZITAT

„Ist er nicht der Zimmermann, Marias Sohn, und der Bruder des Jakobus und Joses und Judas und Simon?“

Markus 6,3

Zurück zur Krippe. Was braucht man denn, um ein ordentliches Exemplar zu bauen?

Görl: Ich empfehle ein Modell aus Baumrinden, Haselnusstencken und Stroh. Weidenholz geht auch. Und nach dem Sammeln erst mal alles zum Trocknen auf die Heizung legen.

Warum gerade Haselnussten?

Görl: Weil es diese Stecken in verschiedenen Stärken gibt und weil sie schön gerade wachsen. Die Stecken lassen sich dann stapeln wie bei einem Blockhaus. Dazu kommt: Aus großen Haselnüssen, einmal aufgeschnitten, lassen sich auch Brunnen basteln und aus den kleinsten Zweigen ein Lagerfeuer. Viel mehr hatten die Menschen damals doch auch nicht.

Ein Wort noch zu den Häuslebauern, die gerade so fleißig am Werk sind. Haben Sie noch einen Tipp für die, außer erst Dach drauf, dann Fenster rein?

Görl: Eine geschickte Planung ist das A und O. Sie sollten wissen, was sie wollen, bevor sie anfangen. Viele schmeißen die Planung während des Baus noch mal um. Das verlängert den Bau nur und macht ihn unnötig teuer.

Das Gespräch führte Thorsten Gülling

Noch Fragen?

Christina Knorz, Telefon: 0921/294178, E-Mail: christina.knorz@nordbayerischer-kurier.de



Den Spruch: „Du bist nicht mein Vater, du hast mir gar nichts zu sagen“, hat Jens Eisfeld noch nie gehört. Denn mit seinen Stieftöchtern Helena (links) und Clara, hier beim Kuscheln im Jahr 2003, verstand er sich von Anfang an gut. Bis heute sei das Verhältnis „sehr entspannt“. Foto: red

Der Patchwork-Josef

Nicht vom Heiligen Geist, aber eben auch nicht von ihm: Jens Eisfelds große Liebe brachte zwei Kinder mit in die Ehe

BAYREUTH

Jens Eisfeld ging es vor 16 Jahren wie dem heiligen Josef in der Weihnachtsgeschichte: Er hatte noch gar nichts getan – und doch hatte die Frau, die er liebt, schon Kinder. Den 46-Jährigen störte das nicht. Im Gespräch über ein Bibelzitat, das Pfarrer Otto Guggemos ausgesucht hat, sagt er: „Ich habe gar nicht darüber nachgedacht.“

Herr Eisfeld, wollten Sie Ihre Frau schon mal wegen der Kinder verlassen?

Jens Eisfeld: Nein. Das lag vielleicht daran, dass Clara und Helena erstens gut erzogen waren, und dass es zweitens zwei Töchter sind, die tendenziell einen Mann nicht als Konkurrenten ansehen. Sie haben mich auch nie als Feind aufgefasst. Außerdem hat meine Frau ihnen von Anfang an deutlich gemacht, dass sich das mit ihrem Ex-Mann nicht noch mal einrenken würde. So gesehen war das eine sehr günstige Konstellation.

War es nicht schwierig, neu in einen Drei-Frauen-Haushalt zu kommen?

Eisfeld: Nee, die haben mich positiv

aufgenommen. Den Spruch: „Du bist nicht mein Vater, du hast mir gar nichts zu sagen“, habe ich nie gehört. Die eine war mal kurz davor, denke ich. Aber gesagt hat sie ihn nie.

Haben Sie dafür etwas getan?

Eisfeld: Sie meinen, dass ich den besonders Verständnisvollen gegeben hätte oder so? Nein. Wenn mir was nicht gepasst hat, hab ich das schon immer deutlich gemacht. Ich habe aber auch versucht, die beiden ernst zu nehmen, bin Diskussionen nicht aus dem Weg gegangen. Verstellt habe ich mich nie, das funktioniert auf Dauer nicht.

Erinnern Sie sich, wie Sie Clara und Helena das erste Mal trafen?

Eisfeld: Kaum, da waren meine Frau und ich ja noch nicht zusammen. Die Kinder sprangen da halt rum, damals waren sie sieben und neun. Es waren nette, gut erzogene Kinder, das ist mir aufgefallen. Das klingt jetzt altväterlich, aber ich finde es gut, wenn Kinder so sind.

War es ein Problem für Sie, dass Ihre Frau schon Kinder hatte?

Eisfeld: Offen gestanden habe ich gar nicht darüber nachgedacht. Es war von

DAS HEUTIGE BIBELZITAT

„Die Geburt Jesu Christi geschah aber so: Als Maria, seine Mutter, dem Josef vertraut war, fand es sich, ehe er sie heimholte, dass sie schwanger war von dem Heiligen Geist. Josef aber, ihr Mann, war fromm und wollte sie nicht in Schande bringen, gedachte aber, sie heimlich zu verlassen.“

Matthäus 1,18-20

Anfang an klar, dass die Kinder da sind, und das stand außerhalb jeglicher Diskussion. Und es gab immer einen familiären Zusammenhalt.

Keine Kämpfe in der Pubertät?

Eisfeld: Klar hatten wir da auch mal

Schwierigkeiten, aber es ist nie so eskaliert, dass es sich zu einem richtigen Problem ausgewachsen hätte. Heute haben wir ein sehr entspanntes, freundschaftliches Verhältnis zueinander. Sie nennen mich zwar nicht Vater, nur manchmal Stiefvater, aber sie sprechen von uns beiden als ihren Eltern.

Wären Sie denn gerne Papa genannt worden?

Eisfeld: Nein, das bin ich ja nicht. Was ich erwartet habe, war Akzeptanz und ein freundschaftlicher Umgang. Und das war der Fall.

Und was hat Ihr Umfeld dazu gesagt?
Eisfeld: Da haben schon einige komisch geschaut und dem Ganzen wenig Erfolgsaussichten eingeräumt. Aber wir sind mittlerweile seit 13 Jahren verheiratet.

Sie haben jetzt auch ein gemeinsames Kind, Wilhelmine. Fühlt sich das anders an?

Eisfeld: Eigentlich nicht. Wenn ich ihr mehr durchgehen lasse, liegt das eher daran, dass sie eine Nachzüglerin ist, nicht daran, dass sie mein eigenes Kind ist. Das Gespräch führte Sarah Bernhard

Das Wunder des Menschwerdens

Professor Augustinus Tulusan über Zeugung, Geburt und die Frage, ob Ärzte Gott spielen

BAYREUTH

Als der Engel Maria sagt, dass sie schwanger werden wird, besucht sie ihre Verwandte Elisabeth. Auch sie ist schwanger, obwohl sie eigentlich unfruchtbar ist. Davon erzählt unser heutiges Bibelzitat. Zeugung, Schwangerschaft und Geburt – all das ist ein Wunder, sagt Prof. Augustinus Tulusan. Der 70-jährige Mediziner war von 1994 bis 2012 Leiter der Frauenklinik am Klinikum Bayreuth. Er ist einer der weltweit anerkanntesten Spezialisten für die Behandlung von Brustkrebs. Tulusan hat drei Kinder und vier Enkel.

Herr Tulusan, Sie sind Mediziner. Ist die Zeugung, ist der Moment, in dem Leben entsteht, für Sie ein rein medizinischer Vorgang?

Augustinus Tulusan: Das gesamte Menschwerden ist von Beginn an ein Wunder. Die Geburt selbst ist das, was man sehen und fühlen kann. Aber es beginnt viel früher. Im Ultraschall sieht man sehr genau, wie ein Mensch in diesen neun Monaten entsteht. Dass Schwangerschaften fast immer gut verlaufen, das ist das Besondere dabei. Das Wunderbare.

Ist die Geburt ein heiliger Moment?

Tulusan: Ich weiß nicht, ob ich es heilig nennen würde. Auf jeden Fall ist eine Geburt ein sehr bewegender Moment. Ich erlebe sehr viele Eltern, die bei der Geburt weinen. Aus Freude und durch die Bewegung, die die Seele erfährt. Auch für Geburtshelfer ist es ein besonderer Moment, ein gerade geborenes Kind in den Händen zu halten. Das berührt alle.

In unserem heutigen Bibelzitat ist die Rede von Elisabeth, die unfruchtbar war und trotzdem ein Kind bekommen hat. Heute kann die moderne Medizin Frauen und Paaren mit unerfülltem Kinderwunsch helfen. Spielen Ärzte damit Gott?

Tulusan: Nein. Ich gehörte zu den ersten Medizinern, die die Methode der künstlichen Befruchtung nach Deutschland gebracht haben. Die Diskussion, wie weit wir gehen dürfen, haben wir damals sehr ausführlich geführt. Am Ende ist die künstliche Befruchtung eine Behandlung für eine Frau, die Probleme hat. Die Ursachen, warum Frauen nicht schwanger werden können, sind vielschichtig. Einer der Hauptgründe ist, dass die Eileiter nicht funktionieren. Dafür haben wir eine Lösung gesucht und gefunden. In den Anfangszeiten dieser Behandlungen gab es auch noch ganz andere Diskussionen. Man sagte, wir würden wie bei Goethes „Faust“ irgendetwas erzeugen, was eine Gefahr mit sich bringt. Das kann man nicht gänzlich abstreiten. Es gibt eine gewisse Gefahr, dass Embryonen selektiert werden. Allerdings hat auch das eine andere Seite: Die Medizin hat gelernt, bestimmte Erkrankungen bei Kindern vorzeitig zu entdecken. Den Gedanken, dass künstliche Befruchtung



Prof. Augustinus Tulusan nennt es „einen Instinkt der Menschheit“. Paare mit unerfülltem Kinderwunsch leiden und tun fast alles dafür, ein Kind zu bekommen, sagt der Mediziner.

Foto: Frank Schmälzle

auch eine ethische Frage ist, hat man bereits sehr früh diskutiert. Das war gut so.

Wie ist Ihre persönliche Meinung zu Chancen und Risiken der künstlichen Befruchtung?

Tulusan: Für mich steht die Hilfe für die Patientin im Vordergrund. Ein Paar, das keine Kinder haben kann, leidet. Anscheinend ist es ein Instinkt der Menschheit. Wenn man heiratet, ist es der erste Wunsch, mit seinem Partner zusammen zu sein. Aber gleich danach kommt der Wunsch nach gemeinsamen Kindern. Dieses Gefühl ist sehr ausgeprägt. Es gibt Menschen, die krank werden, wenn für sie dieser Wunsch nicht in Erfüllung geht. Menschen tun fast alles und zahlen viel Geld, damit sich ihr Kinderwunsch erfüllt. Da passieren leider auch Sachen, die nicht vertretbar sind.

Haben Eltern, die spät ein Kind bekommen, ein stärkeres Gefühl der Dankbarkeit? Der Gnade?

Tulusan: Wenn Paare lange Zeit kein

DAS HEUTIGE BIBELZITAT

„Und siehe, Elisabeth, deine Verwandte, ist auch schwanger mit einem Sohn, in ihrem Alter, und ist jetzt im sechsten Monat, von der man sagt, dass sie unfruchtbar sei. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

Lukas 1,36.37

Kind bekommen, das kann wegen des Alters sein, aber auch früher, dann sind sie sehr dankbar, wenn es klappt. Der große Wunsch und das lange Warten macht Paare wohl noch dankbarer für ihr Kind. Diese Menschen tun wirklich alles, um ein Kind zu bekommen. Das

wird leider auch ausgenutzt. Und mitunter weiß man, dass nicht alles mit rechten Dingen zugeht.

An Weihnachten ist der Retter der Welt geboren. Heute ist immer noch viel Leid in der Welt. Gibt es viele Kinder, die Not leiden. Lässt Sie das zweifeln?

Tulusan: Ich glaube, das muss man aus einem anderen Blickwinkel sehen. Christus hat viel geleistet. Aber die Probleme der Welt werden nicht von ihm gemanagt. Viele Dinge hat er festgelegt. Ich habe einen Freund, dessen einziger Sohn gerade gestorben ist. Er fragt sich: Warum lässt Gott das zu? Was habe ich falsch gemacht? So denken die Menschen. Wir hoffen, dass Gott das Leben für jeden Einzelnen zum Guten wendet. Aber es ist nicht immer so. Gott führt uns nicht wie Marionetten an Fäden. Das war schon ganz am Anfang, bei Adam und Eva, so. Er hätte den beiden so viel Weisheit geben können, dass sie nicht aus dem Paradies vertrieben worden wären. Der Mensch hat aber Freiheit bekommen.

Das Gespräch führte Frank Schmälzle

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe

MARKETING

- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

**Auch die Redaktion
ist in der Pflicht**

Der Leser ist Kunde, und der Kunde soll König sein. Auf ihn ist das Produkt Tageszeitung ausgerichtet, nur wenn er kauft und liest, hat sie Erfolg. Attraktiv macht sich die Zeitung durch gute Texte und Themen, durch starke Fotos und eine moderne Optik, durch Service und Aktionen. Sie bringen Spaß, Spannung und dürfen den Lesern das Gefühl geben, dass sie für ihren Abo-Preis mehr bekommen als nur eine Zeitung. Redaktionen, die sich nur in der Verantwortung für den Inhalt sehen, denken zu kurz. Redaktionelles Marketing ist gefragt – mehr denn je und nicht erst, wenn es zu spät ist.

Samson setzt auf Entschleunigung

Die Chance, die in der aktuellen Krise steckt, definiert der Verlag so: Neue Ausgabekanäle entwickeln, testen und – wenn irgend möglich – mit Erfolg am Markt platzieren. Das Experiment Samson liefert Vorlagen.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
DIGITALE INNOVATION

Ein gelungenes Experiment

Die Zeitung traut sich was. Das Wochenendmagazin „Samson“ tritt bewusst als Kontrastprogramm zur gedruckten Zeitung auf – es erscheint nur digital. Es ist nicht gratis. Für die Beiträge müssen sich die Leser Zeit nehmen. Eine eigene Redaktion realisiert pro Ausgabe rund 20 Beiträge, von der Polizeimeldung im fränkischen Dialekt bis zu regionalen Videobeiträgen. Die Macher lassen sich von drei Grundsätzen leiten: regional müssen die Themen sein, die ganze Palette der multimedialen Darstellung wird genutzt, alle Inhalte erscheinen exklusiv zuerst bei „Samson“. Pfiffig und frisch, ein gelungenes Experiment.

Die Zeitung traut sich was

Über das sich rapide verändernde Mediennutzerverhalten könnte ein vielstimmiges Klagegedicht gesungen werden. Allzu sinnvoll scheint mir ein solcher Trauergesang nicht. Stattdessen gilt das alte Motto: In jeder Krise steckt eine Chance. Übersetzt auf unsere Branche heißt das: Neue Ausgabekanäle entwickeln, testen und gegebenenfalls mit Erfolg am Markt platzieren. Ein Produkt, das zumindest die ersten drei Kriterien erfüllt: Samson, das digitale Wochenendmagazin der Nürnberger Nachrichten und der Nürnberger Zeitung.

Samson ist unser jüngstes Kind im Produkt-Portfolio und jeden Freitag ab 18 Uhr freigeschaltet. Bezogen werden kann Samson direkt über den App-Store (für 1,99 Euro pro Ausgabe) oder aber im Rahmen eines digitalen Abos. Das Magazin setzt bewusst auf Entschleunigung – und somit auch auf einen Kontrapunkt zu den meist von Aktualität getriebenen Internet-/Online-Angeboten.

Bei der Produktentwicklung hat uns die Frage angetrieben, wie wir als regionales Medienhaus einen Mehrwert für unsere Nutzer generieren können. Mit Blick auf die Zukunft hilft uns das Produkt auch beim Kennenlernen eines journalisti-

schen Marktes, der für uns in früheren (Print-)Zeiten eine große Unbekannte darstellte. Mittlerweile, nach einem Jahr mit Samson, bewegen sich Teile der Redaktion schon ganz selbstverständlich beim „magazinigen“ Arbeiten im Netz. Wichtig war uns auch, ein Bezahlprodukt zu schaffen. Samson gibt es eben nicht kostenlos, Journalismus im Netz kann auch verkauft werden, lautet die Botschaft.

Wer macht Samson?

Für Samson ist eine eigene Redaktion geschaffen worden. Geleitet wird diese von mir, drei Kolleginnen leisten die Tagesarbeit (Produktplanung, Layout, Produktion), unterstützt werden sie dabei von Kolleginnen und Kollegen aus der NN- und der NZ-Redaktion. Wir kooperieren von Zeit zu Zeit auch mit regionalen Hochschulen, etwa bei der Produktion von Videobeiträgen. „Feste“ Mitarbeiter von Samson, die tageweise für das Produkt arbeiten, kommen aus den Lokalredaktionen der NN und der NZ sowie dem gemeinsamen (Print-) Wochenmagazin beider Titel.

Wer nutzt Samson?

Samson ist im Prinzip für zwei Zielgruppen konzipiert. Junge Familien und Sing-

Noch Fragen?

Michael Husarek, Chefredakteur, Telefon: 0911/2162680, E-Mail: michael.husarek@pressenetz.de



les. Wobei „jung“ in Relation zu dem vergleichsweise hohen Durchschnittsalter der Printabonnentinnen, das in unserem Fall bei rund 60 Jahren liegt, gesehen werden muss. Für beide Zielgruppen finden sich Angebote in jeder Samson-Ausgabe. Gedacht ist Samson für die so genannte „leanback“-Situation, also idealerweise am Wochenende auf dem Sofa sitzend mit dem iPad oder einem anderen Endgerät (Desktop oder Android), ausgestattet. Unsere Nutzer verweilen relativ lange (rund 15-20 Minuten) im Produkt, wie eine Umfrage ergeben hat.

Was steckt in Samson?

Die Palette der pro Ausgabe rund 20 Beiträge reicht von der im fränkischen Dialekt vorgetragenen Polizeimeldung (Audio-Beitrag) über regionale Ausgehtips bis hin zu Wohnporträts (mit langen Bilderstrecken). Es finden sich aber auch Videobeiträge über Besonderheiten aus der Region darin, ebenso wie Erklärstücke, die via Video komplexe Begriffe aus dem Zeitgeschehen erklären. Auch der Sport wird ausführlich beleuchtet – etwa in Form der wöchentlichen Kabinpredigt, in der ein Fachredakteur

von NN oder NZ sein Thema der Woche beleuchtet. In der Summe ergibt sich dabei ein buntes Kaleidoskop, das auf drei Grundsätzen fußt:

- regional
- multimedial und
- exklusiv

Vor allem die Exklusivität ist uns wichtig. Wenn es eine Zweitverwertung gibt, dann geht sie den Weg von Online (besser: digital) to Print, nicht aber umgekehrt.

Michael Husarek





JSON

S

Wohnportrait

SeitSon blickt gerne hinter verschlossene Türen. In unserer Serie "Vor Ort" besuchen wir deshalb jede Woche Menschen zuhause, egal, ob sie im Loft, im Hochdrucker, im Wohnwagen oder, wie Daniel Vottelek, im ältesten Fachwerkhaus Nürnbergs leben.

Der einzig bewohnbare Raum im ältesten Fachwerkhaus Nürnbergs ist rund 14 Quadratmeter groß. Dort hat sich Daniel Vottelek eingerichtet mit allem, was er benötigt: Schrank, Schlafzofa, Schreibtisch, Regal. Dabei bietet ihm sein Haus eigentlich insgesamt 240 Quadratmeter Platz. Doch dort ist im Moment noch alles im Werden. Der 38-Jährige saniert seit 2010 das historische Gebäude am Olberg - in seiner Freizeit: Hammer, Zange, Säge und viel Holz liegen immer bereit.

"Das muss ich ausprobieren."

Daniel Vottelek

Als gelernter Schreiner und selbständiger Architekt spezialisiert auf Denkmalpflege ist er ein Glücksgriff für das Juwel im Schatten der Burg. Als er zum ersten Mal durch das Haus lief, dachte er: "Um Gottes Willen!" Und dann: "Das muss ich ausprobieren."



JSON

S

Was ist das für ein Gefühl, in einem solch historischen Gebäude zu leben?

Man gewöhnt sich dran. Für mich ist es mittlerweile Alltag hier. Am Anfang ist es richtig gruselig gewesen. Wie viele Leute sind hier schon durchmarschiert oder haben hier gewohnt, sich geliebt und Kinder gezeugt, sich gestritten und sind gestorben? Das Haus hat aber irgendwie einen guten Spirit. Liegt vielleicht am Platz. Wir haben hier auch schon ganz großartige Feste gefeiert.

Verflucht du das Haus manchmal?

Ach, habe ich auch schon. Aber meistens hat ich's ganz gern. Es war schon die richtige Entscheidung. Es ist nicht einfach und manchmal ein hoher Preis, aber schlussendlich wird es sich auszahlen. Es hat sich auch schon ausgezahlt. Wie stark das Haus die Leute interessiert, das ist schön. Am Tag des Denkmals kamen die Leute mit einem Grinsen wieder heraus.

„Das Baby hat laufen gelernt“

SamSon, das digitale Wochenmagazin unseres Verlags, wird ein Jahr alt

Digital, multimedial, erfrischend anders: Seit einem Jahr erscheint im Verlag Nürnberger Presse das regionale Wochenmagazin SamSon, das ausschließlich online auf PC oder Tablet zu haben ist. Seit gestern ist die 50. Ausgabe auf dem Markt. Zum Jubiläum geben die Redakteurinnen Eva Sünderhauf, Lisa Susu Hahn und Kathrin Walther einen Einblick in ihre Arbeit.

Wochenendlektüre gibt es zur Genüge. Was ist denn das Besondere an SamSon?

SamSon-Redaktion: Wenn man es einmal gesehen hat, weiß man das sofort. Allein schon aufgrund der zahlreichen Bilder macht es Spaß, SamSon zu lesen. Wir können Geschichten ganz anders erzählen, sie mit Videos, Tondokumenten, Grafiken und Animationen ergänzen. Die Leser entscheiden selbst, was sie davon nutzen wollen – und sitzen dabei ganz gemütlich auf dem Sofa.

Gab es ein Vorbild für SamSon oder ist das Magazin etwas absolut Neues?



Lisa Susu Hahn, Eva Sünderhauf und Kathrin Walther (von links) sind das Redaktionsteam. Foto: Hippel

SamSon: Bundesweit gibt es nur sehr wenige ähnliche Produkte. Und vom Design und den Inhalten her sind wir tatsächlich einmalig. Unser optisches Erscheinungsbild wurde von einer darauf spezialisierten Agentur in Regensburg entwickelt. Wir finden das Ergebnis sehr gelungen.

Aber an eine neue Technik muss man sich ja auch erst mal gewöhnen. Hat die Umstellung von der Zeitungsarbeit auf die Online-Produktion gar keine Probleme bereitet?

SamSon: Doch, die gab es natürlich zur Genüge! Wir mussten ja auch erst einmal überlegen, wie wir Themen und wie wir die technischen Möglichkeiten optimal ausschöpfen. Es war eine schwere Geburt, aber jetzt hat unser Baby laufen gelernt. Und die durchwachten Nächte sind weniger geworden...

Nur zu dritt lässt sich ein solches Projekt vermutlich aber nicht stemmen?

SamSon: Nein, das wäre nicht zu schaffen. SamSon ist ein Gemeinschaftsprodukt. An dem Magazin arbeiten viele Kollegen der Nürnberger Nachrichten, der Nürnberger Zeitung und des Internetportals nordbayern.de mit. Sehr froh sind wir außerdem, dass wir so gute Haus Fotografen haben. Sie alle bringen ihre Erfahrungen und ihr Know-how mit ein und sorgen dafür, dass wir Themen aus ganz Mittelfranken und darüber hinaus an-

biehen können. Denn wir sind ein regionales Produkt, unsere Leser bekommen viele Informationen aus ihrer unmittelbaren Umgebung.

Und das kommt an?

SamSon: Die Reaktionen der Leser sind sehr positiv, sie loben unser kurzweiliges, überraschendes Angebot. Und sie jene Rubriken besonders gern, die auch unsere Lieblinge sind. So testen wir im „Ausprobier“ neue Geräte, Serviceleistungen oder Trendsportarten. Und „Vor Ort“ sind wir bei Menschen, die uns hinter die Kulissen blicken lassen, um ihre Wohnungen oder Handwerksbetriebe zeigen. Im Februar startet unsere neue Serie „Ortsportraits“, in der wir interessante Dörfer aus dem Verbreitungsgebiet multimedial vorstellen. Bis dahin gibt es noch jede Woche unsere Rubrik „Kloß mit Soß“. Fränkische Köche lassen uns in ihre Topflecken und verraten ihr Lieblingsrezept. Neben Rezepten gibt es aber auch Tipps für Ausflüge oder Konzerte, samt Hörprobe natürlich.

Und wie geht es weiter?

SamSon: Mit dem Jubiläum haben wir noch mehr technische Raffineszen bekommen, über die wir uns sehr freuen und die wir voll ausschöpfen werden. Aber erst einmal empfehlen wir die neue Ausgabe. Sie enthält unter anderem eine multimediale Reportage



Seit gestern ist die 50. Ausgabe von SamSon auf dem Markt. Die Titelgeschichte ist diesmal eine multimediale Reportage über die Nürnberger Rollergirls. Grafik: Raif Hartmann

Das SamSon-Magazin ist Bestandteil des Digitalabos (E-Paper plus SamSon), es gibt eine Web-Version – www.samson-magazin.de – eine iOS-App für das iPad sowie eine Android-App, jeweils mit kostenlosen Probe-Ausgaben. Neukunden bekommen das Digitalabo für 22,80 Euro im Monat, Printabonnenten können das Digitalabo für 5,50 Euro im Monat zusätzlich buchen. Erhältlich ist auch ein Digitalabo-Bundle (E-Paper plus SamSon plus iPad). Mehr Informationen zu SamSon gibt es unter www.nordbayern.de/digitalabo oder beim Leserservice: Telefon (0911) 216-2777, E-Mail-Adresse: leserservice@pressenetz.de



*das digitale Magazin Ihrer Zeitung

„Ach so!“ in Zusammenarbeit mit der Nürnberger Design-Studentin die Problematik der StUB anschaulich zusammen.

Interview: SILKE ROENNEFAHRT

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- MENSCHEN**
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Geschichten, die sich fast von selbst erzählen

Geschichten über Menschen gehören zur Zeitung wie das berühmte Salz in der Suppe. Gemeint sind nicht diejenigen, die sich selbst zu Wort melden, die die Zeitung gern als Bühne nutzen, um sich immer wieder in Szene zu setzen. Gefragt sind Menschen, die nichts zu verlautbaren, die aber etwas zu sagen haben. Die Zeitung, die sie ernst nimmt, bietet Lesestoff

Die Zeitung kürt Heimathelden

Zehn Menschen kürt die Zeitung zu Heimathelden Sie leisten Vorbildliches. Sie tun ihre Pflicht und mehr als ihre Pflicht. Die Redaktion rückt ihnen ganz nah auf die Pelle – mit allen Medien, die ihr zur Verfügung stehen.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
MENSCHEN

Menschen ein Denkmal setzen

Zehn Menschen befördert die Zeitung zu Heimathelden. Sie sind keine Prominenten, sie sind Bestandteil unseres Alltags. Sie tun ihre Pflicht, sie tun sie gern, das Bewusstsein, Held zu sein, ist ihnen fremd. Aber sie sind wichtig: der Mann im Schiffsbauch, die Frau am Krankenbett, der Mann für den Teig, die Frau mit den 21 Kindern. Die Zeitung setzt diesen Menschen ein Denkmal. Das multimediale Projekt macht bewusst, wie wir abhängig sind von Menschen, die der Gemeinschaft ihre guten Dienste leisten. Meist tun sie es still und unerkannt. Ihr Wirken der Anonymität zu entreißen, ist vornehmer Auftrag für die Zeitung.

Online als Film, als Serie in der Zeitung und zum Schluss im Kino

„Heimathelden“ ist ein crossmediales Projekt, das es so noch nie gegeben hat. Die Lokalredaktion Konstanz porträtiert zehn Helden in zehn Wochen und stellt von diesen Menschen vorher von uns produzierte Filme ins Netz. Es sind Menschen, die unser Leben mit harter Arbeit schöner, besser und unsere Heimat lebenswerter machen. Aus diesen Filmen entstand die Serie für die Tageszeitung:

- Der Mann im Schiffsbauch: Ein Maschinist pendelt seit 26 Jahren auf der 15-Minuten-Fähre Konstanz-Meersburg.
- Der Mann im Glashaus: Einer von 60 Gärtnern auf der Insel Mainau.
- Der Mann für die Sauberkeit fährt seit 16 Jahren Kehrmaschine.
- Die Frau am Krankenbett kümmert sich im Nachtdienst um 200 Patienten.
- Der Mann für die Frische arbeitet seit 37 Jahren im Supermarkt und sortiert Gemüse.
- Der Mann am Beckenrand passt als Schwimmmeister auf, dass nichts passiert.
- Der Mann mit den Nachrichten trägt seit 48 Jahren den SÜDKURIER aus.

- Der Mann für alle Fälle schraubt und hämmert seit 23 Jahren an der Uni Konstanz.
- Der Mann für den Teig steht Nacht für Nacht in der Backstube.
- Die Frau mit 21 Kindern sieht ihre Erfüllung im Kindergarten.

Jedes Serienstück in der Zeitung ist eine Seite groß. Verbreitet und in Konstanz bekannt gemacht wird das Projekt vor allem über Social Media. Immer sonntags – einem Tag vor Erscheinen der Print-Serie – wird ein professionell produzierter HD-Kurzfilm vom SÜDKURIER online gestellt – mit Online-Zusatzmaterial wie Making-Of-Bildern und Outtake-Videos. Auch auf dem Facebook-Kanal des SÜDKURIER erzeugen Bilder, Video- und Audio-Schnipsel Spannung auf den nächsten Helden.

Die Serie wird ein riesiger Reichweiten-Erfolg im Netz. Weil das so ist, entschließen wir uns, alle Filme am Stück im Kino zu zeigen. Und freuen uns über einen vollen Saal.

Stefan Lutz, Chefredakteur

Noch Fragen?

Jörg-Peter Rau, Regionalleiter Bodensee-West und Leiter der Lokalredaktion Konstanz,
Telefon 07531/999-1245, E-Mail: joerg-peter.rau@suedkurier.de

Die Frau mit 21 Kindern

Heimathelden (9): Valentina Blaß arbeitet als Erzieherin im Konstanzer Münsterkindergarten. Ein Beruf, der viel mehr bedeutet als Singen, Spielen und Spaß haben

VON BENEDIKT NABBEN

Valentina Blaß wartet geduldig an der Kasse, bis die Kassiererin jede Wasserflasche und jede Packung Nudeln gesamt und über die Theke gereicht hat. Dann verstaubt sie die Einkäufe in ihrer großen Tasche und bezahlt. Eine Szene, die so in jedem Supermarkt stattfinden könnte. Hier spielt sie allerdings im Münsterkindergarten in Konstanz. Die Kassiererin ist gerade erst vier Jahre alt, der Miniatur-Kaufladen aus Holz gebaut und auf dem Schoß von Valentina Blaß, der Erzieherin, sitzt ein noch müdes Kind und beteiligt sich nur halbherzig am gespielten Einkauf.

Schon bevor die ersten Kinder früh morgens gebracht werden, bereitet Valentina Blaß verschiedene Angebote vor. Sie legt Stifte und Papier zum Malen bereit und breitet bunte Kostüme zum Verkleiden auf dem Boden aus. Vom Bauarbeiter bis zur gefleckten Kuh ist alles dabei. Valentina Blaß leitet die Piratengruppe mit dem Rollenspielbereich als Schwerpunkt, und kümmert sich Tag für Tag um 21 Kinder zwischen drei und sechs Jahren.

Spätestens um 9.30 Uhr müssen alle Kinder im Kindergarten sein. Dann sitzen alle Kinder und Erzieherinnen im großen Kreis auf dem Boden und starten gemeinsam in den Tag. „Wir machen den Morgenkreis jeden Tag, um die Kinder zu begrüßen“, erzählt Valentina Blaß. „Hier besprechen wir den Tag, das Datum, das Wetter und schauen, ob ein Kind fehlt.“ Der Morgenkreis ist die Zeit für uns in der Kleingruppe, um Lieder zu singen und Fingerspiele zu machen.“ Der Münsterkindergarten hat ein teil-offenes Konzept. Das bedeutet, dass die Kinder zwar einer der drei Gruppen zugeordnet sind, sich aber ihre Aktivitäten selbst aussuchen können. Im Gruppenraum hängt eine Magnettafel mit Fotos von allen Kindern. Wer möchte, kann dann sein Foto zum Kicker, zum Bällebad oder zum Ruheraum verschieben und sich dorthin begeben. So können die Erzieherinnen immer den Überblick über ihre Kinder behalten.

„Bei uns finden jeden Tag ganz verschiedene Angebote statt“, erzählt Valentina Blaß. „Wir haben einen Werkraum, einen Forscher- und Experimentierbereich und sogar eine Turnhalle.“ Schon von weitem hört man die hohen Stimmen der Kinder wild durcheinander rufen. Als ob sie den Boden putzen wollten, rutschen sie auf Handtüchern auf dem blauen Boden der Turnhalle umher und imitieren dabei Flugzeuge, Schiffe und Autos. Mitten drin Valentina Blaß, die darauf aufpasst, dass sich niemand weh tut und jedes Kind Spaß hat. „Wir tun hier zum Beispiel öfters mit Alltagsmaterialien wie Zeitungen oder Handtüchern“, erzählt sie. „Aber natürlich tanzen wir auch oder üben Balancieren.“

Zurzeit besuchen insgesamt 73 Kinder den Münsterkindergarten. Sie sind verteilt auf drei Gruppen für die Drei- bis Sechsjährigen. Daneben gibt es eine Kleinkindgruppe für die ganz Jungen ab einem Jahr. Als Erzieherin kümmert sich Valentina Blaß jeden Tag um ihre Kinder, verbringt viele Stunden gemeinsam mit ihnen. Eine verantwortungsvolle Aufgabe, die sie möglichst abwechslungsreich erfüllen möchte. „Ich sehe mich als Entwicklungsbegleiter der Kinder“, sagt sie. „Klar spielen wir auch und haben mit den Kindern Spaß. Aber im Vordergrund steht das Thema Lernen. Wir sind dazu, die Kinder auf die Schule vorzubereiten.“ Das geschieht im Münsterkindergarten auf spielerische Art und Weise. So lernen die Kinder bei verschiedenen kreativen Aktivitäten die Buchstaben kennen, werden im sozialen Umgang gefördert und entdecken die Natur. „Wir gehen jeden Tag in den Garten, egal bei welchem Wetter“, sagt Valentina Blaß. „Alle Kinder haben ihre Matschhosen hier im Kindergarten, so können wir auch im Regen raus.“

Gerade ist es mucksmäuschenstill. Das ist eine absolute Ausnahme im Kindergartenalltag. Gemeinsam steht die Gruppe mit Valentina Blaß im Badezimmer an den Miniatur-Waschbecken und alle putzen ihre Zähne. Bis der Sand durch die Zahnputzühr geräuselt ist, darf niemand ein Wort sagen. „Nach dem Essen gehen wir immer gemeinsam zum Zahnputzen“, erzählt Valentina Blaß. „Ich putze meistens mit und schaue, ob die Kinder auch richtig putzen.“ Die Erzieherinnen müssen jeden Tag eine große Bandbreite verschiedener Aufgaben erledigen, manche machen viel Spaß, andere sind vor allem anstrengend. Neben der direkten Arbeit mit den Kindern gehören die umfangreiche Dokumentation und auch die Arbeit mit den Eltern dazu.

Ohne eine gute Ausbildung ist der Beruf nicht zu schaffen. „Unsere Ausbildung dauert insgesamt vier Jahre“, erklärt Valentina Blaß. „Drei Jahre sind wir hauptsächlich in der Schule, das vierte Jahr dann komplett im Kindergarten, um den Alltag kennen zu lernen.“ Valentina Blaß ist seit vier Jahren mit der Ausbildung fertig und glücklich mit ihrem Beruf. Für sie war schon immer klar, dass sie mit Kindern arbeiten wollte. Das einzige, was sie manchmal stört, ist die fehlende Anerkennung in der Gesellschaft. „Oft heißt es: ‚Ach, ihr spielt ja nur‘ oder ‚Ihr trinkt nur Kaffee und schaut den Kindern dabei zu, was sie machen‘“, erzählt Valentina Blaß und ergänzt: „Jeder hat eine Vorstellung, wie es für sein Kind nach dem Kindergarten weitergehen soll; jedes Kind soll einen guten Schulabschluss machen. Die Vorbereitung im Kindergarten vergessen dabei viele.“

Inzwischen tummelt sich die ganze Horde im Garten. Dass die Kinder dabei Spaß haben, dass sie man und das hört man vor allem. Valentina Blaß empfindet ihren Beruf oft als fordernd und anstrengend, vor allem aber als vielseitig und bereichernd: „Kinder haben so ein ganz spezielles Können“, erzählt sie. „Egal was für einen schlechten Tag du hast, sie können dich sofort zum Lachen bringen. Die nehmen dich in den Arm, dann ist alles wieder gut.“



Valentina Blaß arbeitet als Erzieherin im Münsterkindergarten in Konstanz. 21 Kinder im Alter von drei bis sechs Jahren kommen jeden Morgen in ihre Gruppe. Dort versucht Valentina Blaß, den Kindern einen möglichst spannenden und abwechslungsreichen Tag zu bereiten. Gleichzeitig sollen sie spielerisch lernen und damit auf die Schulzeit vorbereitet werden. BILD: BENEDIKT NABBEN

DER KURZFILM www.suedkurier.de/heimathelden



Valentina Blaß, ihr Beruf und die Heimathelden

➤ **Zur Person:** Valentina Blaß (24) arbeitet als Erzieherin im Münsterkindergarten in Konstanz. Gemeinsam mit 13 Kolleginnen und Kollegen betreut sie jeden Tag 73 Kinder zwischen einem und sechs Jahren. Sie spielt mit ihnen, steht ihnen immer als Ansprechpartnerin zur Seite und bereitet sie behutsam auf die Schulzeit vor. Valentina Blaß steht stellvertretend für hunderte hart arbeitende Männer und Frauen in Konstanz: Erzieherinnen und Erzieher, die sich Tag für Tag um die Jüngsten in unserer Gesellschaft kümmern. Im Stadtgebiet gibt es insgesamt 47 Einrichtungen verschiedener Träger zur Kinderbetreuung. Die Erzieherinnen und Erzieher sind dabei nicht nur für die Kinder eine wichtige Bezugsperson, sondern nehmen vor allem den Eltern eine Menge Arbeit ab.

➤ **Zur Serie:** Harte Arbeit, kaum Beachtung und trotzdem ganz viel Leidenschaft: Unzählige Menschen arbeiten Tag für Tag, um unser Leben lebenswert und unsere Heimat lebenswert zu machen. Manche von ihnen arbeiten, während wir tief schlafen, andere sehen wir jeden Tag und haben trotzdem noch nie ein Wort mit ihnen gewechselt. Zehn dieser Menschen gibt die Serie „Heimathelden“ ein Gesicht und erzählt ihre ganz persönlichen Geschichten. Dabei greift der SÜDKURIER nicht nur auf die klassischen Erzählmittel Text und Bild zurück, sondern erstellt gemeinsam mit dem freien Filmemacher Benedikt Nabben aufwendig produzierte Kurzfilme über die Heimathelden. Nächste Woche: Hartes Holz, kreischende Kreissägen und ganz besondere Unikate.

➤ **Zum Entdecken:** Auf SÜDKURIER Online finden Sie alle Texte, Fotos und Kurzfilme der Serie frei zugänglich. Und dort gibt es sogar noch mehr: So können Sie zusätzliche Interviewszene anschauen, die es nicht in den endgültigen Film geschafft haben. Oder werfen Sie doch einfach mal einen Blick über die Schulter des Kameramanns und erfahren Sie, wie die aufwendigen Filmaufnahmen im Konstanzer Alltag entstanden sind. Außerdem können Sie sich anschauen, was Mitarbeiter des SÜDKURIER mit dem Begriff „Heimat“ verbindet.

Der SÜDKURIER wagt mit den „Heimathelden“ eine neue, multimediale Art des Lokaljournalismus. Gehen Sie diesen Weg mit uns und schauen Sie rein: www.suedkurier.de/heimathelden

Der Mann im Schiffsbauch

Heimathelden (I): Tagein tagaus fährt Manfred Spießer auf der Fähre zwischen Konstanz und Meersburg hin und her. Er weist die Passagiere ein, kassiert und verbringt vor allem viel Zeit bei den Maschinen im Schiffsbauch

VON BENEDIKT NABBEN

Von tief unten dröhnen die Motoren, die Fähre zwischen Konstanz und Meersburg hat gerade abgelegt und schwankt bedächtig hin und her. Da weht aus der Ferne ein vergnügtes Pfeifen herüber. Schon längst, bevor er zu sehen ist, kann man ihn hören: Manfred Spießer, den Mann, der dafür verantwortlich ist, dass alles wie geschmiert läuft. Er trägt einen Blumann, Kasse und Fahrkartendrucker baumeln locker vor seinem Bauch. Geschickt drückt er sich zwischen den enggeparkten Autos hindurch und verschwindet über eine kleine Treppe im Schiffsbauch. Spießer ist Maschinist. „Ich fange morgens zwischen halb fünf und sechs Uhr an und mache die Maschinen klar, die dazu benötigt werden, dass das Schiff hin und herfährt“, erzählt er.

Wenn die ersten Passagiere das Schiff betreten, ist Manfred Spießer schon längst an Bord. Um kurz vor fünf öffnet er die schwere Stahltür in den Bauch der Fähre. Hier ist es eng, warm und vor allem laut. Die Motoren sind so groß, dass Manfred Spießer hinauf klettern muss, um alles kontrollieren zu können. Stolz 2000 PS arbeiten im Schiffsbauch, um den 720-Tonnen-Koloss in Schwung zu bringen. Mit 21,5 Kilometern pro Stunde plüft das Schiff durch die Wellen. Manfred Spießer muss kontrollieren, ob alles funktioniert und kleinere Reparaturen direkt an Bord durchführen: „Ich muss Öl und Wasser abstechen und schauen, ob genug Kraftstoff in den Tanks ist“, sagt er. Wasser und Kraftstoff passt, Öl fehlt. Also schleppt er die überdimensionierte gelbe Ölkanne herbei und gießt gleich ein paar Liter in die hungrigen Maschinen.

Alle Tanks sind wieder voll, die Maschinen donnern und die Fähre ist unterwegs Richtung Konstanz. Zeit für Spießer, aufs Autodeck zu gehen: „Wenn das Schiff fahrbereit ist, ziehe ich die Kasse an und helfe beim Kassieren“, erzählt er. Seit 26 Jahren ist er schon bei den Stadtwerken Konstanz angestellt. Angefangen hat er als Kassierer, inzwischen ist er Maschinist und kassiert nur ab und zu, um die Kollegen zu entlasten. Wenn er an die geparkten Autos tritt, grüßen ihn viele seiner Fahrgäste, sie scheinen sich schon ewig zu kennen. Hier ein kurzes Gespräch, dort ein schneller Witz – Spießer hat Freude an seiner Arbeit, und das zeigt er. Von Dienstbeginn bis zum Feierabend gibt es kaum einen Moment, in dem er nicht fröhlich ein Liedchen vor sich hin pfeift.

Die Sonne geht gerade über dem See auf und taucht ihn in ein warmes Gelb. Manfred Spießer geht derviel von Auto zu Auto und hilft kassieren, denn es ist viel los. Die Pendler sind auf dem Ar-

beitsweg nach Konstanz, die Fähre ist restlos gefüllt. Wenn Spießer an die Fenster der geparkten Autos tritt, sind viele Passagiere noch mit alltäglichen Dingen beschäftigt. Eine junge Frau nutzt den Rückspiegel gerade, um sich noch schnell zu schminken, ein älterer Anzugträger döst entspannt im Fahrersitz. Aber alle sind freundlich, wenn der gut gelaunte Maschinist plötzlich bei ihnen am Fenster erscheint. „Vielleicht liegt das auch am herrlichen Sommerwetter: „Da ist die Kundschaft stimmungsmäßig ganz anders drauf. Da sind sie viel freundlicher, lachen mehr“, erzählt Spießer. „Wenn schlechtes Wetter ist, sind sie betrubt und bedrückt.“ Ob gutes oder schlechtes Wetter, die Fähren zwischen Konstanz und Meersburg pendeln im Sommer wie im Winter, jeden Tag, rund um die Uhr.

An einem normalen Arbeitstag legt Manfred Spießer mit seiner Fähre 16 Mal an und ab, also acht Mal in Konstanz und acht Mal in Meersburg. Pro Jahr nutzen 4,25 Millionen Fahrgäste die Abkürzung übers Wasser. Die 15 Minuten auf der Fähre ersparen ihnen immerhin fast 60 Kilometer Landweg. Und Stau kann es auf dem Wasser auch nicht geben. Damit möglichst viele Passagiere auf die Fähre passen, müssen die Fahrzeuge platzsparend geparkt werden. Normalerweise ist das Einweisen der Fahrzeuge Aufgabe des Schiffsführers. In dieser jedoch anderweitig beschäftigt, springt Manfred Spießer ein. Mit leuchtend gelber Farbe sind die vier Fahrstreifen auf dem Deck markiert. Drei sind gleich breit, einer etwas breiter für Busse und LKW. „Wenn ich jetzt zu viele kleine Autos in die LKW-Spur stelle, fehlen mir nachher ein, zwei Meter für einen LKW“, erklärt Spießer. Mit einem Gesichtsausdruck, der das im Laufe der Jahre gewachsene Unverständnis zeigt, ergänzt er: „Manche fahren halt einfach in die LKW-Spur rein und versauen damit die Ladung.“

Inzwischen sind die Berufspendler in Konstanz von der Fähre gefahren. Zurück geht es mit zwei LKW, einem Traktor, ein paar normalen PKW und vor allem vielen Touristen mit ihren Tourenrädern. Alle sind an Bord, der Schiffsführer lässt die Motoren an und das Wasser hinter der Fähre beginnt weiß zu schäumen. Manfred Spießer lässt die Schranken herunter und begibt sich auf den Weg in den Maschinenraum. Auf Deck bekommt niemand mit, dass unter ihnen Manfred Spießer gerade die Maschinen kontrolliert. „Das wissen eigentlich nur Eingeweihte oder diejenigen, die hier arbeiten“, erzählt er. Tag für Tag pendelt er zwischen Konstanz und Meersburg über den Bodensee, mal in der Frühe, mal in der Spätschicht. Manfred Spießer mag seinen Beruf. Er freut sich über die abwechslungsreichen Tätigkeiten und den Kontakt zu den Passagieren.

Manfred Spießer ist geborener Konstanzer und liebt die Nähe zu den Bergen. Ganz besonders hat es ihm jedoch der Bodensee angetan. Er ist froh, seinen Arbeitstag auf dem Wasser verbringen zu dürfen. Und was macht er dann nach Dienstschluss? „In meiner Freizeit bin ich Hobbyfischer, habe ein eigenes Boot und fahre auf den See zum Angeln.“ So ist der Maschinist dann auch mal Kapitän.



Manfred Spießer ist Maschinist auf der Fähre zwischen Konstanz und Meersburg. Er wartet und repariert die Maschinen, hilft beim Kassieren und Einweisen der Fahrzeuge. Seit 26 Jahren fährt er zwischen Konstanz und Meersburg hin und her, 16 Mal pro Tag. Trotzdem ist ihm nicht langweilig, sondern er liebt den engen Kontakt mit den Passagieren. Besonders freut er sich, wenn er früh morgens beobachten darf, wie die Sonne in der Ferne aufgeht und den See erglänzen lässt. BILD: BENEDIKT NABBEN

DER KURZFILM www.suedkurier.de/heimathelden



Manfred Spießer, sein Beruf und die Heimathelden

► **Zur Person:** Der Konstanzer Manfred Spießer (62) arbeitet seit 26 Jahren auf der Fähre und pendelt Tag für Tag zwischen Konstanz und Meersburg hin und her. Anfangs hat er damals als Kassierer, inzwischen ist er Maschinist. Er ist verantwortlich für die Maschinen im Schiffsbauch, muss die monströsen Motoren warten und reparieren. Daneben kassiert er aber auch und hilft beim systematischen Ein- und Ausweisen der Fahrzeuge. Manfred Spießer ist einer von maximal vier Beschäftigten auf jeder Fähre. Neben dem Maschinisten arbeiten der Schiffsführer sowie saisonabhängig noch ein bis zwei Kassierer auf jedem Schiff. Pro Jahr nutzen 4,25 Millionen Passagiere die Fährverbindung. Für die 4,2 Kilometer lange Strecke über den Überlinger See benötigt die Fähre 15 Minuten.

► **Zur Serie:** Harte Arbeit, kaum Beachtung und trotzdem ganz viel Leidenschaft: Unzählige Menschen arbeiten Tag für Tag, um unser Leben lebenswert und unsere Heimat lebenswert zu machen. Manche von ihnen arbeiten, während wir tief schlafen, andere sehen wir jeden Tag und haben trotzdem noch nie ein Wort mit ihnen gewechselt. Zehn dieser Menschen gibt die Serie „Heimathelden“ ein Gesicht und erzählt ihre ganz persönlichen Geschichten. Dabei greift der SÜDKURIER nicht nur auf die klassischen Erzählmittel Text und Bild zurück, sondern erstellt gemeinsam mit dem freien Filmemacher Benedikt Nabban aufwendig produzierte Kurzfilme über die Heimathelden. Nächste Woche: Tropenfeeling am Bodensee, Wasserschluche und Elektroautos.

► **Zum Entdecken:** Auf SÜDKURIER Online finden Sie alle Texte, Fotos und Kurzfilme der Serie frei zugänglich. Und dort gibt es sogar noch mehr: So können Sie zusätzliche Interviewszene anschauen, die es nicht in den endgültigen Film geschafft haben. Oder werfen Sie doch einfach mal einen Blick über die Schulter des Kameramanns und erfahren Sie, wie die aufwendigen Filmaufnahmen im Konstanzer Alltag entstanden sind. Außerdem können Sie sich anschauen, was Mitarbeiter des SÜDKURIER mit dem Begriff „Heimat“ verbindet.

Der SÜDKURIER wagt mit den „Heimathelden“ eine neue, multimediale Art des Lokaljournalismus. Gehen Sie diesen Weg mit uns und schauen Sie rein: www.suedkurier.de/heimathelden

Der Mann mit den Nachrichten

Heimathelden (7): Wenn der Tag anbricht, stecken die Zeitungen schon lange in den Konstanzner Briefkästen. Einer der Zusteller ist Max Kaiser – seit 48 Jahren

VON BENEDIKT NABBEN

Konstanz schläft. Es ist kurz vor vier in der Nacht und kein Laut ist zu hören: Keine Autos, keine Menschen, selbst die Vögel halten noch den Schnabel. Nur einer ist munter: Der 81-jährige Max Kaiser steuert zielstrebig auf ein Bushaltestellenhäuschen zu. Dort liegen, geschützt vor Regen und Wind, stapelweise frisch gedruckte Zeitungen. Geschwindortiert er sie in seinen blauen Zielwagen und macht sich auf den Weg zu den Briefkästen und Zeitungsröhren. Max Kaiser weiß, was er tut: Seit 1967 ist er Zeitungszusteller. „Der Tagesbeginn vor Sonnenaufgang ist für mich der schönste Tageszeitpunkt“, erzählt er. „Diese Ruhe und wie so langsam der Tag erwacht, das finde ich einfach wunderbar.“

Max Kaiser hat in seinem Leben schon viel gearbeitet. An das frühe Aufstehen hat er sich während seiner Bäcker-Lehre gewöhnt – damals war er gerade 14 Jahre alt. Anschließend arbeitete er als Bäckermister an verschiedenen Stationen rund um den See, wechselte später zur Post und kümmerte sich als Hausmeister um die Instandhaltung von Häusern und Gärten. „Seit meinem 80. Geburtstag bin ich als Hausmeister nur noch für ein Haus zuständig und trage aber nach wie vor den SÜDKURIER aus“, erzählt er, als ob das alles ganz selbstverständlich sei. Seit 48 Jahren sorgt er parallel zu seinen sonstigen Berufen dafür, dass die Zeitung morgens pünktlich auf dem Frühstückstisch liegt. Sein Stammbezirk liegt am Waldanfang unterhalb Universität. Aber in all den Jahren hat er vertretungsweise fast alle Bezirke der Stadt kennen gelernt.

Max Kaiser trägt eine blaue Jacke, eine Kappe und eine grelle Stirnlampe. Auch wenn der fast volle Mond heute lange, unheimliche Schatten auf die Straße wirft, gibt es viele dunkle Ecken auf der Route von Max Kaiser. „Die Lampe ist vor allem hilfreich, um Änderungen auf meiner Liste zu erkennen“, erzählt er. „Änderungen gibt es häufiger bei Zuzügen oder wenn Menschen in den Urlaub fahren.“ Wenn seine Zeitungsläser in den Urlaub fahren, bereiten sie – ohne es zu ahnen – Max Kaiser oft eine besondere Freude. Fast immer schlafende Menschen noch, wenn Kaiser ihnen die Zeitung in den Briefkasten steckt. „Aber wenn sie in den Urlaub fahren, gibt es viele, die um vier, fünf in der Frühe losfahren“, erzählt er und strahlt dabei übers ganze Gesicht. So trifft er viele der Leser zumindest einmal im Jahr persönlich. „Das ist dann direkt immer eine Freude, weil man sie das ganze Jahr nicht sieht.“ Der Kontakt zu den Abonnenten ist das, was Max Kaiser immer wieder motiviert. Er weiß, dass manche Menschen die Zeitung zum Frühstück für selbstverständlich halten, ohne über die Arbeit der Zustel-

ler nachzudenken. „Aber ein großer Teil weiß, was geschieht“, ist er sich sicher. „Ich merke das an Weihnachten, da bekomme ich immer sehr positive Post.“ Max Kaiser sammelt viele dieser Weihnachtskarten in einem Album und freut sich beim Durchblättern über die Anerkennung seiner täglichen Arbeit.

Ungefähr 100 Zeitungen bringt Max Kaiser Tag für Tag zu den Lesern. An derhalben Stunden benötigt er, dann ist die erste Tagesaufgabe erledigt. Er ist schon fertig, wenn viele Leute gerade über ihren Wecker fluchen und verschlafen in den Tag starten. Max Kaiser hat noch nie ein Problem mit dem frühen Aufstehen gehabt, meistens wacht er schon vor seinem Wecker auf. Höchstens im Winter würde er ab und zu gerne einfach unter der Bettedecke liegen bleiben. „Wenn es schneit und so richtig nasser Schnee liegt, dann würde man sich am liebsten einfach im Bett rumdrehen und weiterschlafen“, erzählt er. „Aber ich muss ja raus. Dann ziehe ich mich warm an und nach zehn Minuten draußen in der Kälte ist wieder alles im Lot, dann läuft wieder.“ Wenn Max Kaiser dann um kurz vor sechs wieder zu Hause ankommt, trinkt er stets ein Glas Milch und legt sich noch mal für zwei Stunden schlafen. „Am Morgen bin ich einfach wach, während mir am Abend um acht die Augen zufallen“, erzählt er.

Max Kaiser verteilt die Zeitungen mit einem Tempo, das man einem 81-Jährigen kaum zutrauen würde. Er kennt jede Stufe, jedes Gartentor und jeden versteckten Briefkasten und findet dank seiner Stirnlampe auch dann den Weg, wenn es kein Außenlicht gibt. Er macht seine Arbeit zuverlässig und gerne, und das nach so vielen Jahren. Ihn motivieren mehrere Aspekte bei dem, was er tut: „Selbstverständlich, man arbeitet damit man Geld verdient. Das kann man nicht verschweigen“, erzählt er. „Aber das alleine reicht in meinem Alter nicht aus.“ Viel wichtiger ist ihm der Aspekt der täglichen Bewegung. Max Kaiser ist überzeugt davon, dass Bewegung gesund und fit hält. „Ich lege jeden Morgen 5,5 Kilometer zurück und muss dazwischen gut 300 Stufen bewältigen. Das ist ein ideales Fitnessprogramm für mich.“ Den Spaß an der Bewegung hat er schon sehr lange. Früher war er Langstreckenläufer, trainierte jeden Tag und nahm an Waldläufen, Marathons und sogar 100-Kilometer-Läufen teil.

Nachts im Dunkeln alleine unterwegs zu sein, ist für Max Kaiser inzwischen ganz normal. Ungeplantes passiert nur ganz selten und auch unbetene Bekanntschaften mit Hunden im Vorgarten musste er bisher noch nicht machen. Aber ein anderes Tier jagt ihm Respekt ein. „Wir hatten eine Zeit lang sehr viele Füchse“, erzählt er. „Deswegen habe ich für den Notfall immer einen kleinen Stecken in meinem Wagen, falls da was passieren sollte.“ Aber bisher ist noch nie etwas passiert und so dreht Max Kaiser Morgen für Morgen seine Runde.

Die Frage, wie lange Max Kaiser noch Zeitungen zustellen möchte, wird ihm immer wieder gestellt. Wenn er davon berichtet, lächelt er bescheiden und erklärt voller Überzeugung: „Grundsätzlich weiß man ja heute nicht, was man morgen macht. Aber ich sehe von mir aus kein Ende.“



Max Kaiser ist Zeitungszusteller und trägt seit 1967 jeden Morgen den SÜDKURIER aus. Sommer wie Winter macht er sich in der Dunkelheit auf den Weg, damit die Zeitungen beim Frühstück auf dem Küchentisch liegen. Besonders stolz macht ihn, dass er in den 48 Jahren als Zusteller nicht ein einziges Mal verschlafen hat.
BILD: BENEDIKT NABBEN

DER KURZFILM www.suedkurier.de/heimathelden



Max Kaiser, sein Beruf und die Heimathelden

➤ **Zur Person:** Den in Franken geborenen Max Kaiser (81) verschlug es in der Nachkriegszeit an den Bodensee. Als Bäcker, Postbeamter, Hausmeister und vor allem Zeitungsausreiter arbeitete er in der Region. Seit 1967 ist er einer von insgesamt 1800 SÜDKURIER-Zustellern, 140 davon sind jeden Morgen allein in Konstanz unterwegs. Max Kaiser war lange Zeit parallel zu seinen weiteren Beschäftigungen für verschiedene Zustellbezirke verantwortlich und machte Urlaubsvertretungen. Nach seiner Pensionierung übernahm er dann den Bezirk 140 unterhalb der Konstanzer Universität. Jeden Morgen klingelt sein Wecker um halb vier, damit er die 100 Zeitungen zwischen Danziger Straße, Stockackerweg und Friedrichstraße rechtzeitig in die Briefkästen und Zeitungsröhren stecken kann.

➤ **Zur Serie:** Harte Arbeit, kaum Beachtung und trotzdem ganz viel Leidenschaft: Unzählige Menschen arbeiten Tag für Tag, um unser Leben lebenswert und unsere Heimat lebenswerter zu machen. Manche von ihnen arbeiten, während wir tief schlafen, andere sehen wir jeden Tag und haben trotzdem noch nie ein Wort mit ihnen gewechselt. Zehn dieser Menschen gibt die Serie „Heimathelden“ ein Gesicht und erzählt ihre ganz persönlichen Geschichten. Dabei greift der SÜDKURIER nicht nur auf die klassischen Erzählmittel Text und Bild zurück, sondern erstellt gemeinsam mit dem freien Filmemacher Benedikt Nabben aufwendig produzierte Kurzfilme über die Heimathelden. Nächste Woche: Gemeinsames Zähneputzen, ein Miniatur-Kaufladen und eine lustige Kuh.

➤ **Zum Entdecken:** Auf SÜDKURIER Online finden Sie alle Texte, Fotos und Kurzfilme der Serie frei zugänglich. Und dort gibt es sogar noch mehr: So können Sie zusätzliche Interviewszene anschauen, die es nicht in den endgültigen Film geschafft haben. Oder werfen Sie doch einfach mal einen Blick über die Schulter des Kameramanns und erfahren Sie, wie die aufwendigen Filmaufnahmen im Konstanzer Alltag entstanden sind. Außerdem können Sie sich anschauen, was Mitarbeiter des SÜDKURIER mit dem Begriff „Heimat“ verbindet.

Der SÜDKURIER wagt mit den „Heimathelden“ eine neue, multimediale Art des Lokaljournalismus. Gehen Sie diesen Weg mit uns und schauen Sie rein: www.suedkurier.de/heimathelden

Das Lied der Straße

Die Volontäre fragen Menschen, die sie auf der Straße treffen nach Erfahrungen und Lehren aus ihrem Leben. Antworten veröffentlichen sie auf verschiedenen Online-Kanälen. Im „Magazin am Wochenende“ präsentieren sie die besten Beiträge.



Straßen-Weise

Was ist Straßen-Weise?

Oft sind es die persönlichen Fragen, auf die man die besten Antworten bekommt – eben die Fragen, die man als Journalist nur selten stellt. Dabei findet man Weisheit nicht immer in Parlamenten oder Chefetagen. Im Gegenteil: Die Weisheit liegt auf der Straße und dort wollen wir sie suchen. Mit Stift, Zettel und Kamera ziehen wir los und befragen Menschen, die ganz zufällig unseren Weg kreuzen – vom Dönerverkäufer bis hin zum Promi. Mit jeweils einem Porträtfoto und einem Zitat erschaffen wir einen Querschnitt durch unsere Leserschaft, ein Abbild der Menschen in unserem Verbreitungsgebiet.

Wie funktioniert Straßen-Weise?

Das Projekt startete im Frühjahr 2015 als Ausbildungsprojekt für die Volontäre von Nürnberger Nachrichten, Nürnberger Zeitung und nordbayern.de. Wir haben es selbst konzipiert und haben in Projektteams die redaktionelle Gestaltung, die Verbreitung unserer Inhalte und den technischen Part organisiert.

Als Basis verwenden wir das Blogsystem Tumblr. Foto und Text lassen sich bequem auch von unterwegs hochladen, Beiträge sind im Voraus planbar. Tumblr lässt sich leicht mit Twitter verbinden: Geht der Beitrag im Blog online, wird automatisch ein Tweet abgesetzt. Eine größere Reichweite haben wir bei Facebook, wo ein Beitrag bis zu 50 000 Menschen erreichen kann. Instagram bildet den letzten Mosaikstein. Eine vierteljährliche Printseite vereint die besten Beiträge der vergangenen Monate auf Papier.

Die Zielgruppe

Unsere Zielgruppe sind alle Menschen in unserem Verbreitungsgebiet, das sich von Nürnberg aus nach Mittelfranken, Oberfranken, Unterfranken und bis in die Oberpfalz erstreckt. Wir richten uns nicht nur an ein junges Publikum, sondern beziehen bewusst auch ältere Nutzer mit ein. Das kommt an. Innerhalb eines Jahres haben wir mit unserer Facebook-Seite 1000 Likes gewinnen können.

Ziele und Zukunftsmusik

Inzwischen ist ein Jahr vergangen und wir lernen tagtäglich dazu. Im November hat sich das Team verjüngt, fünf ältere Kollegen haben nach zwei Ausbildungsjahren nun als Redakteure andere Aufgaben. Dafür starten fünf neue Volos durch. Unser Konzept überdenken wir regelmäßig. In einer Schulung durch einen unserer Hausfotografen haben wir unseren Blick für gute Fotos weiterentwickelt. Zudem wollen wir versuchen, noch mehr aus Nürnberg rauszukommen und in ganz Mittelfranken sowie Teilen von Oberfranken und der Oberpfalz interessante Menschen zu finden. Im Print ändert sich unser Seitenkonzept ebenfalls. Im Februar soll erstmals eine reine Bildersseite mit Zitaten erscheinen. Mehr Input von der Straße, weniger journalistischer Überbau. Und hoffentlich noch mehr Likes.

Noch Fragen?

Gudrun Bayer, Volontärsbetreuerin, Telefon: 0911/216-2550, E-Mail: nn-volontaersausbildung@pressenetz.de



Das Beste



Ulrike, 52, am Altmühlsee in Gundenhausen:

"Ich würde schon immer die Welt sehen und dabei etwas Sinnvolles tun, vor fast dreißig Jahren bin ich deshalb als Freiwillige nach Israel gegangen. Da ging es nicht nur darum, im Kibbutz etwas zu pflanzen, sondern wir konnten auch in ein Altersheim in einem Vorort von Tel Aviv gehen. Viele der alten Menschen, die wir dort gepflegt haben, hatten einen Holocaustüberlebend. Am Anfang war das schwierig, weil sie Deutschen gegenüber sehr misstrauisch waren, viele haben sich aber auch geöffnet, wieder Deutsch oder Jiddisch sprechen zu können. Über die Schwärze, die sie durch die Deutschen erlebt haben, haben die Menschen nicht gesprochen. Das haben sie verdrängt. Ich erinnere mich an einen David, der konnte nur erzählen, was aus Zimmernachbar erlebt hatte. Und an eine Brigitte, die fast viel aus ihrer Waiseit erzählt, weil ich sie als jemanden aus der Zeit kennen hatte. Aber niemand über die Nazizeit. Nur was einem Frau kam: Ich die Geschichte, sie war schon damals bei Heide in Frankreich bei ihrer Familie überlebt. Die hatte im Herbst einer Tier vor dem Haus verreckt. Letzte waren die Deutsche in dem Haus sehr schlimm. Gerade im Sommer sind die Menschen gestorben wie die Fliegen."
04. August 2011



Schwester Gunda Reichold, 50, in der Neumarkter Bräugerei:

"Früher war es mein größter Wunsch, längere Zeit zu werden. Jetzt bin ich (Luzerner) und ange-rehntlich sei mit dem Bier, mein Traum ist also in Erfüllung gegangen!"



Wolke, 8, und Rebecca Banks, 25, auf der Wälder Wiese in Nürnberg:

Rebecca: "Ich würde schon immer mal in den USA leben - das hat mich gelockt. Ich habe dort Pflanzenbau studiert. Heute ist mein größter Wunsch, dass es meinem Kindern gut geht und ihnen alle Türen offen stehen. Wenn man Kinder hat, ändert sich alles."
Wolke: "Und mein größter Wunsch ist, dass ich einmal ein Einhorn werde!"
Rebecca: "Ich hoffe, das geht nicht in Erfüllung."



Verena, 28 (Jahre), und David, 26, im Stadtpark in Nürnberg:

Verena: "Wir sind beide Skateparkkings. Ich habe Jugendkuchen, das ist manchmal ein Knackpunkt. Wenn ich jetzt 1400 Straiche, dann sind Fremden mir David für mich da. Wir sitzen immer in um die Straße geht, wenn es Stress auf die Arbeit geht oder ich mal nicht will, wie ich mich einbauen soll."
David: "Gerade bei solchen Sachen kann man als Freunde gut helfen, weil man die Dinge aus einem ganz perfekten Blickwinkel betrachten kann."
Verena: "Wir letzten habe ich David in Ländchen besucht. Die Sonne hat geschienen, wir waren ein bisschen und haben die Straße aufgegeben. Man muss gar nicht viel reden. Alles Zeit miteinander zu verbringen, hat unheimlich gut!"



Gerhard Dehlein, 57, und Marga Dehlein, 52, in Scherzheim:

"Seit unserer Ehe hat eine Natur: Es sind ja nicht viele. Aber diejenigen können wir in nicht allen Haus bringen, die zum Schlauer zu bringen."
01. September



Peter Giese, 46, in der Adam-Eichs Straße in Nürnberg:

"Die die Luft nie schnell verhalten? Schau dir doch mal an. Ganz in schwarz gekleidet - da wird man schnell als sozial abgestempelt. So offensichtlich sind die Menschen halt."



Aylene Anton, 27, in Köln, mit ihren Eltern am Larensee Platz in Nürnberg:

"Wir kommen aus Albanien und machen gerade eine Rundreise durch Europa. Wir waren schon in Dublin, Bristol und London. Nach Nürnberg sind wir gekommen, weil hier so viele schöne restaurierte Gebäude wie die Burg sind, so etwas gibt es ja hier wo wir sind. Nürnberg ist eine tolle Stadt!"



Hans Jürgen Schaffel, 66, in der Hauptstraße in Herzogenaurach:

"Wir weiß, was mir am meisten Spaß macht, wenn ich ein gemacht habe, was man über für mich ein Sinn hatte. Es hat es ja nur gut gemeint, aber ich hatte irgendeinen Kultur-Bank mehr auf den Bürger. 1980 habe ich meine Liebe als Baumgarten geschrieben und bin gekommen. Ich war in Spanien und habe dort nur von BMW und Pflanzengarten gelernt. So viele die Wälder, dass konnte man damals gut leben. Aber die Zeiten sind vorbei!"



Felix Klingner, 31, in seiner Werkstatt in Dittmannsdorf:

"Als Student war ich vier Jahre auf Wanderschaft. Ich bin ins Ostfriesland gekommen. Auf Wanderschaft haben wir in der Stadt nach Arbeit gemacht. Da war immer ein Typ, der uns arbeitslos gemacht hat. Hattet mal ein, ist mir eigentlich eine ganze Serie. Es hatte ein Disziplinieren, hat sich alles rausgelassen, was in gut und wollte immer Zigaretten von uns schmecken. Eine Abend bin ich aus einer Energie in Österreich gekommen und wollte nach Mainz. Nach dem Gessen kamen plötzlich zwei Typen auf mich zu und haben mich bedrückt. Plötzlich stand Yusuf neben mir. „Lass den die Ruhe, die ist der Freund meiner!“ hat er gesagt. Die Typen sind abgehauen. Ich war ein bisschen, dass ich ihm alles gegeben habe, was ich bei mir hatte. Das war nicht viel, eine Mäusel und ein Zwerchhals-Stück. Ich verstand Yusuf mein Leben."

Acht Seiten für eine einzige Person aus der Region

Über ein Jahr lang begleitet der Reporter Menschen aus der Region mit Texten und Videos. Die Texte in der Zeitung sind lang, acht bis zwölf Seiten, die Filme kurz, zwei bis vier Minuten. 28 Porträts zum „Hier“-Sein entstehen.

Nur scheinbar durchschnittlich

Das Projekt diente in erster Linie der Identifikation der Menschen mit ihrem Lebensraum, aber auch mit unserer Zeitung. Ziel der Aktion war die Stärkung des regionalen Zusammengehörigkeitsgefühls.

Das geschah über eine alle 14 Tage erscheinende Beilage mit acht bis zwölf Seiten. Darin wurde jeweils ein Mensch aus der Region in seinem persönlichen Lebensumfeld vorgestellt. Acht Seiten über eine einzelne Person, ist das nicht zu viel? Die Aufmachung war indes eine ganz andere, als in der gewöhnlichen Tageszeitung; Überschriften und Unterteilen gab es nicht, Bilder und die lockere Gestaltung spielten eine große Rolle – wir wollten damit nicht zuletzt zeigen, wie wichtig uns jeder einzelne Protagonist ist, indem wir ihm großzügig Platz schenkten.

Kleine Filmbeiträge waren die zweite Ebene des Projekts, um als Zeitung einmal neue Wege zu gehen und nicht zuletzt junge Menschen anzusprechen und für das Produkt zu interessieren. Sie sind als Ergänzung zu den gedruckten Porträts zu sehen. Die Menschen erzählten uns vor der Kamera, was das „Hier“-Sein für sie bedeutet, warum sie

(gerne) hier leben und was die Heimat für sie ausmacht. Sie konnten auch darüber sprechen, was sie in ihrem Umfeld vermissen. Die Filme sind zwei bis vier Minuten lang, streng dokumentarisch und unaufgeregt; also ohne Beschönigung durch Kunstlicht, ohne abgedroschene Motive oder grell geschminkte Protagonisten. Alltag eben. Die Videos wurden jeweils mit dem Erscheinen der Beilagen auf einer eigenen Internetseite freigeschaltet.

Die Geschichten wurden in vier Blöcken produziert, verteilt auf die Jahreszeiten. So erhielten wir eine bunte Palette von Motiven, also auch mal jemanden im Regen, im Schnee oder beim Spaziergang im Herbstnebel. Wen wollten wir porträtieren? Was wir nicht suchten, waren die Schenkelklopfer mit der Krachledernen, die Lauten, die Aufdringlichen oder „Großkopferten“. Auch keine Funktionäre oder Politiker, deren Gesichter regelmäßig in der Zeitung zu finden sind. Statt dessen konzentrierten wir uns auf die Menschen im Hintergrund, scheinbar durchschnittliche Bürger, die aber doch viel zu erzählen hatten. Vielleicht, weil sie die Arbeit verrichten, für die andere die Lorbeeren einstecken. Oder weil sie eine Besonderheit aufweisen, die sie

vom Rest unterscheidet. Stille Wasser sind bekanntlich tief.

Zur Palette der Porträtieren gehörte etwa ein Sparkassenangestellter, der seinen Job hinwarf, um einen Acker zu kaufen, unter dem er einen Steinbruch vermutete. Nun gräbt der Familienvater nach Fossilien und verwirklicht einen alten Kindheitstraum. Zu Wort kam aber auch ein Ordensbruder, der uns offen von seinem Leben im Kloster erzählte und von seinen Zweifeln, ob es denn der richtige Weg für ihn sein würde.

Wir beschrieben weiter die Ambitionen eines 18-jährigen Abiturienten, dessen einziges Lebensziel es ist, berühmt zu werden – ein typischer Vertreter der DSDS-Generation. Die Liste der übrigen Protagonisten ist lang: eine Volksmusikstudentin, eine von nur acht in Bayern, eine blinde Malerin aus Pfaffenhofen, ein Schäfer aus dem Altmühltal, ein Hopfenbauer aus der Hallertau, eine junge Fußballtrainerin, ein Mühlenbesitzer, eine Triathletin, ein Wildnispädagoge, ein Schafflertänzer, eine Ahnenforscherin, eine alleinerziehende türkische Mutter, ein schwarzer Einwanderer aus Kanada oder eine Spargelbäuerin, um nur einige zu nennen. Die Geschichten sollten die

Noch Fragen?

Horst Richter, Redakteur & Regionalreporter, Telefon: 0841/9666-261, E-Mail: horst.richter@donaukurier.de

menschliche Individualität in der Region widerspiegeln und eine gute Mischung aus Alten und Jungen, Frauen wie Männer, sein.

Die Arbeitsweise stellte sich selbst für einen routinierten und seit vielen Jahren tätigen Print-Redakteur als völlig ungewohnt dar. Vor allem die wegen der Videos notwendige Blockproduktion unterschied sich stark vom sonstigen Alltag. Viel Zeit erforderten die Vorgespräche mit den Kandidaten und die Vorbereitungen an den Drehorten, eine völlig neue, aber durchaus positive Erfahrung.

Nach anfänglicher Verwunderung über die luftige Gestaltung der Seiten wurde das Projekt von unseren Lesern sehr positiv angenommen. Schon bald kamen Anregungen von außen und Vorschläge zu möglichen Kandidaten. Halbseitige Eigenanzeigen mit ansprechenden Fotos machten jeweils auf die nächste Folge aufmerksam. Die Beilagen erschienen alle 14 Tage immer freitags, um nicht in Konkurrenz mit Beilagen der ohnehin stärkeren Wochenendausgabe zu treten. Das bewährte sich in der Praxis sehr gut.

Horst Richter

HIER!



02 / 2015
Ritchie Herbert
Ingolstadt

DONAUKURIER Pfaffenhofener Kurier EICHSTATTER KURIER Hilpoltsteiner Kurier Schrobenhausener Zeitung



„Niemand muss sein Schicksal einfach hinnehmen. Man kann immer etwas dagegen tun, es gibt immer eine Entscheidung, die was ändern kann.“





*„In Mindelstetten fühle ich mich einfach geborgen wie ein ungeborenes Kind
im Mutterschoß. Daheim eben.“*



Träume wollen wahr werden

Die Reporterin lässt Menschen aus der Region ihre Träume in Worte fassen. Sie fragt nach den Wünschen für das eigene Leben und für die Gesellschaft.

Miteinander ohne Angst

Apotheker Hasan Özer träumt von einer Welt, in der jeder ohne Angst seinen Glauben leben darf.

Mein Traum
„Mein Traum ist, ein gutes, angefülltes und wiederholtes Miteinander aller Kulturen und Menschen verschiedenen Glaubens auf der ganzen Welt.“

Das Problem
„Aktuell wird sehr viel Angst in der Bevölkerung geschürt durch die sogenannten diffamierenden religiösen Gerüchte, die Gewalt und Unrecht legitimieren möchten. Und die finden auch noch zahlreiche Unterstützung. Die Unwissenheit über den jeweils anderen und seine Religionen schürt die Angst.“

Was tun ich dafür
„Ich bin der Sprecher der drei türkisch-islamischen Vereine in Mühlacker. In unserer Stadt haben wir schon seit vielen Jahren einen guten interreligiösen Dialog. Und auf dem Erdgeschoss haben wir bei unserer jährlichen Einsegnung herzlich mit unseren Religionsführern (baldmöglichst) einen wichtigen Schritt aufeinander zu gemacht. Und auch die Culture-Fest im September kann bei vielen sehr gut an. Und ist das gute Miteinander in unserer Stadt sehr wichtig. Darauf darf man sich nicht ausheben und muss immer wieder neue Wege finden, sich gegenseitig anzunähern.“

Der Weg dahin
„Man bedarf sich vor Gott zu unterwerfen und nicht, Andersgläubige zu unterwerfen. Zuerst muss richtig klar und deutlich werden. Es sind keine Irrtümer, also Menschen, die an dem Glauben, die den Terror unterstützen, sondern Fundamentalisten. Der Begriff Dschihad muss keine kriegerische Auseinandersetzung bedeuten, sondern in Beladung jedes Botschaft zum Wohl einer Gesellschaft. Ein ganz einfaches Beispiel dafür ist, eine Basisschule zu eröffnen, um niemand darauf anzurecht, oder sich zu streiten, wenn die Straße glatt ist. Ein toller Dschihad wäre auch, einen Brunnen in Afrika zu graben, wo es noch kein Wasser gibt. Islam ist eine friedliche Religion, die nicht missbraucht werden darf. Das muss ganz klar werden, auch in der Medien. In Mühlacker sind wir schon auf einem guten Weg und gehen aufeinander zu. Wenn jeder auf den anderen zugeht und sich öffnet, lernen wir, uns gegenseitig zu verstehen und eine so zu akzeptieren, wie wir sind. Die Menschen müssen sich öffnen, Informationen sind gegenseitig notwendig. They erste Schritte auf einen anderen zu, ist eine Größe und keine Schwäche. Wenn sich jeder in seiner Stadt, so verhält, wie wir in Mühlacker, und sich die ganze Welt verbindet, dann die Welt besteht aus vielen Schönen wie Mühlacker.“

Aufsichtsbild von
Hasan Prokop



Noch Fragen?

Bärbel Schierling, Redaktionsleiterin, Telefon: 07231/933333 , E-Mail: baerbel.schierling@pz-news.de

Held am Herd

Patrick Kühn aus Illingen träumt davon, eines Tages Inhaber eines Restaurants zu sein.

Mein Traum:

„Mein Traum ist, in fünf Jahren ein eigenes Restaurant in Norddeutschland zu betreiben.“

Das Problem:

„Im Moment muss ich noch das nötige Eigenkapital sparen. Ich rechne mit 50 000 Euro, die dafür erforderlich sind. Das richtige Objekt zu finden, wird schwierig werden, denn die Lage eines Restaurants und das Konzept sind entscheidend für den Erfolg. Mein Konzept kann ich erst in fünf Jahren entwickeln, weil die Gastronomie sich an den jeweiligen Zeitgeist anpasst. Außerdem ist das Problem in der Gastronomie, dass man vor allem junge Menschen dafür motivieren und begeistern muss, in dieser Branche zu arbeiten.“

Das tue ich dafür:

„Kochen ist meine Leidenschaft, die ich schon immer in mir trage. Ich habe meine Kochlehre im Lamm in Roflwig bis September 2013 absolviert. Danach war ich im Landgasthaus Feckl in Ehingen beschäftigt. Derzeit arbeite ich im Zwei-Sterne-Restaurant Ophelia in Konstanz. Ich nehme gerne an Kochwettbewerben teil, um mir in der Szene einen Namen zu machen. In den nächsten fünf Jahren sammle ich möglichst viel Praxis in Sterne-Restaurants auf Grundlage der klassischen französischen Küche mit Einfluss aus aller Welt. Mein Schwerpunkt liegt auf regionalen Gerichten mit Wildkräutern und Gemüsesorten, die heute eher in Vergessenheit geraten sind.“

Der Weg zum Traum:

„Ich kenne Norddeutschland seit meiner Geburt. Denn meine Familie macht in Schleswig-Holstein seit 23 Jahren Urlaub am Döcksee bei Bad Malente. Deshalb mag ich die Gegend. Ich stelle mir vor, auf dem Land ein Feinschmeckerrestaurant mit 30 Plätzen und drei Angestellten zu finden. Um dann bekannt zu werden, muss ich über viele Medien Werbung machen. Gute Produkte und die erstklassige Zubereitung kann man bei der richtigen Kalkulation zu fairen Preisen anbieten. Ein Restaurant lebt sich durch Qualität und Individualität ab. Wenn man persönlich von seiner Leistung überzeugt ist, zieht man die Menschen automatisch an. In unserem Metier muss man vor allem bodenständig und menschlich sein. Dann kommt der Erfolg, wenn man hart arbeitet.“



Genug zu Essen für alle

Tafelladen-Leiterin Erika van Luijk träumt davon,
dass Tafelläden überflüssig werden.

Mein Traum

„Mein Traum ist, dass Tafelläden überflüssig werden.“

Das Problem

„Es werden so viele Lebensmittel produziert, dass ein großer Teil in den Lebensmittel-
läden aussortiert und vernichtet wird. Gleichzeitig haben viele Menschen – und es
werden überall mehr – nicht genug zu essen, sie leben am Existenzminimum und können
sich vieles nicht leisten. Dazwischen liegt die Teilhabe am kulturellen und gesellschaftlichen Leben
verfehrt. Wir haben in Mühlacker den Tafelladen vor bald neun Jahren gegründet, weil hier bei uns immer
mehr Bedürftige leben. Leider nimmt die Anzahl unserer Kunden nicht ab, sondern zu. Zu unseren rund 300 Kunden im
Monat gehören Rentner, die ihr ganzes Leben lang gearbeitet haben, Arbeitslose und Leute, die in Zeitarbeit für Niedriglöhne arbeiten.“

Das tue ich dafür

„Wenn ich Ungerechtigkeit oder Not sehe, helfe ich, wenn ich es kann. Es ist mein christlicher Glaube, aus dem diese Nächstenliebe für
mich resultiert. Ich habe schon vor zehn Jahren in Blaustein bei Ulm den Tafelladen geleitet. Als wir nach Mühlacker kamen, war mir sofort
klar, dass hier ein Tafelladen her muss. Zusammen mit Menschen aus dem Kirchenbezirk Mühlacker, der Diakonie, der Caritas und dem
DRK-Erkerkreis habe ich angeragt, unseren Tafelladen ins Leben zu rufen. Wir haben circa 85 ehrenamtliche Mitarbeiter, die jeden Vormittag
und an drei Nachmittagen in der Woche den Tafelladen am Laufen halten. In der Industriestraße haben wir eine ehemalige Fabrikhalle
günstig gemietet, in der wir an den Öffnungstagen Dienstag, Donnerstag und Freitag ab 14 Uhr Menschen mit einem entsprechenden
Einkaufsausweis unsere Lebensmittel und Hygieneartikel günstig verkaufen. Die Ware wird jeden Morgen ab sieben Uhr in
dortzeit 25-Geschäften abgeholt. Dann wird die Ware von circa acht ehrenamtlichen Helfern vorsortiert und für die
Verkaufstage eingekramt. An den Verkaufstagen helfen weitere acht Freiwillige mit. Wir sind sehr dankbar, dass uns so viele
Unternehmer und Privatpersonen aus Mühlacker und dem Erkerkreis unterstützen.“

Der Weg zum Traum

„Ich glaube nicht, dass Tafeln – das sind Tafelläden und Essenszettel – überflüssig werden.
Leider. Denn die Not ist da. Und Lebensmittel sollen da hin, wo sie hingehören, und
zwar zu den Menschen und nicht auf den Müll. Hilfreich wäre, wenn es für
jeden Menschen ein bedingungsloses Grundeinkommen gäbe, von dem
er menschenwürdig leben könnte. Das wäre sozial. Und ich bin
sicher, dass die Menschen trotzdem arbeiten
würden, weil der Mensch mit der Arbeit
auch seinen Sinn verliert.“

ZEIG
MIR DEINEN
TRAUM



- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen

RECHERCHE

- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Präzise planen in der Königsdisziplin

Sie ist für den Journalisten Handwerk und Königsdisziplin zugleich: die Recherche. Mal löst sie ein Tipp von außen aus, mal stößt die Redaktion auf Ungereimtheiten und Widersprüche. Mal reicht ein Anruf, mal dauern die Nachforschungen Tage und Wochen. Immer aber gilt die Regel, die Wolf Schneider und Paul-Josef Raue so formuliert haben: „Wer recherchiert, der braucht ein Thema, das die Leser interessiert und einen gut durchdachten Plan, der ihn schnell und systematisch an Ziel führt.“ Wer dies befolgt, wird die richtigen Fragen stellen.

Stadt im Stau

Mehr als 2000 Baustellen im Jahr, die Hauptverkehrsadern hoffnungslos überlastet: Die Stadt steht im Stau. Die Redaktion bietet Analysen, Erklärungen und Ideen für eine bessere Zukunft.

Mobilitätscheck in Köln

Köln gilt als Stadt der Verkehrsstaus. Es sind nicht nur die maroden Rheinbrücken, die den Verkehr in der Millionenstadt nachhaltig behindern – es ist auch eine Verwaltung, die Verkehrsplanung und Verkehrspolitik heute nicht anders betreibt als vor 25 Jahren. Fragt man Kölner Bürger, was ihnen an ihrer Stadt missfällt, so stand die schwierige Verkehrssituation lange an erster Stelle.

Die Verkehrsexperten der Lokalredaktion Köln des „Kölner Stadt-Anzeiger“ haben in ihrer Serie „Stadt im Stau – Mobilitäts-Check Köln“ gemeinsam mit dem ADAC

die Situation analysiert, sind den Ursachen für die vielfältigen Probleme auf den Grund gegangen – und haben zusammen mit Experten nach Lösungen gesucht. Denn diese Serie sollte ausdrücklich ein Ausblick in die Zukunft sein.

Zu den Themen gehörten die Planung und Organisation von Großbaustellen, der richtige Verkehrsmix für die Zukunft, die immer schwieriger werdende Parkplatzsituation, die Lage der Pendler, der stetig wachsende Lieferverkehr, der wuchernde Schilderwald, der hochbelastete Kölner Autobahnring und die Zukunft des

Individualverkehrs, dazu Kommentierungen sowie eine umfangreiche Leserbeteiligung Print wie Online.

Die große Resonanz auf die Veröffentlichungen hat uns gezeigt, dass wir richtig lagen. Auch von Verwaltung und Politik bis hin zum zuständigen Dezernenten wurde immer wieder Zustimmung zu unseren Texten geäußert, obwohl wir mit Kritik an der Situation und den Akteuren nicht gespart haben.

Christian Hümmeler



Noch Fragen?

Christian Hümmeler, Ressortleiter Lokales, Telefon: 0221/224-2597, E-Mail: christian.huemmeler@dumont.de

Rölnner Stadt-Anzeiger



TIERGESUNDHEITSMESSE

Im Zwiegespräch mit der Hundeseele

Unter den 70 Ausstellern in der Mülheimer Stadthalle waren nicht nur Tierärzte, -heilpraktiker, -psychologen, Hundeschulen und Tierbestatter, sondern auch eine „Kommunikatorin“, die behauptet, mit Tieren sprechen zu können Seite 25

23

MONTAG, 30. MÄRZ 2015

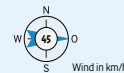
Köln



10°

DAS KÖLN-WETTER

Stark bewölkt
Minimum der kommenden Nacht: 5°



Wind in km/h

VON TIM ATTENBERGER

Ein Vergnügen ist es wahrlich nicht, sich mit dem Auto auf der Venloer Straße, der Aachener Straße oder einer der anderen Einkaufsstraßen an den in zweiter Reihe geparkten Autos vorbeizuschlingeln. Fast immer sind es Lieferwagen, deren Fahrer kurzzeitig die Warablinkanlage einschalten und mal eben eine Fahrspur oder den Radweg blockieren. Sie beliefern die Einzelhändler, aber zunehmend auch Privatpersonen in ihren Wohnungen. Der Handel im Internet floriert, weshalb immer mehr Pakete zugestellt werden müssen. Das spiegelt sich auch in den typischen Wohnstraßen der Stadtteile wider, in denen tagtäglich oft mehrere Fahrzeuge des selben Paketdienstes gleichzeitig zu sehen sind.

Der Lieferverkehr verstopft die Straßen und ärgert andere Verkehrsteilnehmer, ist aber von den Bürgern gewollt. „Was soll der Fahrer eines Transporters denn machen, wenn er seine Pakete ausliefern muss?“, fragt Rüdiger Ostrowski, Vorstand des Verbands Spedition und Logistik NRW. Es fehle in Köln auf den meisten Straßen an ausreichenden Ladezonen. Die Stadt habe es bislang versäumt, sich auf den wachsenden Lieferverkehr einzustellen.

GEMEINSAME TRANSPORTWAGEN

„Wir haben in diesem Bereich starke Wachstumsraten“, bestätigt auch Roman Suthold, Verkehrsexperte des ADAC. Er halte es daher für sinnvoll, moderne Konzepte umzusetzen, die in anderen Städten bereits erprobt werden. So gebe es in Antwerpen und Maastricht Modellversuche, bei denen verschiedene Unternehmen ihre Pakete außerhalb der Stadt in einem Gebäude sammeln. In die Stadt fährt dann nur ein einziger gemeinsam genutzter Transportwagen, während in Köln üblicherweise noch jeder mit einem eigenen Fahrzeug anrückt. Der Nachteil bestehe allerdings darin, dass bei unbeschrifteten Lieferwagen der Werbeeffect für die Unternehmen

Chaos auf Bestellung

Der Lieferverkehr in Köln nimmt weiter zu und blockiert immer wieder die Straßen. Die Transporter müssen anders organisiert werden. Intelligente Konzepte helfen dabei

STADT IM STAU

MOBILITÄTS-CHECK KÖLN

- Weitere Ladezonen am Straßenrand einrichten
- Sammelzentren am Stadtrand aufbauen
- Verkehrsachsen für den Lieferverkehr freigehalten
- Schwerlastverkehr aus der Innenstadt heraushalten



fe, wie es in Paris auf der Seine bereits heute praktiziert wird, könne ebenfalls ein Vorbild für Köln sein. In London werden Lieferfahräder eingesetzt, um Pakete ausgehend von Sammelgaragen innerhalb der Innenstadt zu verteilen. „Da es beim Thema Lieferverkehr auch um die Sauberkeit der Luft geht, könnten Elektro-Fahrzeuge eine wichtige Rolle spielen“, ist Suthold überzeugt. Das Unternehmen DHL und die RWTH Aachen arbeiten gemeinsam am Projekt „Streetscooter“, um leistungsfähige Elektro-Lieferwagen zu entwickeln. Der Konkurrent UPS setzt ähnliche Fahrzeuge bereits in der Kölner Innenstadt ein.

VERFEHLTE LANGZEITPLANUNG

Nach Auskunft der IHK Köln wird der Lkw-Verkehr in Köln bis 2030 um 60 Prozent zunehmen. „Wir benötigen mehr große Logistikflächen – es gibt keine, die größer als fünf Hektar sind“, kritisiert Geschäftsführer Ulrich Soënius. Darüber hinaus sei es wichtig, die Infrastruktur konsequent zu sanieren. „Die defekten Rheinbrücken sind ein Zeichen für die verfehlte Langzeitplanung der Stadt“, sagt Rüdiger Ostrowski vom Logistikerverband. Die Politik müsse ein schnelles Planungs- und Baurecht schaffen, um Straßen, Brücken und Tunnel innerhalb einer kurzen Zeit instand setzen zu können.

Verkehrsexperte Ostrowski zweifelt zudem die Wirkung des vom Stadtrat beschlossenen Lkw-Führungskonzepts an, das den Schwerlastverkehr auf speziell ausgewiesenen Routen durch die Stadt führt. „Ein ausländischer Fahrer ignoriert so etwas in der Regel, das ist also oft wirkungslos“ meint er. IHK-Geschäftsführer Ulrich Soënius sieht das anders. „Wir halten das Führungskonzept für positiv und arbeiten mit der Stadt daran, das in ein Navigationssystem für Lkw einzubauen.“ Auf diese Weise sollen auch auswärtige Fahrer davon abgehalten werden, die Innenstadt zu durchqueren.

Nächste Folge: Verkehrsschilder und Verkehrslenkung

entfallen würde, so Suthold. Rüdiger Ostrowski hält die Idee aus diesem Grunde auch nicht für umsetzbar. „Sie können die Logistiker nicht zur Zusammenarbeit zwingen“, sagt er. Die Unternehmen würden untereinander im harten Wettbewerb stehen und könnten

daher auf dieser Ebene wohl nicht so intensiv zusammenarbeiten. Eine weitere Idee stammt von Ayelet Fishman, die an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee das Projekt „Link Urban Logistics“ entwickelt hat. Eine Flotte elektrischer, halbautonome Transporter

soll die Güter aus Sammelzentren am Stadtrand systematisch nach Gebieten sortiert und in Containern auf lokale Nachbarschafts-Lageräume verteilen, um die Lieferdistanzen zu verkürzen. Lastwagen könnten mit solch einem System aus den Innenstädten her-

ausgehalten werden. In Dresden wird bereits eine sogenannte Cargotram eingesetzt, die über das Straßenbahnnetz das Volkswagen-Werk mit Bauteilen versorgt. „Das könnte auf lange Sicht auch eine Lösung für Köln sein“, sagt Suthold. Die Anlieferung über Schif-

DIE LISTE

Zweite-Reihe-Parken

Insbesondere auf den Kölner Einkaufsstraßen werden täglich Lieferfahrzeuge auf der rechten Spur geparkt, damit die Fahrer Päckchen und Pakete schnell abgeben können. Spezielle Lieferzonen sind überhaupt nicht oder nur in einem geringen Maße vorhanden. Ein Überblick über die Straßen, auf denen die meisten Fahrzeuge in der zweiten Reihe parken:

- 1 Ringe
- 2 Venloer Straße
- 3 Aachener Straße
- 4 Dürener Straße
- 5 Kalker Hauptstraße

Lieferverkehr in Zahlen

1700 Euro Mehrkosten pro Tag entstehen im Durchschnitt jedem Logistik-Unternehmen der Region durch die aktuelle Sperrung der Leverkusener Autobahnbrücke für schwere Lastwagen. Das hat die IHK Köln errechnet.

12,4 Millionen Tonnen werden in den vier Häfen der Häfen und Güterverkehr Köln (HGK) jährlich umgeschlagen. Die HGK-Eisenbahn befördert pro Jahr 16 Millionen Tonnen. Damit gehört Köln zu den wichtigsten Güterverkehrsknotenpunkten in Europa.

18,1 Millionen Pakete werden pro Jahr an Privatkunden im Kölner Raum ausgeliefert. 3,6 Millionen entfallen nach Angaben des Bundesverbands der Paket- und Expresslogistik auf die Vorweihnachtszeit.

Unmenge von kleinen Sendungen

Logistiker fordern Anpassung der Infrastruktur ans Konsumverhalten

Herr Ostrowski, in den Innenstädten sind jedes Jahr mehr Lieferfahrzeuge unterwegs als im Jahr zuvor. Woran liegt das?

RÜDIGER OSTROWSKI: Diese Frage müssen wir uns im Prinzip alle selbst stellen. Wir bestellen immer mehr kleine Sendungen im Internet und haben übertriebene Vorstellungen davon, wie schnell eine Ware bei uns sein muss. Apotheken befördern im Durchschnitt dreimal pro Tag beliefert – das kann doch niemals notwendig sein. Es ist nicht der Wunsch der Logistiker, die Straßen zu verstopfen. Die Konsumenten haben ihr Verhalten verändert. Wenn wir Waren bestellen, dann müssen wir auch die Auswirkungen in Kauf nehmen.

Wie sinnvoll kann es sein, Lasten-fahräder einzusetzen?
OSTROWSKI: Ich halte das grundsätzlich für einen sinnvollen An-

satz. Die Radwege sind leerer als die Straßen. Das spielt sich bezogen auf den gesamten Lieferverkehr aber im Promillebereich ab. Sie werden mit Fahrrädern keine Mengenprobleme lösen. Das kann nur eine Ergänzung sein.

Wie gut ist der Logistikstandort Köln aus Ihrer Sicht?

OSTROWSKI: Wir haben mit dem Eifelort einen der wichtigsten Güterbahnhöfe in Deutschland. Die Binnenhäfen sind ein Glücksfall und ein Ausbau am Flughafen ist problemlos möglich. Die Grundvoraussetzungen sind also ideal. Das muss jetzt alles nur noch besser organisiert werden.

Was müsste die Stadt Köln unternehmen, um den Lieferverkehr besser in den Griff zu bekommen?
OSTROWSKI: Die Stadt muss unbedingt die Hauptverkehrsachsen

freigehalten und die Verbindung zwischen Niehler und Godorfer Hafen sicherstellen. Dazu würde auch ein funktionierendes Baustellenmanagement gehören. Das nehme ich zurzeit leider anders wahr. Da muss noch viel passieren, damit es nicht zu unnötigen Staus kommt. Die Stadt muss außerdem konsequent mehr Ladezonen ausweisen und sie auch freigehalten. Die aktuelle Infrastrukturpolitik passt nicht zum Konsumverhalten der Bürger.

Das Gespräch führte Tim Attenberger



Rüdiger Ostrowski ist Vorstand des Verbands Spedition und Logistik NRW. Er arbeitet in Düsseldorf und lebt in Köln.

Wie ist Ihre Meinung?

Schreiben: Kölner Stadt-Anzeiger, 50590 Köln

Faxen: 0221/224-2524

Mailen: ksta.leserbriefe@mids.de (Bitte alle Schreiben, Mails, Faxe und Online-Zustellungen mit kompletter Anschrift)

Die Serie

Funktionsfähige Verkehrswege sind die Lebensadern einer Metropole. In Köln droht an vielen Stellen der Infarkt. Zusammen mit dem ADAC gehen wir den Ursachen auf den Grund und suchen nach Lösungen.



Rölnner Stadt-Anzeiger

VON TIM ATTENBERGER

Sie sind eng, morgens und abends mit Autos verstopft, an den Rändern sind regelmäßig Fahrzeuge in zweiter Reihe geparkt, und wenn eine Baustelle hinzukommt, geht überhaupt nichts mehr. Eine Fahrt auf den Kölner Ein- und Ausfallstraßen bedeutet für Autofahrer vor allem während des Berufsverkehrs eine einzige Qual.

Im Rechtsrheinischen sorgt vor allem die Bergisch Gladbacher Straße für Verdross: Ein ständiger Wechsel zwischen Ein- und Zweispurigkeit, sehr viele Ampeln und der Verkehr aus den zahllosen Seitenstraßen bremsen die Autofahrer aus. Ganz ähnlich sieht es im linksrheinischen Süden aus. Wer über die Rheinuferstraße in die Innenstadt gelangen will, muss sich ständig neu orientieren. Eben war es noch zweispurig, plötzlich wird es einspurig, und schon kurz darauf sind wieder zwei Spuren vorhanden. Wenn künftig die Straßenbahn im Zehnminutentakt an der Schönhauser Straße quer über die Rheinuferstraße rollt, droht Chaos.

Parallel dazu verläuft die Bonner Straße, die den Autofahrern teilweise einen ähnlichen Zickzack-Kurs abverlangt. Durch den Stadtbahn-Ausbau wird sich die ohnehin angespannte Situation noch weiter verschärfen, da künftig eine Fahrspur wegfallen soll. Der Bürgerverein Bayenthal/Marienbrunn hat die Planung scharf kritisiert: Die Rheinuferstraße könne den Verkehr, der in Zukunft von der Bonner Straße verdrängt werde, nicht aufnehmen, meint der Vorsitzende Hartmut Hammer.

GEDULDSPROBE AM MILITÄRRING

Wer aus dem Südwesten über die Luxemburger Straße in die Stadt will, muss sich ebenfalls in Geduld üben. Die Ampelschaltungen sind hier schlecht aufeinander abgestimmt. Immerhin will die Stadt die Anlagen demnächst austauschen. An der Kreuzung mit dem Militärring wird der Langmut der Autofahrer auf eine besonders harte Probe gestellt: Der Übergang für die Straßenbahn legt dort regelmäßig den gesamten Verkehr lahm. Die Tieflegung der Bahn könnte das Problem beheben, steht aber noch in den Sternen.

Die Straßenbahn sorgt auch auf der Aachener Straße, der Einfallsaachse aus dem Westen, für Schwierigkeiten. Die absolute Vorrangschaltung für die KVB wirkt sich immer wieder negativ auf den Fluss des Autoverkehrs aus. „Den

Die tägliche Qual

Köln wird weiter wachsen – die Hauptverkehrsachsen sind aber schon jetzt immer wieder hoffnungslos überlastet. Kluge Lösungen sind gefragt, um das drohende Chaos abzuwenden




STADT IM STAU

MOBILITÄTS-CHECK KÖLN

Grüne Welle auf allen Einfallstraßen

Straßenbahn-Querungen müssen unterirdisch gelegt werden

Vorhandene Infrastruktur intelligenter nutzen

Motorisierter Individualverkehr soll reduziert werden

Vorrang für den öffentlichen Nahverkehr halte ich grundsätzlich für richtig, aber das hier in Köln ist doch etwas zu hart“, bemängelt Roman Suthold, Verkehrsexperte des ADAC. Da die Aachener Straße wie die meisten wichtigen Achsen in Köln eine Geschäftsstraße ist, blockiert der Lieferverkehr regelmäßig die rechte Spur. Ein weiteres Nadelöhr stellen die Amsterdamer Straße und die Industrie-

straße dar: Seit die Leverkusener Autobahnbrücke für den Schwerverkehr gesperrt wurde, reicht die Kapazität während der Stoßzeiten hinten und vorne nicht mehr aus. Die Industriestraße wird zurzeit ausgebaut. Die Situation auf den großen Ein- und Ausfallstraßen ist schon jetzt hochgradig angespannt. Das verdeutlicht, was noch auf die Kölner zukommen wird. Bis 2030

werden Prognosen zufolge 50 000 bis 100 000 Menschen mehr in der Stadt leben als jetzt. Die Zahl der Pkw soll laut ADAC um 20 Prozent steigen. Es wird also noch eng zugehen auf den Hauptverkehrsachsen. Eine Verbreiterung kommt als Lösung wohl nicht infrage. „Das ist banal, kaum möglich“, sagt Klaus Harzendorf, Leiter des Amts für Straßen und Verkehrstechnik. Das Ziel der Stadt-

verwaltung bestehe vielmehr darin, den motorisierten Individualverkehr zu reduzieren. Vor allem die Pendler sollen auf das Fahrrad und die Straßenbahn umsteigen. Eine Umorientierung auf andere Verkehrsmittel werde dafür sorgen, das Wachstum der Stadt aufzufangen. Aus Sicht von Professor Wolfgang H. Schulz, Verkehrswissenschaftler an der Zeppelin Universi-

tät Friedrichshafen, liegt eine Lösung darin, die vorhandene Infrastruktur der Ein- und Ausfallstraßen intelligenter zu nutzen. „Stau entsteht zu einem Drittel aufgrund von Unfällen, zu einem Drittel aufgrund von Baustellen und zu einem Drittel aufgrund asynchronen Fahrverhaltens der Autofahrer“, sagt er. Um einen stetigen Verkehrsfluss zu erreichen, sei es möglich, Techniken aus der Telematik einzusetzen. So sei es sinnvoll, dass Autos untereinander kommunizieren, um sich über die aktuelle Verkehrslage zu informieren. Darüber hinaus könnten die Fahrzeuge Informationen aus dem städtischen Verkehrssteuerungssystem erhalten und verwerten.

AKTIVE LENKUNG DES VERKEHRS

„Es wäre damit möglich, Baustellen frühzeitig zu umfahren, und auch die Folge eines Unfalls schneller aufzulösen“, so Schulz. Zudem könne der Verkehr mit dieser Technik aktiv gelenkt werden, um ihn in der Stadt besser zu verteilen. Dafür müsste allerdings ein übergreifender EU-Standard entwickelt werden, damit sich Fahrzeuge aller Hersteller miteinander austauschen können. Das sei auch über Smartphones möglich. „Die Technologie existiert bereits, sie muss nur noch richtig angewendet werden“, sagt Schulz. So gebe es beispielsweise ein Konzeptauto aus dem Daimler-Konzern, das sich selbstständig steuert. „Das ist der Schlüssel für einen besseren Verkehrsfluss und für die optimale Nutzung bestehender Ein- und Ausfallstraßen“, meint Schulz.

Verkehrsexperte Roman Suthold kritisiert, dass die Gestaltung der Ein- und Ausfallstraßen nicht an die heute Geschwindigkeit angepasst wurde. „Straßenbahnquerungen wie an der Dürener Straße und an der Luxemburger Straße müssen unterirdisch gelegt werden, damit sie nicht ständig dem Autoverkehr in die Quere kommen“, sagt er. Die Stadtverwaltung müsse dafür sorgen, dass auf den Einfallstraßen durchgängige die grüne Welle funktioniert und den Verkehr flüssig hält. „Die Ampelsysteme in Köln sind überarbeitungsbedürftig, aber nicht schlecht“, entgegnet Amtsleiter Klaus Harzendorf. Es sei aber wichtig, die Qualitätskontrolle zu verbessern. Eine grüne Welle sei nicht überall realistisch.

Nächste Folge: Der Lieferverkehr wächst, die Probleme auch (Montag, 30. März)

DIE LISTE

Verkehrsachsen

Die fünf problematischsten Ein- und Ausfallstraßen im Überblick:

- 1 Rheinuferstraße**
Baustellen legen die Achse im Kölner Süden regelmäßig lahm.
- 2 Luxemburger Straße**
Schlecht geschaltete Ampeln und die Kreuzung mit dem Militärring sorgen regelmäßig für Stau.
- 3 Aachener Straße**
Parken in zweiter Reihe und die Vorrangschaltung für die Straßenbahn bremsen den Verkehrsfluss.
- 4 Bergisch Gladbacher Str.**
Der ständige Wechsel zwischen Ein- und Zweispurigkeit verlangsamt den Autoverkehr.
- 5 Clevischer Ring**
Seit Einrichtung der Baustelle im Stadtautobahntunnel Kalk inklusive einer Sperrung im Kreuz Ost kann der zusätzliche Verkehr kaum bewältigt werden.

Verkehr in Zahlen

- 50** Millionen Euro hat das Amt für Straßen und Verkehrstechnik im Jahr 2014 in die Kölner Verkehrsinfrastruktur investiert – so viel wie noch niemals zuvor.
- 900** Ampeln unterhält die Stadtverwaltung insgesamt in Köln. Die Modelle sind teils mehr als 30 Jahre alt.
- 120 000** Fahrzeuge werden jeden Tag über die Zoobrücke in die Stadt – damit handelt es sich um die meistbefahrene Brücke der Stadt.
- 70** Prozent mehr motorisierter Verkehr wird bis zum Jahr 2025 für die Fernstraßen prognostiziert.
- 42** Park-and-ride-Anlagen gibt es in Köln sowie an den Stadtgrenzen. Insgesamt stehen dort rund 5800 Parkplätze zur Verfügung. Die meistgenutzte Anlage befindet sich in Weiden-West.

Umsteigen vor der Stadt

Park-and-ride-Anlage am Bonner Verteiler

VON TIM ATTENBERGER

Insgesamt existieren im Kölner Stadtgebiet und unmittelbar davor an den Stadtgrenzen 42 Park-and-ride-Anlagen mit sehr unterschiedlichen Größen. Die Zahl der Stellplätze variiert zwischen elf und 600. Diese Plätze könnten ein Schlüssel für die Entlastung der zentralen Ein- und Ausfallstraßen sein. Vor allem im Westen und Süden der Stadt spielen sie bereits jetzt eine große Rolle und werden intensiv genutzt. Ein Bau weiterer Parkplätze und Parkhäuser könnte dafür sorgen, Autofahrer zum Umstieg auf Straßenbahn oder S-Bahn zu bewegen. Zwar leben aktuell etwa 140 000 Kölner in der Innenstadt – aber die Mehrheit aller Bewohner muss auf dem Weg zur Arbeit in die Stadt pendeln. Hinzu kommen all jene, die in Köln selbst keine Wohnung finden und deshalb in das Umland ziehen.

Klaus Harzendorf, Leiter des Amts für Straßen und Verkehrstechnik, hält die Park-and-ride-Anlagen ebenfalls für bedeutend,

weil sie als Knotenpunkte das Auto und den Nahverkehr miteinander verbinden. „Weiden-West ist unschlagbar, weil dort ein Anschluss an die Straßenbahn und an die S-Bahn besteht“, sagt der Amtsleiter. Es sei sinnvoll, die erfolgreiche Anlage in Zukunft um eine Parkpalette zu erweitern, um die Kapazität weiter zu erhöhen.

Kooperation mit Rhein-Erft-Kreis

Eine ähnlich gute Nutzung erwartet Harzendorf für eine neue Park-and-ride-Anlage mit 600 Plätzen, die am Bonner Verteiler entstehen soll. Es werde die Bonner Straße erheblich entlasten, wenn Pendler dort in die neue Nord-Süd-Stadtbahn Richtung Chlodwigplatz und Hauptbahnhof umsteigen können, so der Amtsleiter. Als besonders wichtig erachtet die Stadt die Zusammenarbeit mit den Kommunen aus der Region. Insbesondere mit dem Rhein-Erft-Kreis gibt es bereits eine enge Kooperation, um Eimpendler frühzeitig zur Nutzung von Park-and-ride-Anlagen zu motivieren.

Wichtige P&R-Anlagen im Kölner Südwesten



Wie ist Ihre Meinung?

Schreiben: Kölner Stadt-Anzeiger, 50590 Köln
Faxen: 0221/224-2524
Mailen: ksta.leserbriefe@mids.de
 (Bitte alle Schreiben, Mails, Fax und Online-Zusendungen mit kompletter Anschrift)

Die Serie

Funktionsfähige Verkehrswege sind die Lebensadern einer Metropole. In Köln droht an vielen Stellen der Infarkt. Zusammen mit dem ADAC gehen wir den Ursachen auf den Grund und suchen nach Lösungen.



Kölner Stadt-Anzeiger

VON MATTHIAS PESCH

Das „magische Datum“ ist das Jahr 2017. Dann soll der Neubau der Leverkusener Brücke beginnen – und bis dahin will der Landesbetrieb Straßen NRW zahlreiche Baustellen auf dem und um den Kölner Autobahnring vorziehen und abschließen, um ein komplettes Verkehrschaos zu verhindern. Zeitweise soll an bis zu sieben Stellen gleichzeitig gebaut werden. Ein Kraftakt mit Konsequenzen: In den nächsten zwei Jahren wird es noch mal richtig eng auf dem knapp 52 Kilometer langen, hochbelasteten Autobahnring. Und wenn es dann, was nicht selten passiert, zu teils schweren Unfällen kommt, geht rund um die City gar nichts mehr. Die Perspektive heißt Stau.

Allein die A3 im Rechtsrheinischen muss täglich bis zu 170.000 Fahrzeuge verkraften und rangiert damit weit oben auf der Liste der am stärksten befahrenen deutschen Autobahnabschnitte. Nach der jüngsten Stau-Bilanz des ADAC beginnen, beziehungsweise enden allein vier stauanfällige Fern-Autobahnabschnitte in Köln. Auf der A4 zwischen Aachen und Eifelhor machen nach ADAC Angaben Lastwagen 20 Prozent des gesamten Verkehrs aus – bundesweit sind es im Schnitt zehn Prozent. Und es wird nicht besser: Bis zum Jahr 2030, so die Prognosen, wird der Pkw-Verkehr insgesamt um 20 Prozent, der Lkw-Verkehr um 40 Prozent zunehmen.

Trotz des kontinuierlichen Ausbaus des Autobahnringes „hinken die Planungen den tatsächlichen Verkehrsentwicklungen hinterher“, stellt ADAC-Verkehrsexperte Roman Suthold fest. Man hätte den Ausbau des Rings viel früher in Angriff nehmen müssen, sagt er. Räumt gleichzeitig aber ein, dass mit der Finanzierung des „Aufbaus Ost“ andere – berechtigte – politische Prioritäten gesetzt worden seien. Angesichts der prognostizierten Wachstumsraten beim Pkw- und Lkw-Verkehr gilt seiner Meinung nach für den Ausbau des Autobahnringes: „Wenn man vorne fertig ist, kann man hinten wieder anfangen.“

Die Kritik weist Bernd Löcher vom Landesbetrieb zurück: „Wir haben alles getan, was nach derzeitigem Stand möglich ist“, sagt er. Er ist überzeugt, dass der ausbaute Autobahnring ausreicht, um

Die Ausbauplanungen hinken den tatsächlichen Verkehrsentwicklungen hinterher

Roman Suthold, ADAC

die Verkehrsmassen zu bewältigen. „Von den Zahlen her passt das“, sagt Löcher. Der Ausbau zwischen Bocklemünd und Köln-Nord soll bis zum Sommer abgeschlossen sein, dann nimmt der Landesbetrieb rechtsrheinisch den Abschnitt zwischen Mülheim und Leverkusen in Angriff. Die Arbeiten am Kreuz West laufen noch bis Ende 2016, der Neubau des Bauwerks im Autobahnkreuz Nord ist für die Zeit zwischen 2016 und 2018 angesetzt. Die Erweiterung der A57 und der A59 sind in Planung. Die A3 bekommt zudem 2017 zwischen Köln-Ost und Mülheim eine neue Asphaltdecke.

Der Zeitplan ist eng. Verzögerungen sind bei solch umfangreichen Bauvorhaben aber nie auszuschließen. „Ein Puffer ist da nicht wirklich eingebaut“, hatte Mario Korte vom Landesbetrieb bei der Vorstellung der Baupläne eingeräumt. Fein sind sich daher Land, Bezirksregierung, Landesbetrieb und ADAC, dass dem Baustellenmanagement eine besondere Bedeutung zukommt. Ulrich Soënius, Geschäftsführer der In-

Staufalle Autobahn

Auf dem hoch belasteten Autobahnring wird es bis 2017 noch enger als bisher. Und es ist strittig, ob der Ausbau überhaupt genügt, um den prognostizierten Verkehr zu verkraften

STADT IM STAU

MOBILITÄTS-CHECK KÖLN

Arbeitszeiten auf Baustellen verlängern | Mehr variable Schilderbrücken | Weitere Standstreifen freigeben | Neue Brücke im Kölner Süden

dustrie- und Handelskammer (IHK), fordert eine möglichst große Flexibilität: Baustellen sollten abschnittsweise abgearbeitet werden, um so wenig Fahrbahnläche wie möglich zu beanspruchen. Außerdem sollte dort, wo es möglich ist, 24 Stunden und sieben Tage pro Woche gearbeitet werden. „Die Baumaßnahmen sind so langfristig geplant, dass sie min-

destens mit vier Wochen Vorlauf kommuniziert werden sollten“, fordert Suthold. Dann könnten sich die Autofahrer auf die Behinderungen einstellen. Die Informationspolitik der Bauträger habe sich verbessert, „optimal ist sie aber immer noch nicht“. Suthold plädiert in diesem Zusammenhang auch für einen stärkeren Ausbau der Telematik – also der Informati-

on mit variablen Tafeln, auf denen aktuelle Tempobeschränkungen oder Warnhinweise angezeigt werden können. 14 solcher Anzeigen stehen laut Löcher auf dem Autobahnring, fünf weitere seien im Bau. „Die Telematik kann eine wesentliche Einflussgröße sein, um den Verkehr zu verflüssigen.“ Laut ADAC kann durch diese Anlagen die Straßenkapazität um

bis zu zehn Prozent erhöht werden – wenn dann auch noch je nach Verkehrslage die Seitenstreifen mit benutzt werden könnten, sogar um 25 Prozent. Auf dem Ring ist das bislang auf der A57 möglich. „Weitere temporäre Standstreifenfreigaben wird es langfristig geben“, sagt Löcher. „Es liegen auch Pläne in der Schublade, die sind aber noch nicht spruchreif.“

Suthold rät den Autofahrern, im Stau keineswegs immer die Autobahn zu verlassen. „Das ist nur bei einer Vollsperrung oder Staus von mehr als zehn Kilometern Länge sinnvoll“, sagt der ADAC-Experte. Ansonsten sei der Zeitverlust auf der Autobahn geringer, als wenn man sich über die ebenfalls überlasteten städtischen Straßen quäle.

Es sind aber nicht nur die Baustellen, die das Fahren auf dem Autobahnring zur Nervensäge machen. Unfälle verschärfen die Situation zusätzlich. 2014 registrierte die Polizei 2740 Unfälle, rund 100 mehr als im Jahr zuvor, allerdings 125 weniger als 2012. 2010 und 2011 lagen die Zahlen deutlich über 3000. Die Zahl der Verunglückten ist zwar seit 2011 kontinuierlich gesunken – allerdings stieg sowohl die Zahl der Schwerverletzten (von 35 auf 41) als auch die der Toten (von eins auf drei).

Pläne für die Freigabe weiterer Standstreifen liegen in der Schublade

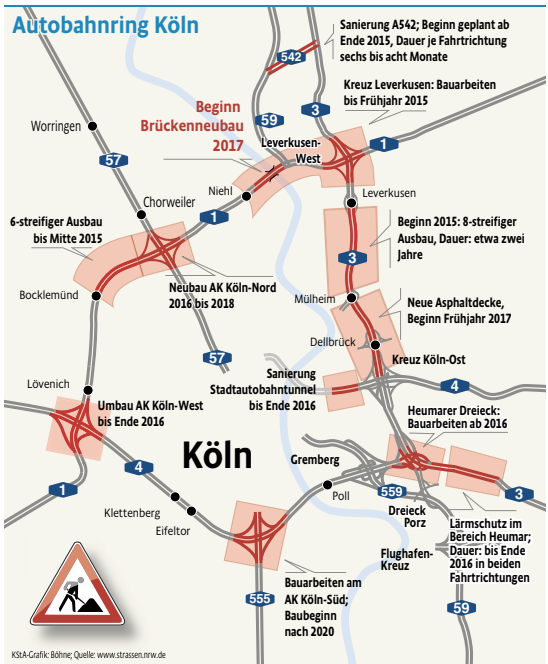
Bernd Löcher, Landesbetrieb Straßen NRW

„Wenn Lastwagen involviert sind, sind die Folgen in der Regel dramatisch“, sagt Suthold.

Um die Unfallentwicklung zu reduzieren, haben Polizei, Landesbetrieb, Bezirksregierung, Stadt Köln und ADAC gemeinsam das Projekt „Sicher im Ring“ gestartet. Suthold appelliert zudem an die Autofahrer, im Stau immer eine Rettungsgasse freizuhalten – egal, ob sich ein Unfall ereignet hat oder nicht. „Denn für die Rettungskräfte sind Minuten entscheidend.“

IHK-Geschäftsführer Soënius ist überzeugt, dass es auf dem Autobahnring, wenn denn einmal alle Baustellen verschwunden sein werden, „zwar voll wird, aber der Verkehr dann auch noch je nach Verkehrslage die Seitenstreifen mit benutzt werden könnten, sogar um 25 Prozent. Auf dem Ring ist das bislang auf der A57 möglich.“

Nächste Folge: Der Verkehr der Zukunft (Montag, 13. April)



Verkehr in Zahlen

279 000 Kilometer Stau wurden im vorigen Jahr auf den Autobahnen in NRW registriert. Das waren fast 60.000 Kilometer mehr als 2013.

86 Menschen wurden 2014 auf dem Autobahnring bei Unfällen am Stauende verletzt, neun von ihnen schwer.

62 Verunglückte gab es bei Unfällen, bei denen Lkw die Verursacher waren. Dabei gab es acht Schwerverletzte.

170 000 Autos sind an Spitzentagen auf der A3 im Rechtsrheinischen unterwegs – es ist eine der am stärksten belasteten Autobahnstrecken in Deutschland.

DIE LISTE

Stau-Strecken

Unter den fünf am stärksten belasteten Autobahnabschnitten in NRW sind gleich vier Strecken, die in Köln beginnen oder enden:

- A46 D'dorf – Wuppertal**
Laut ADAC-Bilanz 23.256 Kilometer Stau im Jahr 2014
- A1 Köln – Dortmund**
Die Autos stauten sich auf mehr als 18.800 Kilometern
- A3 Köln – Oberhausen**
Die Staulänge summierte sich auf 17.759 Kilometer
- A57 Köln – Krefeld**
Platz vier der ADAC-Staustelle mit 16.258 Kilometern
- A4 Aachen – Köln**
Die Fahrzeuge stauten sich insgesamt auf fast 14.000 Kilometern

Wie ist Ihre Meinung?

Schreiben: Kölner Stadt-Anzeiger, 50590 Köln
Faxen: 0221/224-25 24
Mailen: ksta.leserbriefe@mids.de

(Bitte immer mit kompletter Anschrift)

Die Serie

Funktionsfähige Verkehrswegen sind die Lebensadern einer Metropole. In Köln droht an vielen Stellen der Infarkt. Zusammen mit dem ADAC gehen wir den Ursachen auf den Grund und suchen nach Lösungen.



Kölner Stadt-Anzeiger

Die Geschichten hinter den nackten Zahlen

Zahlen und Statistiken gelten als spröde. Dabei stecken in Kommunalstatistiken viele wichtige Informationen und Lesestoff – wenn denn die Zahlen pfiffig aufbereitet sind.

Zahlen, bitte! – Statistiken einer Stadt

NEUE SERIE Die kleinen und großen, spannenden und informativen Werte Oldenburgs

Scheidungen, Hunde, Mahnungen, Fußballplätze oder Fehlalarme: Die **NWZ** präsentiert ab sofort Geschichten hinter den Zahlen.

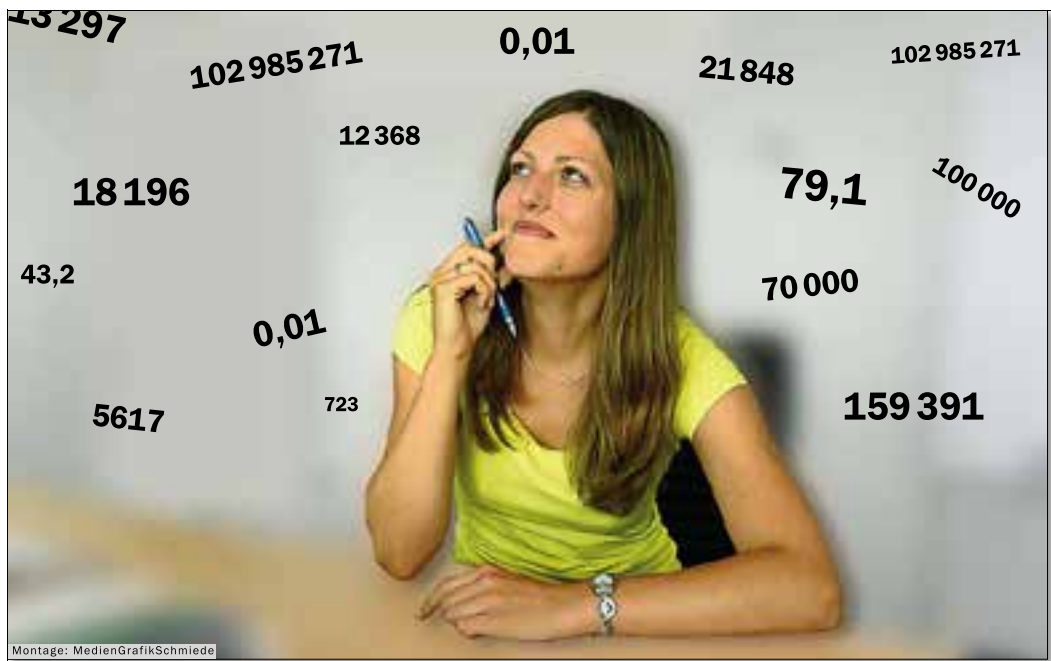
VON MARC GESCHONKE

OLDENBURG – Jede Stadt hat ihre ganz eigenen Werte – und Oldenburg, mag man Einheimischen wie Durchgereisten Glauben schenken, hat offenbar besonders viele davon. Nun spricht es allemal für Land wie Leute, hier in und auch zu der Übermorgenstadt ein gutes Gefühl zu haben. Ein paar Fakten sind dann aber wohl auch nicht ganz verkehrt, um all dies Heimatliche zu untermauern.

Beispiele gefällig?
12368, 723, 102985271, 21848, 159391, 79,1.

Sagt Ihnen alles nichts? Na, dann sollten Sie in den kommenden Wochen unsere Statistik-Serie aufmerksam begleiten.

Im normalen Arbeitsalltag beschäftigen wir Redakteure uns eher mit Wörtern denn mit Zahlen. Wenn aber neueste Arbeitsmarktstatistiken vorgelegt werden oder die Politik den nächsten Haushaltsplan durch die Sitzungen diskutiert, gilt es, dies und jenes zu erklären. So genannte „Dunkelziffern“ gibt es da immer wieder, daher können viele statistische Werte – die wir Ihnen in den kommenden Wochen genauer vorstellen –



Überall Zahlen: Die **NWZ** startet am Donnerstag eine neue Serie rund um statistische und vor allem höchst überraschende Werte der Stadt.

BILD: MARC GESCHONKE

auch nur eine Orientierung, einen relativ fest gezurrten Rahmen bieten.

Wir erklären mit ihrer Hilfe, wie die Stadt funktioniert und was Oldenburg an sich und den Oldenburger im Speziellen ausmacht. Wie oft die Feuerwehr im Jahr unverrichteter Dinge ausrücken muss. Wie viele Wohnmobile in der

Stadt gemeldet sind. Wie oft Hundesteuer gezahlt wird, Mahnungen für vergessene Bücher verschickt werden müssen und welchen Prozentsatz der Ahorn an den Straßenbäumen der Stadt ausmacht. Was die häufigsten Unfallursachen sind, wie viele Bürger sich fortbilden lassen, wer bei Scheidungen das Sa-

gen hat und wie viele Fußballplätze (zumindest in der Theorie) in Oldenburg entstehen könnten. Zahlen über Zahlen, hinter denen oft genug auch Geschichten stecken. Kleine, große, spannende und informative.

Ab sofort greifen wir in unregelmäßiger Folge einen städtischen Aspekt heraus:

Von der beliebtesten Kartoffelsorte der Oldenburger bis zum großen Bevölkerungsschnitt. All das muss man nicht unbedingt wissen, aber es hilft ja vielleicht, das gute Gefühl zur Heimat mit etwas mehr oder minder unnützem Fachwissen zu stärken.

Wir starten unsere Serie an diesem Donnerstag.

Noch Fragen?

Ulrich Schönborn, Chef vom Dienst, Telefon: 0441/9988-2004, E-Mail: ulrich.schoenborn@nordwest-zeitung.de

Große Freiheit im kleinen Bulli

STATISTIK 1123 Oldenburger fahren Wohnmobil –

Reparaturen mit Gummi und Klebeband

Seit zehn Jahren bastelt Nicole Nitsche an dem alten VW-Bulli. Unterstützung bekommt sie dabei von ihrem Vater.

VON NINA JANSSEN

OLDENBURG – Bunt, knatternd, aber vor allem selbst gemacht – das ist Nicole Nitsches Lebenswerk. Sie ist stolze Besitzerin eines von 1123 Wohnmobilen, die durch Oldenburg und dann natürlich auch über die Stadtgrenzen hinaus fahren. Diesen roten VW T1, Baujahr 1982, ersteigerte sie vor zehn Jahren bei Ebay – oder vielmehr ihr Vater, Peter Nitsche. Ohne den gelernten Kfz-Mechaniker wäre Nicoles gro-



Nicoles großer Traum: Damit es jederzeit losgehen kann gehören Zahnbürste, Klamotten und ein Grill grundsätzlich zur allgemeinen Ausstattung.

BILD: NINA JANSSEN

NWZ-SERIE		31020
79,1	723	
0,01	18199	56
	2569	

Zahlen, bitte!

Diese **nwz-Serie** erklärt Ihnen in unregelmäßiger Folge die Stadt Oldenburg anhand statistischer Daten.

ßer Traum so schnell nicht in Erfüllung gegangen, und dank ihm ist der Bulli gar nicht mehr so, wie er mal war: Grau und ziemlich hinüber.

Ein Jahr dauerte es, bis sie ihn endlich fahrtüchtig bekommen hatten. „Türen und Ersatzteile haben wir vom Schrottplatz geholt“, erzählt

Nicole. Auf der ersten Fahrt hätte sie gerade ihren Führerschein gehabt, erinnert sich Nicole: „Da bin ich mit meiner Mutter einmal um den Pudding gefahren, in der dreißiger Zone.“

Ganz ähnliche Erfahrungen dürfen viele Fahranfänger in Oldenburg gemacht haben. Und davon gibt es offenbar eine Menge, zieht man allein die Zahl der hier angemeldeten Fahrzeuge heran. Insgesamt fuhren 2014 laut

Kraftfahrtbundesamt 82031 Pkws und Kombis über die hiesigen Straßen. Knapp einhalbtausend mehr als noch im Jahr zuvor. Bei den Wohnmobilen sind es gleich 80 neu angemeldete. Und einige von ihnen dürften wohl genau so viel basteln und lang herum schrauben wie Nicole und ihr Vater.

„Das ist unser gemeinsames Hobby“, sagt sie stolz, „und er ist noch lange nicht fertig, ein echtes Lebens-

werk.“ Eigentlich will sie auch gar nicht wissen, wie viel Geld schon darin steckt. Aber sie liebt es, immer wieder neue Ideen haben zu können; den Bulli einfach mal neu zu lackieren, mal blau, mal rot – eben bunt und anders. Da dürfen auch die erste Lieblingsband auf dem Heck oder die eigenen Fußabdrücke auf der Fahrertür nicht fehlen.

Jeden Sommer fährt Nicole im Bulli zu verschiedenen Festivals; das Hurricane ist

dabei Pflicht. Mit einer Freundin juckelt sie auch gerne spontan für zwei Tage an die Nordsee oder für einen Urlaub an Hollands Küste. Für Nicole ist dies das größte Gefühl von Freiheit: „Man fährt durch die Gegend und kann da bleiben, wo es schön ist“, schwärmt sie. Sie meidet dabei spießige Campingplätze, denn das wäre nicht dasselbe. Lieber steuert sie Wiesen und Parkplätze an. Es ist die Unabhängigkeit und auch das Abenteuer, was sie reizt. „Man weiß nie, wann und ob man überhaupt ankommt.“

Es sei keine große Überraschung, wenn der Wagen mal liegen bleibe, und damit folgte der Griff zum Handy. „Den Gashahn habe ich mal mit einem Zopfgummi und Klebeband repariert. Natürlich unter Anleitung von Papa“, erzählt Nicole. Unter anderem gab es Zeiten, in denen sie den Bulli mit mehreren Leuten schütteln mussten, damit er anging.

Hinter der Fahrerkabine schläft Nicole auf einem ausziehbaren Sofa, und hat sogar eine kleine Küchenzeile. Es riecht nach eingessestem Leder und alten Bezügen, ein Traumfänger baumelt von der Decke. Zahnbürste, frische Pullover und ein Grill gehören generell zur Ausstattung, damit es jederzeit losgehen kann.

So kommt Nicole ihrem Lebensmotto „Lass dich treiben und du wirst Wandervolles erleben“ ein Stück näher.

1,80 Oldenburger in jeder Wohnung

STATISTIK Überraschende 88 Prozent aller Einheiten bestehen aus drei oder mehr Zimmern

Immer mehr Menschen wollen hier alleine leben – aber fordern auch größere Wohnflächen ein. Fast ein Viertel aller Wohnungen bieten sechs Zimmer und mehr.

VON MARC GESCHONKE

OLDENBURG – Wenn es um die Zahl der Wohnräume in Oldenburg geht, kann eigentlich nur eine Mengenangabe realistisch herhalten: viel zu wenig.

Eine andere Einheit würde wohl kein Wohnungssuchender in dieser Stadt akzeptieren. Und dennoch sind die

tatsächlichen Zahlen eines genaueren Blickes wert.

In Oldenburg stehen 43 113 Wohngebäude – und die beherbergen damit knappe 160 000 Einwohner. Macht 3,7 Menschen pro Haus, egal welcher Geschossigkeit. Das wiederum klingt damit doch durchaus unproblematisch.

Dann gibt es da noch die Zahl der Wohneinheiten – das waren zur Jahresfrist 84 359. Damit ist Oldenburg dann schon bei einem Schnitt von 1,89 Bewohnern pro Wohnung. Nimmt man dann noch die Zahl der Einheiten in sogenannten „Nichtwohngebäuden“ der Stadt hinzu – also Bauten, bei denen der Wohn-Sinn nicht vorrangig ist

NWZ-SERIE		31020
79,1	723	
0,01	18199	56
	2569	

Zahlen, bitte!

Diese **nwz-Serie** erklärt Ihnen in unregelmäßiger Folge die Stadt Oldenburg in statistischen Werten.

und mehr als die Hälfte der Fläche anderen Zwecken dient –, sind es sogar nur noch 1,80 Menschen in 88 504 Oldenburger Wohnungen.

Warum also ein solcher Mangel an Wohnraum? Das erklärt sich nicht nur mit weiteren Zahlen, sondern auch

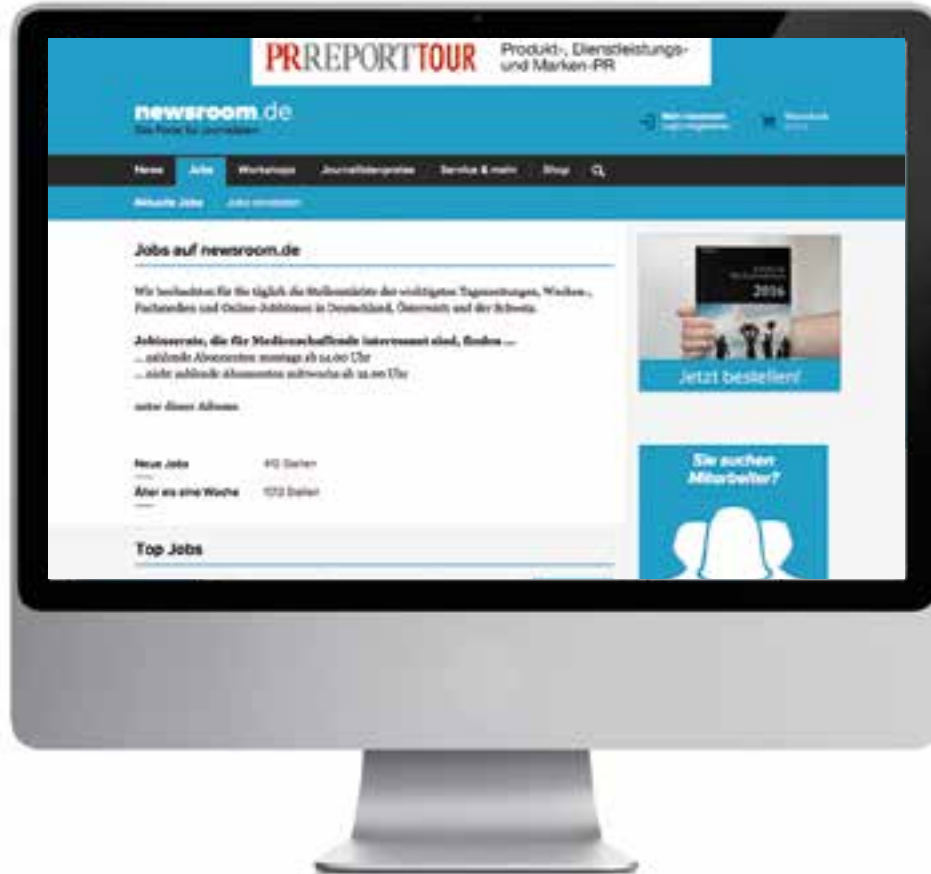
mit persönlichen Befindlichkeiten, dem demografischen Wandel und dem ganz allgemeinen veränderten Sozialverhalten in dieser Gesellschaft: Immer mehr Menschen wohnen alleine, immer mehr wollen ihre Freiheiten, immer mehr fordern damit auch mehr Wohnraum für sich allein. Und den können sie offenbar auch haben.

Mehr als 88 Prozent (!) aller Wohneinheiten in Oldenburg haben drei Räume oder mehr. Geradezu lächerliche zwölf Prozent also sind in Oldenburg damit 1-Raum- (3817) oder 2-Raum-Wohnungen (6570). Das deutlich überraschende Gegenstück: 20 979 Wohnungen sind laut statisti-

schem Landesamt mit gleich sechs oder mehr Räumen ausgestattet.

Ungefähr die Waage halten sich da die anderen Oldenburger Mehr-Räume: 16 248 Wohnungen weisen fünf Zimmer aus, 22 493 noch vier Zimmer, 18 397 bestehen aus drei Räumen. All diese könnten ja durchaus sehr viel effizienter gefüllt werden – allerdings müssten sich darüber dann nicht Stadtplaner, sondern eher Philosophen, Psychologen und Sozialwissenschaftler ihre Gedanken machen.

So bleibt es beim alten Problem: Die Stadt hat viel zu wenig Wohnraum. Will sie weiter wachsen, braucht es dessen sehr viel mehr.



202 Jobs für Journalisten 266 Jobs in der PR 131 Jobs im Marketing 76 Jobs in Grafik/Produktion*

Sie suchen einen Job? Schon bei www.newsroom.de nachgesehen? Unser E-Mail-Service liefert Ihnen die aktuellsten Jobangebote im Bereich Journalismus, Marketing und PR. Zusätzlich bieten wir Ihnen jeden Mittwoch einen Überblick mit allen Jobs dieser Woche. Mit dem Newsroom-Abo um 1,- Euro im Monat erhalten Sie diese wöchentliche Übersicht bereits am Montag. Plus viele weitere Vorteile.

*Stand: 5. Oktober 2016

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests

UMWELT

- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Auch Zeitungen setzen neue Akzente

Die Höhepunkte der Umweltberichterstattung lagen in den achtziger Jahren. Das waren die Zeiten, als ein Skandal den anderen jagte, als die Wälder noch auf ein Wunder warteten. Geblieben ist das Ritual des alljährlichen Waldschadensberichtes. Die Umweltschützer – mit ihnen im Boot viele Journalisten – haben eine Menge erreicht. Das Staatsziel Umweltschutz ist im Grundgesetz festgeschrieben, kein vernünftiger Mensch zweifelt an seiner Bedeutung. Die Debatten haben sich versachlicht, das Bewusstsein dafür ist gewachsen, dass ökologische, wirtschaftliche und soziale Interessen sorgfältig gegeneinander abzuwägen sind. Auch die Zeitungen setzen neue Akzente, beziehen die Leser mit ein und wollen erreichen, dass das Dorf schöner und die Stadt lebenswerter werden.

Der Wald ruft

Den ganzen Monat Mai führt die Zeitung ihre Leser in den Wald. Sie lüftet seine Geheimnisse, lässt ihn duften, porträtiert seine Bewohner. Die Serie ist crossmedial angelegt, Leserveranstaltungen gehören zum Programm.

Wolf und Luchs machen das Programm rund

Wer ihn auf Försterromantik und Sonntagsspaziergänge reduziert, sieht sprichwörtlich den Wald vor lauter Bäumen nicht. Er ist viel mehr, der Wald. In ihm treffen sich Sehnsüchte und Ängste, Rückzugsbedürfnisse und Wirtschaftsinteressen. Der Wald ist realer Ort und Projektionsfläche zugleich, Lebensraum und Fantasiegemälde für Wildnis, Heimat und Nation. Diesem faszinierend widersprüchlichen Phänomen hat sich die Dewezet im Mai 2015 in einer Themenserie genähert. Einen Monat lang führte die Zeitung ihre Leserinnen und Leser täglich in den Wald. Sie lüftete seine Geheimnisse, rekonstruierte seine Geschichte, porträtierte seine Bewohner – und vermittelte sogar, wie er duftet. In einer Crossmedia-Serie mit vielen multimedialen Höhepunkten und Leser-Veranstaltungen setzte die mit einem Nadelwald-Duftstoff imprägnierte Print-Ausgabe das vielleicht stärkste Ausrufezeichen.

Warum ausgerechnet der Wald? In einer Region wie dem Weserbergland entfaltet das Thema enorme Reichweite. Der Wald ist allgegenwärtig – journalistisch allerdings eher als Hintergrundkulisse, selten als Hauptdarsteller. Dabei ist der Wald ein Quell für Geschichten. Es gibt jede Menge zu entdecken und zu erzäh-

len. So spürte die Redaktion unter der Überschrift „Was versteckt der Wald?“ Urnengräber, alte Bunker und verlassene Stollen auf, andere Folgen inspizierten den Wald als Bühne für Märchen und Sagen, als frequentierten Erlebnisort, als historisches Schlachtfeld, Naturküche, Friedhof, Schauplatz von Verbrechen oder täglichen Arbeitsplatz.

So zahlreich die Funktionen, so unterschiedlich sind die Menschen, die durch Beruf oder Hobby an den Wald gebunden sind – und Stoff für Reportagen liefern. Oder die Tiere, die im Dunkeln durchs Unterholz streifen, in eine Infrarot-Fotofalle tappen und sich auf der originellen Bilderseite „Nachts im Wald“ treffen. Optische Aushängeschilder waren überdies die ganzseitigen Grafiken, die den heimischen Wald von den Baumarten bis zu den Besitzverhältnissen datenjournalistisch durchforstet haben. Themenseiten zu den ältesten Bäumen, zum Wirtschaftsfaktor Wald, zu tatsächlichen und vermeintlichen Katastrophen (Brände, Kyrill, Waldsterben) und zu Wolf und Luchs rundeten das Programm ab – um nur einige der 30 Print-Themen zu nennen. Nicht zu vergessen: Wie viel Wald steckt in der eigenen Zeitung?

Die Serie wurde durch und durch crossmedial konzipiert. Online wurden nicht nur alle Themen in einem Dossier versammelt, sondern echte Mehrwerte geschaffen. So lädt eine Multimedia-Reportage zur kulinarischen Wanderung durch den Wald ein, in einem sehenswerten Kurzfilm testet die Redakteurin, wie genießbar Brennnesseln sind. Weitere Multimedia-Reportagen, Videos, Audios mit Vogelstimmen, Klickstrecken zur Flora und Fauna, ein Quiz und interaktive Grafiken komplettieren das digitale Angebot.

Die dritte Säule der Serie: Die Dewezet hat ihre Leser zu Veranstaltungen mit echten Wald-Experten eingeladen. Eine Vogelstimmen-Wanderung mit dem NABU, eine Diskussion über Wölfe, eine Einführung in die Naturfotografie, eine Exkursion mit einem Förster und eine Walderlebnisführung für Kinder standen auf dem Programm – und erfreuten sich großer Nachfrage.

*Frank Werner
Chefredakteur bis April 2015*

Noch Fragen?

Julia Niemeyer, Chefredakteurin, Telefon: 05151/200202, E-Mail: j.niemeyer@dewezet.de

So duftet der Wald – testen Sie selbst

Vom Bärlauch bis zum Herbstlaub: Gerüche im Laufe der Jahreszeiten

Den Wald mit allen Sinnen erleben – wenn wir dort Erholung suchen, hören wir Vögel zwitschern, spüren Sonne auf der Haut, fühlen vielleicht auch verschiedene Holzarten. Und wir nehmen ganz verschiedene Gerüche wahr. Diesen Duft holen wir heute in die Zeitung – die Firma Schubert International hat uns die Note „Fichte“ mit der Nummer 60420 geliefert. Der Druckfarbe beigemischt, können wir so unseren Lesern ein besonderes Lese-Erlebnis bieten. Nach dem Rubbeln über das große Foto entfaltet sich der Fichtenduft.

VON KERSTIN HASEWINKEL

Duftneutral

Nahezu geruchlos durch die Kälte. Im Winter wird viel Holz geschlagen – aber weil die Wärme fehlt, kann sich der typische Harzgeruch nicht so stark ausbreiten.



Stinkmorchel und Herbstlaub

Um Pilzgeruch wahrzunehmen, muss man schon nah mit der Nase rangehen. Die Stinkmorchel macht ihrem Namen allerdings alle Ehre durch ihren intensiven, aasartigen Geruch – kurz: sie stinkt. Typisch im Herbst: Wenn die Blätter auf den Waldboden fallen, fangen sie an zu modern.



Bärlauch und Tiermarken

Einen intensiven Knoblauch- oder Zwiebelgeruch verströmt der Bärlauch, Maiglöckchen haben ähnliche Blätter, verbreiten sich allerdings an gänzlich anderen Standorten – und verbreiten ihren intensiven, typischen Duft, der oft auch für Seifen verwendet wird. Waldmeister und Holunder verströmen ebenfalls Gerüche. Nach Honig duftet die Traubenkirsche, die im Buchenwald aber kaum eine Rolle spielt. Im Frühjahr hinterlassen Tiere wie Waschbären und Marder ihre Duftmarken. Wenn Füchse markieren, riecht das streng – ähnlich der Markierungen, die Katzen setzen. Für die Nase der Menschen nicht wahrnehmbar sind die Marken der Hirsche und Rehböcke. Wildschweine riechen wie Maggi – und zwar das ganze Jahr über.

Rubbeln Sie über diese Fichte!

Reiben Sie mit dem Finger über den Baum und halten Sie die Zeitung danach an die Nase. Erleben Sie, wie dieser Baum duftet!

Fichten und Linden duften

Kiefernwälder entfalten ihren typischen Geruch besonders in heißen und trockenen Sommern. Wenn Holz geschlagen wird, dünsten die Stämme Gerüche aus – Buche riecht allerdings kaum. Fichte wird mancherorts im Spätsommer gehauen – dann verbreitet sich ein intensiver Duft, da es zu dieser Zeit auch häufig warm ist. Eichen riechen nach Essig. Die Hunds-Rose verbreitet einen süßlichen Duft. Linden riechen nach Honig. Auch der Lebensbaum duftet aromatisch. Borkenkäfer locken ihre Artgenossen mit Pheromonen an. Die Duft-Mischung aus Harz und Alkohol machen sich die Forstwirte zunutze, um den Borkenkäfern eine Falle zu stellen.

Ein Wald voller Überraschungen

Mal gefürchtet, mal geliebt: Unser Wald / Dewezet startet Themenserie

VON FRANK WERNER

Sprichwörtlich sehen wir den Wald vor lauter Bäumen nicht. Und fürwahr, der Wald ist mehr als die Summe seiner Bäume. In ihm treffen sich Sehnsüchte und Ängste, romantische Schwärmereien und handfeste Wirtschaftsinteressen. Er ist real und fiktiv zugleich, täglicher Job und Projektion von Wildnis und Heimat. Er prägt nicht nur Landschaften, sondern das Denken der Menschen, die seit jeher in enger Beziehung zum Wald leben. Mal fürchteten sie ihn als unheimlichen Ort, mal liebten sie ihn als Inbegriff einer heilen, alltagsentrückten Welt. Diesem höchst widersprüchlichen Phänomen will die Dewezet in einer Themenserie auf die Spur kommen. Folgen Sie uns in den Wald!

Grundlegend stellt sich die Frage: Wann ist ein Wald überhaupt ein Wald? Natürlich ist die Antwort in Deutschland gesetzlich geregelt. Im Sinne des Bundeswaldgesetzes ist „jede mit Forstpflanzen bestockte Grundfläche“ ein Wald, sofern es sich – etwas vereinfachend – nicht um eine Baumplantage oder -schule, Parkanlage oder landwirtschaftlich genutzte Fläche handelt. Die Vereinten Nationen definieren Wald als mindestens 0,5 Hektar große Fläche, die wenigstens zu zehn Prozent von Baumkronen überschirmt sein muss (beim „geschlossenen Wald“ 60 Prozent). Aber Bäume allein machen noch keinen Wald. Ökologisch gesehen handelt es sich um eine komplexe Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren, die in geschlossenen Kreisläufen funktioniert. Wald erzeugt sogar sein eigenes Klima: An heißen Tagen ist es kühler, in kalten Nächten wärmer als in der Umgebung.

Doch wer aus solchen Definitionen ableitet, es gäbe „den Wald“, befindet sich – um im Bild zu bleiben – auf dem Holz-

weg. Insgesamt ist Deutschland zu einem Drittel, Niedersachsen zu einem Viertel seiner Fläche bewaldet. Doch Wald ist nicht gleich Wald. Es gibt diverse Besitzstände (fast die Hälfte der Fläche ist in privaten Händen) und vor allem unterschiedliche Waldarten. Die im Weserbergland verbreiteten Mischwälder unterscheiden sich von Nadelwäldern, Bergwälder von Auenwäldern, und der alles dominierende Wirtschaftswald ist etwas anderes als der seiner natürlichen Entwicklung überlassene Naturwald oder der gänzlich unberührte Urwald, den es in Deutschland in Reinform nicht mehr gibt.

Was auch daran liegt, dass immer mehr Menschen die Ruhe des Waldes suchen, die deshalb umso schwieriger zu finden ist. Lust auf den Wald hatten die Menschen aber keineswegs immer. Als Naherholungsziel etablierte sich der Wald erst im 19. Jahrhundert, nachdem sich sein Image fundamental gewandelt hatte: Aus dem dunklen, furchteinflößenden Ort, in dem schauerhafte Gestalten hausen, erwuchs eine idyllische Gegenwelt zur entstehenden Industriegesellschaft, die den stressgeplagten Stadtbewohnern Stille und Abgeschlossenheit versprach.

An diesem Bild einer heilen, unverfälschten Natur hat sich in seinen Grundzügen bis heute nichts geändert, außer dass der Sonntagsspaziergänger inzwischen von Trekking-Enthusiasten, Crossläufern und Mountainbikern überholt wird. Der Wald, der sich angesichts des „Waldsterbens“ vor 30 Jahren erstaunlicher Gesundheit erfreut, entwickelt sich zusehends zum Freizeit- und Erlebnispark, das traditionelle Waldgasthaus weicht dem Baumhotel mit integriertem Klettergarten und Baumwipfelpfad. Als Goethe im Winter 1777 den Harzer Brocken bestieg, trugen sich über das gesamte Jahr gerade mal 421 Besucher ins Brockenbuch ein. Heute liegt die Zahl bei rund einer Million im Jahr. Der Wald ist längst kein einsamer Ort mehr.

Etwas allerdings ist geblieben



Gehen Sie mit uns in den Wald! Nicht nur in den Blätterwald unserer Zeitung: Im Rahmen der Serie bieten wir auch eine Reihe von Veranstaltungen zum Thema an (siehe Info-Box unten). Dana

von der alten Unheimlichkeit. Allein in den Wald zu gehen, gilt manchem Großstädter immer noch als Wagnis. Und in unseren Märchen lebt das Bild eines Waldes fort, in dem Hexen und Räuber ihr Unwesen treiben, während die Helden aus dem Dunkel herausfinden müssen. Ohne vom „bösen Wolf“ verspeist zu werden – noch so ein altes Bild, das in den dauererregten Debatten um die Rückkehr des Wolfes gerade eine Renaissance erlebt.

Auch politisch ist der Wald kein unberührtes Terrain. Im

19. Jahrhundert avancierte er nicht nur zum Inbegriff heiler Natur, sondern auch zum nationalen Symbol der Deutschen. Die junge Nationalbewegung verschrub sich dem Wald als Ort, an dem die Nation im Mythos der „Hermannsschlacht“ geboren wurde. Im Kaiserreich wurden nationale Denkmäler bevorzugt im Wald errichtet, Orden und Hoheitszeichen schmückte das „Eichenlaub“, das Blatt des deutschesten aller Bäume. Der Wald stand für einen ursprünglichen, kraftvollen Nationalcharakter, der im Ge-

gensatz zu den Franzosen oder Engländern noch nicht den Bequemlichkeiten der Zivilisation anheimgefallen war.

Wer den Wald auf eine bloße Ansammlung von Bäumen reduziert, springt also viel zu kurz. Der Wald hat viel mehr zu bieten. In unserer heute beginnenden Serie gehen wir auf Entdeckungsreise: Die Natur, die Menschen, der Wirtschaftsfaktor, die Geheimnisse – all das kommt zur Sprache. Seien sie gespannt! Der Wald steckt voller Überraschungen.

► SEITE 12/13

Wie viel Wald steckt in einer Dewezet?

Oder warum man die Zeitung auch mal quer einreißen sollte

VON SVENJA A. MÖLLER

In der Ausgabe der heutigen Dewezet, könnte – rein theoretisch – eine Dewezet von vor fünf Wochen stecken. Denn das Papier, auf das die Zeitung gedruckt wird, ist aufbereitetes Altpapier. „Ein extra Baum wird für uns nicht gefällt“, sagt Carsten Wilkesmann, Leiter der Druckerei in Hottenbergfeld. Die Dewezet wird ausschließlich auf aufbereiteten Altpapier gedruckt. Dennoch: Der riesige Papierberg, der in Deutschland verbraucht wird, braucht nun mal auch Nachschub. Papierfasern können nicht unendlich oft wiederverwertet werden, brechen, gehen auch mal kaputt oder verloren. Irgendwann kommt also natürlich auch Frischholz in diesen Kreislauf.

Um zu erklären, wie viel Holz, wie viel Baum, in einer Ausgabe der Dewezet steckt, muss man allerdings zunächst den Prozess der Papierherstellung nachvollziehen. Vereinfacht erklärt: Um aus Holz Papier zu machen, müssen die geschälten Stämme in einer Art Häcksler zerkleinert werden. Die einzelnen Holzfasern, die dabei entstehen, werden dann mit Wasser zu einem Brei gemischt. Wird diesem das Wasser wieder entzogen und die Fasern in Form gepresst, entsteht Papier. Für die industrielle Verwendung wird der Holz-Brei auf schier unendlichen Bahnen getrocknet und dann auf eine Rolle gewickelt, die im Druckzentrum zum Einsatz kommt. Altpapier wird auf ähnliche Weise produziert.

„Jede Holz-Faser kann bis zu sechsmal recycelt werden“, weiß Wilkesmann. Die Fasern einer Zeitung können ganz leicht sichtbar gemacht werden. Wilkesmann erklärt: „Reißt man der Länge nach ein Stück aus der Zeitung heraus, entsteht ein relativ gerader Schnitt. Denn man reißt mit der Richtung der kleinen Fasern. Reißt man jedoch die Zeitung quer ein, werden beim genauen Hinsehen einzelne kleine Zacken sichtbar.“ Diese Zacken sind die Holzfasern.

Die Dewezet ist auf reinem Altpapier gedruckt – wirkliche frische Fasern sind nicht enthalten. Um genau zu sein: Es sind nur Fasern von Papier enthalten, die bereits ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und sechsmal recycelt wurden. Bei einer durchschnittlichen Wochenausgabe mit 32 Seiten und 108 Gramm sind also jeweils 18 Gramm der verschieden oft recycelten Fasern enthalten. Am Beispiel der einfach recycelten Fasern: Bei einer verkauften Auflage von 30.500 Exemplaren (zusammen mit den Pymtoner Nachrichten und der Nebenausgabe Bodenwerder der Dewezet) sind das rund 549.000 Gramm. Das sind umgerechnet rund 549 Kilo einfach recycelte Fasern.

Für die Herstellung von Zeitungspapier eignen sich nicht alle Hölzer. „Nadelbäume sind besser geeignet als Laubbäume“, weiß Wilkesmann. Für die Herstellung werden meist Fichte, Lärche, Tanne oder Kiefer verwendet. Eine durchschnittliche Fichte wiegt durchschnittlich 750 bis 850 Kilogramm pro Festmeter. Getrock-



Für jede Ausgabe der Dewezet wird natürlich auch frisches Holz benötigt. Der Großteil jedoch ist Altpapier.

Dana

net sind das noch etwa 480 Kilogramm pro Kubikmeter. Die 18 Gramm einfach recycelte Fasern, die in einer Dewezet verarbeitet werden, entsprechen damit lediglich 0,00375 Prozent der getrockneten Fichte. Für eine Ausgabe muss also kein Baum

gefällt werden, für die gesamte Produktion fällt hochgerechnet natürlich irgendwann auch mal ein Baum. Denn auch die recycelten Fasern waren irgendwann einmal Frischholz und damit ein Baum.

In der Woche werden in der Druckerei in Hottenbergfeld rund 75 Tonnen Papier verbraucht. „Fast jeden Tag

kommt ein Lkw und bringt Papier. Pro Ladung sind das so 22 bis 23 Tonnen“, weiß der Betriebsleiter. Jährlich werden in der Druckerei rund 4000 Tonnen Papier verbraucht. Das sind laut Wilkesmann rund 4750 Tonnen Altpapier, also 100 Güterwaggons voll Altpapier. Papier, das im Druckzentrum nicht mehr verwendet

wird – Reststücke auf den Papierrollen oder fehlerhafte Exemplare – werden in einem 10-Tonnen-Container gesammelt und an ein Dämmstoffwerk im Harz weitergeleitet. Auch das Altpapier der Dewezet wird also wiederverwendet und nicht einfach entsorgt.

Das Altpapier, das für die Dewezet verwendet wird, erhält

die Druckerei von drei Lieferanten. Dabei haben zwei ihren Sitz in Deutschland, ein Lieferant kommt ursprünglich aus Skandinavien. Ohnehin käme viel Papier aus den nordischen Ländern, so Wilkesmann. „Dort gibt es einfach noch genug Frischholz“, erklärt Wilkesmann. Ebenso würde in diesen Ländern noch heute weniger recyceltes Papier für den Druck verwendet werden. Damit klärt Wilkesmann auch den Trugschluss, dass besonders helles Papier viele frische Fasern enthält, auf „Papier ist immer grau. Das liegt an dem Stoff Lignin. Das skandinavische Papier enthält zum Beispiel zu einem Großteil Frischfasern, ist aber auch grau“, so Wilkesmann.

Lignin oder auch Lignin ist ein farbloser, fester Stoff, der neben der Zellulose wichtigster Bestandteil des Holzes ist und für die Verholzung von Pflanzen verantwortlich ist. Ebenso ist der Stoff verantwortlich für die Vergrauung der Zeitung. Je weniger Lignin ein Zeitungspapier enthält, desto länger hält die Zeitung. Lignin ist sehr fest bis spröde und hell- bis dunkelbraun gefärbt. Zudem wird UV-Licht von dem Stoff fast vollständig absorbiert. Weiterhin sind Lignine hydrophob – also nicht wasserlöslich. Damit sind sie biologisch und auch chemisch schwerer abbaubar als andere natürliche Stoffe. Papier, egal, ob mit 100 Prozent Frischfaseranteil oder 10 Prozent Frischfaseranteil, ist immer bräunlich verfärbt. „Um es weiß zu bekommen, muss man die Fasern entweder öfter waschen oder chemisch behandeln. Man kann zum Beispiel Kreide darüberlegen“, erklärt Wilkesmann den Prozess. Und: „Natürlich wollen viele Hersteller ihr Papier immer heller haben. Dabei muss man aber auch immer den Aufwand und den Nutzen bedenken.“ Wird eine Faser länger und intensiver gewaschen, muss dafür auch mehr Energie verwendet werden, was wiederum zu einem höheren Energieverbrauch führt.

Früher, so weiß Wilkesmann, sei in Deutschland nur wenig Altpapier für die Herstellung von Zeitungspapier verwendet worden. „Anfang bis Mitte der 90er setzte sich Greenpeace dann dafür ein, das Chlorbleichen zu stoppen und allgemein mehr Altpapier zu nutzen.“ Im Laufe der Jahre seien dann viele Papierfabriken gebaut worden – vorwiegend in Ostdeutschland. „Die befinden sich meist in Ballungsräumen wie Leipzig oder Berlin. Denn für die Herstellung benötigt man viel Wasser und eben das Altpapier.“ Das kann schnell und einfach aus den nahegelegenen Großstädten angeliefert werden.

Übrigens kann der Lauf von Holz und Papier auch umgedreht werden. Zusammen mit einem niederländischen Design-Label hat die Niederländerin Mieke Meijer ein Verfahren entwickelt, mit dem aus Altpapier ein Stoff entwickelt werden kann, der dem natürlichen Holz in vielerlei Hinsicht ähnlich ist. Für das sogenannte NewspaperWood – Zeitungsholz – werden alte Zeitungen fest aufgerollt und die einzelnen Lagen mit einem speziellen Leim verklebt. So entsteht Schicht für Schicht eine Art Baumstamm. Aus diesem Stamm dann Bretter gesägt werden. Das Design-Label hat bereits erste Prototypen wie Möbel und Schmuck mit dem Papier-Holz hergestellt.

Der grüne Fußabdruck

Die Volontäre wollen ermitteln, wie grün Deutschland wirklich ist. Sie recherchieren, wie die Menschen in der Region ökologisch wohnen, essen, trinken und sich umweltbewusst kleiden. Auch die eigene Zunft sparen sie nicht aus, untersuchen, wie nachhaltig Journalismus ist.

Wie ökologisch arbeiten Journalisten?

Überall sprießen Bio-Supermärkte aus dem Boden, immer mehr Leute essen vegan, und aus der Steckdose fließt auf Wunsch Öko-Strom. Die Themen Umweltbewusstsein und Nachhaltigkeit sind allgegenwärtig. Deshalb wollten wir, die Volontäre der Augsburger Allgemeinen 2014/2015, uns ansehen, wie grün Deutschland wirklich ist. Wir wollten erfahren, wie man ökologisch wohnt, isst, trinkt und sich umweltbewusst kleidet. Irgendwann fragten wir uns, wie ökologisch unsere eigene Arbeit eigentlich ist. Unsere Recherchen führten uns nach München, Neu-Ulm, ins Allgäu und sogar nach Unterfranken. Wir schrieben Unmengen an Papier voll und arbeiteten stundenlang am Computer. Kann guter

Journalismus überhaupt nachhaltig sein? Wir beschlossen, für jeden Artikel einen ökologischen Fußabdruck zu erstellen. Da sich das als sehr kompliziert herausstellte, entwickelten wir eine eigene Skala. Wir zählten, wie viel Blatt Papier wir vollschrieben oder ausdruckten. Wir stoppten, wie lange unsere Computer liefen, und rechneten aus, wie viele Kilowattstunden sie dabei verbrauchten. Wir ermittelten auch, wie hoch der CO₂-Ausstoß auf unseren Dienstfahrten war. In jeder Kategorie konnte man einen (umweltschonend) bis fünf Punkte (ressourcenzehrend) sammeln. So hat László Dobos beispielsweise für seinen Artikel per Telefon recherchiert und daher kein Gramm CO₂ produziert. Zudem

verbraachte er wenig Papier. Nur sein Computer lief verhältnismäßig lange. Deshalb erhielt er insgesamt fünf von 15 Punkten. Diesen Fußabdruck haben wir für jeden Artikel zu „Grünes Leben“ erstellt und als Grafiken angehängt. Neben unseren Printartikeln (siehe Anhang) haben wir ein Online-Dossier erstellt, Videos gedreht (Verkehrsmitteltest), ein Quiz entwickelt und per Scribble-Live konnte jeder Leser verfolgen, wie unsere Schwerpunktausgabe entsteht. Unter #GruenesLeben haben wir unsere Schwerpunktausgabe auch in den sozialen Netzwerken bei Facebook und Twitter gespielt.

Florian Rußler



Eine Schwerpunkt-Ausgabe unserer jungen Kollegen rund um die Themen Bio, Nachhaltigkeit und Umweltschutz

Noch Fragen?

Florian Rußler, Telefon: 0171/626 3042, E-Mail: florian.russler@augsbu-ger-allgemeine.de

Öko-Mode – riecht gut, sieht gut aus

GRÜNES LEBEN Vegan und Bio ist im Trend. Den Kühlschrank mit solchen Produkten aufzufüllen, ist nicht allzu schwer. Bei Kleidungsstücken wird es schon komplizierter

VON KATRIN FISCHER
UND CAROLIN OEFNER

München Wer an Öko-Mode denkt, hat ein Bild im Kopf: Walle-Walle-Kleidchen in Matschgrün. Doch stimmt dieser Eindruck noch? Vegan und Öko liegen voll im Trend – muss es da nicht mittlerweile eine große Auswahl an Kleidung geben? Und was kostet nach Bio-Richtlinien hergestellte Mode eigentlich?

In Augsburg kann man diesen Fragen nur schwer nachgehen. Dort wirbt nur ein Laden damit, Bio-Kleidung zu verkaufen. In München spielt „bewusstes Shoppen“ schon eine größere Rolle. Es gibt Karten und Touristenführer, die von einem Öko-Shop zum nächsten leiten. Viele Läden sind im Glockenbachviertel, wo viele Cafés nur Sojamilch verwenden und Bio-Supermärkte keine Seltenheit sind. Obwohl der Trend in der Großstadt Einzug gehalten habe, sei „Grünes Leben“ im Bezug auf Kleidung schwierig, sagt Verena Schmitt vom Umweltinstitut München. Der Begriff „bio“ sei nur bei Lebensmitteln rechtlich geschützt. In der Textilbranche könne sich die Industrie das Biosiegel anheften und selbst kontrollieren. Zuverlässig sei dagegen GOTS, ein weltweit gültiger Textilstandard.

Im Laden „Grüne Erde“ tragen viele Stücke dieses Kennzeichen. Der Shop gehört zu einer Kette mit 13 Filialen. Überall werden nachhaltig produzierte Waren verkauft. Jogginghosen, Wollpullis und – tatsächlich – auch schicke Teile. Ein

schwarzes Leinenkleid, figurbetont, würde sich zum Beispiel auch für eine Hochzeit eignen. Und mit einem Preis von hundert Euro ist es nicht teurer als andere Kleider. Die Blusen kosten im Vergleich mehr – weit über hundert Euro pro Stück. Doch das schreckt Kunden offenbar nicht ab, im Geschäft am Viktualienmarkt ist viel los.

Obwohl es Mode von schick bis lässig gebe, habe man es schwer, sich ausschließlich mit zertifizierten Klamotten einzukleiden, sagt Schmitt. Man müsse erst einmal das Passende finden – und tiefer in die Tasche greifen. Ihr Tipp: „Wer nicht so viel konsumiert, Kleidung lange trägt und aus zweiter Hand kauft, tut auch was für die Umwelt.“ Tiefer in die Tasche greifen – damit hat die Expertin nicht unrecht. Dafür spricht schon der Name des nächsten Shops: „Deargoods“. „Dear“ heißt „lieb“, „teuer“; „goods“ heißt „Waren“. Das Schaufenster ist dekoriert mit Zweigen und Streetart-Kunst, dazwi-

schen hängt ein Parka mit kuscheligem Fellfutter. Kundin Daniela Weinhold schlüpfte in die blaue Jacke: „Was ist denn das für ein Fell, wenn das ein veganer Laden ist?“, fragt sie. Mitarbeiterin Ute Naumann erklärt, dass die feinen Härchen aus recycelten PET-Flaschen gemacht wurden. Der Parka kostet 330 Euro.

Im Schaufenster steht eine Handtasche. Sie wirkt edel. Auch die Tasche besteht aus recyceltem Kunststoff und Kunstleder. Ihr Preis: 90 Euro.

Ist Plastik also ökologisch sinnvoller als Material aus der Natur? Nicht unbedingt. Der Verkäuferin zufolge achten viele ihrer Kunden darauf, welche Auswirkungen ihr Konsum auf die Umwelt hat. In diesem Fall ist recyceltes Plastik durchaus sinnvoll. Daniela Weinhold sieht das nicht so. Sie trägt ungenutzten Kunststoff. Wenn sie einkauft, greift sie zur Bio-Baumwolle. „Bei der Herstellung wird weniger Wasser verbraucht“, erklärt sie.

Aber woher weiß man nun, wie viel man auf ein Bio-Kennzeichen geben darf? Die Textilexperten scheinen sich darin einig zu sein, dass vor allem Bio-Aufdrucke größerer Ketten mit Vorsicht zu genießen sind. „Wenn bio draufsteht, wurde nicht unbedingt nach fairen Arbeitsbedingungen produziert“, sagt Verkäuferin Naumann.

Im kleinen Shop „Auryn Nature-fashion“ können Kunden bei einzelnen Teilen nachverfolgen, woher die Stücke kommen. Eine Widmung auf einem Pullover etwa zeigt: „Marianne“ hat diesen Pulli aus Seide und Mohair gestrickt. Diese Nähe zum Hersteller hat auch ihren Preis: 220 Euro.

Doch was bieten die Öko-Kleidungsstücke – abgesehen von einem guten Gewissen? Wer zum Beispiel an einer Strickmütze riecht, wird sofort merken, dass sie keinen aufdringlichen Duft hat. Im Gegensatz zum unangenehmen Geruch vieler preisgünstigerer Kleidungsstücke, die man noch nicht gewaschen hat.

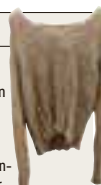
GOTS – Global Organic Textile Standard

Laut „GOTS-Working-Group“ erhalten nur die Händler diese Zertifizierung, die sich an diese Kriterien halten:

- Mindestens **70 Prozent** des Kleidungsstücks sollen aus biologisch erzeugten Naturfasern bestehen.
- Als Grundlage dient die **EU-Bio-Verordnung**.
- Betrachtet wird der **Produktions-**

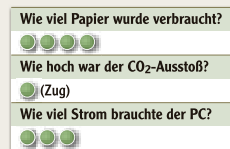
prozess von der Rohfaser bis zum Verpacken des Produkts.

➔ **Finde das Öko-Teil!** Testen Sie, ob Sie den Unterschied erkennen unter augsburger-allgemein.de/nachhaltigkeit



Pulli, gestrickt von „Marianne“.

Fußabdruck



Legende siehe Seite 2

AZ.INFOGRAPHIK

Wie grün sind wir wirklich?

GRÜNES LEBEN Zwölf Nachwuchsjournalisten der Redaktion haben sich Gedanken darüber gemacht. Dabei betrachteten sie auch ihre eigene Arbeit

Überall sprießen Bio-Supermärkte aus dem Boden, immer mehr Leute essen vegan und aus der Steckdose fließt auf Wunsch Öko-Strom. Die Themen Umweltbewusstsein und Nachhaltigkeit sind allgegenwärtig. Deshalb wollten wir, die Volontäre der *Augsburger Allgemeinen* (so heißen die „Azubis“ in der Redaktion), uns ansehen, wie grün Deutschland wirklich ist.

Wir wollten erfahren, wie man ökologisch wohnt, isst, trinkt und sich umweltbewusst kleidet. Irgendwann fragten wir uns, wie ökologisch unsere eigene Arbeit eigentlich ist. Unsere Recherchen führten uns nach München, Neu-Ulm, ins Allgäu und sogar nach Unterfranken. Wir schrieben Unmengen an Papier voll und arbeiteten stundenlang am Computer. Kann guter Journalismus überhaupt nachhaltig

sein? Wir beschlossen, für jeden Artikel einen ökologischen Fußabdruck zu erstellen. Da sich das als sehr kompliziert herausstellte, entwickelten wir eine eigene Skala. Wir zählten, wie viel Blatt Papier wir vollgeschrieben oder ausgedruckt. Wir stoppten, wie lange unsere Computer liefen, und rechneten aus,

wie viele Kilowattstunden sie dabei verbrauchten. Wir ermittelten auch, wie hoch der CO₂-Ausstoß auf unseren Dienstfahrten war. In jeder Kategorie konnte man einen (umweltschonend) bis fünf Punkte (ressourcenzehrend) sammeln. So hat László Dobos für seinen Artikel auf Capito per Telefon recherchiert und daher

kein Gramm CO₂ produziert. Zudem verbrauchte er wenig Papier. Nur sein Computer lief verhältnismäßig lange. Deshalb erhielt er insgesamt fünf von 15 Punkten. Alle unsere Artikel und Öko-Bilanzen finden Sie in dieser Zeitung unter dem Schlagwort „Grünes Leben“.

Ihre Zeitungs-Volontäre



Diese zwölf Volontäre haben recherchiert, wie grün das Leben in Deutschland ist. Foto: Ulrich Wagner

Fußabdruck Legende

Wie viel Papier wurde verbraucht?	Wie hoch war der CO ₂ -Ausstoß?	Wie viel Strom brauchte der PC?
0 bis 2 Blätter (A4)	0 bis 5 Kilogramm	0 bis 2 kWh
3 bis 6	6 bis 10	3 bis 5
7 bis 10	11 bis 20	6 bis 10
11 bis 20	21 bis 35	11 bis 15
über 20	über 35	über 15

AZ.INFOGRAPHIK

Schöner Wohnen im Lehmhaus unter Glas

GRÜNES LEHEN Martin Schuth hat nach eigenen Plänen ein außergewöhnliches Zuhause im Landkreis Neu-Ulm geschaffen. Das futuristisch und zugleich exotisch anmutende Gebäude hat nicht nur im Hinblick auf die Umwelt Vorzüge

VON JENS NOLL

Untertho Wer die Tür zum Glashaushaus von Martin Schuth öffnet, betritt eine andere Welt. Zwei braune Lehmgebäude im Pueblo-Stil stehen darin, drum herum wachsen Palmen, Bananen, Feigen und Olivenbäume. Was aussieht wie ein Ort in Mexiko oder im Südwesten der USA ist in Wahrheit ein Grundstück in Untertho im Landkreis Neu-Ulm.

Durch die Scheiben des Glasgebäudes ist das trübe Herbstwetter draußen zu sehen. „Schade, dass gerade keine Sonne scheint“, sagt Schuth. „Dann wäre es jetzt richtig warm.“ Dennoch ist in dem geflashten Hof zwischen den Lehmhäusern zu spüren, dass die Temperatur ein paar Grad höher ist als draußen.

Vor zwölf Jahren ließ sich Schuth nach eigenen Plänen sein neues Zuhause, eigentlich ein Haus im Haus, errichten. Zuvor hatte er intensiv im Internet recherchiert. Einerseits hat ihn die Verknüpfung von Industrie- und Wohnarchitektur fasziniert, zum anderen hat er ein Bewusstsein für ökologisches Bauen und Wohnen entwickelt. Auch wenn das Gebäude exotisch anmutet, betont Schuth, der mit seiner Partnerin Ying zusammen wohnt: „Alle Gewerke, die zum Bau nötig waren, habe ich im Umkreis von 20 Kilometern beziehen können.“

Im größeren der beiden Lehmgebäude sind über zwei Etagen Wohnzimmer, Küche, Schlafzimmer, Toilette und Bad untergebracht. Im einstöckigen Nebengebäude hat sich der Unternehmer sein Büro eingerichtet. Ein weiteres Badezimmer ist darin, zudem ein kleiner Wohnbereich. Wer um das L-förmige Gebäude herumläuft, kommt über eine Treppe auf eine große Dachterrasse, die wiederum über einen Steg mit dem Hauptgebäude verbunden ist. „Das hier ist viel mehr Lebensraum“, sagt Schuth, während er von der Dachterrasse in den Hof blickt.

Der 57-Jährige schätzt das Leben im Lehmhaus wegen der Optik und des angenehmen Raumklimas. Doch auch aus ökologischer Sicht schneidet das Haus im Haus besser ab als viele konventionelle Bauten. Die Glashülle habe den Effekt, dass die Temperatur im Innern nahezu immer zehn Grad über der Außentemperatur liege, erzählt er. Denn das Glas hält neben Regen und Schnee auch kalten Wind ab. Andererseits wird die Konstruktion bei starker Sonneneinstrahlung nicht zum Treibhaus: Sensoren messen Temperatur und Wind. Bei Bedarf öffnen sich automatisch einige Fenster und die Jalousien unterm Glasdach fahren aus. Die Lehmhäuser halten zudem Hitze ab. „Im Sommer wird es hier drin nie wärmer als 23 Grad“, sagt Schuth.



Der gläserne Überbau schützt die beiden Lehmhäuser von Martin Schuth vor Wind und Wetter. Die Temperaturen im Glasgebäude sind dadurch höher als draußen. Das wirkt sich positiv auf die Heizkosten aus. In dem milden Klima gedeihen zudem südliche Pflanzen wie Palmen, Bananen, Olivenbäume und Feigen. Fotos: Alexander Kaya

Verschiedene Konzepte für nachhaltiges Bauen

Das Bewusstsein der Menschen für Nachhaltigkeit beim Bauen wächst. Heute gebe es viele Wege, ein Haus ökologischer und energieeffizienter zu machen, sagt Martin Sambale, Geschäftsführer des Energie- und Umweltzentrums Allgäu (Eza) in Kempten.

- **Energie-Effizienz-Haus** Die Energieeffizienzverordnung (EnEV) schreibt vor, welchen energetischen Mindeststandard ein Neubau oder ein Haus, das umfassend saniert wird, haben muss. Wenn Effizienzhäuser diese Vorgaben noch unterschreiten, bekommt der Bauherr eine Förderung, sagt Sambale. Je kleiner die Zahl, umso besser ist der Energiestandard. Beispiel: Ein Energie-Effizienz-Haus 55 hat 55 Prozent des Primärenergiebedarfs eines Hauses mit EnEV-Standard. Beim Primärenergieverbrauch wird die ganze Kette der Energieproduktion mit eingerechnet.
- **Passivhaus** Eine gute Gebäudehülle mit ordentlicher Wärmedämmung lässt den Energiebedarf eines Hauses stark sinken. Einige Passivhäuser können mit umgerechnet nur 1,5 Litern Heizöl pro Quadratmeter und Jahr

auskommen, sagt Sambale (Altbau-Einfamilienhaus: 20 bis 30 Liter).

- **Strohballenhaus** Zu Ballen gepresstes Stroh ist ein natürliches Baumaterial, das in der Region produziert wird und gute Dämmeigenschaften besitzt. In Verbindung mit Holz und Lehmputz lassen sich daraus massive Häuser fertigen, die von konventionellen Wohnhäusern äußerlich nicht zu unterscheiden sind.
- **Erdhäuser** Ein großer Teil des Hauses wird ins Erdreich hineingebaut. Dadurch ist es besser vor Witterung und Kälte geschützt. Im Sommer kühlt das Erdreich dafür mehr.
- **Klassisches Haus** Auch in konventioneller Bauweise lasse sich nachhaltig bauen, sagt Sambale. Ein Paradebeispiel ist die Verwendung von Holz aus regionaler Produktion. Auch beim Dämmen und Verputzen können nachwachsende Rohstoffe eingesetzt werden. Allerdings fügt Sambale hinzu: „Nicht nur die Herstellung, auch der laufende Betrieb, zum Beispiel das Heizen, muss nachhaltig sein.“ Das heißt: möglichst wenig fossile Brennstoffe verwenden. (jsn)

Fußabdruck

Wie viel Papier wurde verbraucht?	●●●●●
Wie hoch war der CO ₂ -Ausstoß?	●●●●● (Auto)
Wie viel Strom brauchte der PC?	●●●●●

Legende siehe Seite 2
AZ INFOGRAPHIK



Das Ökohaus liegt idyllisch an einem See. Es hat zwei Außenterrassen.



Holz, Lehm, Stroh und Sand: In den Lehmhäusern von Martin Schuth sind viele naturbelassene Materialien eingebaut. Hier ein Blick in sein Wohnzimmer.

Das Mauerwerk der Wohnhäuser besteht aus gewöhnlichen Ziegelsteinen. Statt mit Styropor sind die Wände mit Hanfmatten isoliert. Der Putz ist eine Mischung aus Lehm, Stroh, Sand und Sägemehl. Die Decke des Wohnzimmers und der offenen Küche ist aus Holz, im Kamin und im Fußboden ist Recycling-Material verbaut: Ziegel und Dielen aus einem Abrisshaus.

Ganz ohne Heizung geht es im Winter aber nicht. Deswegen sind in den Wänden Heizstäbe verlegt. Eine Wärmepumpe erzeugt Heizungs- und Warmwasser für die 150 Quadratmeter Wohnfläche. Die Kosten dafür gibt Schuth mit 100 Euro im Monat an. Günstig sei er auch beim Stromverbrauch, den er auf 80 Euro pro Monat beziffert. Darin sind allerdings die Stromkosten für das große, bunte Aquarium im Nebengebäude nicht eingerechnet. „Den überwiegenden Teil des Stromverbrauchs decke ich mit Photovoltaik“, erzählt Schuth. Die Anlage ist auf dem Dach eines Lagergebäudes neben seinem Glas-Wohnhaus installiert.

Da der Hausherr im Rollstuhl sitzt, gibt es einen Aufzug. Der ist Marke Eigenbau und funktioniert ganz ohne Strom. Wenn Schuth nach oben will, fährt er in den Metallkorb und löst eine Bremse. Ein Gegengewicht an einer Seilwinde fällt dann nach unten und zieht gleichzeitig den Metallkorb hinauf. Auf dem Weg hinab wiederum drückt er den Korb mit seinem Körpergewicht nach unten und das Gegengewicht hinauf.

Schönes Wetter und laue Sommerabende genießt der Tüftler gerne außerhalb des Hauses. Gleich nebenan liegt ein kleiner See, über den er mit seiner eigenen Erfindung schippen kann. Als Motor des kleinen Bootes dient ein Elektrorollstuhl. Dessen Räder treiben über eine Walze zwei Schaufelräder an.

Diese Besonderheiten im und ums Haus verleiten Martin Schuth zu der Aussage, dass er sein Leben dort gar nicht mit dem Leben in seiner vorherigen Wohnung in Ulm vergleichen könne. Eine halbe Million Euro habe das Ökohaus gekostet, sagt er. Und: „Ich würde jederzeit wieder mit Lehm bauen.“ Dabei gibt er aber zu bedenken, dass sich in den vergangenen Jahren in Sachen Umweltbewusstsein und Energieeffizienz natürlich vieles verändert hat. So sei eine Dreifachverglasung heute Standard. Sein Glashaushaus hat nur einfache Scheiben. Das mag zwar die Ökobilanz trüben. Bislang hat die Konstruktion aber auch allen Hagelchauern standgehalten.

➔ Mehr Einblicke in das Ökohaus: www.augsburger-allgemeine.de/gruenesleben

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher

VEREINE

- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

**Diese Welt ist mehr
als lästiger Pflichtstoff**

Kurt Tucholsky spottete einst: „In mein' Verein bin ich hinein getreten.“ Wir Deutschen tun uns gern zusammen und statten uns aus – mit Satzungen und Ehrungen, mit Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden, mit Schatzmeistern und Pressereferenten, mit Jahresversammlungen und Festveranstaltungen. Der Verein will ernst genommen werden – auch und gerade von der Zeitung. Wer das Thema nur als lästigen Pflichtstoff begreift, vertut Chancen. In den Vereinen organisieren sich aktive Menschen. Sie verbindet die Sehnsucht, irgendwo im Leben Experte zu sein, mit Gleichgesinnten einer Leidenschaft nachzugehen, Aufgaben zu übernehmen. Die Zeitung, die Vereine ernst nimmt, tut etwas für die Leser-Blatt-Bindung.

Auf den Flügeln des Gesangs

Die Serie erscheint im überregionalen Kultur-Ressort der Zeitung. Aber jeden der 13 Serienteile begleitet das Porträt eines Chores aus einer der Lokalausgaben. Die Autorin hat große Auswahl: 1514 Chöre zählt der Chorverband Rheinland Pfalz.

Die Jury

SONDERPREIS FÜR
VOLONTÄRSPROJEKTE

Amateur-Kultur ernst genommen

Keine Lokalzeitung ohne Berichte über Chöre. Die Volontärin schaut genau hin und erkundet die Vielfalt dieser Welt für eine 13-teilige Serie. Sie bringt den Lesern Ensembles aus der ganzen Region nahe, sie fragt Experten, warum wir singen und was Musikunterricht leisten kann. Die Seitenoptiken zeigen Gesichter des Gesangs, online erhalten sie in Audio-Slideshows eine Stimme. Amateur-Kultur wird selten so ernst genommen: eine gut recherchierte und unterhaltsam präsentierte Serie.

Die Chöre sterben nicht aus

Im nördlichen Rheinland-Pfalz singen etwa 40.000 Menschen in Chören. Sie bilden damit eine zentrale Basis des kulturellen Lebens im Verbreitungsgebiet der Rhein-Zeitung. In den Lokalausgaben ist diese Form der Laienmusik stets präsent, eine überregionale Betrachtung findet jedoch nur sehr vereinzelt statt. Aus diesem Grund war es das Anliegen in ei-

ner mehrteiligen Chorserie, die vielfältige Welt des Laiengesangs im Verbreitungsgebiet der Rhein-Zeitung zu erkunden und diese thematisch vielfältig sowie optisch ansprechend für das Mantelressort Kultur aufzubereiten. In jedem Serienteil wird ein Chor aus den Lokalausgaben der Rhein-Zeitung porträtiert.



Noch Fragen?

Melanie Schröder, Volontärin, Telefon: 0261/892 276, E-Mail: melanie.schroeder@rhein-zeitung.net

Chorserie spürt Gesang in Rheinland-Pfalz nach

In der zwölfteiligen Reihe begibt sich die Serie „Gut bei Stimme – Auf Flügeln des Gesangs durchs Land“ auf musikalische Spurensuche im nördlichen Rheinland-Pfalz. Dabei wird der Gesang in vielen Facetten thematisiert – vom Singen lernen über gesundheitliche Aspekte des Singens bis hin zu Ausbildung, Beruf und unkonventionellen Gesangstrends. Porträts ausgewählter Chöre der

Region sollen zudem die Bandbreite der Laienmusik beleuchten. Die verschiedenen Gesichter des Gesangs in Rheinland Pfalz verdeutlicht außerdem eine fotografische Porträtserie, die die einzelnen Serienteile bebildern wird – gezeigt werden ganz verschiedene Menschen der Region, die alle eins verbindet: Die Liebe zum Gesang. Die Serie erscheint von nun an regelmäßig.

Jeder Teil der Chorserie setzt sich aus drei Bausteinen zusammen, die vielfältige Leseanreize bieten:

1. Im Aufmacher sollen Interviews, Hintergrundberichte und Features rund um das Thema Gesang dafür sorgen, dass sich nicht ausschließlich Chorsänger angesprochen fühlen.
2. In Kurzporträts werden möglichst unterschiedliche Chorformationen vorgestellt, um den Facettenreichtum der Chorlandschaft im nördlichen Rheinland-Pfalz abzubilden.
3. Die Seitenoptiken rund um Sängerinnen und Sänger aus Rheinland-Pfalz sind kein reines Bildelement, sondern verbinden Information und Unterhaltung.

Die Chorserie bebildern Porträtfotografien unter dem Motto „Gesang hat viele Gesichter“. Um die Vielseitigkeit des regionalen Gesangs abzubilden, werden sowohl Gesangskollektive als auch Solisten gezeigt. Die Porträts sind weder an Aufmacher noch Zweittext gebunden, sondern bestehen als eine eigenständige Darstellungsform. Durch eine multimediale Aufbereitung tragen sie zur Auflockerung bei und haben einen zusätzlichen Informationsgehalt. Auf der Internetseite der Rhein-Zeitung erhalten die „Gesichter des Gesangs“ eine Stimme. In ein- bis zweiminütigen Audio-Slideshows erzählen sie ganz persönlich über ihre Leidenschaft für den Gesang und singen etwas ein.

In Zusammenarbeit mit dem Chorverband Rheinland-Pfalz suchte ich die

Chöre für die Kurzporträts aus. Bei einer Gesamtzahl von 1514 Chören allein im nördlichen Rheinland-Pfalz war diese Unterstützung unerlässlich. Auch den Kontakt zu den „Gesichtern des Gesangs“ habe ich eigenständig gesucht. Ziel war es, eine vielfältige Bandbreite singender Menschen in der Region abzubilden. Aus diesem Grund sind sowohl Menschen präsent, die den Lesern aus dem Umfeld des Koblenzer Kulturlebens bekannt sein könnten als auch die Chorsängerinnen und der Chorsänger sozusagen „von nebenan“. Die Serie ist in einem zweiwöchentlichen Rhythmus als Extraseite der Mantelkultur erschienen.

Melanie Schröder

Kultur & Co.



Die Liste wird länger
Mehr als 1000 Weberbestäten
gibt es schon, ihre Zahl wächst
– allerdings nicht der Etat der
Unesco. Kultur extra

News, Videos, Beiträge auf www.kultur-zeitung.de/region



Singen kann keine Altersgrenze. Das zeigt der 2-76-jährige Weberbestät Weber Can Wal bei einem Konzert in Heilbronn. 2013 waren die Sänger noch Pfaffen, heute laufen Pfaffen durch traditionelle Gesangsvereine rund um den Neckar. Foto: M. Schmitt

Chöre sterben nicht aus – sie verändern sich

Seitenstark Das Vereinswesen kränkt, doch unter Sängern sind Nachwuchsorgen nur ein Problem von vielen

Von unserer Reporterin
Melanie Schmitt

■ Rheinland-Pfalz. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich. Vor Aufbruch ins neue Jahr, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

1514
Chöre stürzen die Chorvereine...
1514
Chöre stürzen die Chorvereine...
1514
Chöre stürzen die Chorvereine...

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.

■ Rheinlands Pfaffen. Jetzt sind viele Chorvereine wieder kleiner. Wagner streicht die Kräfte sparsam, aber es steigt die Zahl der Chöre. Viele Male hat er sich dem weissen Schopf mit dem goldenen Dornblatt aus dem Götterreich.



Die Herren der Bad Reinerz Liedertafel: nach 120-jähriger Tradition war der Verein aufgelöst worden, es fehlt an Nachwuchs. Foto: M. Schmitt



Chorleiter spürt Gesang in Rheinland-Pfalz nach
In der zweitägigen Arbeit begleitete auch die Serie „Cantus Mosaicus – Auf die Höhe des Gesangs“ die Sängerinnen und Sängerinnen der Rheinlands Pfaffen. Dabei wird die Gesang in nicht nur in der Rheinlands Pfaffen, sondern auch in der Rheinlands Pfaffen.



Praktische Mittel: Die Rheinlands Pfaffen an der Rheinlands Pfaffen. Chorleiter spürt Gesang in Rheinland-Pfalz nach. Foto: M. Schmitt

Leben und Leben

Männerchöre und die Altersgruppe der Über-60-jährigen prägen das organisierte Chorwesen

In der Rheinlands Pfaffen...
Männerchöre und die Altersgruppe der Über-60-jährigen prägen das organisierte Chorwesen. In der Rheinlands Pfaffen...

In der Rheinlands Pfaffen...
Männerchöre und die Altersgruppe der Über-60-jährigen prägen das organisierte Chorwesen. In der Rheinlands Pfaffen...

In der Rheinlands Pfaffen...
Männerchöre und die Altersgruppe der Über-60-jährigen prägen das organisierte Chorwesen. In der Rheinlands Pfaffen...

Kultur extra

Gesang hat viele Gesichter



■ **Koblenz.** Aufwärmübungen für den richtigen Klang: Die elfjährige Marie Tieftrunk singt mit Begeisterung in der Koblenzer Singschule. Dort musiziert sie schon seit fünf Jahren mit 179 anderen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter zwi-

schon 4 und 22 Jahren. Ihre Stimmbilderin Juliane Berg erkannte vor gut zwei Jahren etwas Besonderes in Marie: „Die stimmliche Begabung und die Sicherheit, in Stresssituationen einen kühlen Kopf zu bewahren, das hat Marie auf jeden Fall mitgebracht“, sagt

das Gründungsmitglied des Ensembles Die Rheinniken. Deshalb wird Marie jetzt im solistischen Gesang geschult und bleibt dem Chor natürlich trotzdem erhalten. „Mir macht es auch großen Spaß, mit meinen Freunden zu singen“, erzählt sie. In den Stunden mit

Juliane Berg lernt Marie viel dazu. „Am wichtigsten sind die vier Ts“, sagt Berg und Marie ergänzt: „Takt, Tempo, Tonart und Text.“ Eine Hörprobe von Juliane Berg und Marie gibt es unter www.ku-rz.de/chorserie1

Foto: Jens Weber

Der typische Chorsänger ist ...

Studie Befragung zeigt, dass Gemeinschaftssingen bei vielen Menschen sehr früh beginnt

■ **Oldenburg/Eichstätt.** Wer singt eigentlich in Chören? Dieser Frage haben sich die Wissenschaftler Gunter Kreuzt, Dozent für Systematische Musikwissenschaft in Oldenburg, und Peter Brünner, Professor in Eichstätt, 2012 empirisch genähert. In einer Studie befragten sie 3145 Laienchören in ganz Deutschland, um zu ergründen, welche musikalischen und sozialen Bedingungen das Singen in einem Chor mit sich bringt.

Die Probanden ihrer Studie waren zu zwei Dritteln weiblich und zu einem Drittel männlich. Das Alter beider Gruppen lag durchschnittlich bei über 40 Jahren, und 82 Prozent zählten zur erwerbstätigen Bevölkerung. Auffällig war außerdem ein hoher akademisch gebildeter Anteil von etwa 45 Prozent. Zudem ergab sich ein zukunftsweiser Befund: Die Hälfte der befragten Chöre gab an, bereits in Schulchören gesungen zu haben. Die befragten Sänger waren durchschnittlich 19,5 Jahre Mitglied in einem oder mehreren Chören gewesen.

Dieses Ergebnis legt nahe, dass musikalische Erfahrungen, die Kinder und Jugendliche innerhalb und außerhalb der Familie sammeln, die spätere Mitgliedschaft in einem Chor nachhaltig beeinflussen. Außerdem ist „eine musikalische Sozialisierung zum Chorsingen im Erwachsenenalter kaum zu erwarten“, sagen die Autoren. Das heißt, wer schon früh nicht singt, wird es wahrscheinlich auch später nicht tun – zumindest sind die Chancen viel geringer. Aber warum sollten Menschen überhaupt singen? Gunter Kreuzt bringt das auf eine einfache Formel: „Singen ist ein archaisches Mittel, um Gefühle von Freude und Glück herauszulassen und zu teilen. Es ist ein Vorgang mit vielen körperlichen, psychischen und zwischenmenschlichen Facetten, zu effektiv, um es als schöne Nebentätigkeit abzutun.“

Am Anfang war die Laut-Ursuppe

Interview Gunter Kreuzt, Dozent für Systematische Musikwissenschaft in Oldenburg, erklärt die Entstehung des Gesangs

Was war zuerst da: Gesang oder Sprache? So lautet die „Henne oder Ei“-Frage der Musikwissenschaft. Und eine eindeutige Antwort gibt es auch hier nicht. Licht ins Dunkel der Entstehung des Gesangs bringt Gunter Kreuzt. Der Dozent für Systematische Musikwissenschaft lehrt an der Carl-von-Ossietzky-Universität in Oldenburg und kennt die verschiedenen Ursprünge des Singens.

Singen – was ist das eigentlich?

In erster Linie eine menschliche Fähigkeit, für die wir alle genetische Voraussetzungen mitbringen. Ob das die sinnliche Wahrnehmung ist oder die Möglichkeit, Laute zu formen. Von daher sind wir alle zum Singen veranlagt. Wie sich unsere Singfähigkeit entfaltet, hängt von Entwicklungseinflüssen ab.

Was meinen Sie damit?

Wichtig ist an erster Stelle eine ausreichende Stimulation. Das heißt, die uns angebotene Musikalität wächst und gedeiht dann, wenn wir sie fördern. Das geschieht intuitiv in der Eltern-Kind-Beziehung. Eltern sind sehr sensibel für jeden Laut,

den ihr Kind nach der Geburt von sich gibt. Dieser vorsprachliche Singsang, das haben Entwicklungspsychologen erkannt, ist bedeutsam für die Entwicklung, einschließlich der Sprachentwicklung.

Ist Gesang also aus der Eltern-Kind-Beziehung entstanden?

Eigentlich gibt es zwei Erklärungsmodelle, die mir nachvollziehbar erscheinen. Das eine ist das Eltern-Kind-Singen, das auch als Ammensprache bezeichnet wird. Dabei werden viele musikalische Merkmale genutzt, um die Gefühle eines Kindes zu regulieren, es zum Beispiel zu beruhigen.

Und was ist Ihre andere Erklärung?

Die bezieht sich auf die Theorie der Gruppenbildung. Dabei geht man davon aus, dass Menschen aufgrund synchroner Bewegungen untereinander ein Kollektiv bilden. Das Singen könnte den Menschen schon immer dazu gedient haben, Gruppen zu bilden und sich von anderen abzugrenzen. Fangsänge in den Fußballstadien erinnern an dieses Prinzip.

Kann man den Beginn des Gesangs datieren?

Die ältesten Musikinstrumente sind bis zu 40 000 Jahre alt. Wahrscheinlich wurden diese bereits hoch entwickelten Instrumente auch dazu genutzt, um Gesänge und Tänze zu begleiten. Rein theoretisch hat schon der aufrechte Gang die Grundlage zum Singen geschaffen, da der Kehlkopf in eine andere Position verlegt wurde. Kurzum: Die menschliche Spezies singt mutmaßlich seit Hunderttausenden von Jahren.

Wie hängen Sprache und Singen zusammen?

Sehr stark. Einige Forscher sprechen von einer „Mistsprache“, einer Art Laut-Ursuppe, aus der sich zum einen Sprache und zum anderen musikalische Äußerungen entwickelt haben. Zum Beispiel gibt es tonale Sprachen, bei denen verschiedene Tonhöhen eine be-

stimmte Bedeutung besitzen. Das ist zum Beispiel in der chinesischen Sprache der Fall. Ein Sonderfall sind Pfeifsprachen, die beispielsweise in Bergregionen zur Informationsübertragung genutzt werden. Auch das Jodeln könnte sich daraus ableiten. Die Hirnforschung liefert einige gute Hinweise darauf, dass Musik und Sprache einen gemeinsamen Ursprung haben.

Serie



Gut bei Stimme – Auf Flügeln des Gesangs durchs Land Teil 1: Entstehung des Gesangs: Warum und seit wann wir singen

Haben sich Menschen dabei nicht auch an Tierlauten orientiert?

Ja. Menschen im Amazonas nutzen beispielsweise Pfeifleute, um sich bei der Jagd zu verständigen. Die Pflöcke können somit Anweisungen enthalten, wo sich Beute befindet und wer sie erlegen soll.

Gab es für Menschen einmal die Notwendigkeit zu singen – zum Beispiel bei der Jagd?

Ob Singen das Überleben des Menschen gesichert hat, würde ich

eher ausschließen, obwohl es in so vieler Hinsicht von Nutzen sein kann. Es fällt auf, dass Menschen unter großem Druck oder Leidensstress sich auch an Lieder erinnern oder anfangen zu singen. Singen hilft offenkundig mit Angst und Stress besser umzugehen. Es ist zumindest nicht ausgeschlossen, dass das in der Evolution eine Rolle gespielt hat, da wir ja praktisch immer Gefahren aus der Umwelt (oder von anderen Menschen und Tieren) ausgesetzt waren. Kurzum: Es gibt nicht sehr viele Strategien, um die eigenen, auch negativen Gefühle kurzfristig und effektiv zu regulieren. Singen gehört sicherlich dazu.

Faszinierend. Singen Sie eigentlich?

Ja, schon sehr lange und derzeit in einem gemischten Chor. Ich genieße das Singen in der Gemeinschaft.

Das Gespräch führte Melanie Schröder

➕ In zwei Wochen erscheint der nächste Serienteil. Dann dreht sich alles um die Frage, ob jeder Mensch singen kann.



Professor Gunter Kreuzt Foto: Lehmann

Die Freude am Singen hat oberste Priorität

Porträt Der gemischte Chor: In Fohren-Linden zählen Spaß und familiärer Zusammenhalt

■ **Fohren-Linden.** Müsste man Gerd Sackenheim's Zufriedenheit bildlich darstellen, käme eine Kurve heraus, die steil nach oben zeigt. Seine Äußerungen am Beginn der Chorprobe im Bürgerhaus von Fohren-Linden (Landkreis Birkenfeld) sind zunächst etwas brummig: „Jetzt habt ihr geseunt“ und „Tut mir leid, so hat es nicht gestimmt“. Eine Stunde später klingt das anders: von „So kommen wir hin“ über „besser“ bis hin zu „Das war schön“ – Sackenheim leuchtet, schäkert sogar ein bisschen und verabschiedet schließlich seinen Gemischten Chor Fohren-Linden 1886 in den Feierabend. Er dirigiert ihn bereits seit 21 Jahren.

Es ist 22 Uhr an einem Montagabend. Die Arbeitswoche liegt noch vor den Sängern. Aber keiner verlässt umgehend den Gemeindefaal. Denn jetzt gibt es erst einmal einen Absacker und ein Schwätzchen – weit nach Hause haben es die meis-

ten Mitglieder des dreifachen Streichchors nicht. Viele der rund 50 Sänger kommen aus dem Ort oder umliegenden Dörfern und Städten.

Eine vergleichsweise junge Truppe

Der Altersdurchschnitt liegt bei Mitte 40. „Unser Chor ist der jüngste im Kreis Birkenfeld“, erklärt Michael Drumm, Tenor seit 15 Jahren und Ehemann der Ersten Vorsitzenden. Wenige Senioren singen hier. „Eigentlich sind fast alle berufstätig“, ergänzt Silke Drumm, die seit 2006 mitsingt.

Ein Lehrer sei dabei, eine Einzelhandelskauffrau, eine Altenpflegerin. Silke Drumm selbst arbeitet als Verwaltungsangestellte beim amerikanischen Wohnungsamt. Die Nähe zu Baumhölzern, einem zentralen Standort für amerikanische Streitkräfte, durchdringt auch das, die Anwärter auf den diesjähri-



Probe für den Wettstreit: Der gemischte Chor Fohren-Linden 1886 übt für den Meisterchorwettbewerb im November. Die Wapplichtliteratur fordert die Sänger, aber der Spaß vergeht ihnen trotz der Anstrengung nicht. Foto: Schröder

Linden. Deshalb sind englischsprachige Songs für die Erste Vorsitzende kein Problem. „Der Text ist nicht schwierig, aber das musikalische Niveau ist sehr hoch.“ So beschreift Silke Drumm das Lied, an dem die Sänger gerade arbeiten:

„At the Mid Hour of Night“ des irischen Komponisten Charles Villiers Stanford (1852–1924). Es ist eines der Wapplichtlieder der Sparte Klassik und Romantik, das die Anwärter auf den diesjähri-

ger Meisterchor teil beherrschen müssen. Insgesamt werden vier Lieder gefordert. Noch bleibt Zeit bis November. Dann wetteifern die besten Chöre der Region miteinander um den Titel.

Glücksgefühle beim Erfolg

Michael Drumm kann sich noch genau erinnern, wie sich der Sieg im Jahr 2009 anfühlte, als sie das erste Mal am Meisterchorwettbewerb teilnahmen. „Den Titel zu holen, ist wie ein

Aufstieg im Fußball. Voller Emotionen und Glücksgefühle.“ Für seine Frau gibt es trotzdem eine klare Priorität: „Für uns steht der Spaß an erster Stelle. Wir singen gern zusammen und mögen uns. Wenn wir dann noch erfolgreich sind, ist das umso besser. Das schweift zusammen.“ Die älteste Chorsängerin pflichtet ihr bei. Klara Haas ist 91 Jahre alt und seit 13 Jahren ein Teil des Fohren-Lindener Chores. Angefangen zu singen

hat die Altistin aber schon viel früher. „Ich singe seit 1949 und derzeit in zwei Chören. Ich schlopfte Kraft im Gesang“, sagt sie bestimmt und rät, selbst einem Chor beizutreten. Von ihren Kollegen wird sie nur Klärchen genannt. Der familiäre Zusammenhalt ist für die Seniorin besonders wichtig.

Und der kommt nicht von ungefähr. Tatsächlich sind in den Fohren-Lindener Chören viele Familien aktiv. Der 31-jährige Daniel Brand ist Architekt und erzählt, wie er dazu kam: „Meine Schwiegermutter und meine Freundin sind hier. Über diesen Umweg habe ich es auch mal ausprobiert und mich gleich wohlgefühlt.“ Jetzt überlegen auch Brands Eltern, diesem Chor beizutreten, und haben schon einmal in eine Probe hineingeschnuppert. Bei der 34-jährigen Angie Fischer war das ganz ähnlich. Ihre Schwiegermutter singt im Chor, und so kam auch sie hinzu. Warum sie mitmacht, kommentiert Fischer kurz und knackig: „Weil es toll ist.“

Die Retter gehen sich die Ehre

In 18 Teilen über dreieinhalb Monate lang bietet die Redaktion den ehrenamtlich tätigen Helfern von BRK, Feuerwehr, Bergwacht, Wasserwacht und THW die Chance, sich und ihr Engagement ins rechte Licht zu rücken.

MITTELBAYERISCHE ZEITUNG

THEMA DES TAGES

Donnerstag, 9. April 2015 SEITE 27

Früh übt sich, wer einmal ein Retter werden will

VEREIN Die Rohrer Feuerwehr muss heute nicht mehr wegen zu wenig Nachwuchs klagen. Vor zwei Jahren gründete sie eine Kindergruppe – mit Erfolg.



SERIE
DIETTER
VON CLAUDIA POLLOCK

Rohr. Ein Dutzend Kinderaugen folgen gespannt den Handbewegungen von Bettina Kunzmann. Die junge Frau teilt im Rohrer Feuerwehrhaus die Verbinde aus. Der eifährige Lukas und der neunährige Nico können es gar nicht mehr erwarten. „Dürfen wir gleich anfangen?“, fragen sie in ihren blau-neongelben Jacken als sie ihnen die weißen Stoffbänder reicht. „Klar“, sagt sie. Und schon geht's los. Mit flinken Fingern verbindet Nico gekonnt den Kopf von Lukas. „Herzig“, sagt er und kichert, als er seinen Freund anschaut. Auch dieser lacht, denn das Ganze ist nur eine Übung.

Bettina Kunzmann macht doch schon keinen Erste-Hilfe-Kurs für Kinder. Die Mädchen und Jungen zwischen sechs und elf Jahren gehören zum Nachwuchs der Rohrer Feuerwehr. Simon Sedlmayer, 1. Vorstand der Freiwilligen Feuerwehr Rohr, ist stolz. „Im Landkreis sind wir die erste Feuerwehr-Kindergruppe.“ Die Rohrer gründeten sie im Mai 2013.

Rohrer kämpfen um Nachwuchs
Wie wichtig dieser Schritt war, zeigt ein Blick auf die aktuelle Feuerwehrtruppe. In Rohr gibt es gerade einmal einen Jugendlichen, der im kommenden Jahren in die aktive Mannschaft wechseln wird. Zu Kunzmanns Zeiten seien es noch zehn gewesen, erinnert sie sich. Auch Sedlmayer sei mit 16 Jahren durch Freunde zur Feuerwehr gekommen. Doch heutzutage suchen alle ehrenamtlichen Vereine kindertauglich nach Nachwuchs, sagt Sedlmayer.

Warum sich immer weniger junge Leute in der Feuerwehr engagieren, hat für den Vorstand mehrere Gründe: Zum einen ist das Freizeitangebot für Jugendliche heute vielfältiger, zum anderen benötigen sie immer mehr Zeit für die Schule. Dazu kommen die geburtsreichen Jahrgänge. Doch ohne Nachwuchs gibt es keine aktive Mannschaft und erst recht keine Neuen in den Führungspositionen, sagt Sedlmayer. Um dieses Problem anzugehen, öffneten die Rohrer vor zwei Jahren ihre Türen für Kinder – und das kam gut an.

Gleich zu Beginn machten zehn Kinder mit, sagt Kunzmann. Heute sind es 18, sogar zwei Mädchen sind dabei. Alle vierzehn Tage treffen sich die Knirpse mit ihr und drei Helfern zur Gruppenstunde im Feuerwehrhaus. Immer mit dabei ist „Willi“ – ihr Maskottchen. Die Plüschfigur hat flar schichtiges orangefarbenes Haar und trägt natürlich ein blaues Schutzmützchen.

Willi und seine Löschbande
Willi war im Koffer für die Brand-schutzerziehung. Jeder Landkreis erhält diese Box mit Übungsmaterial, erklärt Kunzmann. „Da nirgends dabei stand, wie das Reichen heißt, habe ich sie seinen Namen gegeben“, sagt die Gruppenleiterin und lacht. „Söldchen heißen wir Willi Löschbande.“ Neben Willi nutzt Kunzmann noch andere Spiel-sachen um den Kindern den

Johann (9 Jahre) und Willi das Maskottchen



Nico legt Lukas gekonnt mit flinken Fingern einen Kopfband an. Fotos: Pollock



Helfer Pascal Meindl zeigt Johann und seinen Freunden Memory-Karten mit aufgeblauten Fahrzeugteilen.

Brandschutz näher zu bringen. Ihr Helfer Pascal Meindl zeigt ihnen zum Beispiel Memory-Karten auf denen Fahrzeugteile aufgemalt sind und fragt, wo sich diese befinden. Auch hier reifen sich die Kinder daran, Pascal zu antworten.

Auf diese spielerische Weise bringt Kunzmann ihnen außerdem noch bei, welche Stoffe brennen, wie sie einen Wasser-schlauch richtig an-schließen, oder wie sie den Rettungs-knoten binden. Sie sieht die bisherige Entwicklung der Rohrer Mini-Feuerwehr positiv. „In diesem Jahr wird der erste aus unserer Gruppe zwölft. Wenn die nächsten Kinder in ein paar Jahren folgen, kann der erste Schwung in die Ju-

gendgruppe wechseln.“ Bis jetzt sind sich die Kinder einzig. Sie wollen dabei bleiben.

Die Idee zu der Kindergruppe haben sich die Rohrer bei der Regen-stauffer Mini-Feuerwehr abge-pinnt, sagt Sedlmayer. „Die Umsetzung selbst war nicht schwierig. Lediglich die Satzung musste geändert werden, da mit Kinder ab dem sechsten Lebens-jahr mitmachen können. Finanzamt wird die Gruppe durch den Verein der Freiwilligen Feuerwehr.“

Ob sich der Ansatz lohnt, wird sich erst in ein paar Jahren zeigen, doch schon jetzt ist klar: Den Kindern macht die Gruppe riesig Spaß. Als sie ihre Jacken abstreifen und von ihren Eltern abgeholt werden, strahlen die kleinen Feuerwehrmänner und Frauen voller Stolz.

INTERVIEW
KREISJUGENDWART RUDOLF PRITSCH
Haben Sie weitere Fragen? Schreiben Sie und kultur@mittelbayerische.de

Gruppenleiter fehlen

Warum hat die Feuerwehr Probleme Nachwuchs zu finden?

Ich denke, dass viele Jugendliche keine Zeit mehr für die Feuerwehr finden, weil die Anforderungen in der Schule und im Beruf so sehr gestiegen sind. Neben einer Ganztagschule ist es schwer noch bei einem Verein tätig zu sein. Die modernen Medien sind sicher auch ein Grund für die mangelnde Zeit der jungen Leute. Manche sitzen stundenlang vor dem Computer. Dazu kommt, dass sich Termine mit anderen Vereinen überschneiden. Zum Beispiel am Samstagnachmittag, da ist auch Fußball. Ich kann die jungen Leute aber gut verstehen. Sie können nicht auf fünf Hochzeiten gleichzeitig tanzen. Es ist besser sich für einen Verein zu entscheiden und sich für diesen Zeit zu nehmen.

Is die Feuerwehr auch etwas für Mädchen und junge Frauen?

Sicher, es gibt viele Einsatzbereiche in denen Frauen genauso helfen können wie Männer. Nicht überall ist körperliche Kraft gefordert, zum Beispiel bei der Verkehrsicherung. Mädchen und Jungen werden bei der Feuerwehr völlig gleich behandelt. Derzeit nehmen etwa 600 Junge und 100 Mädchen an den Jugendgruppen im Landkreis teil.

Was halten Sie von der Idee, Kindergruppen bei der Feuerwehr zu eröffnen?

Das ist prinzipiell eine sehr gute Idee. In Niederbayern gibt es, soweit ich weiß, momentan drei Kindergruppen bei der Feuerwehr. Doch ich sehe einen Knackpunkt: das Personal. Die Feuerwehr muss erst jemand finden, der eine pädagogische Ausbildung hat. Denn ein Jugendwart darf erst Jugendliche ab 12 Jahren betreuen. Mit Bettina Kunzmann hat die Rohrer Feuerwehr eine Leitung gefunden, die sich zuvor im Bereich Brandschutz-erziehung, weiterge-bildet hat. Doch nicht jede Feuerwehr hat so jemanden.

Was müsste aus Ihrer Sicht geschehen, damit sich mehr Gruppenleiter finden?

Um Jugendwart zu werden gibt es zum Beispiel einen Lehrgang. Dort lernen die künftigen Gruppenleiter alles über Ausbildung, Wettbewerbe und Freizeitangebote, wie Ferienlager. Einen Kurs für Kinder unter 12 Jahren gibt es bislang noch nicht. Doch da Kinder erst ab 12 Jahren wirklich aktiv bei Übungen teilnehmen dürfen, brauchen wir für diese Zielgruppe ein anderes, spielerisches Angebot in den Gruppenstunden.

BEI UNS IM NETZ

Diskutieren Sie mit! **Sehen Sie mehr!**

Kamera, Stativ, Block, Kugelschreiber – ein Journalist hat heute alle Hände voll zu tun. Gleichzeitig Schreiberling, Fotograf und Blogger in einer Person zu sein, ist aber auch ganz schön spannend. Volontärin Claudia Pollock schreibt im Blog zur Retter-Serie über den Drehtag mit Willi Löschbande.

www.facebook.com/keheim.mz

Wir verbinden ich einen Verletzten am Kopf und aus welchen Teilen. Besteht ein Feuerwehr-Auto? Das lernen die Kinder zwischen sechs und elf Jahren in der Kindergruppe der Rohrer Feuerwehr. Für unsere Retter-Serie haben wir Willi Löschbande vor die Kamera geholt. Das Video gibt es hier: www.mittelbayerische.de/retter

Noch Fragen?

Maximilian Wachter, Redaktionsleiter, Telefon: 09441/203 13, E-Mail: maximilian.wachter@mittelbayerische.de

1,58 groß und 60 Kilo – Marina steht ihren Mann

EMANZIPATION Axt und Motorsäge machen ihr keine Angst: Marina Faber bringt Frauenpower ins THW Kelheim. Dafür erntet sie bei den Kollegen viel Respekt.

SERIE



DIE RETTER

VON CLAUDIA POLLOK

KELHEIM. Vor dem Lastwagen des Technischen Hilfswerks wirkt sie klein und zierlich. Der LKW ist 3,70 Meter hoch und 17 Tonnen schwer. Die junge Frau ist 1,58 Meter groß und wiegt gerade mal um die 60 Kilo. Doch Marina Faber tritt selbstbewusst vor den Wagen im THW-Fuhrpark. Sie öffnet eine der vielen Werkzeugschubladen und holt die Motorsäge heraus. „Ich packe gerne mit den Jungs an – gerade als Frau“, sagt die 27-Jährige.

Sie ist eine von vier aktiven Frauen im THW Ortsverband Kelheim. Obwohl der hiesige Verband seit rund 15 Jahren keine reine Männerdomäne mehr ist, sind Frauen immer noch selten beim THW. Im Vergleich: aktuell engagieren sich 62 Männer. Kollege Andreas Jung, der neben Marina Faber vor dem riesen Werkzeugkasten des THW-Wagens steht, sagt: „Wahrscheinlich haben viele einfach Angst vor der Technik.“

Marina Faber ist da ganz anders. In ihrem Blick liegt Begeisterung als sie Flex, Axt und Brennschneider anschaut. „Vor kurzem habe ich hier in einem Lehrgang gelernt, wie ich mit der Motorsäge Bäume schneide“, erzählt sie stolz.

Die Männer haben Respekt

Marina Faber trägt Nagellack und Schminke, aber auch feuerrot gefärbte Haare, die auf der rechten Seite über dem Ohr abrasiert sind. Sie ist eher der Kumpel-Typ, der sich gut mit Männern versteht, wie sie selbst über sich sagt. Die seien einfach entspannter. Mit den Kollegen beim THW versteht sie sich sehr gut. „Wir machen auch viel privat zusammen. Hier habe ich nicht nur Kollegen, sondern auch Freunde kennengelernt.“ Die Jungs haben keine Vorurteile gegenüber Frauen, sondern Respekt.

Trotzdem reizt es die junge Frau sich selbst zu beweisen, dass sie auch mit dem schweren Gerät umgehen kann. Den Lastwagen-Führerschein plane sie noch nicht, aber einen Stapler zu fahren, könnte sie sich schon vorstellen, sagt Marina Faber. Schließlich hat sie in der Arbeit jeden Tag mit Technik zu tun – sie baut als Monteurin bei der Neustädter Firma Mahle Klimaanlage für Autos. Auch dort ist sie eine von wenigen Frauen und „steht ihren Mann“, wie es oft heißt.

Sohn Dustin brachte sie zum THW

Die Idee beim THW anzufangen, war dann aber doch keine reine Frauensache. Da durfte mal ein Mann nachhelfen – wenn auch ein kleiner: Marina Faber hat einen siebenjährigen Sohn. „Dustin war schon immer begeistert von Rettern“, erzählt sie. Er wollte zum THW.

Da es vor eineinhalb Jahren noch keine Kindergruppe in Kelheim gab, meldet sich Faber gleich mit an und half dabei eine Mini-Gruppe für Kinder ab sechs Jahren beim THW aufzubauen. Im Juli plant sie die Ausdeutung zur Jugendgruppenleitung zu machen. Aber Marina Faber übernimmt nicht nur Aufgaben, die auf den ersten Blick ty-



Marina Faber begeistert sich auch als Frau für Technik.

Foto: Pollok

Kraft spielt keine Rolle

Wie viele Frauen gibt es im Landkreis in aktiven Dienst?

Im Moment engagieren sich 4188 Frauen bei der Feuerwehr im Landkreis Kelheim, 244 davon sind im aktiven Dienst.

Beteiligten sich immer mehr Frauen im Ehrenamt bei der Feuerwehr?

Ja. In den vergangenen Jahren gab es einen deutlichen Zuwachs. Im Landkreis gibt es 111 Freiwillige Feuerwehren, davon haben 62 die Türen für Frauen geöffnet. Mit Blick auf die Geschichte haben Frauen bei der Feuerwehr eine lange Tradition. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren sie es,

typisch für Frauen sind. Ihren letzten Einsatz leistete sie bei Sturm Niklas.

Als der Wind in Siegenburg eine Photovoltaikanlage auf einem Dach abdeckte, klingelte der Alarm auf ihrem Smartphone. Da ihre Mutter sie bei der Betreuung ihres Sohnes unterstützt und sie in der Nachtschicht arbeitet, war es für die junge Mutter kein Problem auszurücken. Sie half am Boden die heruntergefallenen Dachteile zu sichern, genauso wie die Männer.

Für sie sind die Einsätze und Treffen im THW ein Ausgleich

Marina Faber kann mit der Axt umgehen. Foto: Andreas Jung

INTERVIEW



MONIKA KÜCHELBACHER
Frauensatzleiterin der Feuerwehr

Haben Sie weitere Fragen? Schreiben Sie uns! mzkelheim@mittelbayerische.de

die Brände gelöscht haben, als ihre Männer tot oder noch in Kriegsgefangenschaft waren.

zum Alltag und nichts Ungewöhnliches. Doch Bekannte und Freundinnen sind immer noch manchmal erstaunt, was sie dort macht. Sie hat schon einige Einladungen an andere Frauen ausgesprochen, doch noch keine hat sich getraut zu kommen, erzählt sie.

Ein Vorbild für andere Frauen

Während sich Martina Faber mit den Kollegen im Aufenthaltsraum unterhält, stehen dann doch zwei junge Mädels in der Tür. Es sind Schulfreunde, die fragen, ob sie sich für den GirlsDay am Donnerstag anmelden können.

„Jetzt sind es schon acht“, sagt Andreas Jung. In den vergangenen Jahren hält sich die Zahl der weiblichen Eh-

Welche Gründe hat es, dass trotzdem noch immer weniger Frauen als Männer bei der Feuerwehr sind?

Viele Frauen trauen es sich nicht oder denken, sie hätten zu wenig Kraft. Aber ich sage immer: Es gibt nichts, was eine Frau bei der Feuerwehr nicht tun kann. Gerade bereiten wir eine Kampagne vor, in der wir diesem Vorurteil begegnen wollen und vor allem die 30 bis 50-jährigen Frauen ansprechen. Auf unseren Plakaten stehen Sprüche wie „Wer eine Familienkutsche fahren kann, kann auch ein Löschfahrzeug fahren“. Eine Motorsäge wiegt ungefähr 10 Kilo – genauso viel wie ein einjähriges Kind.

renamtlichen, erzählt Jung. Doch er hoffe es werden mehr. Das Gerätehaus des THWs war früher eine Firma. Als sich die Ortsgruppe vor 15 Jahren für Frauen öffnete, mussten nicht extra Sanitäranlagen eingebaut werden; der Umbau vor einem Jahr beseitigte dann die letzten Hindernisse.

Marina Faber gibt ihre positive Erfahrungen im Ehrenamt gerne weiter, deswegen arbeitet sie seit kurzem auch bei der Öffentlichkeitsarbeit mit. Die Arbeit mit schwerem Gerät sei eben nicht alles beim THW, erklärt Marina Faber als sie im Fuhrpark die Motorsäge zurücklegt. Es macht ihr einfach Spaß mit den Kollegen zu arbeiten, egal ob es Männer oder Frauen sind.

FRAUEN ALS RETTER

ZAHLEN

Sie sind auf dem Vormarsch: Frauen in Rettungsdiensten. Feuerwehr, THW, Wasser- und Bergwacht oder Rettungsdienst sind keine reinen Männerdomänen mehr. Im Landkreis Kelheim sind es aktuell 4188, sagt Frauenbeauftragte Monika Küchelbacher. Darunter arbeiten 244 im aktiven Dienst. In Bayern engagierten sich 2013 laut dem Bayerischen Staatsministerium des Innern, rund 25 600 Frauen bei der Freiwilligen Feuerwehr, 178 in Werks- und Betriebsfeuerwehren und 13 in der Berufsfeuerwehr. In der THW-Ortsgruppe Kelheim gibt es vier Frauen. Im Freistaat unterstützen 1698 Frauen das THW; 380 davon sind zwischen zehn und 17 Jahre alt und damit noch Jugendlicher. Bei der Bergwacht Kelheim helfen derzeit sieben aktive Bergwachtanwärterinnen mit. Bayernweit gibt es insgesamt 552 weibliche Einsatzkräfte, davon sind 304 bei der aktiven Mannschaft, 248 Anwärterinnen. Zur Wasserschutz in Kelheim gehören laut Vorstand Ludwig Häckl im Moment 135 Frauen. Auch bei der DLRG (Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft) sind Frauen als Retter auf dem Wasser unterwegs. Laut Vorsitzendem Franz Brosinger sind allein in der Ortsgruppe Weltenburg 15 Frauen. Für das BRK sind im Landkreis momentan 46 Frauen im Rettungsdienst im Einsatz, sagt Leiter Stephan Ziegelmier.

FAKTEN

Frauen im Rettungsdienst sind wichtig, weil sie manche Aufgaben nicht nur genauso gut, sondern besser lösen können als Männer. Das zeigt sich auch bei der Wasserschutz, der DLRG und im Rettungsdienst. Wasserschutz-Vorstand Ludwig Häckl arbeitet gerne in einem gemischten Team, weil sich weibliche Verletzte wohler bei Retterinnen fühlen. Auch beim Schwimmtraining für Mädchen sei eine weibliche Betreuungsperson nötig, sagt Häckl. Das kann BRK-Rettungsdienstleiter Stephan Ziegelmier bestätigen: Frauen könnten bei Notensätzen oft viel sensibler auf Frauen und Kinder eingehen. Viele seiner seiner Erfahrung nach auch belastbarer und können besser mit Stresssituationen umgehen.

Mit dem Vorurteil Frauen könnten wegen ihrer geringeren Kraft nicht so gut helfen wie Männer, machen die Vorsitzenden Schluss. Um jemanden aus dem Wasser zu heben, arbeitet das Team immer zusammen, erklärt Häckl. Auch ein kräftiger Mann würde das nicht allein machen. DLRG-Vorsitzender Franz Brosinger hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Kein Mann könnte einen Verletzten allein eine Böschung hinuntertragen, das mache immer ein Team. Ziegelmier sieht das genauso. Im Rettungsdienst kämen viele Geräte zum Einsatz, um die Helfer zu unterstützen, zum Beispiel ein Raupenstuhl, mit dem die Helfer den Verletzten die Treppe hinunterbringen können. Gerade teste sein Team auch einen elektronisch gesteuerten Stuhl, der das gleiche bergeht kann. Nicht immer sei also Körperkraft gefragt, sagt er.

AKTUELL IM NETZ

Video zum Thema!

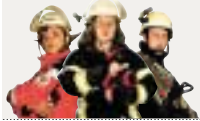


MZ-Reporterin Claudia Pollok hat Marina Faber im Fuhrpark des Technischen Hilfswerks in Kelheim besucht. Zwischen den riesigen Lastern mit ihren Schublen voller Werkzeuge, stellt sich die junge Frau im Video vor und erzählt, warum ihr das Ehrenamt Spaß macht. Das Video der Retter-Serie finden Sie bei uns im Internet: www.mittelbayerische.de/kelheim

Wenn ihr Telefon klingelt, geht es um Leben

KOORDINIERT 365 Tage im Jahr sind die Mitarbeiter der integrierten Leitstelle im Dienst. Mit Telefon, High-Tech-IT und viel Know-how lenken sie Einsätze.

SERIE



DIE RETTER

VON HEINER STÖCKER

KELHEIM/LANDSHUT. 112 – das ist die Telefonnummer, auf die sich die Mitglieder des Europarats 1991 geeinigt haben. Europaweit erreichbare Hilfsfahrende über diese drei Ziffern Feuerwehr und Rettungsdienst. Wer auch immer diese Nummer im Landkreis Kelheim, Landkreis Landshut und Landkreis Dingolfing-Landau wählt, erreicht Peter Winzinger und sein Team aus Disponenten.

Winzinger ist der Leiter der Integrierten Leitstelle Landshut. „Wir sind die gemeinsame Einsatzzentrale von Rettungsdienst und Feuerwehr und rund um die Uhr unter der 112 erreichbar“, beschreibt er seinen Job mit einem Satz. Aber dahinter steckt mehr.

Zusammen mit seinen Mitarbeitern in der Leitstelle ist er verantwortlich für eine Fläche von 3360 Quadratkilometern auf denen 416 000 Menschen leben. Allein infrastrukturell ist das eine Herausforderung: Zehn Städte, 74 Märkte und Gemeinden, Bundesautobahnen, Bundes- und Staatsstraßen, Wasserstraßen, „dazu noch Gewerbe- und Chemie-Objekte, Flugbetriebe, Kraftwerke, Raffinerien und vieles mehr. Das alles müssen wir im Hinterkopf haben, wenn hier ein Notruf eingeht“, sagt er.

Die Disponenten sind Vollprofis. Sie sind mindestens fertig ausgebildete Rettungsassistenten, haben 18 Wochen Feuerwehr-Lehrgang mit dem Abschluss „Gruppenführer“ sowie Praktika erfolgreich absolviert, bevor sie sieben Wochen an der Staatlichen Feuerwehrschule Gertsried einen Disponentenlehrgang besuchen. Erst danach folgt die zweijährige, leitstellen-spezifische „Heimatausbildung“. „Das heißt, die sind in der Ausbildung erst mal rund 20 Wochen mit 800 Stunden ganz wo anders, bevor sie hier anfangen“, sagt Winzinger.

Erste Hilfe per Telefon

Seit einigen Jahren unterstützen seine Mitarbeiter sogar per Telefon Ersthelfer an der Unfallstelle und geben zum Beispiel die Anleitung zur Herzdruck-Massage durch. „Das alles ist nötig, um auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Aber wenn einen die Erfahrung eines lehrt: Alles kann man nicht schulern“, sagt Winzinger.

Und er und seine Mitarbeiter können sich über einen Mangel an Arbeit nicht beklagen. „Wir hatten 2014 rund 200 000 Telefonkommunikationen. Davon waren allein 160 000 Notrufe.“ Rein rechnerisch macht das rund 18 Notrufe in der Stunde –

24 Stunden lang und 365 Tage im Jahr. „Aber das stimmt so nicht ganz. In Krisenzeiten, wie Hochwasser oder bei Stürmen, bald sich das natürlich mas-

Die 112 ist der einheitliche Notrufnummer.
Grafik: Heiner Stöcker



Die Disponenten der Integrierten Leitstelle leiten bei Bedarf die Herzdruckmassage an.

Foto: ILS/Archiv

AUFRUF: WAS HABEN SIE ZU ERZÄHLEN?

Wie wurde Ihnen geholfen?

➤ **Retter:** Wir wollen Ihre Geschichte teilen. Ist Ihnen schon einmal geholfen worden? Was wollen Sie den Menschen bei THW, BRK, Feuerwehr, DLRG und Co. im Landkreis Kelheim sagen? Was haben Sie erlebt? Sind Sie schon einmal gerettet worden?

➤ **Chance:** Hier ist die Gelegenheit Ihren Retter aus dem Landkreis „Danke“ zu sagen.

➤ **Wie?** Schicken Sie uns ein Bild, schreiben Sie uns Ihr Erlebnis, drehen Sie ein Video... was Sie wollen. Wir bei der Mittelbayerischen Zeitung sammeln die Beiträge und werden sie veröffentlichen!
➤ **Zeit:** Einsendeschluss ist Freitag, 26. Juni 2015.

➔ **Kontakt:** Einfach per Mail an kelheim@mittelbayerische.de. Redakteur Heiner Stöcker steht Ihnen bei Fragen zu Seite: Tel.: (0 94 41) 2 03 20.

AKTUELL IM NETZ
Mehr zum Thema!

Weitere Informationen und ein Video finden Sie bei uns im Internet:
➔ mittelbayerische.de/retter

DER NOTRUF: DIE FÜNF „W“

WAS IST GESCHEHEN?

Beschreiben Sie knapp das Ereignis und das, was Sie konkret sehen – beispielsweise Verkehrsunfall, Absturz, Brand, Explosion, Einsturz, eingeklemmte Person

WIE VIELE BETROFFENE?

Schätzen Sie die Zahl der betroffenen Personen, ihre Lage und die Verletzungszahl. Geben Sie bei Kindern auch das – gegebenenfalls geschätzte – Alter an

WERTEN AUF RÜCKFRAGEN!

Legen Sie nicht gleich auf. Die Mitarbeiter der Integrierten Leitstelle benötigen vielleicht noch weitere Infos

Damit die Mitarbeiter der Integrierten Leitstelle schnell geeignete Einsatzkräfte alarmieren können, müssen Sie als Anrufer wichtige Informationen durchgeben. Dafür gibt es die fünf „W“

WO IST DAS EREIGNIS?

Geben Sie den Ort des Ereignisses so genau wie möglich an (zum Beispiel Gemeindegrenze oder Stadtteil, Straßennamen, Hausnummer, Stockwerk, Besonderheiten, Fahrtrichtung, Kilometerangaben!)

WER RUFT AN?

Nennen Sie Ihren Namen, Ihren Standort und Ihre Telefonnummer für Rückfragen

siv“, relativiert der Leiter der Integrierten Leitstelle die Zahlen. Zu Winzingers Team gehören insgesamt 23 hauptamtliche Disponenten, die im Schichtbetrieb die Rund-um-die-Uhr-Bereitschaft gewährleisten. Bei Sonderlagen verständigen wir noch eine sogenannte „Unterstützungsgruppe ILS“ um Krisenzeiten mit vermehrten Notrufen auffangen zu können.“ Neben den sechs Einsatzleitplätzen verfügt die Leitstelle über weitere sieben Ausnahmeabfrageplätze, die zu Krisenzeiten mit dem zusätzlichem Personal besetzt sind.

Die ILS Landshut ist eine von insgesamt 26 Leitstellen, die im Freistaat seit 2007 flächendeckend für Sicherheit sorgen. Hervorgegangen sind sie – mit kleinen Anpassungen – aus den 26 Rettungsdienstbereichen. Nun können bei einem Brand oder medizinischen Notfall schnell und gezielt diejenigen Einsatzkräfte alarmiert werden, die am besten helfen können und am schnellsten vor Ort sind.

In der Anfangszeit bestand die Angst, dass bei Großereignissen, wie schweren Unwettern, die Lage zu unübersichtlich, die Belastung der ILS zu viel und die Wartezeiten in der Leitung zu lang werden.

Beim Sturm „Felix“ vor einigen Jahren bekam die ILS in den ersten beiden Stunden des Unwetters 699 Notrufe, sagt Peter Winzinger. Da kam die

ILS an ihre Grenze. Daher die Einführung der „Unterstützungsgruppe ILS“. Neben den klassischen „Fünf-Ws“ (Wo, Was ist passiert, Wie viele Verletzte, Wer meldet, Warten auf Rückfragen) ist die wesentliche Regel für den richtigen Notruf, dass der Disponent, also der Mitarbeiter der den Notruf entgegennimmt, das Gespräch leitet.

Disponent fragt ab
Er wird die entsprechenden Fragen stellen, bis er alle für ihn relevanten Informationen zusammen hat, und dann dem Anrufer mitteilen welche Maßnahmen er einleiten wird. „Bitte legen Sie also nicht überhastet auf – der Disponent wird das Gespräch beenden“, sagt Winzinger.

Zwar gilt die Vereinbarung des Europarates seit 1991 und schon früher war die Feuerwehr unter der 112 erreichbar. Aber dass diese Nummer nun der gemeinsame Notruf für Rettungsdienst und Feuerwehr ist, wusste laut einer aktuellen Eurobarometer-Umfrage nur knapp jeder Vierte (26 Prozent) der befragten EU-Bürger.

In Bayern ist die Bekanntheit der Notrufnummer 112 als nationale Not-

rufnummer zwar deutlich höher als in anderen Ländern. Trotzdem: Mit Kampagnen und einer eigenen Homepage „notruf112.bayern.de“ machen Innenminister Joachim Herrmann und seine Mitarbeiter daher aktiv Werbung für die 112. „Noch immer kennen zu wenige Menschen in Deutschland die einheitliche Notrufnummer 112. Da bei kommt es gerade im Notfall darauf an, schnell Hilfe zu rufen und die richtigen Angaben zu machen“, schreibt Herrmann auf der Internetseite.

Kernelement, damit die 112 funktionieren, sind die Integrierten Leitstellen. Die haben den Überblick über die Einsatzkräfte, koordinieren sie und fordern gegebenenfalls weitere Helfer und Material zum Ort des Geschehens. Auch vom Technischen Hilfswerk. Winzinger: „Aber wir haben noch weitere Partner, ohne die die Arbeit nicht funktionieren würde. Zum Beispiel den Kassenärztlichen Bereitschaftsdienst – (0 18 05) 19 11 2. Auch eine Nummer, die man wissen sollte. Oder die Polizei, 110, „den Deutschen Wetterdienst, das Notfallmanagement der Deutschen Bahn, Elektrizitätsunternehmen, Wasserwirtschaftsämter und viele mehr, die mit uns vernetzt sind.“



- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine

WÄCHTERAMT

- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

**Die Pflicht, den Mächtigen
auf die Finger zu schauen**

„Die Presse“, so betonte der französische Staatsmann Alain Peyrefitte, „muss die Freiheit haben, alles zu sagen, damit gewisse Leute nicht die Freiheit haben, alles zu tun“. Journalisten haben eine Kontrollfunktion. Sie haben die Pflicht, zu kritisieren und Unrecht aufzudecken. Das Bundesverfassungsgericht sieht deshalb eine freie Presse als „schlechthin konstituierend“ für die Demokratie an. Für Mächtige und Machthaber ist es mitunter lästig, wenn die Presse ihnen auf die Finger schaut und ihre Fehler öffentlich macht. Besonders im Lokaljournalismus, wo Redakteure und Politiker einander oft täglich begegnen, erfordert es Mut, das Wächteramt auszufüllen.

Die Geschäfte der Wunderheiler

Die Behörden wollen das Agieren der Wunderheiler nicht so recht zur Kenntnis nehmen. Auf einer Extraseite dokumentiert die Zeitung die höchst zwielichtigen persönlichen Hintergründe der Hauptakteure. Ergebnis: Die Messe der obskuren Heiler darf stattfinden, aber unter behördlicher Aufsicht und strengen Kontrollen.

Ein sektenartiges Netzwerk

Die Stadt Kassel vermietet ein kommunales Kongresszentrum für eine alternative Gesundheitsmesse – und interessiert sich nicht weiter dafür, wer die Veranstalter sind.

Wir recherchieren und stoßen auf ein sektenartiges Netzwerk obskurer Heiler, angeführt von Ex-Scientologen und Scheindoktoren mit gekauften Titeln. Im Zentrum der geplanten Messe steht der Vertrieb einer ätzenden Chlorbleiche, die als „Wundermittel“ gegen alle möglichen Leiden helfen soll. Die Einnahme ist laut Gesundheitsbehörden riskant, der Handel damit verboten. Dies wird von den Drahtziehern, die ihre gläubige Kundenschaft im Netz rekrutieren, allerdings trickreich umgangen.

Die Wunderheiler agieren unterhalb des Radars von Behörden, die solche Vorgänge eigentlich zu kontrollieren hätten. Auch in Kassel baut sich eine Grauzone auf für Geschäftemacherei mit Heilungsversprechen: Weder die Stadt noch Kontrollbehörden des Landes Hessen wollen sich der Sache zunächst annehmen. Wir fragen fortwährend nach, machen das Zuständigkeits-Pingpong öffentlich und ermöglichen durch kontinuierliche Berichterstattung und Kommentierung

eine Debatte, die in der Leserschaft und dann auch im Stadtparlament engagiert geführt wird.

Auf einer Extraseite dokumentieren wir die höchst zwielichtigen persönlichen Hintergründe jener Hauptakteure, die in den Messeankündigungen als hochkarätige Fachleute vorgestellt werden. Den Wundermittel-Propagandisten war freilich überhaupt nicht an medialer Transparenz gelegen. Gegen den Autor gab es aus dem Veranstalterumfeld Drohanrufe sowie eine (folgenlose) Strafanzeige.

Die Messe fand schließlich unter behördlicher Aufsicht und Kontrolle statt. Zuvor hatten mehrere Geschäftspartner ihre Kooperation mit den Wunderheilern angekündigt: Man habe vor den Veröffentlichungen nicht gewusst, mit wem man es da zu tun habe. Parallel gab es Hunderte Leserreaktionen in Form von Briefen und Online-Kommentaren – darunter auch reichlich Kritik und Beschimpfungen von Nutzern des „Wunderpräparats“. Soweit dabei ein sachbezogener Dialog möglich und angestrebt war, haben wir uns dem jeweils gestellt. Die Stadt Kassel hat die Verantwortlichen ihres Kongress-Palais verpflichtet, bei künftigen Vermietungen genauer hinzusehen.

Die Geschäftemacherei mit Heilungsversprechen im Netz spielt sich im Schutz einer Grauzone aus sektenartigen Strukturen ab. Zuständige Kontrollbehörden schauen aus Unkenntnis weg oder werden ausgetrickst. Eine besondere Herausforderung war die Bewertung von Recherchequellen: Auf jeden seriösen und fachlich fundierten Artikel im Netz kommen aber hunderte pseudowissenschaftliche Lobeshymnen sowie unüberprüfbare Heilungsgeschichten, die von sogenannten „Truthern“ geschäftsfördernd lanciert werden. Rein quantitativ haben Scharlatane bei weitem die Lufttheorie.

Axel Schwarz

Noch Fragen?

Axel Schwarz, Telefon: 0561/203-1767, E-Mail: asz@hna.de



Geschäft mit der Hoffnung kranker Menschen: In solchen Fläschchen-Sets wird MMS im Internet vertrieben. Der Materialwert der beiden Substanzen – Natriumchlorit und eine Säurelösung – dürfte bei höchstens einem Euro liegen. Foto: dpa

Wer kontrolliert die Heiler?

Wundermittel-Messe: Stadt und RP schieben sich gegenseitig Verantwortung zu

VON AXEL SCHWARZ

KASSEL. Für das umstrittene und laut Behörden gesundheitsschädliche Wundermittel MMS wollen Esoterik-Heiler Ende April bei einem Kongress in Kassel Werbung machen. Jetzt hat das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) zwei bestimmte MMS-Präparate als zulassungspflichtig und bedenklich eingestuft. Sie dürfen ohne behördliches Prüfverfahren in Deutschland ab sofort nicht mehr vertrieben werden. Auswirkungen auf die geplante Veranstaltung in Kassel hat dies aber offenbar nicht.

Ohne genaue Beschäftigung mit dem Treiben der sektenähnlich agierenden MMS-Propagandisten hat die Stadt ihr Kongress-Palais für die Messe „Spirit of Health“ vom 24. bis 26. April vermietet. Nachdem mehrere Behörden aus diesem Anlass vor MMS warnen, hatten die Stadtverordneten den Magistrat aufgefordert, alle rechtlichen Möglichkeiten zu nutzen, um die Veranstaltung zu verhindern.

Dies dürfte indessen kaum Chancen haben: Da nicht vorhersehbar ist, ob es bei der Messe zu Rechtsverstößen kommt, haben die Veranstalter Anspruch auf Erfüllung ihres Mietvertrages.

Auch die jüngste Entscheidung des Arzneimittel-Instituts in Sachen MMS „eröffnet uns keine weitergehenden Handlungsmöglichkeiten“, sagte Pressesprecherin Nicole Ohly-Müller vom Regierungspräsidium (RP) Darmstadt, das in Hessen für die Kontrolle des Arzneimittel- und des Heilmittelwerbegesetzes zuständig ist.

Schlupflöcher

Sie verwies darauf, dass die MMS-Propagandisten sehr genau die rechtlichen Schlupflöcher kennen: Auf solchen Messen werde das Wundermittel zwar gepriesen, aber tunlichst nicht direkt verkauft. Mittels Büchern und Broschüren würden gleichzeitig aber Hinweise

auf Onlineshops verbreitet, bei denen MMS bestellbar ist.

Und wenn der Shop seinen Sitz im Ausland habe, könne das nur für Hessen zuständige RP Darmstadt kaum etwas ausrichten, sagte Ohly-Müller. Zudem würden die Zutaten des Wundermittels – zusammen gemischt ergeben sie nichts anderes als ätzende Chlorbleiche – wohlweislich mit Aufdrucken wie „zur Flächendesinfektion“ oder „zum Entkalken“ vertrieben, damit die Geschäftemacher nicht in Konflikt mit dem Arzneimittelrecht geraten.

Alles in allem, so Ohly-Müller, habe das RP kaum eine Handhabe, einzuschreiten: Im Vorfeld einer solchen Messe „können wir nur präventiv tä-

tig werden und über die Rechtslage aufklären“. Ob die Stadt Kassel „als allgemeine Gefahrenabwehrbehörde Maßnahmen ergreift“, liege wiederum in deren Ermessen.

Ob es zumindest während der MMS-Messe Kontrollen geben wird und durch welche Behörde, bleibt einstweilen offen. Denn im Kasseler Rathaus spielt man den Ball zurück. „Das ist keine originäre Zuständigkeit der Stadt, hier sind grundsätzlich Bundes- und Landesbehörden zuständig“, sagte Rathaussprecher Ingo Happel-Emrich: „Nichtsdestotrotz prüfen wir weiter, ob die Stadt hier überhaupt rechtliche Handlungsmöglichkeiten hat.“ **ARTIKEL RECHTS**

HINTERGRUND

Gesundheitsbehörden warnen vor MMS

Gesundheitsbehörden warnen vor dem vermeintlichen Wundermittel MMS, einer ätzenden Chemikalie, die angeblich gegen Krebs, Aids, Autismus und andere Leiden helfen soll. Als Folgen der Einnahme von MMS wurden etwa Erbrechen und Durchfall, Nierenversagen, Verätzungen der Speiseröhre sowie Atemstörungen beobachtet. MMS-Aktivistinnen halten Eltern etwa dazu an, ihren Kin-

dern Einläufe mit dem Mittel zu verabreichen. Verkauf wird das Mittel meist als Set, bestehend aus Natriumchlorit (nicht zu verwechseln mit Natriumchlorid, also Kochsalz) und einer Säurelösung als „Aktivator“. Wird beides vermischt, entsteht Chlordioxid, wie es unter anderem zum Bleichen von Textilien eingesetzt wird. MMS ist in mehreren europäischen Ländern verboten. (asz)

Demonstration

MMS-Gegner planen Protestkundgebung

Nach Angaben der Stadt haben MMS-Gegner für die Kongressstage 24., 25. und 26. April auf dem Holger-Börner-Platz vor der Stadthalle Demonstrationen angemeldet. Laut Aufruf im Netz beteiligen sich bisher das Netzwerk Sektenausstieg, die Gesellschaft zur wissenschaftlichen Untersuchung von Parawissenschaften, der Verein Wissenschaftsdurst sowie der Deutsche Konsumentenbund. (asz)

Forum für Scharlatane

Leiter der Gesundheitstage sieht Imageschaden für Kassel wegen Wunderheiler-Messe

VON AXEL SCHWARZ

KASSEL. Als Tagungsstadt für Gesundheitsthemen hat sich Kassel einen Namen gemacht: Zu den 12. Gesundheitstagen am 21. und 22. März werden in der Stadthalle wieder über 10 000 Besucher sowie Fachleute aus allen Bereichen des regionalen Gesundheitswesens erwartet. Dass die Stadt Kassel denselben Tagungsort fünf Wochen später für eine Veranstaltung obskurer Wunderheiler vermietet hat, wirft auf das Erreichte ein ausgesprochen schlechtes Licht, sagt Prof. Hansjörg Melchior.

Der renommierte und vielfach ausgezeichnete Medizinprofessor ist wissenschaftlicher Leiter der vom Regionalmanagement Nordhessen organisierten Gesundheitstage. Zu der umstrittenen Messe „Spirit of Health“, die von Vermarktern des laut Behörden

gesundheitsschädlichen Wundermittels MMS veranstaltet wird, sagte Melchior gegenüber der HNA: „Das geht nicht, dass Kassel zur Plattform irgendwelcher selbst ernannten Heilsmittler werden soll.“



Hansjörg Melchior

Melchior sieht dadurch einen beträchtlichen Imageschaden für die Stadt und äußerte Unverständnis, dass Kassel Marketing das Kongress Palais offenbar ohne nähere Prüfung an die MMS-Truppe vergeben hat. Von der Stadt heißt es nun, es sei juristisch schwierig bis unmöglich, den Mietvertrag zu annullieren. Man fürchte beträchtliche Schadenersatzforderungen im Fall einer Absage. „Ich hätte so einen Vertrag gar nicht erst unter-

schrieben“, sagte dazu Medizinprofessor Melchior.

Aus seiner Sicht wäre ein Ausstieg der Stadt durchaus erwägenswert: „Die Frage ist nur, wie viel Geld das kosten würde.“ Zum Vergleich: Im Fall der Kasseler Gesundheitstage geht es laut Melchior um ein Mietkostenbudget von etwa 100 000 Euro für das Kongress Palais. Eine Summe in ähnlicher Größenordnung würde der Stadt entgehen – ob es die Wunderheiler auf eine Schadenersatzklage ankommen lassen würden, steht auf einem anderen Blatt. Die Entscheidungsfrage aus städtischer Sicht fasst Melchior so zusammen: „Entweder ich rchiere Geld oder meinen Ruf.“

Über den Ruf der Personen, die bei der „Spirit of Health“ als Referenten angekündigt sind, kann jeder selbst Erkundigungen einholen. In den Augen wissenschaftlich arbeiten-

der Medizinfachleute gelten nicht nur das von den Veranstaltern angepriesene Präparat MMS, sondern auch viele weitere bei der Messe propagierte Mittel und Methoden als Scharlatanerieprodukte.

Gekaufte Pseudo-Dokortitel

Es sollen diverse „Experten“ auftreten, die mit gekauften Scheindokortiteln Kompetenz vorspiegeln oder denen Gerichte und Ärztekammern wegen ihrer gesundheitsgefährlichen Geschäftemacherei längst das offizielle Handwerk gelegt haben. Der gemeinsame Nenner dieser Truppe sind sektenartige Strukturen sowie Verschwörungstheorien über eine angebliche Komplizenschaft aus Pharmalobby, Politik und „gleichgeschalteten“ Medien, die aus Profitgier ein Interesse daran hätte, Menschen von bestimmten Wegen zur Gesundheit fernzuhalten.

Hotelier wies Heilern die Tür

Das Best Western an der Spohrstraße will mit dubiosen Seminaren nichts zu tun haben

Nach dem Kongress am letzten Aprilwochenende soll für die Veranstalter der „Spirit of Health“ das richtige Geschäft beginnen: Für die beiden Wochentage nach der Messe bieten sie Seminare mit den Referenten an. Für mehrere Hundert Euro können sich Interessenten erklären lassen, wo dubiose Mittel und Therapien erhältlich sind oder wie man als Amateurheiler damit Geld verdient. Das alles soll in privatem Rahmen in einem Tagungshotel stattfinden: Die Stadt Kassel und das Regierungspräsidium Darmstadt, die sich noch immer um die Kontrollzuständigkeit bei der Messe streiten, wären außen vor.

Im Best Western Plus Hotel Kassel City (vormals Mercure) wird die esoterische Geldmacherei nicht stattfinden: Hotelmanager Peter Jürgen Waindok hat den Veranstalter, die für zwei Tage „fast das komplette Haus gebucht“ hatten, die Tür gewiesen und den Auftrag storniert. Waindok verzichtet damit auf Umsätze in gut fünfstelliger Höhe. Der Hotelchef äußerte sich überzeugt, dass ein gravierender Imageschaden für sein Haus allemal die schlechtere Option gewesen wäre.

Nach Waindoks Angaben hatte ein Kunde aus den Niederlanden – dort sitzt der europäische Geschäftszweig von MMS-„Bischof“ Jim Humble – die Tagungsräume und Zimmer über die Deutschlandzentrale von Best Western gebucht. Der Name des Kasseler Hotels tauchte dann im Netz auf den Seminaranmeldungen zu der



Jürgen P. Waindok

Wunderheiler-Messe auf. Ende Januar, so Waindok, habe dann ein Journalist bei ihm angerufen: Ob der Hotelchef überhaupt wisse, was das für Leute seien, die sein Haus nutzen wollten und für welche Zwecke? „Daraufhin haben wir selbst zu recherchieren begonnen“, sagt Waindok.

Die Erkenntnisse dabei hätten ihn bestürzt: Bereits Ende Januar habe er daraufhin veranlasst, die lukrative Seminarbuchung komplett zu stornieren. Den Veranstaltern habe er rechtliche Schritte angedroht für den Fall, dass sie den Namen seines Hotels weiterhin in ihren Werbungen verwenden.

Die Entscheidung habe er ohne Absegnung durch höhere Stellen der Best-Western-Gruppe getroffen, sagt Waindok:

Kommentar

Einfach unerträglich

Was sich die Kongressstadt Kassel als Eigentümerin der Stadthalle da ins Haus holen will, ist einfach unerträglich. Bei näherer Beschäftigung mit den Strippenziehern der Messe „Spirit of Health“ stößt man auf einen haarsträubenden Sumpf aus obskuren Heilsversprechen und gefährlicher Quacksalberei, Sektengebären, Titelmisbrauch und anmaßender Selbsterhöhung medizinischer Laien, die kranken Menschen zum eigenen finanziellen Nutzen das Blaue vom Himmel weissagen.

Man kann Hilfesuchenden, die solchen Scharlatanen auf den Leim gehen, keinen pauschalen Vorwurf machen. Ihre Verzweiflung an den Unzulänglichkeiten der offiziellen Gesundheitsbürokratie ist oftmals nachvollziehbar und bis-

„So was unterstütze ich nicht – auch aus Rücksicht auf unser Mitarbeiterteam. Ich finde das ganz furchtbar.“ (asz)



Axel Schwarz

zur Verantwortung der Stadt für den Ruf Kassels

weilen sogar berechtigt. Es steht jedem frei, sich nach eigenem Gutdünken Rat zu suchen. Aber ob es in Kassel Freiräume für die Geschäftemacherei gefährlicher Quacksalber geben soll, müssen die Verantwortlichen im Rathaus und bei Kassel Marketing entscheiden.

Gegen den Kagida-Spuk hatte eine breite Koalition vernünftiger Kasseler entschieden Position bezogen. Und dieses Festival der Scharlatane will man nun einfach so durchwinken? Ich finde, es muss unterbunden werden – es geht um das Ansehen unserer Stadt. asz@hna.de

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

WIRTSCHAFT

Wirtschaft – ist das nicht nur ein Thema für Börsenfreaks und Globalisierungsgegner, für Manager und Gewerkschaftsfunktionäre? Wer so denkt, vergibt eine Chance. Denn persönlich erfahrbar wird Wirtschaft für jeden in der eigenen Stadt oder Region. Dort sitzt der Arbeitgeber, dort ist das zuständige Finanzamt, dort kauft man ein. Wirtschaftliche Vorgänge sind für die Menschen alltäglich und manchmal sogar existenziell: Wenn sie um ihren Arbeitsplatz bangen, ihn vielleicht sogar verloren haben – immer geht es um ökonomische Fragen. Die Welt der Wirtschaft ist eine komplizierte Welt – erklärender Journalismus tut ebenso Not wie die Bereitschaft der Zeitung, selbst Akzente zu setzen und Initiativen zu starten, die der Region weiterhelfen.

Mitmischen, wenn es um Geld und Jobs geht

Der Rückbau des AKW

Die Vorbereitungen für das Ende des AKW laufen. Die Zeitung beschreibt den Prozess und greift die Sorgen der Menschen frühzeitig auf, die sich sorgen machen um ihre Zukunft.

Und was dann?

Für viele Menschen in Deutschland ist der nach dem Unglück von Fukushima beschlossene Atomausstieg ein abstrakter Prozess. Für die Menschen in Gundremmingen, im Landkreis Günzburg und den angrenzenden Regionen bedeutet er aber eine Veränderung, die sehr viele unmittelbar spüren werden. Schließlich steht in Gundremmingen das größte deutsche Atomkraftwerk – und damit einer der größten Arbeitgeber in der Region.

Auch wenn noch etwas Zeit vergeht, bis die Anlagen stillgelegt und zurückgebaut werden, so stellt sich schon jetzt die Frage: Und was dann? Der Verlust

an Arbeitsplätzen und Wirtschaftskraft ist nicht von heute auf morgen zu kompensieren, weshalb es schon jetzt von größter Bedeutung ist, für die Zukunft zu planen. Dass in diesem Jahr die Unterlagen für den Rückbau des ersten der beiden noch aktiven Blöcke im Kraftwerk bei den zuständigen Behörden eingereicht werden, habe ich zum Anlass genommen, schon jetzt die Frage „Und was dann?“ zu stellen. Dabei war es mir wichtig, nicht den falschen Eindruck zu vermitteln, dass bald die Lichter ausgehen, sondern die Bürger sachlich zu informieren, was sich im Kraftwerk tut und welche Vorbereitungen die Verantwortlichen treffen.

Da die Entscheidung der Bundesregierung zum Atomausstieg gravierende Folgen für die Menschen hat, stehen sie in der sechsteiligen Serie „Anfang vom Ende?“ im Zentrum. Der Titel ist wegen seiner Mehrdeutigkeit gewählt worden: Zum einen laufen die ersten Vorbereitungen für das Ende der Atomenergie in der Region, zum anderen stellt sich in der Tat die Frage, ob mit der Stilllegung des Kraftwerks auch das Ende der guten wirtschaftlichen Lage im Landkreis Günzburg und darüber hinaus beginnt.

Christian Kirstges



Noch Fragen?

Christian Kirstges, Redakteur, Telefon: 08221/917-44, E-Mail: christian.kirstges@guenzburger-zeitung.de



Die eigene Lehrwerkstatt im Atomkraftwerk Gundremmingen sehen die Auszubildenden als großen Vorteil an.

Fotos: Erich Hermann

Wenn der eigene Arbeitsplatz abgebaut wird

Jobs Nur noch bis Ende 2021 wird im Atomkraftwerk Gundremmingen Strom produziert. Welche Rolle spielt das für die Belegschaft? Und warum will hier überhaupt noch jemand eine Lehre absolvieren? Mitarbeiter erzählen / Serie (3)

VON CHRISTIAN KIRSTGES

Gundremmingen Seit 1981 arbeitet Werner Trögele schon im Atomkraftwerk in Gundremmingen. Bekannte waren damals schon dort, und für den heute 56-Jährigen sollte es auch einen sicheren Arbeitsplatz geben. In wenigen Jahren aber endet die Stromproduktion am Standort. Block B wird am 31. Dezember 2017 zum letzten Mal Energie er-



Anfang vom Ende? Der Arbeitsplatz

zeugen, Block C am 31. Dezember 2021. Trögele wird aber erst 2024 in Rente gehen – und die letzten Jahre seines Berufslebens also damit zu tun haben, den eigenen Arbeitsplatz abzubauen. „Das löst bei mir aber nichts aus“, sagt der Maschinenbaumechanikermeister, der im Bereich der Instandhaltung der Apparate-technik 28 Mitarbeiter leitet. Dabei arbeiten Tochter Lisa sowie die Söhne André und Stephen auch im Kraftwerk. „Sie werden noch über Jahre Arbeit hier haben durch den Rückbau“, ist sich Trögele sicher.



Bei den Trögeles sind gleich vier Familienmitglieder von der Abschaltung und dem Rückbau des Atomkraftwerks betroffen (von links): Lisa, Werner, André und Stephen Trögele. Sorgen darüber machen sie sich aber keine.

Foto: Tobias Schmid/AKW

Als Lisa sich für die Ausbildung zur Bürokauffrau beworben hatte, war die Welt gewissermaßen noch in Ordnung. Dann kam Fukushima. Doch auch die 19-Jährige, die heute im Einkauf arbeitet, hat sich mit der Situation arrangiert und nimmt sie so gelassen wie Werner Trögele.

„Uns ist damals direkt gesagt worden, wie es hier weiter geht“, sagt sie. Dass ihr Vater hier arbeitet, sei für sie auch nie etwas Besonderes gewesen. Für sie habe bei der Bewerbung letztlich gezählt, dass er und ihre Brüder gesagt hätten, dass es ein guter Arbeitgeber sei.

Der 56-Jährige findet auch nicht, dass er an einem außergewöhnlichen Ort arbeitet, abgesehen vom Kontrollbereich. Für ihn waren das gute Umfeld und die Bezahlung wichtig und dass er Abwechslung im Beruf hat. Die Kinder hätten sich daher ganz bewusst unter mehreren Mög-

lichkeiten für das AKW Gundremmingen entschieden.

Nicole Datsmann hat ebenfalls im Kraftwerk ihre Ausbildungszeit verbracht und ist heute für die Ausbildung der etwa 30 Lehrlinge verantwortlich. Leicht sei es nicht, einen Platz zu bekommen, doch Vorstellungsgespräch, Einstellungstest und zum Teil das Probearbeiten schrecken nicht ab. Vielmehr seien die Ausbildungsplätze im AKW nach wie vor so gefragt, dass trotz der insgesamt rückläufigen Bewerberzahlen – was nichts mit der Branche zu tun habe – alle früh vergeben werden könnten. Neue Jobs würden zwar wegen des bevorstehenden Rückbaus nicht geschaffen, doch frei werdende mittunter wieder nachbesetzt. Befristet werden die Verträge nach der Ausbildung allerdings, oft bis zu einem Jahr, teilweise bis zu vier Jahre. „Das ist nun einmal der Situation in der Branche geschuldet“, erklärt Datsmann.

Wer im AKW gelernt hat, habe aber auch in anderen Firmen gute Karten. So hätten sich Azubis aus Gundremmingen konzentriert bei der Suche nach dem besten sozialen Projekt hervorgezogen und den ersten Platz belegt, indem sie für Behinderte eine Grillfeier organisierten.



Vorteil Lehrwerkstatt

„Ich habe schon ein Praktikum hier gemacht, das mir gut gefallen hat. Aufgrund der Größe des Betriebs gibt es hier andere Herausforderungen als in kleineren Firmen. Auch die eigene Lehrwerkstatt ist ein Vorteil. In der Region ist es doch normal, dass es das Kraftwerk gibt. Und für den Rückbau werden auch Leute gebraucht.“
Andreas Rosner, 18, Auszubildender Elektroniker für Betriebstechnik



Ein guter Ruf

„Das Kraftwerk hat einen guten Ruf und die Ausbilder waren im Vorgespräch sehr sympathisch. Ich habe früher schon gern mit Metall gearbeitet, daher ist es ein interessanter Arbeitsplatz. Die Reaktion von meinen Freunden, dass ich hier arbeite, war auch gut. Später möchte ich auch mal in andere Betriebe reinschauen, um mich weiterzubilden.“
Theresa von Stackelberg, 20, Auszubildende Industriemechanikerin



Die besten Bewerber

„Die Bewerberzahlen sind rückläufig, das hat aber nichts mit der Branche zu tun. Die Zahlen gehen überall zurück. Wir bekommen nach wie vor die besten Bewerber und können frühzeitig alle Plätze besetzen. Wir hatten sogar eine Bewerberin, die aufs Gymnasium wollte und nur mal so eine Bewerbung geschrieben hat. Sie konnte bei uns anfangen.“
Nicole Datsmann, 25, Ausbildungsverantwortliche des Kraftwerks



Geregelte Arbeitszeit

„Mein Papa ist eigentlich auf die Idee gekommen, dass ich mich hier bewerben soll, denn ich komme aus einer Gastronomen-Familie. Es ist toll für einen Koch, hier nach Tarif bezahlt zu werden und geregelte Arbeitszeiten zu haben. Außerdem ist es etwas Besonderes, für Gäste besondere Menüs kochen zu können. Und das Team ist auch sehr gut.“
Lena Kuhn, 19, Köchin. Sie hat ihre Ausbildung im Kraftwerk absolviert.



Gute Ausbildung

„Es ist ein interessanter Arbeitsplatz, den man nicht mehr überall so zu sehen bekommt. Die Ausbildung ist gut, und danach gibt es die Chance, zu bleiben. Der Atomausstieg spielt also erst mal keine Rolle. Viele Bekannte arbeiten hier und man kann viel selbst machen. Auch in anderen Betrieben gibt es keine Sicherheit, dort immer zu bleiben.“
Stefan Kiebacher, 18, Auszubildender Elektroniker für Betriebstechnik

Das sagen die Nachbarn

GUNDELFINGEN

Der Arbeitsmarkt wird es verkraften

Als das Kraftwerk gebaut wurde, gab es in der Region eine große Aufbruchstimmung, erinnert sich Gundelfingens Bürgermeister Franz Kukla. Es stand für den Fortschritt und viele Bürger auch aus der Stadt an der Donau arbeiteten dort. Gerade während des Baus der Blöcke B und C hätten viele Arbeiter in der Gemeinde gewohnt, nicht wenige seien geblieben. „Ganz Generationen haben im AKW gearbeitet“, sagt Kukla. Nach dem Unglück von Fukushima habe es einen Bewusstseinswandel gegeben. Keiner im Ort habe mehr gesagt, das Kraftwerk müsse bleiben. Er ist nun froh, dass das Umspannwerk erhalten bleibt, das auf Gundelfinger Flur steht – und damit „Gewerbesteuererhöhungen in nicht zu unterschätzender Größe“. Es werde schwierig, etwas Neues in der Größenordnung des Kraftwerks anzusiedeln, doch der Arbeitsmarkt werde das verkraften. (cki)



In Gundelfingen sieht man den Atomstift gelassen. Foto: Manuela Mayr

LANDKREIS AUGSBURG

Bislang noch kein Thema

Der Landkreis Augsburg verfügt nach eigenen Angaben derzeit über keine belastbaren Daten, wie viele seiner Bürger im oder für das AKW arbeiten. Daher könnten momentan auch keine Aussagen getroffen werden und es sei auch generell noch kein großes Thema im Landratsamt. Ohnehin sei der Kreis Günzburg federführend. Landkreisübergreifend sei die Stilllegung des Kraftwerks bislang noch nicht behandelt worden. (cki)

LANDKREIS DILLINGEN

Betriebe könnten von Fachkräften profitieren

Um die 200 bis 300 Menschen könnten es sein, die im Landkreis Dillingen vom Atomkraftwerk leben, schätzt Landrat Leo Schrell. Doch er ist sich sicher: „So schlimm wird es nicht werden.“ Die Arbeitsplätze verschwinden eben nicht von heute auf morgen und in den nächsten Jahren werden für den Rückbau weitere Fachkräfte benötigt. Und auch danach sieht der Landrat keine großen Probleme auf seinen Kreis und die Region zu kommen, schließlich suchten viele Betriebe händelnd gut qualifiziertes Personal. Für ein Gaskraftwerk hält Schrell das Gelände für bestens geeignet, doch viele andere Möglichkeiten sieht er dort nicht: „Ein Sondergebiet ist möglich, aber ein normales Gewerbegebiet kann man im Donauried nicht einbauen.“ Sobald eine Entscheidung für oder gegen ein Gaskraftwerk gefallen ist – damit rechnet er innerhalb der nächsten ein bis anderthalb Jahre – soll es Gespräche mit dem Landkreis Günzburg geben. Die Gemeinde Gundremmingen sowie die Städte Lauingen und Gundelfingen haben sich bekanntlich bereits zusammengetan und wollen zusammenarbeiten. (cki)



Auch im Landratsamt Dillingen wird die Lage gelassen gesehen. Foto: Kirstges



Noch arbeiten im Atomkraftwerk Gundremmingen viele Menschen, damit Strom produziert werden kann. Doch was passiert, wenn die Anlagen abgeschaltet sind und alles zurückgebaut ist?

Foto: Weizenegger

Düstere Zukunft für die Region ohne Kraftwerk?

Wirtschaft Wenn das AKW Gundremmingen erst einmal stillgelegt und später abgebaut ist, betrifft das nicht nur die Mitarbeiter der Anlage. Auch externe Firmen werden dann weniger Aufträge haben. Was das bedeutet / Serie (4)

VON CHRISTIAN KIRSTGES

Gundremmingen/Landkreis Im laufenden Jahr investieren die Betreiber des Atomkraftwerks (AKW) Gundremmingen allein 38 Millionen Euro in die Technik. Insgesamt vergeben sie jährlich Aufträge im Wert von rund 167 Millionen Euro an Firmen, davon knapp 35 Millionen Euro an Unternehmen in der Region. Auch außerhalb des Geländes hängen also Jobs, etwa von Lieferanten des Kraftwerks. Und obwohl der Atomstift längst beschlossen ist, werden in den nächsten Jahren weiter viele Menschen dort arbeiten. Zum Jahreswechsel waren es 700 eigene Mitarbeiter, 60 weniger als zuvor, und bis 2018 soll es noch 535 Vollzeitstellen beim Kraftwerkbesitzer Personal geben. Hinzu kamen 300 Menschen bei Partnerfirmen. Doch was bedeutet es für die Region, wenn sukzessive weniger Mitarbeiter benötigt werden und der Rückbau einmal abgeschlossen ist?

Für die Wirtschaftsförderungsgesellschaft des Landkreises, die Regionalmarketing Günzburg, ist die Situation momentan jedenfalls nicht alarmierend, sagt Geschäftsführer Werner Weigelt. Denn die Stellen werden nach und nach wegfallen – und erst einmal werden viele erhalten.

„Künftig müssen wir eben anders haushalten.“

Tobias Bühler, Bürgermeister Gundremmingen

Arbeiter in die Region. Da sich viele Betriebe aber in den vergangenen Jahren neuen Standards angepasst hätten, werde diese Situation wohl nur für die spürbare Folgen haben, die es nicht getan haben. Die Regionalmarketing versuche, da gegenzusteuern und „alle mitzunehmen“. Klar sei aber, dass der Rückgang bei der Gewerbesteuer Gundremmingen selbst härter treffen werde als den Landkreis, der über die Umlage vom Kraftwerk profitiert. Die Gemeinde habe aber sehr gut vorgeplant und schon früh das eingenommene Geld wieder investiert – etwa in die Infrastruktur und in Immobilien. „Das war sehr weitsichtig, da jetzt die Früchte geerntet werden können“, lobt Weigelt.

Gundremmingens Bürgermeister Tobias Bühler hat jedenfalls keine Angst, dass in seiner Gemeinde die Lichter ausgehen, wenn das Kraftwerk erst zurückgebaut ist – auch wenn es weniger gut bezahlte Arbeitsplätze geben werde und ein bedeutender Gewerbesteuerzahler wegfällt. Um welche Summen es dabei geht, darf Bühler zwar nicht sagen, „doch früher war es noch deutlich mehr“. Auch dürfe nicht ver-



Bäcker Gerhard Lindenthal sowie seine Frau Marlene (links oben) und auch Gottfried Zechner sowie Friedrich E. Kiss von der Firma Konrad Mess- und Regeltechnik müssen ihre Unternehmen wegen der AKW-Abschaltung umstellen. Und auch die Gemeinde Gundremmingen, für die das Kraftwerk unüberschaubar bedeutend ist (unten), wird sich verändern müssen. Fotos: Christian Kirstges

zugen werden, dass die Hälfte der Einnahmen an den Landkreis abgeführt würden. Angst, dass sich der Ort nicht mehr so viel leisten könne, hat er aber nicht, und mit dem bereits eingenommenen Geld seien bestreut zu machen aber nur dann Sinn, wenn die Gemeinde überhaupt über die Kraftwerksfläche verfügen könne. „Alles vorher zu planen wäre rausgeschmissenes Geld, ich werde jedenfalls nicht auf fremdem Gebiet planen“, betont Bühler. Er hält es für möglich, innerhalb eines halben Jahres die Fläche zu entwickeln. Es sei auch zu früh zu sagen, inwiefern sich die Nachbarn Lauingen und Gundelfingen einbringen könnten, das Verhältnis der Kommunen untereinander sei aber sehr gut.

Anfang vom Ende? Die Wirtschaft

zu machen aber nur dann Sinn, wenn die Gemeinde überhaupt über die Kraftwerksfläche verfügen könne. „Alles vorher zu planen wäre rausgeschmissenes Geld, ich werde jedenfalls nicht auf fremdem Gebiet planen“, betont Bühler. Er hält es für möglich, innerhalb eines halben Jahres die Fläche zu entwickeln. Es sei auch zu früh zu sagen, inwiefern sich die Nachbarn Lauingen und Gundelfingen einbringen könnten, das Verhältnis der Kommunen untereinander sei aber sehr gut.

Auch Offingen und die Verwaltungsgemeinschaft werden es merken, wenn es das AKW einmal nicht mehr gibt, sagt Bürgermeister Thomas Wörz, vor allem bei der Einkommenssteuer. Denn die Mitarbeiter im Atomkraftwerk gehörten schließlich zu den Besserverdienenden. „Und wenn dann der ein oder andere wegzieht, könnte das einen Einschnitt geben“, befürchtet er, für den die Kernkraft „immer der falsche Weg“ gewesen sei. Der Großteil der Beschäftigten sei aber durchaus in der Region verwurzelt. Wörz ist jedenfalls skeptisch, ob sich der Verlust der Arbeitsplätze im Kraftwerk kompensieren lässt, bei

den Besprechungen der Bürgermeister sei es aber bislang noch kein Thema gewesen, wie die Kommunen darauf reagieren sollen.

Die Bäckerei Lindenthal in Gundelfingen hat genau das schon getan. Seit klar ist, dass in Gundremmingen das AKW abgeschaltet wird, ist nach Ersatz gesucht und mit der Leihhilfe Dillingen sowie weiteren Betrieben gefunden worden. Denn das Kraftwerk macht für Gerhard Lindenthal, seine Frau und die Angestellten bis zu acht Prozent des Umsatzes aus, früher waren es sogar 30. Teilweise waren zwei Leute nur für die Waren abgestellt, die für das AKW produziert wurden. Allein bis zu 3000 Semmeln am Tag wurden geliefert, heute sind es noch 500 und während der Revisionen immerhin 2000. „Was wir sind, sind wir nur durch das Kraftwerk“, sagt der 58-Jährige. Ohne die Aufträge aus Gundremmingen wären viele Investitionen nicht möglich gewesen – wegen der direkten Einnahmen und weil die Arbeit für das AKW die Bekanntheit der Bäckerei förderte.

Die Firma Mess- und Regeltechnik Konrad in Gundremmingen lebt heute noch zu großen Teilen von der Arbeit für das Kraftwerk. Wie Geschäftsführer Friedrich E. Kiss und der Technische Leiter Gottfried

„Was wir sind, sind wir nur durch das Kraftwerk.“

Gerhard Lindenthal, Bäcker in Gundelfingen

Zechner sagen, ist das Unternehmen der wohl größte Auftraggeber am Standort. Bis zu 150 Menschen sind dort angestellt. Die Zahl der Mitarbeiter, die auf kerntechnische Anlagen spezialisiert sind, wird (wohl sozial verträglich) abgebaut werden müssen, doch durch die Expansion in andere Geschäftsfelder soll die Größe der Belegschaft nicht kleiner werden. Vor allem kleinere Anlagen und ökologische Projekte stehen im Fokus, aber auch der internationale Kernenergie-Markt. Schließlich setzen andere Länder weiter auf Atomkraftwerke. Von der Illusion, dass erneuerbare Energien die Zahl der verschwindenden Arbeitsplätze in dem Bereich in Deutschland kompensieren können, muss man sich aber verabschieden, sagt Zechner. Im Gegensatz zur Kerntechnik sei das eine einfache Technologie, für die es keine hoch qualifizierten zur Instandhaltung brauche. Und das Gewerbesteuereinkommen, das am AKW hängen und verloren gehen, glaubt er ebenso wenig.

Atomkraftwerk – und was dann?

Entwicklung Die Region lebt gut vom AKW. Doch jetzt sind Ideen gefragt. Andere müssen sich der Zukunft bereits stellen / Serie (Ende)

Von Christian Kirstges

Landkreis Was soll werden, wenn das Atomkraftwerk in Gundremmingen zurückgebaut ist? Wie soll der Verlust von Arbeitsplätzen und Wirtschaftskraft zumindest teilweise kompensiert werden? Ein Gaskraftwerk könnte ein Teil der Lösung sein. Zumindest gibt es bei RWE bekanntlich Pläne dafür. Allerdings ist von anderen Investoren auch in Leipheim und auf Gundelfinger Flur ein Reservekraftwerk geplant. Zudem sind die Rahmenbedingungen derzeit so unsicher, dass sich keine der Anlagen momentan lohnen würde.

Nichtsdestotrotz verfolgt RWE seine Pläne weiter, bekräftigt der Konzern auf Anfrage unserer Zeitung. Seit Dezember 2014 laufe ein Verfahren zur Änderung der Bauleitplanung. Derzeit würden die im Scoping-Termin am 26. März festgelegten Gutachten finalisiert. Darüber hinaus führe RWE Sondierungsgespräche beispielsweise mit Gemeinden sowie Grundstückseigentümern und stelle Auskunftsgesuche bei Behörden und Unternehmen, etwa Gas- und Stromnetzbetreibern. Um die Bevölkerung möglichst früh zu beteiligen, solle es Anfang November einen Billigungs- und Auslegungsbuchung im Gemeinderat geben, erklärt das Unternehmen, um dann die Vorentwürfe auszulegen. Zudem sei für Anfang Dezember eine öffentliche Informationsveranstaltung über den aktuellen Planungsstand im Kulturzentrum geplant.

Die Konzepte für Gundremmingen und Gundelfingen müssen sich auch nicht in die Quere kommen. Denn die beiden Nachbarkommunen und Lautingen haben sich darauf verständigt, sich nicht gegenseitig zu blockieren, sondern im Rahmen eines „Energiedreiecks“ zusammenzu-

arbeiten. Wie Gundelfingens Geschäftsstellenleiter Heinz Gerhards erklärt, gebe es Signale, dass auch die konkurrierenden Anbieter „eine Zusammenarbeit suchen“.

Gundremmingens Bürgermeister Tobias Bühler ist jedenfalls nach wie vor „sehr am Gaskraftwerk interessiert“, denn es würde zumindest einige Arbeitsplätze sichern. Die Wirtschaftsförderungsgesellschaft des Landkreises hätte am liebsten einen Mix aus Jobs für Niedrig- und Hochqualifizierte sowie eine Mischung aus Verwaltung und Forschung – Hauptsache, es gebe möglichst viele Arbeitsplätze auf dem Gelände. Letztlich sei aber vieles,

„Darüber machen wir uns noch keine Gedanken.“

Sabine Lutz, Bürgermeisterin Grafenheinfeld

was dort entstehen könnte, an bundespolitische Entscheidungen zur Zukunft der Energieversorgung in Deutschland gekoppelt. Und das mache die Planungen schwierig.

Während es im Landkreis zumindest noch etwas Zeit gibt, sich vorzubereiten, steht die Gemeinde Grafenheinfeld im unterfränkischen Kreis Schweinfurt bereits unter größerem Druck, da das dortige Atomkraftwerk Ende Juni stillgelegt wurde. Finanziell habe die Anlage den Ort aber schon länger nicht mehr beflusst, sagt Bürgermeisterin Sabine Lutz: Seit ein paar Jahren sei keine Gewerbesteuer mehr gezahlt worden. „Durch die Internationalisierung der Konzerne konnten sie gute gegen schlecht laufende Kraftwerke verrechnen“, erklärt sie. Doch da klar war, dass einmal der Tag X komme, sei immer mit Weitblick investiert worden. Die Gebäuden in der Gemeinde hätten dennoch bereits angehoben werden müssen – auf ein für andere Orte normales Ni-

veau, wie Lutz betont. Kritik daran habe es kaum gegeben.

Ohnehin sei die Abschaltung des Kraftwerks in Grafenheinfeld zuletzt kein großes Thema gewesen. Zu einer Bürgerversammlung speziell dazu seien nicht mehr Leute gekommen als an anderen Terminen. Auch von den Handwerksbetrieben habe sie noch keine Klagen gehört, die viele Aufträge im AKW gehabt hätten. „Ich dachte, das würde sie härter treffen“, sagt die Bürgermeisterin. Für die Vereine würden die Zeiten nun aber schwerer, weil sie für die mobile Bühne der Gemeinde jetzt etwas zahlen müssen. Früher sei das ein kostenloser Ser-

vice gewesen. Wie das Gelände genutzt werden soll, weiß Lutz nicht. „Darüber machen wir uns noch keine Gedanken.“ Jetzt gehe es darum, zu erreichen, dass aus dem Zwischen-kein Endlager wird.

Planungen auf die lange Bank zu schieben ist für das rheinland-pfälzische Müllheim-Kärlach bei Koblenz hingegen keine Option gewesen. Das dortige Kraftwerk war nur kurz am Netz. Es wurde zwar lange betriebsbereit gehalten, die Chance, dass es wieder in Betrieb geht, war allerdings aus rechtlichen Gründen stets gering. Seit 2004 wird es nun zurückgebaut. „Wir mussten uns also früh damit auseinandersetzen, das zu kompensieren“, sagt Bürgermeister Uli Klöckner. Mit dem großen Gewerbesteuereinkommen hat, sei ein gutes zweites Standbein geschaffen worden. „Wir wussten ja nie, wann das endgültige Aus kommt.“ Zu den besten Zeiten flossen fast 90 Prozent der Einnahmen durch das AKW in

die Kreisumlage, sagt Klöckner. Betreiber RWE habe pro Jahr bis zu zehn Millionen Euro an Aufträgen vergeben. Das und die Kaufkraft der Angestellten sei dann komplett weggefallen – was auch für die Region einen nicht unerheblichen Schaden bedeute. Die Nachnutzung des Geländes sei deshalb essenziell.

Lange habe RWE zwar versichert, den Standort erhalten zu wollen, etwa mit einem Kohlekraftwerk – „das war nicht vermittelbar“ – oder einem mit Gas betriebenen – was wiederum nicht wirtschaftlich genug ist. Daraus wurde nichts und nach dem Rückbau nur eine grüne Wiese zu haben, lag nicht im Inte-

„Ich kann jeder Gemeinde nur empfehlen, frühzeitig die Weichen zu stellen.“

Uli Klöckner, Bürgermeister Müllheim-Kärlach

resse der Stadt. Das endgültige Aus für das AKW kam zwar bereits im Jahr 2000, doch erst im vergangenen Jahr fiel die Entscheidung über die Nachnutzung. „Ich kann daher jeder Gemeinde nur empfehlen, nicht zu lange zu warten, sondern frühzeitig die Weichen zu stellen“, betont Klöckner. Eine Entsorgungsfirma hat das Gelände rund um den Kühlturm gekauft und will dort ein großes Recyclingzentrum aufbauen. Ein so bedeutender Steuerzahler wie RWE wird sie aber wohl kaum werden. „Wir hätten uns ohne das AKW vieles nicht leisten können und sind schuldenfrei. Unser Grundproblem in der Zukunft wird aber sein, diese Infrastruktur zu erhalten.“

Im Landkreis Günzburg jedoch sind die Verantwortlichen bislang vor allem auf die Idee vom Gaskraftwerk fokussiert – und die Entwicklung des früheren Militärfliegerplatzes in Leipheim. Weiterführende Pläne für Gundremmingens Kraftwerksgelände scheint es nicht zu geben.

Der ehemalige Landtagsabgeordnete und frühere Tapfheimer Bürgermeister Johannes Strasser hingegen hat hingegen Ideen, wie er sagt. Schon 1990 habe er sich mit dem Thema befasst, weil alles einen großen Vorlauf benötigte, aber Interesse daran habe es in der Öffentlichkeit nicht gegeben. Damit Gundremmingen und die Donauraum nicht zu einer Atommüllhalde werden, regt er nun erneut an, ein Energieforschungszentrum aufzubauen, das an die Hochschule und Universität Augsburg angebunden sein sollte – zumal RWE kein Interesse an einer anderen Nutzung des Areals habe, was der Konzern unserer Zeitung auch bestätigt.

Mit dem Präsidenten der Hochschule gab es sogar schon ein Gespräch dazu, doch mehr als Gedankenspiele kamen dabei nicht heraus, heißt es in Augsburg. Schließlich hänge viel von den Nutzungsmöglichkeiten des Standorts ab, etwa was die Strahlung angeht, und der Finanzierung. Und auch der Sprecher der Universität, Klaus P. Prem, betont: „Die Idee, in Gundremmingen ein Energieforschungszentrum zu etablieren, scheint bestehend. Um sich allerdings irgendwie dazu äußern zu können, ob eine etwaige Beteiligung der Universität Augsburg möglich und sinnvoll wäre, müsste man vor allem Konkretes über die angelegte inhaltliche Ausrichtung eines solchen Zentrums wissen.“ Es braucht also Klarheit, wo der Bund energiepolitisch hin will. Und auch Kommunalpolitiker mit Visionen für die Zeit nach der Atomkraft.

Es ist schon jetzt Zeit für Ideen

Debatte Warum Pläne für das Kraftwerksgelände nicht zu lange auf sich warten lassen dürfen

VON CHRISTIAN KIRSTGES

redaktion@gundemmer-zeitung.de

Die Gemeinde Gundremmingen und der Landkreis Günzburg leben schon lange gut vom Atomkraftwerk. Und auch viele Menschen, die direkt dort angestellt sind oder dafür Aufträge erledigen. Es wird ein Einschnitt sein, wenn die

Anlagen stillgelegt werden – und erst recht, wenn sie zurückgebaut sind. Alle Beteiligten haben großes Glück, dass es bis dahin noch ein längerer Prozess ist und erst einmal weiter gut qualifizierte Leute gebraucht werden. AKW-Betreiber, Bürgermeister und Verantwortliche im Landkreis werden auch nicht müde, das zu betonen. Sie haben zwar recht damit – doch das allein reicht nicht.

Mitunter entsteht der Eindruck, dass mancher wichtige Entschlei-

dungen für die Zukunft auf die lange Bank schiebt, wenn mantrachtig wiederholt wird, alle hätten ja noch Zeit. Natürlich bringt es nichts, alles bis ins Detail vorzubereiten, ohne zu wissen, wie lange der Rückbau dauern und ob das Gelände danach überhaupt verfügbar sein wird. Das darf aber auch kein Hindernis dafür sein, zumindest Ideen zu entwickeln. An denen mangelt es bislang allerdings. Zumindest sind bis auf das mögliche Gaskraftwerk keine Visionen er-

kennbar. Sich allein darauf zu verlassen wäre jedoch sträflich. Schließlich weiß niemand, ob die Rahmenbedingungen je wieder so sein werden, dass überhaupt jemand die Anlage bauen wird.

Dass es aber seine Zeit dauert, einen Standort zu entwickeln, lässt sich im Landkreis Günzburg selbst gut erkennen. Ende 2008 endete auf dem damaligen Fliegerhorst in Leipheim die militärische Nutzung. Ein Jahr später wurde der Zweckverband gegründet. Mitte

des folgenden Jahres konnte das Gelände erworben werden. Und mit dem Kindesstuhlersteller Britax Römer wurde erst jetzt der wohl bedeutendste neue Arbeitgeber gefunden. Wer einwirft, die Fliegerhorst-Schließung sei nicht so vorübergehend gewesen wie das Aus für das AKW sei, daran erinnert, dass das Ende der Bundeswehr-Ära Jahre vorher absehbar gewesen ist.

Dabei darf auch nicht vergessen werden, dass erst einmal eben die Arbeitsplätze kompensiert werden

müssen, die durch den Abzug des Militärs verloren gegangen sind. Die beim Kraftwerk kommen noch dazu. Und selbst in Müllheim-Kärlach, wo keiner mehr mit einer Reaktivierung der Anlage rechnen und sich lange auf die Zukunft vorbereiten konnte, hat die Entwicklung des Areals gedauert.

Es ist also schon jetzt an der Zeit, sich Gedanken zu machen. Auch wenn gerade Kommunalpolitiker mitunter gerne in kürzeren (Wahl-) Abständen denken.

Energiecoaches sparen Strom

Der Landkreis ist Vorreiter in Sachen Umweltfreundlichkeit. Die Redaktion will dahinter nicht zurück stehen. Die Energiewende ist seit Jahren ein beherrschendes Thema für die Zeitung.

Eine Chance für die Wirtschaft vor Ort

Unsere Redaktion greift das Thema Energiewende immer wieder auf. 2012 erschien Folge 1 einer Serie, die zunächst lose fortgesetzt wurde. Im vergangenen Jahr wurde die Serie zu einem der redaktionellen Schwerpunkte 2015 gemacht. Mitarbeiter der Redaktion griffen die unterschiedlichsten Aspekte der Energiewende vor Ort auf. Ziel der Serie, die weitergeführt wird, ist die Verdeutlichung und Erläuterung von Auswirkungen der Energiewende im lokalen Bereich. Wenn wir zeigen, was Energiewende im engeren Lebensumfeld bedeutet, können

die Menschen Verständnis entwickeln. Wir untersuchen Chancen und Risiken und befragen Akteure zu Ergebnissen und Beweggründen. Die Redaktion will aufzeigen, dass Energiewende die Angelegenheit eines Jeden sein kann und muss. Energiewende kann durch Energieeinsparen, Benutzung energiefreundlicher Geräte oder Beachtung von Energiespartipps im privaten Bereich verwirklicht werden. Energiewende ist eine Chance für Wirtschaftsbranchen vor Ort. Im ländlichen Bereich wie am Obermain betrifft dies auch die Land- und Forstwirtschaft.

Energiewende ist aber auch Sache der Lokalpolitik und der öffentlichen Hand. Der Landkreis Lichtenfels ist durch seine seit Jahren schon forcierte „grüne“ Umweltpolitik, aber auch durch besondere Aktionen wie die „Sonnentage“ sowie durch starke Förderung von Solar-, Bio- oder Elektrotechnik ein Vorreiter in Oberfranken, was Umweltfreundlichkeit betrifft. Auch dies war ein wesentlicher Grund für die Redaktion, die Serie Energiewende vor Ort zu forcieren.

Dr. Roger Martin



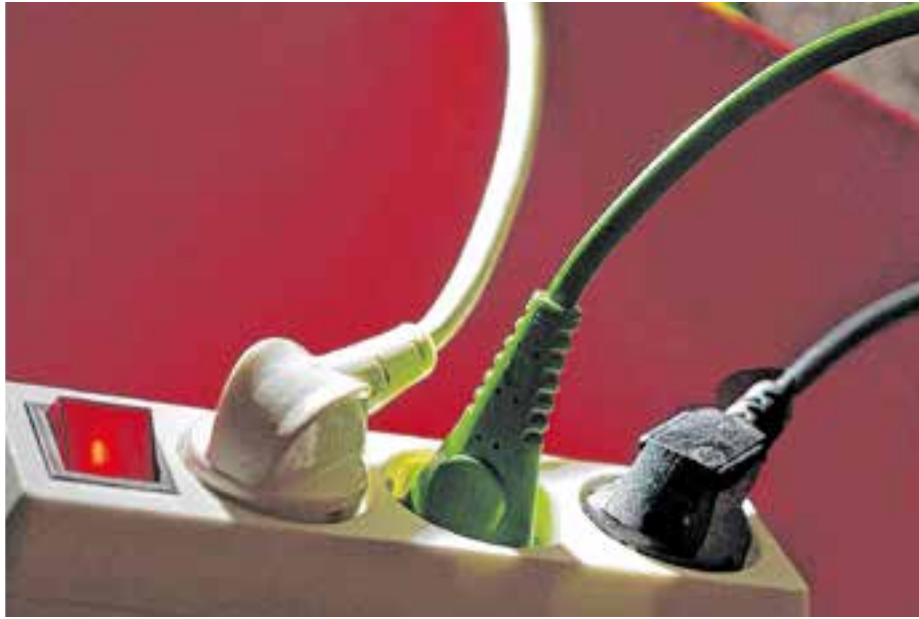
Sie drehen sich und drehen sich und drehen sich: Tag und Nacht liefern die sieben Windräder bei Seubersdorf saubere Energie ins deutsche Stromnetz. FOTOS: DROSSEL

Wo aus Luft elektrischer Strom wird

Friedbert Weiß und Werner Bienlein sind stolz auf den Windpark Seubersdorf – Erster im Landkreis

Noch Fragen?

Dr. Roger Martin, Redaktionsleitung, Telefon: 09571/788-16, E-Mail: roger.martin@obermain.de



Energie aus der Steckdose: Strom ist lebensnotwendig. Die Frage, wie Strom erzeugt werden soll, wird heute zum Glück viel differenzierter diskutiert. Die Energiewende steht für intelligenteren und umweltschonenderen Energiegewinnung. Energiecoaches wollen den Städten und Gemeinden beibringen, wie man Energie und damit auch Stromkosten sparen kann.

FOTO: JENS KALANE/DPA

Für die Energiewende trainieren

Michelau und Marktgraitz sind heuer beim Förderprogramm „Energiecoaching“ dabei

Von unserer Mitarbeiterin
THERESA MAX

MICHELAU/MARKTGRAITZ Sie ist eine globale Herausforderung für das 21. Jahrhundert. Sie steht für das Ziel, eine nachhaltige Energieversorgung aufzubauen, die sich von fossilen Energieträgern wie Kohle, Erdöl oder Erdgas löst und die Nutzung erneuerbarer Energien vorantreibt: Die Energiewende. Besonders kleine Gemeinden stehen angesichts dieser Aufgabe oftmals noch ganz am Anfang. Um den Kommunen in den Bereichen Energieeinsparung und Energieeffizienz Nachhilfe zu geben, hat die Bayerische Staatsregierung ein Projekt ins Leben gerufen: Das „Energiecoaching“. Nach Bad Staffelstein, das im vergangenen Jahr an einem Pilotprojekt teilnehmen durfte, sind heuer die Orte Michelau und Marktgraitz in ein auf zwei Jahre angelegtes Förderprogramm aufgenommen worden.

„Es fehlt Michelau leider noch an konkreten Konzepten zur Mitgestaltung der Energiewende. Dafür erhoffen wir uns Vorschläge von unserem Energiecoach.“

Norbert Eiser,
Verwaltungsleiter Michelau

Energiecoaching ist eine Initialberatung kleiner und mittelgroßer Gemeinden zu Handlungsmöglichkeiten für die Umsetzung der Energiewende vor Ort. So erhalten die interessierten Kommunen mithilfe eines so genannten Energiecoaches einen Überblick über die Möglichkeiten zur Umsetzung der Energiewende vor Ort.

Dabei betrachtet der Experte zusammen mit den Kommunen ausgewählte öffentliche Gebäude und erarbeitet an deren Beispiel Vorschläge für Energieeinsparungsmöglichkeiten und den Einsatz erneuerbarer Energien. Vorteil des Energiecoachings ist, dass der Freistaat Bayern die Leistungen des Energieberaters

finanziell fördert. „Michelau ist sehr froh über die Möglichkeit der Teilnahme beim Energiecoaching“, erzählt Norbert Eiser, Leiter der Hauptverwaltung in Michelau. Die Gemeinde hatte nach ihrer Bewerbung im November Anfang des Jahres die Zusage für das Programm bekommen. „Für die energetische Beratung haben wir zwei öffentliche Gebäude ausgewählt: Die Johann-Puppert-Mittelschule in Michelau und die Grundschule in Schwüritz.“ Nach der Analyse der Gebäude mit Energiecoach Markus Ruckdeschel von der Kulmbacher Energieagentur Nordbayern, erhoffte man sich gute Vorschläge für Energieeinsparungsmaßnahmen.



„Durch das hohe Alter und die energetische Problematik der Liegenschaften erwarten wir eine deutliche Verbesserung des Ist-Zustandes“, so Eiser. „Die Handlungsempfehlungen des Energieberaters müssen für Michelau allerdings finanziell umsetzbar sein.“ Bei welchen Dingen es in der Gemeinde noch „hakt“, wisse man eigentlich selbst, sagt Eiser.

Deshalb habe man sich vor zwei Jahren schon einen groben Überblick geschaffen und kleinere Renovierungen des Rathauses zugunsten einer besseren Energieeffizienz eingeplant. „Es fehlt Michelau leider noch an konkreten Konzepten zur aktiven Mitgestaltung der Energiewende. Dafür erhoffen wir uns Vorschläge unserem Energiecoach.“

Konkrete Empfehlung von Experten

In Marktgraitz laufen bereits erste Vorbereitungen für das Energiecoaching. Der Bürgermeister hat erste Gespräche mit dem Energiecoach Alexander Burkel von der Energieagentur Nordbayern geführt.

„Der Coach wird uns in den nächsten Monaten begleiten und hoffentlich wertvolle Tipps zur Umsetzung der Energiewende vor Ort geben“, so Rathaus-

chef Jochen Partheymüller. Das kommunale Gebäude, das er Bürgermeister und Burkel im Zuge des Energiecoachings betrachten werden, steht schon fest: „Wir haben unser Rathaus ausgewählt, weil wir selbst wissen, dass es dort Bedarf für Energieeinsparungen gibt“, so Partheymüller.

„Natürlich wissen wir grundsätzlich, wo der Schuh drückt“, so der Bürgermeister weiter. „Wir haben selbst schon einige Ideen, wie wir die Energiewende umsetzen können.“

Über Wasserkraftwerk nachgedacht

So möchte Marktgraitz eine neue energieeffiziente Heizzentrale für das Rathaus und benachbarte Gebäude einrichten. Außerdem habe man über ein drittes, für die Öffentlichkeit nutzbares Wasserkraftwerk nachgedacht. Eine weitere Option wäre ein Solarpark über den Dächern vor Marktgraitz. „Energie durch Windkraft fällt bei uns in Marktgraitz leider weg - wir haben keine kommunalen Vorrangflächen zum Bau eines Windkraftwerkes.“

Zahlreiche Ideen habe die Stadt Marktgraitz bereits im Vorfeld des Energiecoachings diskutiert. Von Energiecoach Burkel erhoffe man sich aber ebenfalls konkrete Handlungsempfehlungen für die öffentlichen Gebäude. „Ich denke mit der Unterstützung des Energieexperten sind einige Verbesserungen möglich“, so Jochen Partheymüller.

Erfahrungen in Bad Staffelstein

Bad Staffelstein hat bereits im Jahr 2012 am Pilotprojekt „Energiecoaching“ teilgenommen. „Das Fazit, was wir aus diesem Projekt ziehen können, ist durchweg positiv“, sagt Wolfgang Hoerath von der dortigen Stadtverwaltung. Er erzählt, dass Energiecoach Markus Ruckdeschel das Rathaus in Bad Staffelstein intensiv auf energetische Probleme hin untersucht habe.

„Danach hat die Stadt in Zusammenarbeit mit Ruckdeschel einen Behebungsbericht erstellt, der umsetzbare Energieeinsparungspotenziale und Verbesserungsvorschläge an der Liegenschaft enthalten hat.“ Dabei habe der Coach die denkmalschutzbedingten

Vorgaben des Baus aus dem Jahre 1685 sehr gut mit einbezogen.

„Wir haben auf Empfehlung unseres Energiecoaches die gesamte Beleuchtung im Rathaus auf LED-Leuchtmittel umgestellt.“ Des Weiteren habe Ruckdeschel eine Isolation des Dachbodens und eine neue Heizung empfohlen. „Das Projekt Heiztechnik hat große Priorität - diese Investition möchten wir in naher Zukunft umsetzen.“

„Es ist wichtig,

die Kommunen grundsätzlich für das Thema Energiewende zu sensibilisieren“

Wolfgang Hörath,
Geschäftsleiter Stadtverwaltung
Bad Staffelstein

„Es ist wichtig, die Kommunen grundsätzlich für das Thema Energiewende zu sensibilisieren“, ist Hoeraths Meinung zum Energiecoaching. Die kleinen umgesetzten Maßnahmen seien zwar lediglich Mosaiksteine im großen Ganzen. Doch zeige die Teilnahme am Energiecoaching ein eindeutiges „Ja“ der Kommunen zur Energiewende, da sie doch mit einigen Vorbereitungen für das Projekt verbunden ist.

Energiecoaching

Zielgruppe des Energiecoachings sind insbesondere Gemeinden, die sich bislang aus personellen oder finanziellen Gründen noch nicht intensiv mit der Energiewende in der Kommune beschäftigen konnten. Ziel des Energiecoachings ist es, den Gemeinden ein möglichst ganzheitliches, auf die individuellen Bedürfnisse der jeweiligen Gemeinden abgestimmtes Grundkonzept bereitzustellen. Dabei wird ein Überblick über den energetischen Ist-Zustand der Gemeinde erarbeitet sowie Vorschläge für Umsetzungsmaßnahmen vorgestellt und priorisiert. Bereits vor Ort bestehende Einzelmaßnahmen werden in das Gesamtkonzept eingebunden.

Wochenmärkte und Hofläden sind beliebter denn je

165 Seiten widmet die Zeitung dem Thema Ernährung und ihren Produzenten. Die Texte fördern das Bewusstsein für gute, unverfälschte, heimische Ware.

Regional, saisonal und bio soll es sein

Die Deutschen stellen ihre Einkaufslisten immer stärker nach den Begriffen regional, saisonal und bio zusammen. Ein Trend, den Ernährungswissenschaftler mit Freude registrieren: Das Bewusstsein für gute, unverfälschte und heimische Ware wächst.

Diese erfreuliche Entwicklung war dem SÜDKURIER eine große Serie wert – mit 165 Seiten. Und am Ende brachte die Gemeinschaftsaktion zwischen Mantel, Vertrieb, Marketing und allen Lokalteilen 600 befristete Abos.

Über acht Wochen nahmen wir acht Lebensmittel-Kategorien gründlich unter die Lupe: Gemüse, Getreide und Brot, Obst, Bier, Fisch, Wein, Fleisch und Wurst, Milch und Käse – immer dienstags, donnerstags und samstags. Wobei die Lokalredaktionen dienstags und samstags die Themen stark regional einfärbten. In Donaueschingen beispielsweise erschienen andere Texte als in Friedrichshafen oder in Konstanz.

Dienstags porträtierten wir auf einer Doppelseite im Lokalen Menschen und Betriebe, die vor Ort das jeweilige Lebensmittel produzieren.

Populärwissenschaftlich wurde die Serie donnerstags im Mantel auf der Doppelseite „Leben und Wissen“ mit Themen wie diesen: Was Gemüse alles (heilen) kann.

- Dinkel und Einkorn erobern die Backstuben.
- Der Apfel ist unsere liebste Frucht vor Bananen und Orangen.
- Tricks, wie die Schaumkrone auf dem Bier am besten steht.

In Text-Einspaltern „Stimmt es, dass...?“ wird Ernährungsmythen auf den Grund gegangen (nein, Spinat sollte man nicht aufwärmen, nein, Fleisch muss nicht scharf angebraten werden, damit sich die Poren schließen, denn Fleisch hat gar keine Poren).

Ein gesellschaftskritischer Ansatz stand samstags in den Lokalteilen im Mittelpunkt. Wir hinterfragten Tierhaltung, Monokulturen oder den Einsatz von Spritzmitteln auf unseren Blickpunktseiten. In den Mittelpunkt aller Folgen rückte Wissenswertes zu den jeweiligen Lebensmitteln – transportiert über Menschen aus der Region. Es kamen Bauern, Winzer, Bierbrauer, Fischer, Ökotrophologen und Verbraucher zu Wort.

Stefan Lutz, Chefredakteur

Noch Fragen?

Torsten Geiling, stv. Chefredakteur und Heimatchef, Telefon: 07531/999-1510, E-Mail: torsten.geiling@suedkurier.de

Käse ist das, was man draus macht

Aufgetischt: Der Untermühlbachhof hat aus sinkenden Milchpreisen die Tugend der Käse-Herstellung gemacht und ist heute Demeter-Demonstrationsbetrieb

VON ROLAND SPRICH

Der Untermühlbachhof liegt idyllisch in einem kleinen Seitental in Peterzell. 1984 zogen mit Hans-Hartwig Lützwow und seiner Frau Anke und einer weiteren Familie nicht nur neue und engagierte Pächter auf den damals 130 Jahre alten Schwarzwaldhof. Es hielt auch eine neue, damals noch wenig verbreitete Philosophie des ökologischen Landbaus Einzug auf den Hof, der 1990 bis auf die Grundmauern niedergebrannt ist. Lediglich der alte Gewölbekeller überstand den Brand unbeschadet und bildet bis heute die Grundlage für einen wesentlichen Erwerbszweig. In dem Gewölbekeller reift der in der eigenen Käseerei hergestellte Käse.

Aufgetischt! Während viele Landwirte sich in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder mit sinkenden Milchpreisen auseinandersetzen mussten, hatten die Lützwows schon damals den Gedanken, nicht einfach den Rohstoff Milch ihrer damals zehn Kuhplätze abzuliefern. „Wir hatten die Idee, Milch zu veredeln“, erinnert sich Hans-Hartwig Lützwow. Was damals auch der finanziellen Situation geschuldet war. „Wir mussten fehlendes Kapital durch Arbeit ersetzen.“ Soll heißen, dass der Verkauf der Milch niemals ausgereicht hätte, um die Familie zu ernähren und den Hof zu unterhalten.

Mit ihrer Philosophie vom ökologischen Landbau sind die Betreiber des Untermühlbachhofs bis heute erfolgreich. Auf dem elf Hektar großen Gelände werden alte Getreidesorten angebaut, die Biotopflächen, die nicht mit Kühen beweidet werden dürfen, werden von Schafen gepflegt. Seit 2009 ist der Untermühlbachhof ein Demeter-Demonstrationsbetrieb für nachhaltige Landwirtschaft. Auch ist die Käseherstellung auf dem Biohof weit bekannt. Immer wieder kommen Studenten und angehende Landwirte hierher, um die Käseherstellung zu lernen. Viel Arbeit und viel Verantwortung, die die Lützwows aus Überzeugung gerne auf sich nehmen.

Nach wie vor eine der wichtigsten Ertragsquellen ist die Heißkäseerei. Zwei Mal pro Woche wird in der Milchammer hinter dem Kuhstall die Milch zu Bergkäse verarbeitet. Das ist harte Arbeit, die neben fachlichem Können auch enormes Fingerspitzengefühl erfordert. Rund 150 Liter Milch werden jeweils im Kupferkessel erwärmt, dann Lab-Ferment zugesetzt, das das Eiweiß von der Molke trennt. Der so genannte Käsebruch wird mit der Käseharfe zerteilt. Je kleiner die Bruchstücke, desto härter wird später der Käse. Die feste Masse wird in Laibe gepresst. Auf dem Untermühlbachhof verkommt nichts. Die Molke, die immer noch reichlich Nährstoffe enthält, bekommen später die Schweine vorgesetzt.

Im Gewölbekeller reift der Käse dann zwischen sechs Wochen und zehn Monaten heran. Dabei wird er regelmäßig mit einer Lauge mit Rotschmierbakterien eingeschnitten, die in dem Gewölbekeller vorhanden sind. Dadurch erhält der Käse seine Rinde und seinen ty-



Bernhard Zeidler ist der Käseexperte auf dem Untermühlbachhof. Zwei Mal pro Woche wird hier die Milch zu Käse verarbeitet. Hier durchkämmt Zeidler mit der Käseharfe den Käsebruch. Je kleiner der Bruch, desto fester wird später der Käse. BILDER: ROLAND SPRICH



Erika Stehlikova hat Lebensmittelherstellung studiert. Auf dem Untermühlbachhof lernt sie explizit die Käseherstellung in der Praxis.

Die Serie

Was essen wir? Wer produziert unsere Lebensmittel? Und was erwarten die Verbraucher in unserer Region? Im Rahmen der großen Herbstserie „Aufgetischt“ geht die Redaktion des SÜDKURIER einem Thema auf den Grund, das alle beschäftigt. In jeder der acht Wochen geht es an dieser Stelle und in den Lokalteilen am Dienstag, Donnerstag und Samstag aus verschiedenen Blickwinkeln um ein ganz bestimmtes Lebensmittel:

- Ab 6. Oktober: Gemüse
- Ab 13. Oktober: Getreide und Brot
- Ab 20. Oktober: Obst
- Ab 27. Oktober: Bier
- Ab 3. November: Fisch
- Ab 10. November: Wein und Schnaps
- Ab 17. November: Fleisch und Wurst
- Ab 24. November: Milch und Käse



Mit Maden oder als Spray: Wir stellen die verrücktesten Käsesorten der Welt vor. Und: Die Serie als eBook
www.suedkurier.de/genuss

pisch würzigen Geschmack.

Die Idee, lieber den fertigen Käse zu verkaufen als die rohe Milch abzuliefern, hat für den Landwirt, der sich mittlerweile weitgehend aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen hat, auch noch

„50 Cent für Milch wären angemessen“



Bernhard Bolkart, Kreisverbandsvorsitzender des badisch-landwirtschaftlichen Hauptverbandes BLHV, im Gespräch über Nord-Süd-Gefälle und einen fairen Milchpreis

Wie sehen Sie das Geschäftsmodell von Landwirten, ihre Milch zu Käse zu veredeln, anstatt den Rohstoff Milch für einen geringen Erlös abzugeben?
Das ist natürlich gut, weil damit ein regionales Produkt hergestellt wird und das eine erhöhte Wertschöpfung ist. Es kann aber nicht jeder Landwirt machen. Das kommt auf die Betriebsgröße an. Großbetriebe können die erzeugte Milch gar nicht so weiterverarbeiten.

Woran liegt es, dass es die Landwirte im Süden, gerade auch im Schwarzwald, gegenüber ihren norddeutschen Berufskollegen schwerer haben?
Das sind ganz klar geografische Nachteile. Das liegt einerseits an der Flursplittung, die Landwirte müssen mehrere kleine Flächen bewirtschaften statt einer großen Fläche. Die Bewirtschaftung der hügeligen Landschaften erfordert zudem Spezialmaschinen, was ebenfalls dazu beiträgt, dass die Herstellung von Futter und Silage teurer wird.

Was wäre Ihrer Ansicht nach ein fairer Milchpreis, mit dem die Milchbauern ihre Kosten decken und davon auch leben könnten?
Das ist schwer zu sagen, weil unsere landwirtschaftlichen Betriebe eine extrem breite Spanne haben. Aber ich denke, 50 Cent wären ein angemessener Preis.

FRAGEN: ROLAND SPRICH

Von wegen Giftspritze

Aufgetischt: Chemiecocktail oder Hausmittel – eine Bio-Obstbäuerin und ein konventioneller Produzent erzählen, was sie auf ihre Apfelplantagen sprühen

VON ANNA-MARIA SCHNEIDER

Kreis Konstanz – Im hinteren Teil von Reinhard Honsel's Hof in Litzelstetten gibt es eine kleine Kammer. An der Tür hängt ein Warnschild, welches auf die giftigen Substanzen im Inneren aufmerksam macht. Drinnen angekommen, steht da ein fast leeres Regal mit einigen Kanistern, davor liegen ein paar Säcke. „Jetzt am Ende der Saison ist es hier drin natürlich leer. Viele Mittel müssen gerade während der Blüte gespritzt werden“, erklärt der Obstbauer. Honsel steht in seiner Kammer mit Pflanzenschutzmitteln. Der Ort, das sind Pestizide, Fungizide und Herbizide (siehe Anhang) stehen, die er für seinen Obstbaubetrieb mit rund 16 Hektar benötigt. Aber ist das alles pures Gift? Für Honsel sind es nützliche Mittel, manche in sehr hoher Dosis natürlich gesundheitsschädlich, andere für Mensch und Umwelt völlig harmlos, mit denen er ein Produkt herstellt, welches auf dem Markt bestehen kann.

Nur löst die Wortendung –zide bei vielen Verbrauchern Unbehagen. Gespritztes Obst ist weniger gesund. Gespritztes Obst muss gründlich gewaschen werden, ansonsten ist es schädlich. Jedes Kind hat diese Sätze schon gehört. Reinhard Honsel schmunzelt bei diesen Aussagen. „Ich wasche meine Äpfel nicht. Nur vielleicht die, die direkt an der Straße wachsen“, sagt er. Um jährlich eine relativ gleichmäßig ertragreiche und planbare Ernte zu erhalten, seien Pflanzenschutzmittel unerlässlich. Was den Obstbauern hingegen manchmal ärgert, sei der Irrglaube vie-

Die Serie

Was essen wir? Wer produziert unsere Lebensmittel? Und was erwarten die Verbraucher in unserer Region? Im Rahmen der großen Herbstserie „Aufgetischt“ geht die Redaktion des SÜDKURIER einem Thema auf den Grund, das alle beschäftigt. In jeder der acht Wochen geht es an dieser Stelle und in den Lokalteilen am Dienstag, Donnerstag und Samstag aus verschiedenen Blickwinkeln um ein ganz bestimmtes Lebensmittel:

Ab 6. Oktober: Gemüse
Ab 13. Oktober: Getreide und Brot
Ab 20. Oktober: Obst
Ab 27. Oktober: Bier
Ab 3. November: Fisch
Ab 10. November: Wein und Schnaps
Ab 17. November: Fleisch und Wurst
Ab 24. November: Milch und Käse



Wo in der Region wird welches Obst angebaut? Wir zeigen es Ihnen in einer interaktiven Grafik.
www.suedkurier.de/genus

ler Verbraucher, ein Bio-Betrieb greife gar nicht zur Sprühanlage. „Die spritzen ihr Obst genauso wie wir. Sie benutzen einfach andere Produkte. Und wenn man es genau nimmt, dann sprühen sie sogar häufiger als wir“, sagt Reinhard Honsel.

Dem stimmt Barbara Mayer aus Wahlwies zu. 2010 hat sie den Familienbetrieb auf den biologischen Anbau umgestellt. Es sei eine „ideologische Entscheidung“ gewesen, wie sie sagt. Die Natürlichkeit ihrer Äpfel und Birnen liegt ihr am Herzen. Die 31-Jährige engagiert sich für die Aufklärung der Bevölkerung. Sie möchte von Bio überzeugen und ist selbst überzeugt. Doch obwohl sie in ihrem Obstbau-Betrieb auf Chemikalien verzichtet, gehört das Versprühen von Fungiziden und Pestiziden zu ihrem Alltag. „Ich würde am liebsten gar nichts auf die Bäume sprühen, aber das geht leider nicht“, sagt die 31-Jährige. Die natürlichen Gegner der Äpfel sind zahlreich: Schorf, Feuerbrand, Blattläuse, der Apfelwickler und Mäuse sind nur einige, die im Lauf eines Jahres dem Apfel nicht nur optisch schaden können, sondern ihn auch komplett ungenießbar machen. „Der Verbraucher greift nur nach dem Schönen, das ist

einfach menschlich“, sagt sie. Pflanzenschutzmittel helfen ein Produkt zu schaffen, welches sich verkaufen lässt. „Ansonsten könnte ich ausschließlich Most-Obst vertreiben“, sagt sie.

Was sie auf ihre rund 16 Hektar Anbaufläche sprüht, unterscheidet sich nur bedingt von den Produkten in Honsel's Kammer. Im Bio-Anbau sind vor allem Salze, Metalle oder andere natürliche Stoffe im Einsatz, die durchaus auch giftig sein können. „Der wohl größte Unterschied ist, dass wir im Bio-Anbau keine Herbizide verwenden“, erklärt die 31-Jährige. Der Streifen direkt unter den Obstbäumen muss frei von Gras und anderen Pflanzen gehalten werden. Ansonsten nisten sich Mäuse ein, die die Wurzeln des Baumes angriffen und diesen sogar sterben lassen können. Im Bio-Anbau wird das Gras mit einer Maschine entfernt. Im konventionellen Anbau darf ein Unkrautmittel auf den Boden.

In Reinhard Honsel's Kammer findet sich auf vielen Flaschen und Kanistern das Bio-Logo. Hefe gegen Feuerbrand, Pflanzenextrakt des Niebbaums gegen Läuse und Netzschwefel gegen Schorf – alles auch für den biologischen Anbau zugelassen. „Wir überlegen uns genau,

was und wie viel wir sprühen“, sagt Honsel. Die Dosierungsempfehlung der Hersteller versucht er stets zu unterschreiten. Wird für ein Fungizid empfohlen, 600 Gramm pro Hektar zu verwenden, arbeitet Honsel mit 100 Gramm. Dafür legt er viel mehr Wert auf den richtigen Zeitpunkt des Einsatzes. Trocken, windstill, Blütephase – achte man auf all das, könne man jede Menge Pflanzenschutzmittel einsparen, sagt Honsel. Komplet auf Bio umzustellen sei jedoch keine Option für ihn.

Dass Barbara Mayer häufiger als ihre Kollegen spritzen muss, liege an der Wirksamkeit der Produkte, erklärt sie. Manches werde schneller durch UV-Strahlung abgebaut, wasche sich bei Regen schneller ab und müsse deswegen häufiger aufgetragen werden. „Wir haben kaum Breitband-Mittel, die universal einsetzbar sind. Wir müssen unseren Gegenspieler gut kennen, um ihn zu treffen“, sagt die Obstbäuerin.

Und dafür greift die Bio-Industrie auch auf bewährte Hausmittel zurück: Molke und Knoblauchextrakt gegen Mehltau, eine Art von Pilzbefall, oder gegen Spinnmilben. Oder Chrysanthemextrakt gegen Insekten. Auch besondere Viren oder Nützlinge werden im Bio-Anbau als Pflanzenschutz benutzt. „Das ist alles sehr teuer und zeitaufwändig“, sagt Mayer. Aber für ihre Überzeugung und ihre Pflanzen nimmt sie die Mehrarbeit gerne in Kauf. Die Überzeugung von dem biologischen Anbau hatte sie vor fünf Jahren auch ihren Vater mitgeteilt. Entweder der Familienbetrieb wird Bio oder die Tochter steigt aus. Sie hat den Wechsel nie bereut.

Worterklärung: Fungizide sind Stoffe, die das Wachstum von Pilzen und deren Sporen verhindern oder stören; Pestizide bekämpfen, töten oder vertreiben schädliche Tiere; Herbizide werden gegen das Wachstum unerwünschter Pflanzen eingesetzt



„Ich würde am liebsten gar nichts auf die Bäume sprühen, aber das geht leider nicht.“

Barbara Mayer, Obstbäuerin aus Wahlwies



Reinhard Honsel, Obstbauer aus Litzelstetten, in seiner Apfelplantage. Zum Schutz seiner Früchte vor Pilzen und Schädlingen benutzt er sowohl biologische als auch chemische Mittel. BILD: ANNA-MARIA SCHNEIDER

„Für den Verbraucher dürfen keine Gefahren bestehen“



Stefan Kunz, Geschäftsführer der Firma Bio-Protekt, hat zusammen mit der Universität Konstanz ein biologisches Pflanzenschutzmittel entwickelt.

Herr Kunz, wie wirkt das von Ihnen entwickelte Pflanzenschutzmittel?

Der Wirkstoff sind Hefepilze der Art *Aureobasidium pullulans*, die mit bestimmten Erregern auf der Pflanze im Raum und Nährstoffe konkurrieren. Das funktioniert sehr gut in den Blüten gegen Feuerbrand und auch auf Früchten gegen Lagerfäulen.

Wie wird ein Pflanzenschutzmittel entwickelt? Wie lange dauert die Testphase?
Zum einen muss man erst mal die passenden Mikroorganismen haben. Diese stammen in unserem Fall aus einem Forschungsprojekt der Uni Konstanz, welches schon Anfang der 90er-Jahre lief. Diese beiden Hefestämme, die jetzt

in dem Mittel enthalten sind, wurden aus etwa 500 Isolaten ausgesucht. Um eine wirtschaftliche Produktion zu entwickeln, hat es etwa zwei Jahre gedauert. Dann haben wir noch mal drei Jahre für die Versuche für die Zulassung gebraucht, um zu beweisen, dass es wirksam und ungefährlich für Mensch und Tier ist.

Was wurde gegen Feuerbrand benutzt, bevor diese Hefe entdeckt wurde?

Gegen Feuerbrand wurde Streptomycin eingesetzt, also ein Antibiotikum. Wobei man sagen muss, den Feuerbrand gibt es in Süddeutschland erst seit 1994. Als Feuerbrand auftrat, wurden sofort Projekte, auch staatlich geförderte, gestartet, um ein besseres Gegenmittel zu finden.

Waren die Mittel früher giftiger?

Ja, in den letzten Jahrzehnten sind viele bedenkliche, breit wirksame Pflanzenschutzmittelwirkstoffe aufgrund von Anwender- und Verbraucherschutz verboten und durch selektive Wirkstoff-

fe ersetzt worden. Das Obst muss so produziert werden, dass für den Verbraucher keine Gefahren bestehen. Bei den eingesetzten Mitteln kennt man genau die Abbaueiten, wie lange sie auf dem Obst nachweisbar sind. Landwirte müssen sich an die Wartezeiten halten. Das heißt, zwischen der letzten Behandlung und der Ernte muss so viel Zeit vergehen, dass diese Rückstände auf ein Maß reduziert sind, die nicht mehr gesundheitsschädlich sind.

Geht auch beim Pflanzenschutz der Trend hin zu Bio?

Unsere biologischen Pflanzenschutzmittel haben nur einen Tag Wartezeit. Das heißt, die Äpfel können am Tag nach der Behandlung geerntet werden. Chemische Fungizide haben Wartezeiten von sieben, 14 oder 21 Tagen. So lange hängt der Apfel schutzlos am Baum. Also greifen auch viele Landwirte, die nach den Richtlinien der integrierten Produktion (konventioneller Anbau) wirtschaften, zu biologischen Mitteln. (ans)

Vom Erzeuger direkt auf den Markt

Aufgetischt: Was im Mittelalter einziger Bezugspunkt für Waren war, verbindet heute den Einkauf mit einem Treffen im Stadtzentrum: der Wochenmarkt. Auch Hofläden werden zunehmend beliebt. Betreiber sprechen über Hintergründe, Chancen und Herausforderungen.

VON ISABELLE ARNDT

Die Verantwortlichen von Wochenmärkten in der Region sind sich einig: Ein Markt belebt die Innenstadt und gehört zur Grundversorgung. Die Form wandelt sich mit der Kundschaft: Längere Öffnungszeiten und veränderte Termine sollen die Attraktivität sichern. Während in Überlingen und Friedrichshafen das Erfolgsrezept weitgehend gefunden scheint, ist der Blick andernorts aber wenig optimistisch.

Mira Krane ist Pfüllendorfs Innenstadtbefragte und versucht seit Jahren, den Wochenmarkt zu stärken. Denn am Dienstag bieten fünf Stände ihre Waren an, samstags ist es nur einer – ein Teufelskreis, weniger Stände bedeuten weniger Kunden. „Der Samstagvormittag ist kein Tag mehr, den man frei zur Verfügung hat“, erklärt sich Krane die Entwicklung. „Wir haben viel versucht, um an die Eigenverantwortung der Pfüllendorfer zu appellieren“, sagt sie, doch man könne nur bis zu einem gewissen Punkt mitgestalten. Zum neuen Jahr wird sie aber wieder um Stände werben.

In Überlingen ist gelungen, woran Pfüllendorf arbeitet. „Man trifft sich auf dem Markt“, sagt Dagmar Schaub als Verantwortliche seitens der Stadt. Unter den Besuchern seien viele Jahrelange Stammgäste, ergänzt Herbert Schob, Sprachrohr der Händler und Betreiber eines Käsestands. Überlingen ist ein beliebter Platz und Termin, die Warteliste zählt 70 Standbetreiber. „Ein ständiger Wechsel würde den Markt aber kaputt machen“, sagt Schob. In Friedrichshafen ist das dagegen Programm: Die Besucher bewerben sich jährlich neu.

Der Überlinger Markt verändert sich an anderer Stelle. Seit einigen Jahren schließt er um 14 Uhr, damit Kunden auch während der Mittagspause einkaufen können. „Wir müssen uns anpassen, sonst verliert der Markt“, sagt Schaub. Dabei müsse auch die Kommunikation zwischen Händlern und Stadt stimmen. Die Höhe der Standmiete, die hier jährlich etwa 800 Euro kostet, wird aber akzeptiert – in Pfüllendorf kostet der Stand keine Miete, doch was für Händler zählt, ist Umsatz. „Die Standgelder dienen uns zur teilweisen Deckung der Kosten“, erklärt Friedrichshafens Marktmeister Florian Anger. Dort wurde die Erhöhung der Standmiete 2013 diskutiert – die erste Erhöhung seit 1996, wie Anger betont. Ein funktionierender Markt sei auch wegen des traditionellen Marktrechts wichtig: „Diese besondere Auszeichnung prägte Friedrichshafen mit.“ Tra-

laden-bauernladen.info – und das sind vermutlich nicht alle. „Viele Bauern tauchen im Internet nicht auf“, erklärt Inhaber Bodo Schrudi. Dass sich das ändert, ist auch Ziel der Landwirte.

Der Hofladen von Erich Pfliegerhaas im Markdorfer Ortsteil Ittendorf-Reute hat sich über zwei Jahrzehnte entwickelt. „Man muss interessanter werden, um einen gewissen Umsatz zu bringen“, sagt er. An der Bundesstraße sei das einfacher als im etwas abgelegenen Weiler, bei ihnen zählen mehrlinge Besuche und Empfehlungen. Stich sagt: „Das zeugt vom Bekanntheitsgrad eines Betriebs und dem Vertrauen in das Produkt.“

Und je einzigartiger das Produkt, desto besser. Die Pfliegerhaas konzentrieren sich etwa auf Beeren: „Viele haben gedacht, dass ich spinne“, erzählt Pfliegerhaas von den Anfängen. Heute sind die Früchtchen wichtiges Alleinstellungsmerkmal, die Fläche des Gewächshauses hat sich auf 6000 Quadratmeter verzehnfacht. Bei Antonie Gierer aus Langengen-Oberdorf ist es das Brot, das sie von anderen Höfen abhebt, dafür steht sie ab drei Uhr morgens in der Backstube.

In beiden Hofläden findet sich aber ein umfassendes Sortiment aus Eigenkreationen und Zukäufen. Pfliegerhaas und Gierers beschäftigen außerdem inzwischen mehrere Angestellte. Laut Stich zeigt das die aktuelle Herausforderung: „Wie mit Hofläden müssen Landwirte Sparten suchen, wo der Weltmarkt weniger zählt.“ Was dabei immer zählt, die Auflagen des Veterinäramts. Nährstoffanalyse dürfen nicht fehlen und auch wenn die Marmelade nur noch Fruchttaufstrich genannt werden darf, müssen die Hofladenbetreiber reagieren wie jeder große Supermarkt auch. „In den letzten Jahren ist das mehr geworden“, sagt Gierer über den organisatorischen Aufwand. Für Josef Hänslers aus Wald-Walbertsweller bei Pfüllendorf hat der Vertrieb inzwischen sogar die Produktion weitgehend ersetzt. „Das meiste ist aus der Region angekauft“, sagt er. „Die Vermarktung braucht immer mehr Zeit und wir können nicht auf den Märkten sein, während wird anbauen.“

Ob Wochenmarkt oder Hofladen, einen Arbeitstag mit acht Stunden kann keiner der dort Beschäftigten. Auch ein klassisches Wochenende fehlt. „Es ist ein komplett anderes Leben“, sagt Erich Pfliegerhaas. „Und es steckt viel Arbeit dahinter“, bestätigt Antonie Gierer, bis der Kunde im Hofladen oder auf dem Wochenmarkt das regionale Produkt kaufen kann.

Alle Folgen der Serie „Aufgetischt“ sowie weitere Informationen zum Thema: www.suedkurier.de/genuss



Klaus Weckerle-Brodman aus Überlingen-Andelslohfen setzt auf den Überlinger Wochenmarkt als wichtiges Standbein. Während in Überlingen kaum ein Wechsel stattfindet, müssen sich Standbetreiber in Friedrichshafen jährlich bewerben. BILDER: ISABELLE ARNDT



SÜDKURIER



Herbert Schob ist mit seinem Käsestand das Sprachrohr des Überlinger Wochenmarkts.



Erich Pfliegerhaas ist jeden Tag damit beschäftigt, seinen Hofladen zu bestücken.



„Wie mit Hofläden müssen Landwirte Sparten suchen, wo der Weltmarkt weniger zählt.“



„Wir müssen uns anpassen, sonst verliert der Markt.“



Dagmar Schaub, Marktverantwortliche in Überlingen

ditionell ist auch die Vielfalt von Angebot und Händlern – die meisten stammen aus der Region und nur wenige haben lange Anfahrten. „Bei Wochenmärkten und Hofläden ist der Landwirt selbst an der Preisfindung beteiligt und kann sicher gehen, dass er nicht draufliegt“, erklärt Holger Stich die Vorteile der Direktvermarktung. Stich ist Geschäftsführer des zuständigen Bezirks Stockach des Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverbands. Und Hofläden sind längst mehr als ein kleiner Stand am Wegesrand. Und es sind viele: 107 Hofläden listet die Internetagentur Symbew für den Bodenseekreis auf ihrer Seite www.hof-

Neue Vertriebsformen: Der Lebensmittelautomat

Tradition trifft Moderne, wenn ein Automat einen Hofladen ergänzt. Vielerorts wird der automatisierte Direktvertrieb bereits genutzt, die Gründe sind unterschiedlich.

► **Die Idee:** Josef Hänslers aus Wald-Walbertsweller bei Pfüllendorf sah das Konzept in Form eines Milchautomaten und entschloss sich rasch zum Kauf, um sein Angebot rund um die Uhr verfügbar zu machen. Bei Antonie Gierer vom gleichnamigen Hof in Langengen-Oberdorf dauerte der Entscheidungsprozess vier Jahre: „Die große Frage war immer, ob die Leute das annehmen“, sagt sie. Daher haben sie mit einem eigenen Häuschen auch die Umgebung einbezogen.

► **Die Funktionsweise:** Ähnlich einem Snackautomat, wie er an Bahnhöfen steht, hat jedes Produkt eine Nummer und fällt nach Tastendruck sowie



Mareike Hänslers am Fruchtomat ihrer Eltern in Wald-Walbertsweller. BILD: PRIVAT

Bezahlung in den Einkaufskorb. Die Betreiber füllen regelmäßig auf. „Ich geucke jeden Tag, ob was fehlt“, sagt Hänslers. Und Gierers füllen zwischen drei und fünf Mal pro Tag auf.

► **Die Vorteile:** „Ich weiß ganz genau, dass jeder Kunde zahlt“, sagt Antonie Gierer spontan. Aber auch die Hygiene sei ein großer Pluspunkt, denn so hat sicher noch niemand die Äpfel oder Beeren berührt. Beide Betreiber schätzen die zeitliche Unabhängigkeit. „Das läuft sehr gut, sobald die Geschäfte zu haben“, sagt Hänslers. Und der Automat sei eine Möglichkeit, die gelegentliche Warteschlange zu umgehen, erzählt Gierer.

► **Das Fazit:** „Ich würde ihn nie mehr hergeben“, sagt Antonie Gierer. Der Automat sei in den vergangenen vier Jahren ein wichtiges Standbein geworden, daher habe sich der hohe Kostenaufwand von rund 30 000 Euro gelohnt. Auch Hänslers schätzt die Ergänzung seines Hofladens und das nicht nur, weil er das ein oder andere Sonntagsfrühstück retten kann.

Wenn das Auto zum rollenden Computer wird

Was Digitalisierung ist und wie sie das Arbeits- und Wirtschaftsleben in der Region verändert, erläutert die 9teilige Serie mit vielen Beispielen.

Wie Digitalisierung die Wirtschaft verändert

Das Auto ist ein rollender Computer, die Produktion im Walzwerk der Salzgitter AG steuern Spezialisten mit IT-Kenntnissen – die Digitalisierung verändert unser Leben grundlegend. So gegenwärtig der Begriff auch ist, bleibt er doch abstrakt. Was Digitalisierung ist und wie sie das Arbeits- und Wirtschaftsleben verändert, erläuterte eine neunteilige Serie der Wirtschaftsredaktion unserer Zeitung.

Dabei ging es zunächst um eine grundlegende Einführung in die Welt der Nullen und Einsen. Vor allem aber ging es um die Änderungen, die nahezu alle Bereiche der Wirtschaft erfasst haben, und die noch längst nicht am Ende sind. Welche neuen Berufe gibt es bei Volkswagen? Wie hat sich der Golf seit den ersten digitalen Schritten 1986 entwickelt? Wo werden sich Roboter durchsetzen? Wie funktioniert eine Stahl-Warmbandstraße mit mehreren tausend Sensoren? Leicht verständliche Antworten darauf gaben die Kolleginnen und Kollegen des Wirtschaftsressorts. Auch das Thema Einkaufen griffen sie mit Blick auf den regiona-

len Handel, aber auch die Global Player wie Amazon auf. Die Beispiele zeigten, dass dieser Wandel sehr unterschiedlich und nicht für alle positiv ist. Erreichbarkeit per Smartphone war ebenso ein großes Thema wie die Gefahr durch Online-Wirtschaftsspione.

Digitalisierung muss genauso gelernt werden, wie die technischen Revolutionen zuvor. Dies machte auch der letzte Teil der Reihe deutlich: „Der gläserne Mensch ist schon da“ lautete die Überschrift – und der Artikel zeigte, dass die meisten Menschen freiwillig Daten herausgeben. Jeder ist seines Glückes Schmied – und die meisten sind sich gar nicht bewusst, welche Kettenreaktion es bedeuten kann, wenn etwa kleine Grenzen überschritten werden. So spannte die Serie den Bogen vom Allgemeinen, Erklärenden, über Entwicklungen in Unternehmen zu jedem Einzelnen – und war damit extrem nah an der Lebensrealität unserer Leser.

Armin Maus, Chefredakteur

Noch Fragen?

Andreas Schweiger, Ressortleiter Wirtschaft, Telefon: 0531/3900-317, E-Mail: andreas.schweiger@bzv.de

Digitale Welt

So verändert Digitalisierung unsere Wirtschaft



400 Rechner steuern das Walzwerk

Die Salzgitter AG hat die Produktion längst digitalisiert. Die Technik ermöglicht Produktvielfalt bei hoher Qualität.

Unser Leser
Aber nicht bei mir
schreibt auf unserem Internetselbst:

Demnächst werden dutzende Milliarden Geräte von Industriemaschinen bis zur Zahnbürste über das Internet vernetzt.

Zum Thema recherchierte
Andreas Schweiger

Salzgitter. Das, was unser Leser beschreibt, ist keine Zukunftsvision mehr. In modernen Industrieunternehmen sind die Produktionsprozesse längst digital gesteuert und vernetzt. Um zu erleben, wie sich eine Fertigung funktioniert, besuchten wir die Salzgitter AG.

Es brummt, es rumpelt, es faucht, es vibriert. Hinzu kommen Schwaden von Wasserdampf. Der Besuch des Warmwalzwerks der Salzgitter Flachstahl GmbH in Salzgitter ist für Außenstehende auf den ersten Blick so etwas wie die Reise in das Innere eines Vulkans.

Herz des Walzwerks ist die Warmbandstraße – eine mehrere hundert Meter lange Produktionslinie von Öfen, Walzgerüsten – das sind die eigentlichen Walzanlagen –, Kühlstrecke und Haspeln. Die Haspeln wickeln den gewalzten Stahl zu Rollen – den sogenannten Coils – auf. Mit bis zu 20 Metern pro Sekunde rauscht der Stahl durch die Fertigstaffel, die aus sieben Walzgerüsten besteht.

Ganz zu Beginn der Straße waren die Stahlblöcke – Brammen genannt – noch bis zu 25 Zentimeter dick. Bei jedem Durchgang wird das glühende Metall etwas flacher gewalzt – bis zu 1,5 Millimeter. Am Ende des Verfahrens entstehen die Coils, die weiterverarbeitet werden und aus denen zum Beispiel Automobilkarosserieteile, Waschmaschinengehäuse, Pipellennöhre oder Dach- und Wandelemente gefertigt werden. „Täglich laufen bis zu 12 000 Tonnen Stahl durch die Anlage“, erläutert Gerd Baresch, Werksbereichsleiter Technischer Service, Energie und Umweltschutz.

So reichhaltig das Walzwerk wirkt – gesteuert wird es von modernster digitaler Technik. Sie



„Täglich laufen bis zu 12 000 Tonnen Stahl durch die Anlage“

Gerd Baresch, Werksbereichsleiter Technischer Service, Energie und Umweltschutz



Erkan Turhan (von links), Jenny Freuwört und Özgün Yenigün überblicken vom Leitstand aus das Walzwerk der Salzgitter AG.



Blick auf die Warmbandstraße.

steuert zum Beispiel dafür, dass heute nur wenige Mitarbeiter des Stahlkonzerns direkt an der Anlage arbeiten. Stattdessen sitzen die Facharbeiter in Leitständen. Der zentrale Leitstand ist über eine Stahltrappe zu erreichen, von ihm aus kann die gesamte Halle samt Walzstraße überblickt werden. Wie in einem Flughafen tower reilt sich dort oben Computer-Monitor an Computer-Monitor. Die Bildschirme zeigen Zahlenkolonnen, Tabellen, Kurven.

Aus ihnen können Fachassistent Eduard Palgan und seine Kollegen Erkan Turhan, Özgün Yenigün und Jenny Freuwört, die bei unserem Besuch Dienst haben, ablesen, ob die Walzstraße nach Plan arbeitet. Ihre Aufgabe ist es, Unregelmäßigkeiten aus dem riesigen Datenvolumen herauszufiltern und somit Fehler zu vermeiden oder abzustellen.

Wie groß die eingehende Datenmenge ist, zeigen folgende Zahlen: Im Zuge der Digitalisierung wurde die Warmbandstraße mit mehreren tausend Sensoren ausgerüstet. Sie zeichnen über 120 000 Produktionsdaten in Echtzeit auf. Verarbeitet werden die Daten von mehr als 400 Rechnern. Im Leitstand laufen die Daten schließlich zusammen. Baresch fügt noch ein beeindruckendes Beispiel hinzu: „Sollten heute die erfassten Daten ausgedruckt werden, so würden wir täglich mehr als zwei Tonnen Papier und 500 Aktenordner benötigen.“

Das Walzwerk wurde nicht in einem großen Schritt digitalisiert. Der heutige Stand der Technik ist

das Resultat einer Entwicklung, die vor 42 Jahren begonnen hat. „1973 gab es die ersten Automatisierungsschritte. Das waren damals noch isolierte Inselösungen, zum Beispiel für die Steuerung einzelner Maschinen“, erläutert Baresch.

Diese technische Evolution hat auch die Berufsbilder verändert. „Früher waren unsere Starkstromelektriker für die Anlagen zuständig. Dabei kam durchaus mal der Vorschlaghammer zum Einsatz“, berichtet Baresch. Inzwischen sind an die Stelle der Starkstromelektriker die Steuerungselektroniker getreten.

„Sie müssen über das technische Fachwissen für die Sensoren verfügen, können programmieren und die hochkomplexen Anlagen analysieren“, sagt Baresch und fügt hinzu: „Ohne qualifizierte Ausbildung kann die Technik nicht mehr beherrscht werden. Es reicht nicht mehr aus, Arbeitskräfte anzulernen. Früher zählten starke Arme, heute ist es ein großer Kopf.“

Nach seinen Angaben beschäftigt Salzgitter Flachstahl etwa 450 Elektriker und Automatisierungstechniker, hinzu kommen 80 IT-Experten. Diese Computerspezialisten kümmern sich nicht nur um den laufenden Betrieb, sondern müssen gleichzeitig gewährleisten, dass niemand die Steuerungsanlagen und Datenbanken des Stahlkonzerns von außen knacken kann.

Sonst könnte es große wirtschaftliche Schäden, aber auch Imageprobleme geben. „Wir re-

gistrieren täglich Angriffe aus dem Internet, die das Ziel haben, unser Know-how abzusaugen“, sagt Baresch.

Die Digitalisierung der Produktion ist auch bei der Salzgitter AG kein Selbstzweck. Stattdessen hilft die Technik, dass der Stahlkonzern wettbewerbsfähig bleibt. Das gilt nicht nur für die Verringerung der Personalstärke und damit der Personalkosten, für die die Digitalisierung sorgt.

Das gilt auch für die Produkte des Konzerns. Denn die Fertigung von durchschnittlichen Stahlqualitäten wird heute rund um den Globus beherrscht. Die Salzgitteraner hingegen haben mit ihren hochwertigen Spezialstählen Nischen besetzt, in denen es sich bislang vergleichsweise gut wirtschaften und leben lässt.

Zu diesen Stählen gehören besonders dünne und trotzdem hochfeste Güten. Sie werden zum Beispiel von Volkswagen in der Autoproduktion eingesetzt. So lässt sich gegenüber konventionellen Sorten Gewicht einsparen – dadurch wiederum sinken Kraftstoffverbrauch und CO₂-Ausstoß. Ein wichtiges Verkaufsargument für Autobauer.

„Ohne die digitale Steuerung wäre die Vielfalt an Stählen, die wir produzieren, die Präzision der Fertigung und damit die gleichbleibend hohe Qualität des Materials nicht möglich“, betont Baresch. Denn erst die Vielzahl der Sensoren und Rechner gewährleistet eine gleichbleibend hohe Prozessicherheit. Durch diese exakte Steuerung wiederum kön-

nen der Energie- und Ressourcenverbrauch auf das Minimum beschränkt werden – und spare dadurch Kosten.

Ein weiterer Vorteil der Digitalisierung sei, dass selbst komplizierteste Produktionsverfahren schon vor dem Errichten einer Anlage durchgespielt werden könnten. „So können frühzeitig Fehlerquellen erkannt und damit Kosten vermieden werden“, sagt Baresch.

Hinzu kommt, dass die digitale Technik die Produktionsabläufe beschleunigt. „Seit 1973 hat sich die Produktionsleistung verdoppelt, die Komplexität der Anlagen hat sich zugleich vervielfacht“, sagt er. Diese Beschleunigung sorgt allerdings dafür, dass die Steuerungstechnik in immer kürzeren Intervallen ausgetauscht werden muss. Baresch: „Alle 12 bis 24 Monate verdoppelt sich die Speicherfähigkeit, spätestens nach sechs bis acht Jahren müssen die Systeme erneuert werden.“

Und die Entwicklung ist noch längst nicht abgeschlossen. „Ich gehe davon aus, dass in zehn Jahren alle Anlagen vollständig digital geplant werden und auch alle Produktionsprozesse vollständig digitalisiert sind“, sagt Baresch. So könne das Unternehmen noch flexibler produzieren und somit noch besser auf die Wünsche seiner Kunden eingehen.

Dass Stahl künftig ganz ohne Menschen produziert wird, das hält Baresch allerdings für sehr unwahrscheinlich. „Der Mensch ist mit seinem Wissen und seiner Erfahrung nicht zu ersetzen.“

WÖRTERBUCH DER DIGITALISIERUNG

Bit: Bit ist die kleinste elektronische Speichereinheit. Acht Bit wiederum sind ein Byte. Aktuelle Rechner für den Hausgebrauch verfügen inzwischen über einen 1-Terabyte-Speicher. Das sind rund eine Billion Bit – in Zahlen 1 099 511 627 776. Der Begriff Bit ist eine Abkürzung und steht für „Binary Digit“, was Binärzahl bedeutet. Damit sind in der digitalen Welt die Zahlen 0 und 1 gemeint, mit denen die elektrischen Befehle Strom an und Strom aus gesteuert werden. Mit den Zahlen 0 und 1 werden die vom Computer erfassten Daten und Informationen, zum Beispiel Fotos oder Musik, in elektrische Befehle zerlegt – sie werden digitalisiert.

Cloud: Das Wort heißt Wolke und beschreibt einen Vorgang, bei dem Daten und Informationen außerhalb des eigenen Computers gespeichert werden. Meist wird die Cloud über das Internet erreicht. Bereitgestellt werden Clouds von kommerziellen Anbietern. Die Möglichkeit, Daten auf diesem Weg zu speichern, soll verhindern, dass sie bei einem Absturz oder Defekt des eigenen Computers unwiderruflich verloren gehen. Allerdings muss sich der Nutzer einer Cloud immer darauf verlassen, dass der Anbieter der Cloud nicht auf seine Daten zugreift und sie unrechtmäßig nutzt.

Internet: Kurz gesagt ist es eine Datenautostrade – und Voraussetzung für die Digitalisierung. Über das Internet können Daten verschickt und abgerufen werden. Das Internet verbindet private und kommerzielle Computer auf der ganzen Welt. Verbunden sind die Computer über Telefonleitungen. Die Qualität der Leitungen ist mitentscheidend für die Geschwindigkeit des Datenflusses.

Server: Wie die meisten Bezeichnungen der digitalen Welt kommt auch dieses Wort aus dem Englischen und bedeutet Diener oder Bedienung. Ein Server kann sowohl ein Computer als auch ein Programm sein. Aufgabe des Servers ist es, Daten an den Client – das heißt Kunde oder Auftraggeber – zu liefern. Ein Beispiel: Besuchen Sie die Internetseiten unserer Zeitung, sind Sie der Client und erhalten unter anderem unsere journalistischen Inhalte vom Server unserer Zeitung.

In der nächsten Folge lesen Sie

Die Digitalisierung verändert nicht nur die Produktion, sondern auch Berufsbilder. Bei der Entwicklung neuer Ausbildungsinhalte will Volkswagen Vorreiter sein.

Digitale Welt

So verändert Digitalisierung unsere Wirtschaft



„Die Digitalisierung durchdringt alle Berufe“

Die digitale Technik verändert das Arbeitsleben und die Berufsausbildung. Volkswagen entwickelt daher bereits ganz neue Berufsbilder.

Unsere Leserin d.decas, Böhme schreibt auf unserer Internetseite:

Genauso wie die Technik sich weiterentwickelt, müssen zukünftige Arbeitnehmer bereit sein, ständig dazuzulernen!

Wolfsburg. Die Digitalisierung von Produktionsanlagen und der Einzug immer intelligenterer Roboter in der industriellen Fertigung verändern industrielle Arbeit auch bei Volkswagen grundlegend. Wie der Autobauer seine Mitarbeiter auf diesen technischen Wandel vorbereitet und sie qualifiziert, erläutert Ralph Linde im Gespräch mit Andreas Schweiger. Linde ist Leiter der Volkswagen Group Academy, die zuständig ist für die Personalentwicklung und Bildungsarbeit des Volkswagen-Konzerns.

Herr Linde, wie wirkt sich Digitalisierung auf die VW-Beschäftigten aus?



„Die Digitalisierung durchdringt alle Berufe. Das wird die Berufsausbildung verändern.“

Ralph Linde, Leiter der Volkswagen Group Academy

Wie in anderen Unternehmen auch: Sie wird viele Arbeitsplätze betreffen – in der Fabrik und im Büro. Grundsätzlich ist der Wandel aber nicht neu für uns. Im Karosseriebau in Wolfsburg arbeiten schon heute mehr Roboter als Menschen. Die Veränderung erfolgte seit 1974 in Schüben, und jeder Technikschieb ging mit einem Kompetenzschub einher.

Welche Veränderungen erwarten Sie konkret?

Roboter werden immer mehr monotone und belastende Aufgaben übernehmen. Was dies betrifft, wird die Arbeit also einfacher. Zugleich steigen die fachlichen Anforderungen an die Mitarbeiter, denn die Anlagen werden noch komplexer. Wer sie programmiert und instand hält, braucht mehr denn je umfassende Fachkenntnis.

Verändert sich dadurch die Berufsausbildung?

Selbstverständlich. Die Digitalisierung durchdringt alle Berufe. Das wird die Berufsausbildung verändern. Auszubildende werden neue berufsspezifische Kompetenzen erlernen. Trotz dieser Veränderungen legen wir großen Wert darauf, dass die Auszubildenden weiterhin handwerkliche Fähigkeiten erlangen. Das Gefühl für das Material und der handwerkliche Umgang damit bleiben unverzichtbar.

Die Azubis, die im Sommer starten, fangen bereits mit angepassten Inhalten an. Außerdem hat Volkswagen mit dem Bundesinstitut für Berufsbildung eine Initiative zur Entwicklung neuer Ausbildungsberufe gestartet. Es geht sowohl um neue Inhalte in bestehenden Ausbildungsgängen als auch um neue Ausbildungswege für neue Berufe. Volkswagen will dabei Vorreiter sein. Darüber hinaus arbeiten wir daran, wie Digitalisierung auch das Lernen verändert.



Ein VW-Mitarbeiter setzt im Werk Emden mit einem Laser-Schweiß-Roboter ein Press-Werkzeug instand.

Archivfoto: Vogel/Teubler/Volkswagen/dp

Nennen Sie bitte ein Beispiel.

In einem Pilotprojekt haben wir Auszubildenden das Lernmaterial nicht auf Papier gegeben, sondern digital auf einem Tablet-Computer – verbunden mit dem Auftrag, über das Gelernte einen Lehrfilm für die nachfolgenden Azubis zu drehen.

Was versprechen Sie sich davon?

Die Auszubildenden haben sich sehr intensiv mit dem Inhalt befasst. Ihre Ergebnisse waren im

Vergleich zu einer Auszubildenden-Gruppe, die weiterhin mit Papiermaterialien gearbeitet hat, merklich besser. Indem sie sich Gedanken machen, wie ein Lehrfilm aussehen soll, setzen sie sich intensiver mit dem Lernstoff auseinander – und einen Film zu drehen, macht auch noch Spaß.

Und wie bringen Sie den älteren Arbeitnehmern die Digitalisierung näher?

Wir starten 2015 eine Qualifizierungsinitiative für alle Beschäf-

tigten. Im Volkswagen-Portal vermitteln wir Grundlagenwissen zur Digitalisierung, erläutern dabei Begriffe wie Cloud oder RFID-Code.

In einer zweiten Stufe geht es darum, neue Technologien zu verstehen und die damit verbundenen Möglichkeiten der Vernetzung kennenzulernen. Am Ende geht es darum, wie Digitalisierung bei Volkswagen umgesetzt wird. In der dritten Phase folgt die fachspezifische Qualifizierung in den Berufsfamilien. Da geht es schon um Expertenwissen.

WÖRTERBUCH DER DIGITALISIERUNG

Router: Das englische Wort bedeutet so viel wie vermittelnder Netzwerkknoten oder Vermittlungsrechner. Viele private Haushalte nutzen bereits einen Router. Dieses Gerät ist eine Schnittstelle zwischen zwei getrennten Netzwerken – zum Beispiel dem Internet und dem heimischen Netzwerk, an dem ein oder mehrere Rechner angeschlossen sind. Der Router empfängt die Daten und vermittelt sie an das entsprechende Gerät weiter. Das kann per Kabel geschehen, aber auch völlig drahtlos.

W-LAN: Auch dieses Kürzel kommt aus dem Englischen und steht für Wireless Local Area Network. W-LAN ist also ein kabelloses lokales Netzwerk, das die drahtlose Übermittlung von Daten ermöglicht. Viele Verbraucher nutzen W-LAN zu Hause, um ihren Rechner per Funk mit dem Router zu verbinden und so ohne lästigen Kabelsalat ins Internet zu kommen oder zum Beispiel drahtlos auf externe Festplatte zuzugreifen zu können.

Betrifft das auch die Mitarbeiter in der Produktion?

Ja, dort sprechen wir vor allem die Meister an. Eine Stärke von VW ist das hohe Ausbildungsniveau der Facharbeiter. Dieses Niveau wollen wir ausbauen. Deshalb haben wir zum Beispiel auch das Modell der dualen Ausbildung in Deutschland weltweit auf alle Standorte übertragen. Generell gilt: Die Kompetenz der Facharbeiter wird weiter zunehmen und enger mit den Kompetenzen der Ingenieure zusammenrücken.

Roboter – Die Kollegen für die sehr anstrengenden Arbeiten

Auch Volkswagen setzt immer mehr und immer intelligentere Maschinen ein. Sie sollen die Kosten senken und die Mitarbeiter entlasten.

Von Andreas Schweiger

Wolfsburg. Mit der Digitalisierung der industriellen Produktion verfolgt Volkswagen gleich mehrere Ziele. Dabei geht es zwar auch darum, Kosten zu senken, aber nicht nur. Zugleich sollen die immer „intelligenteren“ Roboter den Menschen die körperlich besonders belastenden Arbeiten abnehmen. Und der Einsatz der Roboter soll die Auswirkungen des demografischen Wandels und damit des drohenden Mangels an Fachkräften lindern.

Die Lohnkosten in der deutschen Autoindustrie sind deutlich höher als die in anderen Ländern. VW-Personalvorstand Horst Neumann nannte der „Welt am Sonntag“ ein Beispiel. So zahle die deutsche Autoindustrie mehr als



VW-Personalvorstand Horst Neumann.

Archivfoto: Peter Steffen/dpa

40 Euro die Stunde, in Osteuropa würden elf Euro gezahlt, in China würden es zehn Euro. Um wettbewerbsfähig zu bleiben, werden daher in der Produktion in

Deutschland immer mehr Maschinen eingesetzt. Die Kosten nach Angaben Neumanns zwischen drei und sechs Euro je Stunde. Die Folge: „Der verstärkte

Einsatz von Robotern bedeutet, dass wir in einem oder zwei Jahrzehnten weniger Mitarbeiter in Deutschland haben werden“, sagte Neumann.

Dennoch müsse bei Volkswagen niemand Angst um seinen Arbeitsplatz haben. „Der Glücksfall, dass die Babyboomer in Rente gehen, erlaubt es uns, ergonomisch ungünstige Arbeitsplätze abzubauen, ohne Mitarbeiter zu entlassen“, sagte er.

Weil Volkswagen in den 1970er Jahren überdurchschnittlich viele Mitarbeiter eingestellt habe, sei wiederum die Zahl der Menschen, die VW zwischen 2015 und 2030 verlassen, außergewöhnlich hoch. Deutschlandweit würden in diesem Zeitraum im VW-Konzern etwa 32 000 Menschen mehr in Rente gehen als im langjährigen

Durchschnitt. Um die Abgänge aufzufangen, müsste VW jährlich 10 000 neue Mitarbeiter einstellen.

Allerdings würden die Mitarbeiter, die in Rente gehen, wegen der zunehmenden Automatisierung nicht voll ersetzt. Neumann: „Deshalb haben wir die Möglichkeit, Menschen durch Roboter zu ersetzen und trotzdem in bisherigem Umfang Nachwuchskräfte einzustellen.“

Der zunehmende Einsatz von Maschinen biete zugleich die Gelegenheit, die Mitarbeiter von besonders anstrengenden Arbeiten zu entlasten. „Wir haben bisher alles getan, um Arbeitsplätze am Band so gut wie möglich ergonomisch zu gestalten. Es gibt aber Tätigkeiten wie Innenraum- oder Überkopparbeiten, die belastend

sind und bleiben. Wenn wir künftig die Chance haben, ergonomisch ungünstige Arbeit ganz abzuschaffen und sie Robotern zu überlassen, sollten wir dies tun“, sagte Neumann.

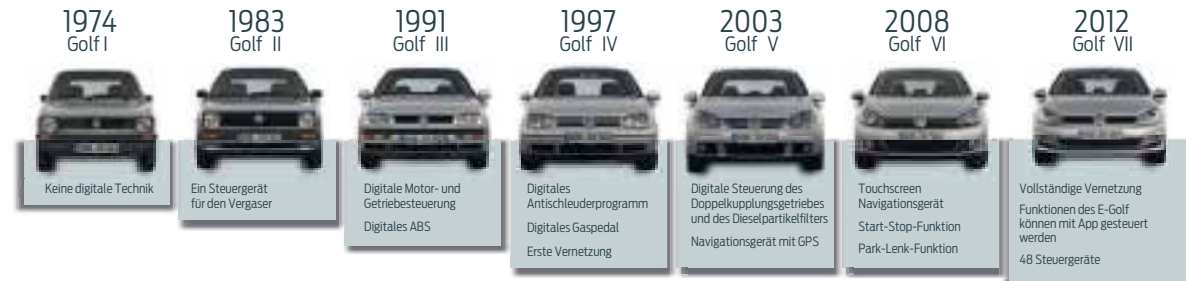
Sorgen, dass die Maschinen den Menschen komplett aus der Produktion verdrängen, hält er für unbegründet. „Eine menschenleere Fabrik ist auf absehbare Zeit kein realistisches Ziel.“

In der nächsten Folge lesen Sie

Die Digitalisierung bringt ganz neue Produkte hervor, etwa Smartphones. Technik aus der vor-digitalen Zeit muss sich anpassen, um nicht zu verschwenden. Zum Beispiel der Golf.

Digitale Welt

So verändert Digitalisierung unsere Wirtschaft



Der Golf – ein Auto wird zum rollenden Computer

Seit 1986 digitalisiert Volkswagen sein prominentestes Modell. Die Entwicklung ist längst noch nicht abgeschlossen.

Unser Leser
lothar
schreibt auf unseren Internetseiten:

„Ich freue mich jetzt schon auf die Digitalisierung fürs Auto. Da wird es immer mehr Unfälle geben.“

Dazu recherchierte
Andreas Schweiger

Wolfsburg. Genau das, was unser Leser befürchtet, soll die Digitalisierung – also das elektronische Erfassen, Verarbeiten und Speichern von Daten und Informationen – nicht auslösen. Im Gegenteil: Dank digitaler Technik soll das Autofahren sicherer, aber auch komfortabler und umweltfreundlicher werden. Die Digitalisierung des Autos ist keine Vision, sie hat längst begonnen und ist weit fortgeschritten, wie das Beispiel des VW-Golf zeigt.

1986 – Der Golf wird digital

Zwar ist Digitalisierung dank immer intelligenterer Technik und damit immer engerer Vernetzung der Anwendungen eines der bestimmenden Themen unserer Zeit und verändert auch den Automobilbau grundlegend. Allerdings ist die Technik nicht über Nacht vom Himmel gefallen. Die Anfänge reichen weit zurück – auch im Golf.

Frei von digitaler Technik war nur die erste Generation. Und die zweite Generation war schon in ihren besten Jahren, als ihr 1986 das erste digitale Steuergerät eingeführt wurde. „Den Ausschlag gab damals die Einführung des Abgas-Katalysators“, berichtet Hanno Jelden, der bei VW die Hauptabteilung Antriebselektronik leitet. Dank des Steuergeräts ließ sich der Vergaser des Golf digital und damit in einer bis dahin nicht möglichen Präzision steuern. Das wiederum war die Voraussetzung dafür, dass der Katalysator seine Aufgabe erfüllen konnte: das Reinigen der Abgase.

Damit dies reibungslos funktioniert, müssen sich Kraftstoff und Luft in einem ganz bestimmten und stabilen Mischungsverhältnis befinden, dem Lambda-Wert 1.

Mit den Benzin-Einspritzsystemen der Folgejahre wurde diese Technik von VW weiter verfeinert und alle Benzin-Motoren mit digitalen Steuergeräten und zusätzlichen Sensoren ausgestattet.

1991 endet die Ära der Vergaser. Seitdem versorgen fortlaufend weiterentwickelte Einspritzanlagen die Benzin-Motoren und ab 1993 auch die Dieselmotoren mit Kraftstoff – die digitale Steuerung wurde zum Standard.

1991 – Digital wird normal

Der nächste Schritt der digitalen Evolution des Golf folgte 1991 mit der dritten Generation. Nicht nur der Motor wurde digital gesteuert, sondern erstmals das Vierstufen-Automatikgetriebe. Das Getriebe-Steuergerät „Digimat“ leitete seine Steuerbefehle vor allem aus Drehzahl, Last und Temperatur des Motors ab. „Für die Motor- und Getriebesteuerung wurden damals knapp 20 Sensoren eingesetzt“, erläutert Axel Heinrich, der die VW-Hauptabteilung Systemintegration und Energiesysteme in der Elektrik- und Elektronik-Entwicklung leitet. Auch der Digimat sollte dazu beitragen, den Verbrauch zu senken.

Die 1995 präsentierte „Fuzzy-Logik“ verwendete in der Steuerung des Automatikgetriebes erstmals Informationen, die aus dem Verhalten des Fahrers ermittelt werden. Die Automatik passte sich also dem Fahrstil an.

Mit dem Golf 3 wurde die digitale Motor-Steuerung ausgeweitet – erstmals gab es sie ab 1993 für Die-

sel-aggregate mit Direkteinspritzung. Wieder sollte der Verbrauch gesenkt werden. Jelden: „In LKW gab es zwar schon die direkte Diesel-Einspritzung auf Basis mechanischer Einspritzsysteme. Allerdings war sie für PKW zu laut und zu ruppig.“ Erst die digitale Technik habe diese Technik für Autos kultiviert.

Im Golf 3 wurde eine Kerneigenschaft der Digitalisierung erkennbar – sie beschleunigt die technische Entwicklung stark. Und damit beschleunigte sich die Digitalisierung des Golf. In der dritten Generation gesellte sich zur Motor- und Getriebesteuerung erstmals ein digital gesteuertes Antiblockiersystem der Bremsen sowie eine Steuerung für den Airbag. Im Cockpit platzierte VW erste digitale Instrumente. Auch wenn die Tempoanzeige noch analog war, die Information zur Fahrgeschwindigkeit wurde digital übermittelt. Digitale Technik erhöhte nun also auch Sicherheit und Komfort.



„Den Ausschlag gab die Einführung des Abgas-Katalysators.“

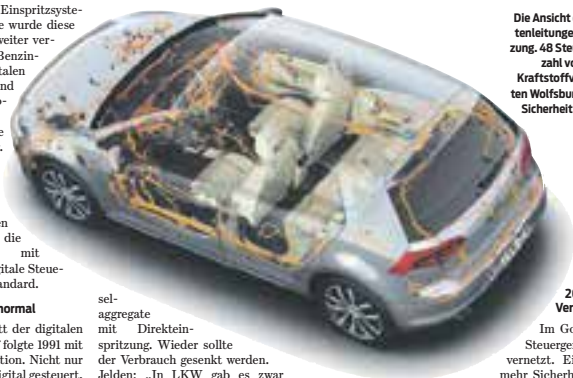
Hanno Jelden, leitender Entwickler bei Volkswagen



„Wir experimentieren mit Sprach- und Bewegungsbedienung.“

Axel Heinrich, leitender Entwickler bei Volkswagen

Die Ansicht des Golf 7 zeigt die Datenleitungen der digitalen Vernetzung. 48 Steuergeräte und eine Vielzahl von Sensoren sollen den Kraftstoffverbrauch des kompakten Wolfsburgers optimieren sowie Sicherheit und Komfort erhöhen.



Datenaustausch ermöglichte.

2003 – komplette Vernetzung

Im Golf 5 wurden alle 30 Steuergeräte miteinander vernetzt. Ein Ziel blieb neben mehr Sicherheit und Komfort die Optimierung des Kraftstoffverbrauchs und damit die Senkung des CO₂-Ausstoßes. „Wurde die Klimaanlage angeschaltet, erhielt der Motor die Information, die zusätzlich benötigte Energie zum Antrieb des Klimakompressors zu liefern – und zwar ohne Einbußen bei der Antriebsleistung“, sagt Heinrich.

Neu waren unter anderem ein Navigationsgerät mit Satellitensteuerung (GPS) und das Doppelkupplungsgetriebe. „Dafür mussten zwei Kupplungen sehr exakt überlappend gesteuert werden, das wäre ohne digitale Regelung nicht möglich gewesen“, sagt Jelden. Das galt auch für den Dieselpartikelfilter, der im Golf 5 erstmals eingesetzt wurde.

2008 – Golf mit Touchscreen

Was Apple-Kunden von ihrem Smartphone kannten, bot nun auch der Golf 6: die Bedienung einiger Elemente durch einen Fingerwisch, etwa das Touchscreen-Navigationsgerät. Hinzu kamen neue digitale Assistenzsysteme, um zum Beispiel das Anfahren am Berg zu erleichtern, eine Rückfahrkamera und das automatische Einparken mittels des Park-Lenk-Assistenten. Die digitale Start-Stopp-Funktion half, den Kraftstoffverbrauch zu senken.

2012 – Infos von der Außenwelt

Die siebente Generation ist durch und durch digital mit einer Vielzahl von Sensoren und 48 Steuer-

geräten. „Neu an diesem Golf ist, dass er erstmals mit der Außenwelt kommuniziert“, erläutert Heinrich. Online-Traffic, also aktuelle Staunformationen informieren den Fahrer über die Verkehrssituation. So lassen sich Ausweichempfehlungen noch präziser bestimmen. Zudem werden Anfragen über Routenziele online über die Google-Online-Suche gelistet und ins Auto übermittelt.

Bei der Elektroversion des Golf 7 lassen sich die Klimaanlage und das Laden der Batterie über eine App fernsteuern. Zugleich können zentrale Daten – zum Beispiel der Ladezustand der Batterie – über die App abgerufen werden.

Die Zukunft ist digital

Wie kaum ein anderes Auto wächst der Golf seit seiner Einführung vor 41 Jahren mit der jeweils neuen Technik. Diese Entwicklung endet keineswegs mit der jüngsten Generation. Längst befassen sich die VW-Ingenieure mit neuen Fragestellungen. Wie der Golf der Zukunft aussehen könnte, zeigt die Studie Golf Touch.

„Wir experimentieren mit Sprach- und Bewegungsbedienung“, sagt Heinrich. Wird die Hand zum Beispiel am Autohimmel entlanggeführt, öffnet oder schließt sie je nach Bewegungsrichtung der Hand das Schiebepad. Bewegt sich die Hand wiederum in Richtung Sitz, zeigt das Cockpit-Display verschiedene Sitzstellungen an. Heinrich: „Wir wollen mit der Studie auch feststellen, inwieweit unsere Kunden neuer Technik folgen.“

Fest steht schon jetzt: Die nächsten Golf-Generationen werden mit zusätzlichen Assistenzsystemen und noch intuitiverer Komfort-, Navigations- und Unterhaltungselektronik ausgestattet. Hinzu kommen Weiterentwicklungen des Elektro- und des Plug-in-Hybrid-Antriebs. Voraussetzung für alle diese Technologien ist die Digitalisierung.

In der nächsten Folge lesen Sie

Einkaufen im Internet ist ausgesprochen bequem. Allerdings leidet unter dieser Entwicklung der Handel in den Innenstädten. Mit neuen Konzepten sollen die Kunden zurückgewonnen werden.

Fachkräfte in der Behördenschleife

Fachkräfte werden von deutschen Unternehmen in Italien angeworben. Der Autor begleitet die Kandidaten auf ihren Wegen durch ihre Ausbildung und die Mühlen der Bürokratie.

Angeworbene und Anwerber sitzen in einem Boot

Die Serie hat eine Vorgeschichte. Seit einiger Zeit schon berichte ich regelmäßig über den Fachkräftemangel in Deutschland und die Versuche, ihn abzumildern. Besonders im sozialen Bereich, in Pflegeheimen und Krankenhäusern, fehlt gut ausgebildetes Personal. Dementsprechend haben viele Arbeitgeber begonnen, auch im Ausland nach geeigneten Mitarbeitern zu suchen. Von dort kommen immer mehr Menschen zu uns, die sich von der ersten Gastarbeitergeneration vor 50 Jahren deutlich unterscheiden. Wir haben häufig mit Angeworbenen wie Anwerbern gesprochen. Und ich wollte wissen: Wie funktioniert eine solche Anwerbung eigentlich? Deshalb bin ich nach Italien geflogen und war mit dabei. Entstanden daraus ist eine Reportage im Sommer 2014.

Doch dabei wollten wir es nicht belassen. Aus der Neapel-Reportage hat sich der Wunsch entwickelt, eine solche Anwerbung in unserer Region über einen längeren Zeitraum zu begleiten. Zu sehen, auf welche Schwierigkeiten Mitarbeiter, aber auch Arbeitgeber stoßen. Zu schauen, ob und wie Integration gerade im Arbeitsmarkt heute besser gelingt als früher. Dem abstrakten Fachkräftemangel Gesichter zu geben. Deshalb begleite ich seit mittlerweile über einem Jahr eine

Gruppe von 14 jungen Italienern, die von einem Klinikverbund in der Region Stuttgart angeworben worden sind. Ich war bei der Auswahl der Bewerber in Neapel dabei, habe sie gemeinsam mit ihrem Arbeitgeber am Flughafen in Empfang genommen, ungezählte Deutschkurse mit ihnen besucht, den Prüfungen entgegen gezittert und zuletzt miterlebt, wie einer von ihnen gescheitert ist. Die anderen warten derzeit auf ihre Anerkennung, so dass unser Projekt wohl spätestens im Frühjahr vorläufig endet.

Wir haben die Anwerbung aus allen Blickwinkeln und in allen journalistischen Darstellungsformen begleitet. Interviews

sind ebenso darunter wie Reportagen und nachrichtliche Stücke – bis hin zu Berichten über den personellen Notstand in den Anerkennungsbehörden und die Probleme, die auch deutsche Fachkräfte haben, wenn sie arbeiten wollen. Einen solchen Menschen, der sich bei uns nach der Lektüre gemeldet hat, haben wir im Rahmen der Serie ebenfalls porträtiert. Das Land Baden-Württemberg hat inzwischen das Personal beim Regierungspräsidium Stuttgart aufgestockt, um die ärgsten Engpässe zu beheben. Ganz unschuldig sind unsere Serie und die Begleitberichterstattung daran vermutlich nicht.

Jürgen Bock



Kommentar

Neue Generation

VON JÜRGEN BOCK

Woher nehmen und nicht stehlen? Diese Frage stellen sich deutsche Unternehmen und Kommunen. Denn die Verhältnisse passen nicht mehr so recht zusammen. Während einerseits nach wie vor viele Menschen keine Arbeit haben, fehlen auf der anderen Seite in vielen Branchen gut ausgebildete Mitarbeiter.

Weil eigene Ausbildungsmaßnahmen, Umschulungen und andere Maßnahmen nicht genug Ertrag bringen, schielen immer mehr Beteiligte ins Ausland. Länder

wie Italien oder Spanien bieten eine Vielzahl hoch qualifizierter junger Menschen, die in ihrer kriselnden Heimat keine Arbeit finden – und bereit sind, nach Deutschland zu kommen. Eine gut ausgebildete Generation neuer Einwanderer, die dauerhaft hier bleiben soll.

Die Anwerbung im Ausland bietet Chancen, sie verlangt Firmen und Kandidaten aber einiges ab an Integration, Geld und Mühe. Mitspielen muss auch die Gesellschaft insgesamt – und erkennen, wie viel auf dem Spiel steht. Ob und wie all das gelingen kann, will unsere Zeitung in der Artikelreihe „Nordwärts“ in loser Folge über einen längeren Zeitraum beobachten.

j.bock@stn.zgs.de

Noch Fragen?

Jürgen Bock, Reporter, Telefon: 0711/72057698, E-Mail: juergen.bock@stuttgarter-nachrichten.de



Italienische Krankenpflegekräfte lernen von ihren beiden Anleiterinnen (links), wie in Deutschland gearbeitet wird. Bis ausländische Fachkräfte anerkannt werden, vergehen oft Monate Foto: factum/Bach

Ausländische Fachkräfte stehen Schlange

Nordwärts Willkommenszentrum und neues Personal für Anerkennung

Deutschland braucht Fachkräfte. Die Unternehmen suchen intensiv – auch im Ausland. Unsere Zeitung begleitet eine solche Anwerbung und die beteiligten Menschen ein Jahr lang. Heute: Die Behörden müssen wegen des großen Andrangs Personal aufstocken.

VON JÜRGEN BOCK

STUTTGART. Deutsche Arbeitgeber suchen händeringend Personal. Immer mehr gut ausgebildete Leute werden im Ausland angeworben. Doch der Weg bis zu einem festen Arbeitsplatz ist steinig. Der Klinikverbund Südwest in Sindelfingen etwa hat im Januar 14 examinierte Krankenpflegekräfte aus Italien nach Deutschland geholt. Seither lernen sie die Sprache und leben sich auf ihren Stationen in den Krankenhäusern ein. Der große B2-Sprachtest liegt seit wenigen Tagen hinter ihnen. Die Ergebnisse stehen noch nicht fest – doch klar ist: Wer bestanden hat, muss noch eine weitere Hürde nehmen, die Anerkennung durch das Regierungspräsidium (RP) Stuttgart. Und die kann dauern.

Denn wirklich vorbereitet sind die Behörden auf den großen Zustrom an angeworbenen Fachkräften nicht.

Seit Jahren klagen die Regierungspräsidien im Land über die wachsende Belastung. Das ist kein Wunder, denn inzwischen werden Tausende Fachkräfte angeworben. Zwischen 2010 und 2014 hat sich die Zahl der ausländischen Krankenpfleger, die in Baden-Württemberg einen Antrag auf Anerkennung stellen, auf 2927 versechsacht. In diesem Jahr sind es bis Anfang November bereits weitere 1971. Bei den Erzieherinnen und Erziehern hat sich die Zahl innerhalb von zwei Jahren auf 1000 verdreifacht.

Dummerweise spiegelt sich diese Entwicklung nicht beim Personal in den Behörden wider. Ganz im Gegenteil: Seit einem Jahr ist das RP Stuttgart allein für die Gesundheits- und Pflegeberufe zuständig. Statt vorher landesweit acht kümmern sich seitdem nur noch zwei Mitarbeiter um die Anerkennungen etwa der Krankenpfleger. Das führt dazu, dass die gesetzlich vorgeschriebene Bearbeitungsfrist von drei Monaten oft nicht eingehalten werden kann. Zumal viele Anträge unvollständig sind und bei zahlreichen Kandidaten Prüfungen,

weitere Praktika oder Nachqualifizierungen notwendig sind. Die meisten Fachkräfte kommen derzeit aus Bosnien-Herzegowina, Serbien, Rumänien, Ungarn und Italien. Flüchtlinge spielen dagegen bisher keine Rolle.

Jetzt will das RP gegensteuern. Von diesem Montag an wird eine dritte Stelle für die Anerkennung der Pflegeberufe geschaffen. Eine weitere gibt es für ein neues Willkommenszentrum für die Erstberatung ausländischer Fachkräfte. „Damit wollen wir die Antragsteller besser über den Ablauf des Anerkennungsverfahrens informieren und so die zuständigen Sachbearbeiter entlasten“, sagt RP-Sprecher Robert Hamm. Viele Verfahren blieben aber „sehr aufwendig“, die Personalsituation „angespannt“.

Gerardo Cardello, beim Internationalen Bund in Stuttgart zuständig für das Anwerbeprogramm, hat „durchwachsene Erfahrungen“ mit den Bearbeitungszeiten der Anerkennungsanträge. „Die Drei-Monatsfrist wird zumindest im Krankenpflegebereich meist eingehalten“, sagt er. Kerstin Franz, verantwortlich für die Personalgewinnung beim Klinikverbund Südwest, berichtet von „sehr freundlichen, aber oft überlasteten Mitarbeitern“ beim Regierungspräsidium. Die schiere Masse der inzwischen Angeworbenen bringe die Behörde an ihre Grenzen.

Doch auch die Bewerber müssen einiges abarbeiten. Für die Anerkennung brauchen sie eine vereidigte Übersetzung ihres Abschlusses, eine Kopie des Ausweises, den bestandenem Sprachtest und viele Papiere mehr. Außerdem ist ein Gesundheitsnachweis nötig. Die 14 italienischen Pflegekräfte etwa treten deshalb jetzt noch einmal reihum beim Betriebsarzt an, um sich untersuchen zu lassen. Kerstin Franz hofft darauf, dass die ersten Anerkennungen Ende Januar

Hintergrund

Projekt „Nordwärts“

Der Fachkräftemangel in Deutschland bringt viele Unternehmen dazu, auch im Ausland nach Personal zu suchen. Italien, Spanien, Portugal, aber auch Länder in Asien sind Ziele. Gebraucht werden Ingenieure, Erzieher, Pflegekräfte und viele andere Berufe.

Auf dem Markt tummeln sich inzwischen diverse Anbieter, die Kandidaten nach Deutschland vermitteln. Manche arbeiten seriös, andere nicht. Der Internationale Bund (IB), ein großer Anbieter aus dem Sozialbereich, hat sich auf die Anwerbung von Pflegekräften und Erzieherinnen in Italien spezialisiert. Dort gibt es viele studierte Fachkräfte, die keine angemessen bezahlte Festanstellung finden.

Unsere Zeitung begleitet den IB und den Klinikverbund Südwest in Sindelfingen unter dem Titel „Nordwärts“ ein Jahr lang von der Kandidatensuche bis zur Anerkennung der Fachkräfte in Deutschland. Das Einleben in einem fremden Land, Sprachkurse, Arbeitserfahrungen und schließlich die Prüfung durch das Regierungspräsidium stehen in dieser Zeit auf dem Programm. Der Arbeitgeber und die italienischen Pflegekräfte kommen regelmäßig zu Wort und schildern ihre Erfahrungen mit dem Projekt. (jbo)



Kommentar

Verschlafen

VON JÜRGEN BOCK

Die deutsche Wirtschaft brummt. Viele Betriebe haben nur ein Problem: Wo sollen gut ausgebildete Mitarbeiter herkommen? Also machen sie sich auf die Suche. Seit Jahren steigt die Zahl der im Ausland angeworbenen Fachkräfte. Allein nach Baden-Württemberg kommen inzwischen Tausende jedes Jahr. Eine Entwicklung, an der auch die öffentliche Hand ihren Anteil hat. Die Stadt Stuttgart etwa ist bei der Fahndung nach Erzieherinnen bereits in Rumänien und Italien fündig geworden. Der Trend hat sich über Jahre angedeutet und verstärkt.

Das hätte man bei der Landesverwaltung schon mal bemerken können. Doch was tut man? Legt die Zuständigkeit für die Anerkennung vieler ausländischer Abschlüsse beim Regierungspräsidium Stuttgart zusammen – ohne dort neues Personal anzusetzen. So sollen plötzlich ganze zwei Mitarbeiter fast 3000 Anträge von Krankenpflegekräften in einem Jahr bearbeiten. Ein völlig aussichtsloses Unterfangen.

Jetzt wird nachgebessert. Zwei neue Stellen gibt's und ein „Welcome Center“ – Jahre zu spät und nur als Tropfen auf den heißen Stein. Man hat die Entwicklung schlicht verschlafen. Und riskiert damit die wirtschaftliche Zukunft vieler Betriebe und des ganzen Landes.

j.bock@stn.zgs.de

da sind – 13 Monate nach der Ankunft in Deutschland. Dann können die Angeworbenen als richtige Fachkräfte arbeiten. Bis dahin sind sie Pflegehelfer – und verdienen dementsprechend weniger.

Doch zunächst einmal muss die Sprachprüfung bestanden sein. Die Ergebnisse kommen wohl in einer Woche. „Wir gehen davon aus, dass nicht alle durchgekommen sind“, sagt Kerstin Franz. Falls das so ist, müsse man sehen, wie man die Durchgefallenen auf die Wiederholung der Prüfung vorbereiten könne. „Für uns ist das auch ein Test, ob unser aufwendiges Sprachkurskonzept funktioniert oder ob wir noch nachjustieren müssen.“ Die nächste Gruppe aus Italien ist schließlich bereits in Deutschland eingetroffen. Und hofft darauf, möglichst schnell die Anerkennung in der Hand halten zu können. Für ein neues Leben als dringend benötigte Fachkraft.

Gefangen in der Behördenschleife

Nordwärts Nicht nur für ausländische Fachkräfte kann der Weg zu einer Anerkennung in Deutschland steinig sein

Deutschland braucht Fachkräfte. Die Unternehmen suchen intensiv – auch im Ausland. Unsere Zeitung begleitet eine solche Anwerbung und die beteiligten Menschen ein Jahr lang. Heute: Auch manche deutsche Fachkraft kämpft um Anerkennung.

VON JÜRGEN BOCK

STUTTGART/BÖBLINGEN. Frank Vogt öffnet einen dicken Aktenordner. Beim Durchblättern der Dokumente schüttelt er immer wieder ungläubig den Kopf. Ein Zertifikat reiht sich da ans andere. Sie alle stammen aus Irland und weisen Qualifikationen im Sozialbereich aus – und haben eines gemeinsam: Sie nutzen Vogt nichts.

2004 wandert der heutige Böblinger mit seiner Familie nach Irland aus. Dort sätelt er vom EDV-Kaufmann in die Sozialbranche um. „Ich habe eine Ausbildung gemacht und als Community Inclusion Worker gearbeitet, das entspricht dem Sozialarbeiter“, erzählt er. Er kümmert sich um Familien, geht mit behinderten Menschen zur Schule. „Das war ein sehr verantwortungsvoller Job“, sagt der dreifache Familienvater. Als die Familie 2010 beschließt, nach Deutschland zurückzukehren, erkundigt sich Vogt beim Stuttgarter Regierungspräsidium (RP), welche Möglichkeiten es gibt, seinen Abschluss anzuerkennen. Die Antwort lautet, er solle erst mal zurückkommen, dann sehe man weiter.

Seit fünf Jahren währt der Kampf, im Beruf arbeiten zu dürfen

Die Folge: Bis heute darf der 48-Jährige nicht in seinem Beruf arbeiten. „Das RP erkennt meine Zertifikate nicht an“, kritisiert er. Lange habe die Prüfung gedauert, trotz umfangreicher Übersetzungen. Vogt versucht danach einiges, um zu einem offiziellen Abschluss zu kommen. Zig Nachqualifizierungsmaßnahmen stehen auf der Liste. „Eigentlich hätte ein kurzer Schulblock genügen müssen“, sagt Vogt und kritisiert auch das Böblinger Jobcenter: Das habe die Bezahlung so mancher vom RP vorgeschlagenen Anpassungsmaßnahme verweigert. Für Dezember habe die Familie jetzt nicht einmal mehr Leistungen für den Lebensunterhalt bekommen. „Es gibt einen Riesenbedarf im Sozialsektor, aber ohne die Anerkennung findet man nichts“, klagt Vogt.

Wenn er liest oder hört, dass viele Arbeitgeber mittlerweile im Ausland Fachkräfte anwerben müssen, macht ihn das traurig. Denn der Engpass könnte seiner Meinung nach mit einer anderen Anerkennungspraxis kleiner sein. Er verfolgt deshalb mit Interesse, wie es den 14 jungen Italienern ergeht, die unsere Zeitung ein Jahr lang begleitet. Der Klinikverbund Südwest in Sindelfingen hat sie im Januar als examinierte Krankenpflegekräfte nach Deutschland geholt. EIF haben vor kurzem den schweren Sprachtest bestanden, jetzt warten auch sie auf die Anerkennung durch das Regierungspräsidium.

Der Klinikverbund hat bereits die nächste Gruppe aus Italien geholt. Auch die Stadt Stuttgart sucht im Ausland: Aus Rumänien und Italien sind bereits mehrere Dutzend Erzieherinnen gekommen. An Fachpersonal fehle es überall, heißt es beim Klinikverbund. Vielleicht auch wegen solcher Beispiele wie Frank Vogt.



Frank Vogt schwimmt geradezu in Zertifikaten – doch helfen tut ihm das nicht. Foto: factum/Granville

Beim Stuttgarter Regierungspräsidium will man zu dem Fall keine Details nennen. Man habe allerdings „eingehend beraten“ und sich „sehr bemüht, Wege aufzuzeigen“, sagt eine Sprecherin. Das gelte für alle Fälle dieser Art. Und die kommen gar nicht so selten vor. „Viele Abschlüsse sind international geregelt und vergleichbar“, so die Sprecherin. Aber eben nicht alle.

Das zeigt sich nicht nur bei der Anwerbung ausländischer Fachkräfte. Häufig sind bei ihnen Nachschulungen und zusätzliche Prüfungen notwendig, um dauerhaft in Deutschland arbeiten zu können. Doch dieses Problem betrifft auch Deutsche, die im

Ausland einen Abschluss gemacht haben und ihn in der Heimat anwenden wollen.

Beim RP Stuttgart gab es in diesem Jahr 2139 Anträge auf die Anerkennung ausländischer Abschlüsse in der Krankenpflege – 155 davon kamen von Deutschen. Bei den Ärzten waren es 124 von 1114, bei Zahnärzten 41 von 163. Immerhin die Sprachprüfung können sich diese Kandidaten sparen. An ihr scheitert so mancher Bewerber – so wie zuletzt auch drei der 14 jungen Italiener des Klinikverbundes.

Frank Vogt fühlt sich als Spielball zwischen RP und Jobcenter. Und er glaubt, dass er nicht der einzige Betroffene ist. „Ich habe

Hintergrund

StN-Projekt „Nordwärts“

- Der Fachkräftemangel in Deutschland bringt viele Unternehmen dazu, auch im Ausland nach Personal zu suchen. Italien, Spanien, Portugal, aber auch Länder in Asien sind Ziele. Gebraucht werden Ingenieure, Erzieher, Pflegekräfte und viele andere Berufe.
- Auf dem Markt tummeln sich inzwischen diverse Anbieter, die Kandidaten nach Deutschland vermitteln. Manche arbeiten seriös, andere nicht. Der Internationale Bund (IB), ein großer Anbieter aus dem Sozialbereich, hat sich auf die Anwerbung von Pflegekräften und Erzieherinnen in Italien spezialisiert. Dort gibt es viele studierte Fachkräfte, die keine angemessen bezahlte Festanstellung finden.
- Unsere Zeitung begleitet den IB und den Klinikverbund Südwest in Sindelfingen unter dem Titel „Nordwärts“ ein Jahr lang von der Kandidatensuche bis zur Anerkennung der Fachkräfte in Deutschland. Das Einleben in einem fremden Land, Sprachkurse, Arbeitserfahrungen und schließlich die Prüfung durch das Regierungspräsidium stehen in dieser Zeit auf dem Programm. Der Arbeitgeber und die italienischen Pflegekräfte kommen regelmäßig zu Wort und schildern ihre Erfahrungen mit dem Projekt. (jbo)

viele Menschen kennengelernt, die unterdrückt und ausgenutzt werden“, klagt er. Die „menschunwürdige Behandlung“ sei traurig. Und kontraproduktiv für die Branchen, die dringend Mitarbeiter brauchen.

Das Böblinger Jobcenter weist die Vorwürfe zurück. „Herr Vogt hat bisher die Bereitschaft vermissen lassen, das von ihm angestrebte Ziel auf einem soliden Wege zu erreichen“, sagt der Geschäftsführer Clemens Woerner. So habe er sich geweigert, an der für einen Sozialberuf „erforderlichen psychologischen Eignungsfeststellung mitzuwirken“. In der Folge habe Vogt verschiedene Qualifizierungsmaßnahmen bei unterschiedlichen Trägern selbst vorgeschlagen. Die hätten aber entweder kein anerkanntes Gütesiegel besessen, oder es habe Ablehnungen vonseiten einzelner Schulträger gegeben, weil Vogt die Eignungsvoraussetzungen nicht erfüllt habe.

Das Jobcenter bemängelt fehlende Bereitschaft zur Mitwirkung

Aktuell, sagt Woerner, könnten der Familie Leistungen nicht ausbezahlt werden, weil „relevante Unterlagen trotz mehrmaliger Aufforderung fehlen“. Und er kommt zum Schluss: „All dessen ungeachtet bleibt die Verpflichtung von Herrn Vogt, jede zumutbare Arbeit zur Beseitigung der Notlage aufzunehmen.“ Das könne im Zweifel auch die Tätigkeit eines Lagerarbeiters sein.

Frank Vogt ist inzwischen völlig entnervt. Längst hat er einen Rechtsanwalt eingeschaltet. „Ich bin nicht mehr bereit, noch weitere Jahre in die Schule zu gehen, obwohl ich alles kann. Ich will als Sozialarbeiter anerkannt werden oder zumindest eine Anpassungsprüfung machen“, sagt er. Eines wisse er genau: „Ich werde gebraucht.“

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Zukunft

WOHNEN

Die Leute da abholen,
wo sie zu Hause sind

Wo können Journalisten die Menschen besser abholen als dort, wo diese zu Hause sind, in ihrem Viertel, ihrer Straße, in ihrer Wohnung. Dort ist Alltag, dort ist Heimat, dort stecken zahllose Geschichten. Sie wecken bei den Lesern Interesse am eigenen Umfeld und Neugier beim Blick auf die Nachbarn, Miete, Nebenkosten, Kündigungsfristen, Nachbarschaftsprobleme sind zudem Themen von existenzieller Bedeutung. Gerade dazu kann die Lokalzeitung Lebenshilfe geben, sich als Anwalt für die Belange und Rechte ihrer Leser profilieren.

Lebensräume – Lebensträume

Wohnen in einem früheren Mehlsilo, in einem ehemaligen Scharfrichterhaus, in einem Kraftwerk oder in einer früheren Kirche? Eine neunteilige Serie berichtet über außergewöhnliche Wohnorte und die Menschen, die dort leben.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
WOHNEN

Ein ausgefallenes Hobby

Was wichtig ist und was interessant: Beides zu liefern ist Auftrag der Zeitung. Das Wichtige ist Pflicht, das Interessante mehr als nur Kür. Der Leser will unterhalten werden. Er hat eine Schwäche für das Außergewöhnliche, für Menschen, Begebenheiten, Orte, die aus dem sprichwörtlichen Rahmen fallen. Die Zeitung hat das Besondere in Räumen, in Häusern aufgetan, mit denen die Besitzer sich Lebensträume erfüllt haben. Die Redaktion nimmt die Leser – print wie online – mit auf ihre Entdeckungstouren durch die Region und präsentiert Menschen mit einem ausgefallenen Hobby. Sie lässt Menschen und Häuser erzählen, bietet Unterhaltung im besten Sinne.

Lebens(T)räume – die Umsetzung

Teil 1 - „Auf dem Trockenen“

Ausgabe: Freitag, 24. Juli 2015

Der 78-jährige Manfred Fabich lebt mit seiner Frau in einem Hausboot. Wasser hat er allerdings nicht unter dem Kiel, denn das Boot liegt sozusagen auf dem Trockenen, am Ostufer der Saale, in Mukrena, einem Salzlandkreis-Örtchen, das zu Könnern gehört. MZ-Redakteur Julius Lukas traf den Rentner, der nicht nur ungewöhnlich wohnt, sondern auch eine bewegte Vergangenheit besitzt.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 2 – „Henkers Heim“

Ausgabe: Freitag, 31. Juli 2015

Als Scharfrichter von Eckartsberga stellt sich Frank Hoppe, der eigentlich Orthopädietechniker ist, vor – ganz in der Tradition seiner Wohn-Vorfahren. Denn seine Frau Ines und er leben dort, wo einst die Scharfrichter von Eckartsberga hausten. MZ-Redakteur Julius Lukas wagte sich in das alte Fachwerkhaus, in dem zum Teil noch Beile und Messer an der Wand hängen.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 3 – „Oase auf dem Dach“

Ausgabe: Freitag, 7. August 2015

Familie Knackstedt wohnt dort, wo einst Mehl lagerte, in einer ehemaligen Großbäckerei in der Weltkulturerbe-Stadt Quedlinburg. Ihre Dachterrasse ist eher ein Dachgarten – wohl der größte in ganz Quedlinburg, eine Oase von 120 Quadratmetern Fläche, mit Planschbecken, Hängematte und eigenem Komposthaufen. MZ-Redakteur Julius Lukas machte sich auf den Weg, den alten Backsteinbau zu entdecken.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 4 – „Auf kaiserlichem Hügel“

Ausgabe: Donnerstag, 20. August 2015

Das Haus von Familie Haensel hat keine Ecken, denn das Ehepaar wohnt in einer ehemaligen Mühle im Salzlandkreis-Örtchen Crüchern. Ihr Heim ist nicht nur rund, sondern sogar kaiserlich. Denn auf dem Hügel, auf dem sie steht, machten schon Napoleon und Wilhelm II Station. MZ-Redakteur Julius Lukas erklimm den 109 Meter hohen Mühlberg, um die Familie zu treffen.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 5 – „Kleines Kraftwerk“

Ausgabe: Montag, 24. August 2015

Das Solarhaus von Dirk Mälzer im Norden von Merseburg war eines der ersten im Osten Deutschlands mit Solarzellen auf dem Dach. Es erzeugt Strom für mehrere Haushalte. Die 50 Quadratmeter große Anlage soll auch Vorbild sein. MZ-Redakteur Julius Lukas traf den Mann mit der stetig laufenden Geldanlage, die fleißig neuen Strom produziert.

Multimedia: Fotogalerie, Video

Noch Fragen?

Hartmut Augustin, Chefredakteur, Telefon: 0345/565-4200, E-Mail: hartmut.augustin@mz-web.de

Teil 6 – „Leben unterm Kirchturm“

Ausgabe: Montag, 31. August 2015

Klaus und Christina Gerner leben stattlich – in einer Kirche. Die einstige Ruine in Warmsleben (Salzlandkreis) haben sie vor 25 Jahren in Eigenregie restauriert. Heute vermietet das Ehepaar die obere Etage als Pension. MZ-Redakteur Julius Lukas erfuhr von Rückschlägen und Lösungen nach dem Prinzip: Selber machen.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 7 – „Der Bahn-Bauernhof“

Ausgabe: Dienstag, 8. September 2015

Einst hielten dort Züge, jetzt kommt dort nur noch selten jemand vorbei. Familie Anton-Scharapenko lebt seit Jahren in Globig im Landkreis Wittenberg in einem ehemaligen Bahnhofsgebäude – und fühlt sich sehr wohl. MZ-Redakteur Julius Lukas traf das Ehepaar auf dem 15000 Quadratmeter großem Grundstück.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 8 – „Geheimer Speicher“

Ausgabe: Montag, 21. September 2015

Ingo Weise lebt in einem 37 Meter hohen Kornspeicher in Wittenberg, den er eigentlich gar nicht haben wollte. Doch der Orkan Kyrill machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Der Wittenberger erzählt MZ-Redakteur Julius Lukas von den Herausforderungen beim Umbau in Sachen Zeit, Geld und Baugenehmigungen.

Multimedia: Fotogalerie, Video, Panoramabild

Teil 9 – „Leben im Lehmhaus“

Ausgabe: Samstag, 26. September 2015

Das Lehmhaus, in dem Jörg Singer mit seiner Familie lebt, hätte aufgrund seines schlechten Zustands eigentlich abgerissen werden müssen. Doch der 51-Jährige entschied sich für den Wiederaufbau und ging in seiner Leidenschaft für Lehmhäuser auf.

Multimedia: Foto, Video, Panoramabild



Seit 1947 liegt das Wohnschiff von Manfred Fabich schon am Rand des Salzlandkreis-Örtchens Mukrena. Die ersten 20 Jahre schwamm es sogar noch in der Saale, dann wurde es an Land geholt.

FOTOS (2): ANDREAS STEITLER

Auf dem Trockenen

MZ-SERIE - TEIL 1 Manfred Fabich wohnt in einem Hausboot. Wasser hat er allerdings nicht unter dem Kiel.

VON JULIUS LUKAS

MUKRENA/MZ - Boote gehören ins Wasser - eigentlich. Bei Manfred Fabich ist das nämlich etwas anders. Der 76-Jährige lebt mit seiner Frau auf einem Boot. „Aber nicht an einem Fluss oder See“, wie er bereits am Telefon sagt. „Wir liegen auf dem Trockenen, seit vielen Jahren schon.“ Ein außergewöhnliches Zuhause! Um es im Augenschein zu nehmen, geht es nach Mukrena. Das kleine Salzlandkreis-Örtchen, das zu Könnern gehört, befindet sich am Ostufer der Saale. Gegenüber thront das Schloss Altleben. Eine Schotterstraße führt im Bogen an den Ortsrand. Einst floss hier ein Arm der Saale. Jetzt breiten sich weite Wiesen aus.

Am Ende des steinigen Wegs liegt es dann, das Boot. Der Rumpf ist schwarz, die Verklebung weiß. Und drumherum schlängelt sich eine kleine Reling - wie bei einem normalen Schiff. Nur verschwindet der Boden nicht im Wasser. Auf der einen Seite steht das Boot auf Steinstützen, auf der anderen ist es in der Erde vergraben. Es liegt tatsächlich auf dem Trockenen. Wie aber kam es nur dahin? „Das kann ich Ihnen erklären“, sagt Manfred Fabich. Er wartet bereits am Eingangstor zu seinem Grundstück - ein älterer Herr mit wachen Augen und einem Lächeln auf den Lippen. Es geht entlang des Bootes, das - von der Seite gesehen - sofort wieder zu Wasser gelassen werden könnte. Nur die Enden verraten, dass das nicht möglich ist. Sie sind verbaut, mit einem Schuppen und einer Terrasse. Auf der sitzt Fabichs Frau Margit. Die beiden sind seit 1957 verheiratet. „Damals schwamm unser Boot noch“, erzählt die 76-Jährige gut gelaunt.

Um zu erklären, wie es an Land kam, holt das Paar etwas aus. Die

Lebensräume

Wohnen in der Kirche, in einer Windmühle oder auf dem Hausboot? Die MZ stellt außergewöhnliche Wohnorte und die Menschen, die darin leben, vor.



28 Meter ist das Boot lang. Der Flur könnte eine Kegelbahn sein.

Geschichte des Bootes hat viel mit dem Leben von Manfred Fabich gemein. Er kommt aus einer Breslauer Schiffer-Familie. Sein Vater war auf der Oder unterwegs. 1944 fliehen sie vor der Sowjet-Armee. Fabich war da acht Jahre alt. „Wir reisten mit dem Schleppkahn Richtung Westen“, erinnert er sich. Sie hatten die Wahl zwischen Hamburg, Hildesheim und Halle. „Wir entschieden uns für Halle, weil es dort keine Bombenangriffe gab“, erzählt Fabich. Allerdings versperrten die Amerikaner den Weg. Sie kamen nur bis Mukrena. „Und hier sind wir geblieben.“

Die ersten zwei Jahre lebte die Familie auf dem Schleppkahn, sie fuhr mit dem Vater die Flüsse rauf und runter. „Dann war es meiner Mutter zu viel.“ 1947 wurde ein kleines Hausboot gekauft und wenig später eingetauscht - gegen genau das Boot, auf dem die Fabichs heute noch wohnen. „Ein niederländisches Fabrikat aus den 40er Jahren, 28 Meter lang und sechseinhalb Meter breit“, sagt Fabich. Die ersten 20 Jahre schwamm das

Wohnschiff noch auf der Saale - bereits an der Stelle, wo es sich heute befindet. „Hier war damals ein Altwasser-Arm“, erzählt Margit Fabich. Ihr Mann steht auf und zeigt die einstige Uferkante, die direkt unter der Terrasse verläuft.

Zu DDR-Zeiten wurde der Flussarm allerdings zugeschüttet. „Die Saale war durch Industrie-Abwasser stark verschlamm und musste immer wieder ausgebagert werden“, erklärt Fabich. Der Dreck vom Flussgrund sei in den Armen abgeladen worden. 1967 war der Pegel dann so niedrig, dass sich die Fabichs entschieden, das Boot auf Land zu setzen. Bei Hochwasser manövrierten sie es auf eine präparierte Fläche. „Und als der Pegel wieder sank, lag das Schiff auf dem Trockenen“, sagt Fabich.

Fast 50 Jahre ist das her. Wasser unter dem Kiel hatten die Fabichs in der Zeit trotzdem. Seit 1950 arbeitet Fabich wie sein Vater als Binnenschiffer. Seine Frau, die eigentlich Friseurin gelernt hatte, folgte ihm auf das Boot, als Sohn und Tochter aus dem Kleinkindalter raus waren. „Sie ist meine Mutterin gewesen“, erzählt Fabich. Gemeinsam befruchten sie die Flüsse der DDR. Erst mit dem Schleppkahn des Vaters und dann, ab Mitte

der 70er Jahre, mit einem Motorschiff, der MS „Herta“.

Zu DDR-Zeiten waren die Fabichs mit ihrem Boot eines der wenigen privaten Schiffsunternehmen. „Das hat aber keinerlei Vorteile gebracht“, sagen sie. Die Aufträge wurden zentral verteilt. Streng nach Wirtschaftsplan der DDR. „Ob sich das für uns gelohnt hat, war völlig egal.“ Mit der Wende änderte sich das natürlich. „Ab da konnten wir frei entscheiden, welche Aufträge wir mit unserer Herta annehmen“, erinnert sich Fabich. Bis nach Hamburg und in den Rhein seien sie gekommen. „Schöne Jahre waren das“, sagt er. 1999 war dann allerdings Schluss. Die MS „Herta“ wurde verkauft - sie ist heute ein Restaurantsschiff in Eckernförde (Schleswig-Holstein).

Die Zeit auf nassem Untergrund sollte damit eigentlich vorbei sein. Doch einmal kam ihnen das Wasser noch gefährlich nah - bei der Juniflut 2013. „Die hat uns fast das ganze Haus zerstört“, sagt Manfred Fabich. Er führt durch den langen Kahn im Inneren seines Heims. Auf

„Nur ein bisschen zu groß ist es. Die Hälfte würde uns reichen.“

Margit Fabich

MULTIMEDIA
Mehr Bilder, 360-Grad-Panorama, Video

Faszinierende Einblicke in ungewöhnliche Wohnorte gibt die Mitteldeutsche Zeitung in der neuen Serie „Lebensräume“.

Noch viel mehr multimediale Inhalte wie weitere Bilder des Wohnschiffes von Manfred Fabich aus Mukrena im Salzlandkreis, ein atemberaubendes 360-Grad-Panorama sowie ein Video finden Sie, liebe Leser, im Internet. Schauen Sie rein und lassen Sie sich faszinieren unter der Adresse www.mz-web.de/lebenstraume



der rechten Seite gehen die Räume ab. Man fühlt sich wie auf einem Kreuzfahrtschiff, auf dem Kajüte an Kajüte liegt. In den Zimmern erinnert aber kaum etwas an das Leben auf See. Es sieht aus, wie eine ganz normale Wohnung - mit Couch, Schrankwand und Flachbildfernseher. „Das Boot wurde ja zum Wohnen gebaut“, erklärt Manfred Fabich. Es unterscheidet sich deswegen nicht von normalen Häusern. „Nur ein bisschen zu groß ist es“, sagt Margit Fabich. „Die Hälfte würde uns reichen.“

Was man der Einrichtung aber doch ansieht, ist die Flut. Die Möbel sind nämlich fast alle neu. Um zu verdeutlichen, wie schlimm sie das Hochwasser 2013 getroffen hat, geht Manfred Fabich hinter sein Boot. Dort ist ein kleiner Garten und viel weite Landschaft. Entfernt kann man die Saale sehen. „Das war damals alles ein See“, erzählt Fabich und deutet über die Felder. Das Wasser, es habe so hoch gestanden, dass es durch die Fenster schwappte. „Damals haben alle gesagt: Ihr habt doch kein Problem,

Ihr wohnt doch auf einem Boot“, erinnert er sich. Ein Trugschluss. „Im Boden sind Löcher für Strom und Wasser. Schwimmen kann unser Boot schon lange nicht mehr.“

Die Zerstörungen der Flut ließen vor allem Margit Fabich am Wohntraum Hausboot zweifeln. „Meine Frau wollte schon aufgeben“, erzählt Fabich. Aber sein Sohn habe das nicht zugelassen. „Der meinte: Hier sind wir groß geworden, das bauen wir wieder auf.“ Sie richteten alles neu ein und bewegten sogar das Boot ein letztes Mal.

Manfred Fabich steht jetzt unter seinem Haus. Er baut hier Tomaten an. Zwischen den Pflanzen wachsen die Steinstützen in die Höhe, die sein Haus tragen. „Die waren vor dem Hochwasser noch 80 Zentimeter tiefer“, erzählt er. Zusammen mit seinem Sohn habe er das Schiff angehoben. Wagenheber aus der nahe gelegenen Werft hielten den Kahn. Es sei eine ganz schöne Arbeit gewesen. „Aber jetzt halten wir noch so eine Flut aus“, sagt Fabich. Die Erleichterung spürt man ihm an. Seit 1947 lebt er auf diesem Boot. Es zu verlassen, wäre für ihn nicht vorstellbar gewesen.

Im nächsten Teil der Serie stellen wir das Scharfrierhaus in Eckartsberga vor.



Der Bahnhof von Globig wurde 1993 stillgelegt. Zehn Jahre später zogen Dirk Anton und Sylvaine Anton-Scharapenko ein. Tochter Rosina und Hund Fie kamen erst später hinzu.

FOTOS: DI ANDREAS STEFFLER

Der Bahn-Bauernhof

MZ-SERIE - TEIL 7 Familie Anton-Scharapenko wohnt, wo bis 2012 noch Züge hielten. Nun ist es dort paradiesisch ruhig.

VON JULIUS LUKAS

GLOBIG/MZ - Eine Geschichte zu ihrem Bahnhof, sagt Sylvaine Anton-Scharapenko, müsse sie unbedingt los werden. Sie spielt im Winter 2008. Es ist bitterkalt damals. „Ich war gerade draußen, zum Holzhacken“, sagt sie. Plötzlich sei ein schwarzer Wagen vorgefahren. Sehr groß, sehr schick. Ein gut angezogener Mann stieg aus. „Ich stand da, dick eingepackt, mit meiner Axt in der Hand und einer Fellmütze auf dem Kopf und dachte: Was will der denn hier.“ Doch der Mann habe sie keines Blickes gewürdigt, sondern sei gleich auf ihren Bahnhof zugerannt. „Dann hielt er an und schrie: Das sieht ja aus wie Russland 1910.“

Die kleine Episode, die amüsiert Sylvaine Anton-Scharapenko noch immer. Dabei wäre der Russland-Vergleich für viele Eigenheimbesitzer gar nicht so schmeichelhaft. Doch zu ihrem Bahnhof, der etwas abseits des kleinen Dorfes Globig im Landkreis Wittenberg liegt, habe er gepasst. „Damals lebten wir ja wirklich etwas vormodern“, sagt die selbstständige Kunsthandwerkerin. Und auch heute noch müsse sie im Winter Ofenholz hacken. „Aber das ist es ja gerade, was das Leben hier so besonders macht.“

Es ist kein ganz gewöhnliches Dasein, das sich Sylvaine Anton-Scharapenko, ihr Mann Dirk und Tochter Rosina auf dem Bahnhof eingerichtet haben. Diesen Eindruck gewinnt man bereits beim Betreten des 15 000 Quadratmeter großen Grundstücks, das sich die Familie 2003 gekauft hat. Als erstes begegnet einem nämlich ein Rudel Ziegen, das hinter einem Gitterzaun Heu verpeist. Ist man doch falsch abgelenkt und nicht auf einem Bahn-, sondern Bauernhof gelandet? Die Antwort folgt wenig später auf der Veranda des Backsteinbaus.

Dort sitzt Sylvaine Anton-Scharapenko. Um sie herum schwirrt Rosina - sechs Jahre alt, blondes Haar,

LebensTräume

Wohnen in der Kirche, in einer Windmühle oder auf dem Hausboot? Die MZ stellt außergewöhnliche Wohnorte und die Menschen vor, die darin leben.

Bisher erschienen:

1. Hausboot, 2. Scharfrichterhaus, 3. Mehlsilo, 4. Windmühle, 5. Solarhaus und 6. Kirche.

buntes Kleidchen. „Wir haben so einen schönen Felsenkeller“, erklärt die Hausherrin. Den wollte sie endlich mal nutzen. „Und dann dachte ich mir: Ich könnte dort Ziegenkäse herstellen.“ Aus der Idee wurde schnell Realität und so kam das blökende Begrüßungskommando auf das Bahnhofsgeände - nicht das einzige Getier, das sich auf dem Areal herumtreibt.

Zum erweiterten Familienkreis gehören noch zwei Hunde, drei Katzen, mehrere Kaninchen sowie zig Hühner, Enten und Wachteln. Hinzu kommen außerdem die vielen wilden Besucher. „Nattern, Rehe, Fuchs und sogar ein Wiedehopf“, zählt Anton-Scharapenko die Sichtungen der vergangenen Wochen auf. Deren Verhalten lasse allerdings zu Wünschen übrig. „Das Reh hat mir schon alle Rosen weggefressen“, erzählt die Hausherrin. Und der Fuchs trieb es noch etwas weiter. „Eines Tages stolzierte er mit meinem Lieblingshuhn im Maul am Haus vorbei.“



Neue Nutzung: Die Filz-Werkstatt von Sylvaine Anton-Scharapenko war zuvor die Gepäckhalle des Bahnhofs.

Doch dass die Tiere sich rund um den Bahnhof wohlfühlen, kann man ihnen nicht verdenken. Das Gelände ist ein wildromantisches Stück Natur. Millimetergenau gestutzter Rasen darf man hier nicht erwarten. Dafür volle Obstbäume, verwinkelte Gemüsegärten und dicht bewachsene Weiden.

Dabei hatte sich Anton-Scharapenko lange gar nicht vorstellen können, mal so abgeschrieben zu wohnen. „Ich war ja immer eine Stadtpflanze“, sagt sie. Aufgewachsen ist sie südöstlich von Berlin, in Fürstenwalde. Die Nähe zur Hauptstadt hört man ihr noch an. Mit 18 Jahren kam sie nach Wittenberg. Hier arbeitete sie erst als Meteorologin, dann bei der Umweltschutzorganisation „Nabu“. „Das Leben in der Stadt habe ich eigentlich immer gemisst“, sagt sie.

Doch dann entdeckten sie und ihr Mann, der in einem Chemiewerk arbeitet, den Bahnhof. „Wir waren ein paar Mal hier und verliebten uns immer mehr in das Gebäude und die Abgeschiedenheit“, sagt sie. Zwei Jahre verhandelten sie mit der Deutschen Bahn. 2003 kauften sie den Backsteinbau. „Damals fuhren hier sogar noch Züge.“

Das Gebäude sei zwar 1993 stillgelegt worden, aber bis 2012 war es noch Bedarfs-Haltepunkt. Den benutzte vor allem ihr Sohn Nathanael, der nicht mehr im Haus-

halt wohnt. „Er fuhr von hier immer zur Schule und später zur Lehre.“ Zwölf Bahnen kamen pro Tag vorbei. „Durch die wusste man auch immer, wie spät es ist“, sagt Anton-Scharapenko.

Mit dem Kauf des Bahnhofs bestimmte der auch ihr Leben. „Ich

MULTIMEDIA

Mehr Bilder, 360-Grad-Panorama, Video

Faszinierende Einblicke in ungewöhnliche Wohnorte gibt die Mitteldeutsche Zeitung in der Serie „LebensTräume“.

Noch viel mehr multimediale Inhalte zum Bahnhof der Familie Anton-Scharapenko in Globig finden Sie im Internet. Dort erwartet Sie eine große Bildergalerie, ein Video und ein atemberaubendes 360-Grad-Panorama. Außerdem können Sie auf unserer Website die ersten sechs Serienteile noch einmal nachlesen. Auch zu diesen Folgen haben wir zahlreiche zusätzliche Bilder und Videos ins Netz gestellt. Schauen Sie rein und lassen Sie sich faszinieren unter der Adresse:

www.mz-web.de/lebenstraume



wusste, dass wir fortan jeden verdienten Cent in das Haus stecken werden.“ Den ersten Sommer brachte die Familie in einem Zelt im Garten. Der Bahnhof war voller Schutt, es gab keine Fenster und Türen, weder Strom noch Wasser. „Alles was wir zuvor an Luxus hatten, war erst einmal weg.“

Nur langsam eroberten sie sich das Gebäude, kämpften sich Raum für Raum vor. Fenster und Türen wurden eingebaut, Leitungen gelegt, Brunnen gegraben, Öfen installiert. Mittlerweile haben sie sogar einen Internetzugang. „Der ist auch dringend notwendig“, sagt Anton-Scharapenko. Sie verkaufe nämlich ihre selbstgefilzten Sachen über einen Onlineshop und mehrere Internetportale.

Mit dem Aus- und Umbau fertig sind sie allerdings noch lange nicht. Bei einem Gang durch das Haus und über das Grundstück wirkt vieles noch unfertig und provisorisch. Aber ein Endstadium sei auch gar nicht das Ziel. „Uns ist

wiel wichtiger, die Möglichkeiten, die sich uns hier bieten, immer wieder neu zu nutzen“, sagt Anton-Scharapenko. Wie bei den Ziegen. „Da musste ich niemanden vorher um Erlaubnis bitten“, sagt die 47-Jährige. Wen hätte sie auch fragen sollen? Der nächste Nachbar wohnt in Globig, gut 20 Minuten Fußweg entfernt. Und das sei doch auch ein Stück Lebensqualität, meint Anton-Scharapenko, wenn man einfach machen könne, worauf man Lust habe.

Ach ja, und der Mann mit dem großen Auto, der eines Wintertages vor dem Bahnhof auftauchte? Das war ein Film-Scout, der einen Drehort für einen Film über den russischen Schriftsteller Leo Tolstoj suchte. „Der wurde dann aber auf einem Bahnhof ein paar Orte weiter gedreht“, erzählt Sylvaine Anton-Scharapenko. Der Grund: Das Gebäude dort war unbewohnt.

In der nächsten Folge der MZ-Serie geht es um einen Kornspeicher in Wittenberg.

Wenn der Bagger die Heimat frisst

Die Serie beschreibt die Wohnungs- und Mietpreisproblematik in der Stadt. Sie handelt von der Vertreibung der Bewohner aus ihren angestammten Vierteln.

Verdrängung ist das ehrlichere Wort

Im Dezember 2014 als Team vollständig neu formiert, war es uns ein Anliegen, als erstes selbst gesetztes Großprojekt eines der aus unserer Sicht drängendsten Probleme der Münchner Stadtgesellschaft anzupacken: die zunehmende Gentrifizierung der Stadt mit allen damit verbundenen Problemlagen.

In unserer Serie, die über einen Zeitraum von 25 Tagen lief, ging es deshalb nicht nur um die Wohnungs- und Mietpreisproblematik, sondern auch um die Vertreibung der angestammten Bewohnerschaft, oftmals der finanziell ohnehin schlechter gestellten Bürger. Thematisiert wurden unter anderem die schleichende Veränderung der Bewohnerschaft, die Antworten aus Politik und (Immobilien)-Wirtschaft, aber auch die Grenzen, die rechtlicher Rahmen und wirtschaftliche Zwänge auf die Akteure ausüben.

Die Serie mündete in eine Podiumsdiskussion, bei der unter Moderation eines SZ-Redakteurs Münchens Zweiter Bürgermeister, die Stadtbaurätin, ein Genossenschaftler, ein Vertreter der Immobilienwirtschaft und der designierte Intendant der Münchner Kammerspiele unter Einbeziehung der rund 250 am Thema interessierten Anwesenden die Problematik in kontroverser Debatte beleuchteten.

„Unbezahlbar schön“ war nicht zuletzt auch als ein „Paukenschlag“ zur Etablierung der neuen, erstmals mit eigener Lage für ganz München (statt nur für einzelne Stadtbereiche mit Wechelseiten) zuständigen Stadtviertel-Redaktion gedacht. Das Serienformat war zudem mit einem 360-Grad-Schwerpunkt unserer Online-Redaktion koordiniert.

Thomas Kronewiter



Noch Fragen?

Thomas Kronewiter, Teamleiter, Telefon: 089/2183-8651, E-Mail: thomas.kronewiter@sueddeutsche.de

Wenn der Bagger die Heimat frisst

Im Haus Nummer 10 an der Erhardtstraße haben sieben Familien viele Jahre ihres Lebens verbracht. Nun verlieren sie ihre günstigen Wohnungen. Ein Investor errichtet nach dem Abriss einen fast fünfmal größeren Neubau

VON HUBERT GRUNDNER

Ich wohne immer Erhardtstraße 10“, sagt Ömer Sakin und lächelt verlegen. In dem schief geratenen Satz schwingt etwas Irritierendes und zugleich Anrührendes mit. Hat doch der 69-Jährige gerade sinngemäß erklärt: Ich habe, seitdem ich 1969 nach München gekommen bin, ohne Unterbrechung mit meiner Frau Fatma im dritten Stock dieses Hauses gelebt. In dieser Zeit sind unsere zwei Kinder hier geboren worden. Doch jetzt ist endgültig Schluss. Wir müssen nach beinahe 50 Jahren unsere Wohnung räumen. Denn das an der Isar zwischen Fraunhofer- und Corneliusstraße liegende Gebäude wird abgerissen.

Nun kann Ömer Sakin – in gutem Deutsch – durchaus für sich selbst sprechen. Immerhin war er bis zur Rente 37 Jahre lang bei BMW als Maschinenarbeiter in der Endkontrolle angestellt. Doch die Anspannung der letzten Tage in der gewohnter Umgebung, die Vorbereitung des Auszugs sind ihm und seiner Frau anzumerken. Noch mehr hat ihnen aber die Ungewissheit zugesetzt, wie es weitergehen



wird. „Wir haben noch keine Wohnung gefunden“, erklärt das Ehepaar. Dabei hätten sie beinahe ein Jahr lang eine neue Bleibe gesucht. Nun haben sie eine Umzugsfirma damit beauftragt, ihren Hausrat abzuholen und einzulagern, und machen danach erst einmal Urlaub in der Türkei. Später wird der Vater bei der Tochter und die Mutter beim Sohn einziehen, die glücklicherweise in München eine Wohnung haben: „Uns bleibt keine andere Wahl.“

So wie die Sakins haben auch die anderen vier Parteien im Haus keine wirkliche Wahl. Nach dem Tod ihres Vermieters verkauften die Erben das Anwesen Erhardtstraße 10 an die Euroboden GmbH. Der neue Eigentümer entschied sich für Abriss und Neubau. Er begründete dies, verkürzt dargestellt, zum einen mit dem maroden Zustand der Immobilie. Zum anderen sah er die Verkehrssicherheit, Stichwort Brandschutz, als nicht mehr gegeben an. Vor allem aber soll „eine grobe Überprägung“ der Rückgebäude auf Kontaminationen zum Teil hohe Schadstoffbelastungen – Schwermetalle, Polyzyklische Aromatische Kohlenwasserstoffe, Mineralalkoholenwasserstoffe – ergeben haben. „Ursache der Vergiftungen könnte eine früher an Ort und Stelle betriebene Lackfabrik sein. Die Umstände lassen auch auf eine starke Kontamination des gesamten Grundstücks schließen“, heißt es im Schreiben der Euroboden. Darauf stützte die Grünwalder Firma eine Mietaufhebungs- und Räumungsvereinbarung: Für die Einwilligung, bis spätestens 31. Mai 2015 ihre Wohnungen zu verlassen, bekamen die Mieter im Gegenzug durchaus stattliche Abfindungen. Euroboden-Geschäftsführer Stefan Höglmaier sagt, man habe eine „einvernehmliche Lösung“ zwischen allen Beteiligten gefunden.

Gleichzeitig ist ihm bewusst, vor welche extremen Probleme der örtliche Miet-

markt inzwischen die meisten Menschen stellt. „Die Krux für uns als Stadtgesellschaft ist: Wenn wir die Stadtviertel attraktiver machen, löst das am Ende auch unerwünschte Gentrifizierungsprozesse aus.“ Anders formuliert: Da bebaubare Flächen knapp sind und die Nachfrage das Angebot weit übertrifft, explodieren die Preise, die Alt-Bewohner werden verdrängt.

Selbst Kunden aus der Mittelschicht, so Höglmaiers Beobachtung, stemmen den Kauf einer Immobilie oft nur noch mit Mühe. Wahrscheinlich werden auch die neuen Wohnungen an der Erhardtstraße für viele Normalverdiener unerschwinglich sein. Laut Höglmaier liegt seiner Firma be-

reits ein positiver Bauvorbescheid vor: Statt der bisherigen sieben Wohnungen mit rund 650 Quadratmetern Wohnfläche seien 25 Wohnungen mit etwa 3000 Quadratmetern Wohnfläche geplant.

Den Spielregeln des Immobilienmarktes kann sich auch die Euroboden GmbH nicht entziehen. Gleichwohl weiß Stefan Höglmaier um die Verantwortung von Politikern, Architekten und Investoren. „Die Stadt setzt sich aus allen Gesellschaftsschichten zusammen. Alle Bürger sollen ihr Grundrecht auf Wohnen ausüben können“, fordert er.

Rico Zick hat derzeit eher das Gefühl, dass ihm dieses Grundrecht verwehrt ist.

Gentrifizierung in der Stadt

Gentrifizierung, die Aufwertung der Münchner Stadtviertel, verdrängt die alteingesessenen Bewohner. Sie geht meist schleichend vor sich, geschieht aber nahezu flächendeckend. Kaum eine Woche vergeht ohne Berichte über Sanierungen, Umbauten, erzwungene Umzüge aufgrund explodierender Mieten. Die Beispiele sind längst keine Einzelfälle mehr: An der Türkenstraße 52/54 in der Maxvorstadt stemmten

sich über Jahre die Bewohner gegen die Pläne ihrer Vermieter, das Haus zu sanieren oder teilweise abzureißen und aus günstigen Wohnungen teure zu machen. An der Reifenstuelstraße 2 in der Isarvorstadt mussten 2013/14 viele der 16 Mietparteien nach einem Eigentümerwechsel und einer Kernsanierung weichen. An der Wagnerstraße 1 und 3 in Altschwabing fürchten die Wirte einer Kultkneipe und die Mieter eines

Er steht in seiner Wohnung im ersten Stock zwischen Kisten und Kartons. Unschlüssig wandert sein Blick von einem Eck ins andere. Es wirkt, als würde der freischaffende Künstler Inventur machen. Zwischen Möbeln, Kleidern und Büchern finden sich Arbeitsutensilien, Fotografien, Souvenirs, Dokumente – all die Dinge eben, in denen sich ein Leben materialisiert. Und davon hat sich seit 1978, als er mit seiner Frau und den zwei Töchtern einzog, eine Menge angesammelt. Zeitweilig, so erzählt der 59-Jährige, haben in der rund 140 Quadratmeter großen Wohnung sieben Personen gelebt. Die Miete war günstig. Allerdings musste er in dem sanie-

rungsbedürftigen Altbau auf eigene Kosten Küche, Bad und Böden herrichten. Zuletzt habe er, so Rico, ungefähr 1200 Euro warm gezahlt. Sein Geld verdiente der gelernte Holzbildhauer, Maler und Zeichner hauptsächlich bei Film-, Fernseh- und Theaterproduktionen, wo er Dekorationsbauten baute. Seit 2006 allerdings, nach zwei Herzinfarkten, muss er von 180 Euro Frührente und privaten Rücklagen leben. Auch er hat vergangenes Jahr die Abfindung akzeptiert und sucht seitdem nach einer neuen Unterkunft. Reihenweise habe er sich auf dem freien Markt Absagen eingehandelt. Und wenn doch ein Angebot kam, sei es entweder für ihn unbezahlbar oder zu weit „in der Pampa“ gewesen: Ohne eigenes Auto oder mit schlechter Anbindung ans öffentliche Nahverkehrsnetz komme er nicht zu seinen Ärzten.

Besonders erbot hat ihn das Wohnungsamt. Dort sei ihm, anstatt zu helfen, unverblümt geraten worden, „hau erst mal das Geld von der Abfindung raus und dann kannst du dich ja beim Sozialamt melden“. Noch ist es nicht soweit, noch zwingt er sich zum nächsten Schritt: Von einer Umzugsfirma lässt er seinen Hausrat in Obergiesing einlagern. Stolle 340 Euro monatlich für 14,5 Quadratmeter Depot kostet ihn das. „Ansonsten werde ich weiter nach einer Wohnung schauen, es hilft ja nichts.“ Bis dahin darf er bei einer Bekannten auf dem Sofa schlafen.

Für Hasan Demir, der seit 1973 an der Erhardtstraße 10 lebt, und seinen Sohn Hakan im dritten beziehungsweise zweiten Stock flüchtling eine Schonfrist: Da in beiden Haushalten schulpflichtige Kinder sind, dürfen sie bis zum Beginn der Sommerferien bleiben. Eine echte Perspektive haben aber auch sie nicht. „Was sollen wir machen?“, fragt Hasan Demir.

„Wir hatten nur zehn Monate Zeit, um eine Wohnung zu suchen.“

Und dann ist da noch in der Erdgeschosswohnung Gülsüm Ylmaz, 51, mit ihren Töchtern Esra, 31, und Elif, 28, beides gebürtige Münchnerinnen. Ihre Sachen sind gepackt, jetzt stehen die drei Frauen im Hinterhof, reden zum letzten Mal mit den Nachbarn. Am nächsten Morgen soll auch ihr bisheriges Heim ausgeräumt werden. „Wir hatten nur zehn Monate Zeit, um eine Wohnung zu suchen“, sagt Elif. Vom Wohnungsamt seien sie bloß vertröstet worden. Daran habe auch ein Empfehlungsschreiben von Oberbürgermeister Dieter Reiter (SPD) nichts geändert. Das Verhalten der Behördenvertreter empfindet Elif als verletzend: „Es war unvergänglich, wie mit uns zum Teil umgegangen wurde. Die haben so getan, als hätten wir den Verlust der Wohnung selbst verschuldet. Das haben wir uns doch nicht ausgesucht“, schimpft die temperamentvolle junge Frau. „Und was soll ich mit meinem Hund Kiaa machen?“, habe sie gefragt, weil ja fast kein Vermieter noch Tiere dulde. „Geben sie ihn doch in ein Heim“, sei ihr geantwortet worden, sagt Elif und fügt hinzu: „Wenn die Stadt schon keine Wohnungen baut, dann darf sie eben auch den Abriss des Hauses nicht erlauben.“

Bis vor kurzem hatte es noch so ausgesehen, als könnte die Familie Ylmaz zumindest Übergangsweise bei einer Freundin unterkommen. Das habe sich aber zerschlagen. „Wir werden obdachlos sein“, befürchtet die Mutter. Zuletzt habe man sich sogar Ferienwohnungen angeschaut, erzählt ihre Tochter Esra. Ob es damit klappt, wussten sie am Tag vor ihrem Auszug immer noch nicht, sie warteten auf einen Rückruf. Und wenn die Antwort „Nein“ lautet? „Ein Plan B existiert nicht“, sagt Esra. Sicher ist nur, dass sie und ihre Familie weg sein werden, so oder so.

Fast 50 Jahre haben Fatma und Ömer Sakin (links) im Haus Erhardtstraße 10 gelebt. Sie und die anderen Bewohner müssen es nun verlassen – und haben trotz monatelanger Suche noch keine eigene neue Bleibe in München gefunden. Rico Zick (oben) kommt vorerst bei einer Bekannten unter.

FOTOS: STEPHAN RUMPF



„Verdrängung ist das ehrlichere Wort“

Teures München: Ein Gespräch über die zunehmende Gentrifizierung der Stadt, die historischen Ursachen, die Dynamik und die Möglichkeiten des Gegensteuerns

INTERVIEW: BIRGIT LOTZE

Ilse Helbrecht ist Professorin für Metro-polenforschung an der Humboldt-Universität zu Berlin und gilt als versierte Kennerin der Münchner Verhältnisse. Sie promovierte und habilitierte in München und war danach bis 2002 Privatdozentin am Geographischen Institut der Technischen Universität München.

SZ: Wie lange werden sich Menschen mit mittleren Einkommen München noch leisten können?

Ilse Helbrecht: In München ist das Thema Gentrifizierung keinesfalls neu, es gibt sie schon lange. In den Neunzigerjahren gab es von Empirica eine Studie zu Lebensqualität und Wachstumsstress. Dort hieß es, bald könne sich keine Krankenschwester,



SZ-Serie · Folge 3

auch kein Finanzberater noch München leisten. Wir hatten damals im Institut eine Postkarte hängen, sie war einfach schwarz. Darauf stand in weißer Schrift: „München, man gönnt sich ja sonst nichts“. Das bedeutet: Wer die Miete gezahlt hat, hat für anderes nicht mehr viel übrig.

Was ist Gentrifizierung?

Wissenschaftlich betrachtet ist es ein stadtteilbezogener Austausch- und Aufwertungsprozess. Verdrängung ist das ehrlichere Wort, Arm wird durch Reich ersetzt. Im Zuge der Verdrängung findet eine Aufwertung der Bausubstanz und der Infrastruktur statt. Dann kommen die Cappuccino-Läden und die Antiquitätenhändler. Schon in der Definition von Gentrifizierung steckt das soziale Problem: Einkommensstärkere verdrängen Einkommensschwächere.

Seit wann gibt es Gentrifizierung?

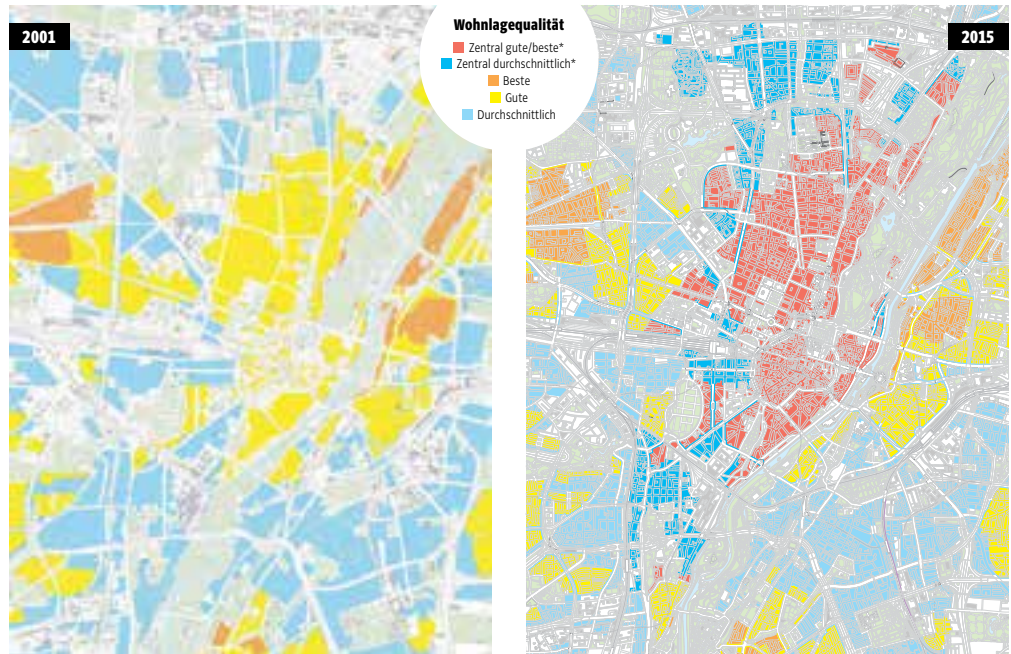
Der Begriff wurde vor 51 Jahren erstmals benutzt. Von Ruth Glass in London. Sie beobachtete, wie der Altbaugürtel, der sich kreisförmig um die Innenstadt herausgebildet hatte, aufgewertet wurde. Damals, zur Hochzeit der späten Industrialisierung, wohnten dort die vier großen „A“: Arme, Alte, Arbeitslose und Ausländer. Sie waren dort angesiedelt worden, damit sie es nicht weit zu ihren Arbeitsplätzen hatten. Dann kam die industrielle Krise, in den Städten wurde Platz frei, den die Mittelschichten und Reicherer nutzten, die bis dahin am Stadtrand gewohnt hatten. Das lief in vielen Städten so.

München hatte aber nie einen hochverdichteten Kern mit Industrie...

Nein, München hatte keine Schwerindustrie, aber die Stadt hatte auch ihre Arbeiterviertel um die Innenstadt, die sogenannten Glasscherbenviertel. München profitierte sogar von der industriellen Krise, die andere Großstädte erfasste. In den Sechzigerjahren erwachte sie London, New York, danach Deutschland. In den Achtzigerjahren hatte der Norden der Republik mit Bremen, Bremerhaven, Hamburg die Wertekrise, das Ruhrgebiet als stärkste industrielle Region geriet mit dem Niedergang der Montanindustrie in eine Subventionswelle nach der anderen. In den Zeiten, als die alten industriellen Zentren kriselten, erlebte München seinen größten Aufstieg.

Welche Gründe gibt es für Münchens eigen-

Die Entwicklung des Mietspiegels für München



SZ-Grafik: Hanna Eiden, Grafik: Socialreform München

*Die grandiose Auswertung der „zentral“ Wohnlage erfolgte erstmals im Mietspiegel für 2015.

ne Form der Gentrifizierung?

München war nicht Sitz der Schwerindustrie, aber mit der sogenannten weißen Industrie viel früher dran. Seit den Sechzigerjahren ist die Stadt konstant gewachsen. München profitierte enorm von der deutschen Teilung, vom Mauerbau. Betriebe wie Siemens verließen Berlin und zogen nach München. Hochkarätige Innovationsbetriebe siedelten sich an, Dienstleistung, Wissen und Information. Unterstützt durch die Rüstungsindustrie und die finanzielle Förderung dieser Hochtechnologie durch den Staat. Das war ein großer Vorteil für die Stadt.

Der Beginn von Laptop und Lederhose?

Ja, der Begriff wurde vom damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog erst später so formuliert. Aber München ist damals gleich dazu übergegangen. Doch es gab noch andere Formulierungen, die zeigen, dass München viele weiche Standortfaktoren hat: Arbeiten, wo andere Urlaub machen, zum Beispiel. Die traditionelle Verankerung, der oberbayerische Charme – das zog Dienstleistungsbetriebe an, bot sehr gute Voraussetzungen für Wissensökonomie.

Wie veränderte sich die Stadt?

Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel hat in den Sechzigerjahren schon richtig und klug erkannt, dass die Millionendorf-Struktur nicht aufrechterhalten werden kann und dass man München auf die Großstadt vorbereiten muss. Er hat die Olympischen Spiele geholt, dafür viel Geld vom Bund bekommen und das gezielt eingesetzt, um die Stadt verkehrstechnisch für weiteres Wachstum zu ertüchtigen. Städte nutzen das inzwischen sehr bewusst, wie die Olympischen Spiele in London 2012 erneut gezeigt haben. Aber München war da sehr früh dran, die Festivalisierung der Stadtpolitik professionell zu betreiben.

Aber die Neu-Münchner siedelten sich nicht in der Stadt an?

Zumindest in den Sechziger- und Siebzigerjahren nicht. Menschen, die neu in die Stadt zogen, gingen an den Stadtrand.

Reception Area nennen wir Wissenschaftler das, in München kennt man es als Speckgürtel. Wer es sich leisten konnte, wollte das Häuschen im Grünen, ohne den Lärm und Staub der Innenstadt. In München bildeten sich auch – ganz klassisch, wie in anderen Großstädten, meist entlang von Flüssen – zwei höherpreisige Achsen im Süden heraus mit zwei hochpreisigen Sektoren: Grünwald und Gauting bis zum Starnberger See.

Da stellt sich die Frage, was die glücklichen Frischluftgenießer jetzt wieder in der Stadt wollen?



Mit klarem Blick: Ilse Helbrecht gilt als versierte Kennerin der Münchner Verhältnisse. foto: wvvo

Das basiert auf vielen Faktoren. Erst einmal haben die Städte selbst eingegriffen und die Wohnviertel aufgewertet durch Städtebauförderung und Sanierung. Solange es da noch dreckig, dicht bewohnt und lärmig war, wollte da auch kaum einer von außen hin. Verdrängung findet, wie ge-

sagt, stark über eine Aufwertung der Bausubstanz und der Infrastruktur statt.

Und parallel dazu veränderte sich die Situation im Speckgürtel?

Die Idee vom Häuschen im Grünen basiert auf der klassischen Geschlechterrollenteilung: Der Verdienener fährt zur Arbeit, die grüne Witwe bleibt. Heute müssen die Bedürfnisse aber von zwei Arbeitsplätzen in einer Familie bedient werden. Das mit Kindern zu jonglieren, ist schwer. Dieses Problem löst sich oft durch Wohnen in der Innenstadt, als Doppelverdiener können sie sich das noch leisten. Die Frauen in den gentrifizierten Gebieten sind überdurchschnittlich häufig berufstätig, fast immer Akademikerinnen. Das hat auch eine sozialräumliche Studie für München gezeigt.

Was hat sich kulturell verändert?

Da hat ein Wertewandel stattgefunden. Urbanität hat heute einen höheren Wert, man möchte am kulturellen Leben teilhaben. Die Menschen wollen flanieren, haben Lust am Leben im öffentlichen Raum, es gibt Blade-Parades, Marathons und immer mehr Events im öffentlichen Raum. Der Gärtnerplatz etwa war früher in der Mitte des Rondells wie ausgestorben. Heute ist er ein Treffpunkt, die Menschen sitzen auf dem kleinen Stückchen Wiese und trinken Aperol Spritz aus dem Plastikbecher. Es gibt auch wissenschaftlich schon Diskussionen über eine Übernutzung des öffentlichen Raums.

Wo endet die Gentrifizierung in München?

Bei Wachstum pur kann das bitterböse werden. Alle Probleme, die München derzeit hat, sind auch Folgen des Wirtschaftswachstums. In London gibt es Probleme im Verkehr und Wohnungsmarkt, von denen München heute noch gar keine Vorstellungen hat. Nach oben sind der Entwicklung leider keine Grenzen gesetzt. Das Preistreiben wird seit der globalen Finanzkrise 2008 zusätzlich verstärkt, weil viele Menschen ein sicheres Investment in

Immobilien suchen.

Wie kann man gegensteuern?

München hat eine positive Tradition, gegen die Verdrängungsmechanismen anzugehen. Man muss es schaffen, sich Flächen zu sichern und sie der Normallogik zu entreißen. Die Wertsteigerung findet über private Investoren statt, aber Baurecht und Planungsrecht zu schaffen, ist ein staatlich hoheitsrechtlicher Akt. Planungsmehrwert schaffen und sozialpolitisch abzuschöpfen – das ist München sehr gut unterwegs.

Gibt es positivere Szenarien als London?

Ja, Wien. Das geht zurück auf alte Traditionen. Seit den Zwanziger-, Dreißigerjahren werden dort Gemeindewohnungen geschaffen. Damals gab es das in München noch nicht, aber Wien drohte als Industriemetropole zu explodieren. Wohnraum für Arbeiter wurden knapp, der spekulative Wohnbau wuchs. Wien hat bereits damals Initiativen für eine Genossenschaft ergriffen und sich für kommunalen Wohnungsbau eingesetzt. Die Stadt hat heute zirka 400 000 Wohnungen und ist Europas größter Vermieter – das sichert günstigen öffentlichen Wohnraum.

Sind wir da auf dem richtigen Weg?

In Deutschland haben viele Städte in den vergangenen Jahren ihr Tafelsilber – Flächen und Wohnungen – sogar verkauft. Aber die Hoheit über Immobilien in der eigenen Stadt ist die Bastion, um Verdrängungsmechanismen des Marktes standhalten zu können. Nur dann kann man gestalten, sonst hat man außer dem Planungsrecht keine Möglichkeit mehr. Das muss nicht unbedingt die Stadt machen, Stiftungen und Genossenschaften können das auch. Diese Ideen werden gerade wieder stark. Und das ist wichtig, das ist die stärkste Möglichkeit gegen Verdrängung.

Am Mittwoch lesen Sie, warum Phillip Kosterhos das Pasinger Velo-Café schließen musste.

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen

ZUKUNFT

**Das Vorausdenken fördern,
zum Mitdenken anregen**

Es ist sicher nicht Aufgabe der Zeitung, die Zukunft vorherzusagen. Wohl aber hat sie zu fragen, wie sich Stadt und Region auf zukünftige Herausforderungen vorbereiten. Sie hat zu mahnen, wenn die Verantwortlichen vorhersehbare Entwicklungen nicht zur Kenntnis nehmen. Vorhersagen, die sich auf ganz Deutschland beziehen, gibt es zuhauf. Sie herunterzubrechen auf die Region, ist die eine Aufgabe; die andere, sie mit lokalen Besonderheiten auf einen Nenner zu bringen. Die Zeitung kann sich als Forum anbieten, Fakten ausbreiten und nachvollziehbar machen. Sie kann das Vorausdenken fördern und zum Mitdenken der Bürger anregen. Und sie kann die entscheidenden Fragen stellen: Wie viel Staat darf weiterhin sein? Was macht Stadt, Dörfer, Regionen lebenswert? Wo sind die Visionen die es wert sind, weiter gedacht zu werden?

Wie wir in 20 Jahren leben wollen

200 Seiten widmen alle Lokalredaktionen der Frage, wie die Region in 20 Jahren aussehen wird. Die Leser diskutieren eifrig mit, sie haben ihre eigenen Vorstellungen, wie die Heimat in Zukunft aussehen soll.

Heimat ist Zukunft

„Heimat in Zukunft – Wie wollen wir leben 2035?“ lautete die Frage, die sich alle zwölf Lokalausgaben, der Mantel und rhein-zeitung.de gemeinsam stellten – und in die Beantwortung letztlich unsere Leser/User einbezogen: Sechs Wochen lang, von Mitte Oktober bis Ende November 2015, erschienen dabei rund 200 Seiten mit mehreren hundert Beiträgen. Daran beteiligt waren rund 50 Redakteure, plus Volontäre, Fotografen, Grafiker und freie Mitarbeiter.

Eine zehnköpfige Arbeitsgruppe aus engagierten Kolleginnen und Kollegen aus allen Redaktionsbereichen hatte die Serie in sechs Themenschwerpunkte gegliedert: „Gesundheit und Pflege“, „Soziales und Gemeinschaft“, „Wohnen und Leben“, „Versorgung und Verkehr“ sowie „Arbeit und Wirtschaft“. Diesen Themenwochen vorausgegangen war eine Basiswoche „Daten und Demografie“, in der wir unsere Leser mit den grundlegenden Fakten und demografischen Trends vertraut machten.

Dabei konnten wir auf bis dato unveröffentlichte aktuellste Prognosen des Statistischen Landesamtes für das Jahr 2035 auf Ebene der Verbandsgemeinden zurückgreifen. Die konkrete differenzier-

te Aussteuerung der Serie oblag den Redaktionen selbst. Damit trugen wir den lokalen Bedürfnissen in unserem (auch in Demografiefragen) höchst heterogenen Verbreitungsgebiet Rechnung.

In der Komposition der Serie war uns von Anfang an ein sympathischer, augenzwinkernder und „anheimelnder“ Gegenpol zur nüchternen Statistikpräsenz wichtig. Dies scheint uns über eine begleitende Fotoaktion unter dem Titel „Wir sind Heimat“ gelungen zu sein. Dabei konnten Leser mit ihren Familien ein fotografisches Bekenntnis zu ihrer Heimat ablegen und das Motiv auf rhein-zeitung.de hochladen. Auf unserer Online-Plattform wurde die Serie durch z.T. interaktive Grafiken ergänzt.

Zum Ende der Serie hatten unsere Leser noch einmal in besonderer Form das Wort: Zusammen mit der Entwicklungsagentur Rheinland-Pfalz forderten wir sie auf, unseren Serien-Untertitel zu beantworten: „So wollen wir leben 2035!“ Einen Tag lang luden wir Interessenten unterschiedlicher Altersgruppen, Regionen und sozialer Schichten ins Druckhaus nach Koblenz ein, um in einem „Zukunftscamp“ ihre Vorstellungen von einem Leben 2035 in Eifel, Hunsrück

oder Westerwald zu entwickeln – unter fachkundiger Moderation des renommierten „Zukunftsinstituts Workshop“. Begleitet – und für die Folgeberichterstattung optisch prägend – wurde das Experiment von einem „Graphic Recorder“, zu sehen auch in unserem Video für rhein-zeitung.de.

Peter Burger



Themenwochen

2035

Heimat in Zukunft

Kommen Sie mit uns in die Zukunft: Sechs Wochen lang haben wir vorausgeschaut, wie das Leben 2035 aussieht. Wir präsentierten Prognosen, entwarfen Szenarien, zeigten Chancen und Risiken auf. Wie leben wir in 20 Jahren? Wie sieht unsere Heimat im Jahr 2035 aus?

Noch Fragen?

Peter Burger, stv. Chefredakteur, Telefon: 0261/892 400, E-Mail: peter.burger@rhein-zeitung.net

Plus, Video, Berichte auf www.chein-jetting.de/westerwald-ecite

Heute in 20 Jahren: Dienstag, 27. November 2035

Tagesablauf 24 Stunden im Leben der Jessica Waldbrink aus dem Westerwald - Ein Tag zwischen technischen Neuerungen und sozialem Engagement

Von unserem Chefredakteur
Markus Kitzler

Westerwald. Wie lebt es sich künftig in unserer Region? Wie sieht ein ganz gewöhnlicher Tag in einem kleinen Dorf aus? Wie gestalten sich Jessica Waldbrink durch den 27. November - fast ein Jahr, bis Blick in die Glaskugel zwischen Realität und Vision. Was ist möglich, was bleibt unverändert? Vielleicht könnte diesen Tag mitten im Westerwald so sein zu stellen, als wäre...



Kommen Sie mit uns in die Zukunft: Sacha Wocher lang haben wir vorangesehen, wo das Leben 2035 aussieht. Wir präsentieren Prognosen, erwehnte Szenarien, angere Chancen und Risiken auf. Wie leben wir in 20 Jahren? Wie sieht unsere Heimat im Jahr 2035 aus?

07:00 Uhr Jessica hat den Kampf gegen den Schlaf gewonnen und ist der Weg ins Badezimmer. Sie legt die Hand auf ihren implantierten EKG-Chip im Zungenring auf dem Rand des Waschbeckens. „Der britische König William beginnt heute seinen Staatsbesuch in Deutschland.“

„Der britische König William beginnt heute seinen Staatsbesuch in Deutschland.“
Die wichtigsten Infos zum Tag gibt es hier: [Aufgaben zur Gegenwart](#)

mal ist es eine Passionsstunde, die sie mit Informationen versorgt. „Du wirst 62,4 Kilogramm. Dein Blutdruck beträgt 130/85, und dein Puls liegt bei 72.“ Versteht nicht diese Schilddrüsenwerte. Ich verstehe die Daten gar nicht.“

07:52 Uhr Nach einer 20-Minuten Dusche und dem täglichen Wellness-Schrittessen kommt Jessica frisch geföhnt am Frühstückstisch Platz. Ihr Mann Marvin hat schon vor zwei Stunden das Haus verlassen. Er hat diese Woche Privaturlaub in seinem französischen Urlaubshaus in der Halbinsel, das sich 2029 im internationalen Gewerbegebiet IV nahe der ICE-Stadt in Mainzhausen angegliedert hat. Natürlich hat er vorher ein nettes „Bed-Breaker“ trache Crosswalk gekauft und das Korbweid geschickt und natürlich hat er beim Aufbruch dem Schlaftrunkenen Schlüssel abgenommen. Heute seine Frau nicht wach wird - und auch nicht sein altes Gesicht erheitert.

08:34 Uhr Nach einem simpligen Frühstück, der Lektüre der Tageszeitung auf dem Tablet mit individualisierten Schlüsselinformationen und einer elektronischen Zigarette aktiviert Jessica die im Esszimmer installierte „Clean-and-Clean“-System. „Selbstorganisierte Häuser - wie haben die Leute das bloß vorher herbeikommen?“, denkt sich die neugierige Einzelhandelskauffrau. Diese Erfindung gibt ihr Zeit, viel Zeit.

09:45 Uhr In ihren Gedanken wird das selbst fahrende Auto vor der Haustür fahrig. Jessica klickt mit dem Verknüpfungs-Hausen meist auf das „Delivery-Board“, das ihr gestern Abend bewährte Lebensmittellieferung per Drohne bis 20:32 Uhr ankündigt. Dann spricht sie eine Nachricht für Sohn Janus, der heute erst zur sechsten Stunde des „Schind-Screen“ des Per-Cytron-Hausen verschoben ist und sich nicht den Weg in den Tag geteilt hat. „Versteht den Einkauf in der Bibliothek und hat den Clean-epi-

Drohnal die Woche eingepreist sich die beiden Personen in der Nachbarnschleife. Sie begleitet Senoren bei Behinderungen, in die Apotheke oder zur Bank. Ab Klitoris kochen sie gemeinsam mit dem älteren Menschen, essen zusammen, halten Schützchen, spielen mit zwei Kindern Solar-Carona.

14:15 Uhr Die interaktiven Spielkarten sind eingepackt. Die drei älteren Damen und die beiden Senoren, die Jessica mit Lea im Mehrgenerationenhaus im „Nachmittag regelmäßig besuchen, haben heute wieder viel gelacht. Vor acht Jahren hatte sich Jessica entschlossen, ihren Job aufzugeben und sich sozial zu engagieren. Zum gleichen Zeitpunkt bekam ihr Mann das Angebot von der städtischen Finanzabteilung um eine Gehaltserhöhung, die ihnen Gelderstattung zubilligt.

14:20 Uhr Jessica und Lea warten vor der Tür des Mehrgenerationenhauses auf den Selbstläufer, der für 14:22 Uhr geordnet ist. „Kommst Du noch zum Weihnachtsbesuch?“, fragt Lea. „Ich kann das Air-

Arbeitsplätze bis 12 Uhr
LICHTKOMPETENZ
* auf über 2.000 m² *
TRAPPLEUCHTEN
LICHT | MOBIL | ANSCHLUSSE
ANSPRACHE: 01 70 30 30 30 30

to noch bis 17 Uhr nutzen.“ „Geld wieder nicht, um halb vier habe ich einen Arzttermin“, bedauert Jessica. „Können die ständige Arztpraxis nicht zugehen in Euer Dorf?“, fragt Lea verwundert. „Stimmt, aber ich bin heute beim Tele-Mediziner - und den Termin kann ich einfach abgeben, denn ich warde schon mit sechs Tagen da.“

14:44 Uhr Jessica ist wieder zu Hause. Auf dem Family-Carve-System-Busd steht für sie eine individuelle Nachricht von Janus. Sie streicht mit ihrem EKG-Chip über die Oberfläche. „16:00“, klickt ihr ein junger Mann in Vollsize und Dreierfarbe gelächelt entgegen.

„Ich bin mit Shanna und Mithras zum Cyber-Skiing nach Köln unterwegs. Warte nicht mit dem Abendessen. Ungern, als ich die Betondecke in den Röhrenschlucht gelegt habe, ist der Acker langgezogen. Warum, weiß ich auch nicht.“

19:29 Uhr Jessica hat den Betenschluck verstanden, sitzt vor dem Tablet und wartet darauf, dass sich ihre Ärzte aus dem medizinischen Versorgungssystem vor den Türen von Altenheimen erheben. Praktisch hat sie Zeit für sie. Per EKG-Chip sendet Jessica dem Gesundheitsamt, das Maßnahmen studiert die Werte, während sie sich nach dem persönlichen Wohlbefinden erkundigt. „Das sieht alles sehr gut aus, Frau Waldbrink.“ Die 44-Jährige merkt, wie sie diese Nachricht befreit: „Aber Ihren Schlüssel-empfangen benötigen Sie heute weiterhin.“

19:55 Uhr Marvin hat ein sonntägliches Schichtkloster erledigt. „Ich sehe so, dass ich mit meinem Arbeitskollegen in dieser Woche zu kommen, dann wir bereits am Freitagabend als die All-Idol-Sängerinnen.“

er seine dreiwöchigen Arbeitskollegen durch die Wackelklappe in dem Keller betreten, nicht ohne ein Bittgebet die Einstellung „Nach Schlüsselprinzip vorantreiben“ anzuschauen. „Ich bin nach dem Durchschauen was Geschichte an Taten und Tessa wollen nach ein wenig Film vorbeistimmen“, ruft Jessica aus der Küche. „In einer Stunde gibt es Abendessen.“

17:06 Uhr Jessica und Marvin sitzen auf dem Sofa. „Selbstorganisierte Häuser - wie haben die Leute das bloß vorher herbeikommen?“

Jessica Waldbrink bleibt fasziniert in der Vergangenheit.

„Als Frauen rückwärtler auf einer Party in Köln.“

18:44 Uhr Marvin hat ein sonntägliches Schichtkloster erledigt. „Ich sehe so, dass ich mit meinem Arbeitskollegen in dieser Woche zu kommen, dann wir bereits am Freitagabend als die All-Idol-Sängerinnen.“

21:23 Uhr Torben und Marvin sind bei dem Flüchtlingskommissionariat aus dem Jahr 2016 kamen per-

„Es ist ja längst nicht mehr so, dass man auf dem Dorf hinter dem Mond lebt.“
Jessica klickt die Laterne auf den Tisch.

„Torben, Jessica und Tessa haben sich nach wenigen Minuten angefreundet und schauen über die zweite Veränderung des Eisenbahnstreckens eine Liebesgeschichte.“

21:56 Uhr Zwei Flaschen Rotwein später verabschieden sich die beiden und steigen in den Selbstläufer, der sie vorher nach Hause bringt.

22:29 Uhr Inzwischen ist auch Janus wieder zu Hause. „Mega coole Location, aber verdammt nervige Nachbarn“, so seine kurze Kommentar, bevor er beiläufig von Dornenjacke und Wildschweine in seinem Zimmer verabschiedet.

22:25 Uhr „Überrascht wurde ich auch noch eine coole Location für den Rest des Abends“, verkündet Marvin vielversprechend. „Ach ja, Schatz, lass mich schlafen gehen. Ich bin jetzt wieder müde. Wie aber auch wirklich ansehend heute.“ „Wachsch schön müde!“, fragt Marvin mit selbstbewusster Entschlossenheit in der Stimme. „Im Prinzip schon“, sagt Jessica, „es sei denn...“



Anpacken, damit das Dorf lebt

Demografie Prof. Steffen Kröhnert: Bürger haben Zukunft ein Stück weit selbst in der Hand

Ein lebenswerter Heimatort ohne freiwilliges Engagement? Kaum vorstellbar. Doch was wird aus Vereinen und Initiativen, wenn die Bevölkerung schrumpft? Einige Orte werden es schaffen, attraktiv zu bleiben, andere nicht, sagt Prof. Steffen Kröhnert. Der Sozialwissenschaftler beschäftigt sich an der Hochschule Koblenz unter anderem mit demografischem Wandel und freiwilligem Engagement. Das Positive: Ein Stück weit haben es die Bürger selbst in der Hand, wie sich ihr Ort entwickelt, sagt er.

Versetzen wir uns ins Jahr 2035. Wie sieht das gemeinschaftliche Leben im Dorf aus? Gibt es noch einen Sportverein, einen Chor, einen Geschichtsverein?
Was man schon sehen kann, ist, dass sich der ländliche Raum auseinanderentwickelt. Das typische Dorf in 20 Jahren gibt es nicht. Es wird Dörfer geben, die zu reinen Wohnstandorten werden. Dort wohnen zwar noch einige Ältere, aber soziales Leben findet nicht mehr statt. Und es wird Orte geben, die gemeinschaftliches Leben und damit eine gewisse Attraktivität erhalten können. Da spielen auch die Bürger eine Rolle, in welche Richtung sich ein Dorf entwickelt. Wo es heute schon stärkeres freiwilliges Engagement gibt, sind die Chancen besser, Einwohner zu halten und in 20 Jahren noch gut dazustehen.

Die Bürger haben es also selbst in der Hand?
Ja, ein Stück weit schon. Wenn sich selbst in einem kleinen Ort mit 100 Einwohnern um einen harten Kern eine Dorfgemeinschaft bildet, die dann ins Dorfgemeinschaftshaus mobile Dienstleister einlädt, Kulturveranstaltungen und andere Veranstaltungen initiiert, dann bleibt dieser Ort attraktiver als andere, in denen es das nicht gibt. Ich habe mit einem Vereinsvorsitzenden in einem solchen Dorf gesprochen, der sagte: Die Leute müssen miteinander leben wollen. Wo es dieses Zusammenleben nicht gibt, da will niemand mehr hin.

Sehr viele Menschen pendeln schon heute für die Arbeit in die Stadt. Kann man sich vorstellen, dass sie 2035 auch vermehrt weit fahren, um sich im Verein zu engagieren?
Ich sehe beim Vereinsleben keine große Pendlerbewegung, weil es da ja auch um soziale Kontakte im näheren Umfeld geht. Allerdings gibt es einen Strukturwandel im freiwilligen Engagement, sowohl bei der Motivation als auch bei den Interessen. Man spricht heute von drei Gruppen von Engagierten: Da sind die Gemeinwohlorientierten, also eher das Traditionelle, was zum Beispiel in Kirchen geleistet wird. Dann gibt es die Geselligkeitsorientierten, also die Mitglieder in Sportvereinen. Und dann gibt es noch die Interessensgeleiteten. Was wir beobachten, ist, dass das geselligkeitsorientierte

engagierte Engagement an Bedeutung verliert. Das gemeinwohlorientierte, aber vor allem das interessensgeleitete Engagement nimmt aber zu. Wenn das geselligkeitsorientierte Engagement wegbreicht, dann macht das den Dörfern zu schaffen, weil es eben meist im Ort selbst passiert. Die Interessensgeleiteten sind schon eher bereit, auch mal eine weitere Fahrt in Kauf zu nehmen. Zum Beispiel wenn ich mich in einem ganz bestimmten Geschichtsverein engagieren will, weil mich das Thema interessiert.

Das bedeutet, dass die Lebenserwartung der Vereinstypen auch unterschiedlich ist?
Ja, durchaus. Ein zweiter Aspekt des Strukturwandels im freiwilligen Engagement ist nämlich die

Frage, wie es organisatorisch gestaltet wird. Es gibt ganz klar den Trend, dass die klassischen Vereinsstrukturen mit Ehrenämtern, die vielleicht unbefristet ausgeübt werden, nicht mehr so attraktiv sind. Das hat auch viel mit der höheren Mobilität und dem durchorganisierten Alltag der Menschen zu tun. Das führt zu einem Trend zu neueren Formen, in denen das Engagement zeitlich und inhaltlich flexibler ist. Ein gutes Beispiel sind sogenannte Mentoring-Projekte, bei denen sich ein Engagierter mit einem oder mehreren jungen Migranten zusammensetzt, um gemeinsam die Freizeit zu verbringen, aber auch um ihnen im Alltag zu

helfen. So etwas hat deutlich an Attraktivität gewonnen, denn es ist eine sehr persönliche Form, bei der man individuell abstimmen kann, was man tut und wann man es tut. Inwiefern eine Form von Engagement weiter lebt oder verschwindet, wird auch davon abhängen, wie es die jeweilige Organisation schafft, sich auf die neuen Bedürfnisse der Engagierten einzustellen.

Wenn Sie einen Verein beraten müssten, um ihn fit zu machen für 2035: Was würden Sie raten?
Man muss immer wieder prüfen: Was können Engagierte und wer wollen Engagierte? Und wie verträglich das mit den Zielen der Organisation? Man sollte sie nicht auf

eine Position setzen, auf der gerade jemand gebraucht wird, und vergessen nachzutragen, ob derjenige dort zufrieden ist. Denn es ist hinderlich, wenn Menschen überfordert sind, aber auch wenn sie unterfordert sind. Gleichzeitig ist es schlecht, wenn Leute Positionen blockieren, die dort unzufrieden sind, für die es aber andere, sehr motivierte Leute gäbe. Das kann im klassischen Verein ein Problem sein, wenn junge Leute sich engagieren wollen, aber merken, dass man nichts bewirken kann, weil wichtige Schlüsselstellen für die nächsten 20 Jahre von Altern blockiert sind.

Das heißt: Mehr Kommunikation?
Genau. Und was noch eine Rolle spielt, ist die Anerkennung. Die meisten Menschen engagieren sich nicht nur, um Gutes zu tun, Der wichtigste Grund ist immer, dass

es Spaß machen soll und man mit Gleichgesinnten zusammenkommen möchte. Das bedeutet, dass sie das Bedürfnis haben, mitzbestimmen und das Gefühl haben wollen, einbezogen zu werden und wichtig zu sein. Das kann zum Beispiel beim Engagement in gemeinnützigen Einrichtungen bedeuten, dass die Leute auch Zugang zu Räumen bekommen und das Gefühl haben, auf Augenhöhe mit festen Mitarbeitern zu arbeiten und so täglich Anerkennung erfahren – nicht nur, wenn der Bürgermeister einmal im Jahr vorbeikommt und Blumen überreicht.

Wie kann der Staat helfen, ehrenamtliches Engagement zu fördern?
Zunächst müssen die Vereine selbst lernen, mit den neuen Bedürfnissen der Freiwilligen umzugehen. Da höre ich immer wieder, dass es Defizite gibt bei Anerkennung und Flexibilität. Das zweite wäre die Ebene der Wohlfahrtsorganisationen, die ja viele Ehrenamtliche beschäftigen. Da gibt es auch immer wieder Hinweise, dass das Einbeziehungen und das Kommunizieren auf Augenhöhe verbesserungswürdig ist. Der Staat hat die Aufgabe, eine Engagement-Infrastruktur vorzubauen. Jeder Ehrenamtliche, jeder Verein braucht Räumlichkeiten. Die kann man nicht nur mit Spenden und Sponsoren finanzieren. Eine weitere Idee ist, so etwas wie eine Stiftung für den ländlichen Raum zu gründen. Eine Institution, die nicht nur bei der Finanzierung von Ideen hilft, sondern zugleich gute Ideen sammelt und bei der Umsetzung berät und hilft. Wie hat der eine Ort eine Lösung für ein Problem gefunden, die vielleicht auf den anderen Ort übertragbar ist? Im Moment muss das Rad überall neu erfunden werden und kleinere Initiativen können die Bürokratie von Fördermittelanträgen nicht bewältigen.

Blicken wir noch einmal ins Jahr 2035: Wie positiv sind Sie gestimmt, wenn Sie sich das Engagement im Land vorstellen?

Ich bin zumindest nicht negativ gestimmt. Das Engagement ist insgesamt zwar etwa gleich geblieben in den vergangenen Jahren, rund ein Drittel engagiert sich. Bei den Jüngeren ist das Engagement etwas zurückgegangen, auch durch ihre größere Mobilität und natürlich, weil es schlicht weniger Junge gibt, gerade im ländlichen Raum. Aber es gibt einen deutlichen Anstieg des Engagements bei den jüngeren Älteren, also bei den 60- bis 75-Jährigen. Das ist eine Gruppe, die auch zahlenmäßig deutlich wachsen wird. Insofern bin ich durchaus zuversichtlich. Aber es wird eben Unterschiede zwischen den Orten geben. Einige werden es schaffen, attraktiv zu bleiben, andere nicht.

Das Gespräch führte Johannes Bebermeier



Steffen Kröhnert

Mit einem Verein gegen die Mühen des Alters

Modell Die Seniorenhilfe Altenkirchen hilft, die Folgen des demografischen Wandels zu bewältigen

Altenkirchen. Die Bevölkerung wird immer älter, die Dörfer immer leerer. Wo früher der Nachbar geholfen hat, wenn die eigenen Kräfte nachließen, beim Rasenmähen oder beim Einkauf, da wohnt morgen vielleicht schon gar kein Nachbar mehr. Und dann? In der Verbandsgemeinde Altenkirchen lautet die Antwort: Dann springt die Seniorenhilfe Altenkirchen ein. Die Seniorenhilfe ist ein Beispiel dafür, wie Vereine den demografischen Wandel nicht nur überleben, sondern sogar helfen können, seine Folgen zu bewältigen. Das Prinzip ist bestechend simpel: Ich helfe anderen, solange ich selbst noch kann, und spare damit auf meinem

Konto Zeitschriften an. Wenn ich selbst Hilfe benötige, weil ich erkrankt bin, nicht mehr Auto fahren kann oder das Alter sich sonst wie bemerkbar macht, vermittelt mir der Verein Helfer, die ich mit meinen angesparten Zeitschriften „bezahle“. Wer keine Gelegenheit hatte, genügend Zeitschriften anzusparsen, zahlt 2,50 Euro für die erste Stunde Hilfe und 1,50 Euro für jede weitere. Zusammen mit einem Jahresbeitrag von 6 Euro deckt der Verein mit diesem Geld seine Kosten. Spritgeld bekommt der Helfer von demjenigen, der ihn bestellt hat, erstattet.

Die Idee zur Seniorenhilfe entstand, als sich zwei Senioren dat-

über unterhielten, dass sie einige Arbeiten im Alltag gestaltet nicht mehr bewältigen können, ein Hilfsangebot dafür aber fehlt. Also suchten sie gemeinsam mit Franz Weiss, der heute Vorsitzender der Seniorenhilfe Altenkirchen ist, nach Initiativen, die diese Lücke andernorts schon schlossen. Ein Vorbild fanden sie in Hessen. Sie folgten ihm, schauten sich die Initiative an und nahmen gleich die Vereinsstruktur als Beispiel mit. Zurück in Altenkirchen luden sie professionelle Organisationen wie die Caritas ein, die sich schon mit der Hilfe für Senioren beschäftigten – unter anderem um besser einschätzen zu können, ob es über-

haupt Bedarf für eine solche Form der „Nachbarschaftshilfe“ gibt. Die gibt es, da waren sich auch die Profis sicher. Und so gründeten die ersten Interessierten 2008 die Seniorenhilfe Altenkirchen. 190 Mitglieder zählt der Verein inzwischen. Die meisten von ihnen sind 65 Jahre oder älter. „Ein Drittel der Mitglieder benötigen selbst Hilfe, ein Drittel sind potenzielle Helfer, ein Drittel sind unterstützende Mitglieder, die zum Beispiel mit Spenden helfen“, sagt der Vorsitzende Franz Weiss. Aktiv ihre Hilfe anbieten, das tun derzeit rund 40 Mitglieder, schätzt er. „Was jemand machen möchte, wann und wie oft er hilft, das bestimmt jeder selbst.“

Ein wichtiger Teil des Erfolgsrezepts: Wer Hilfe in Anspruch nehmen möchte, darf bei dem Verein an. Dort wird geschaut, wer gerade helfen kann und will. Am meisten nachgefragt werden Fahrten zu Ärzten oder Behörden. Auf Rang zwei liegt das Einkaufen, gefolgt vom Rasenmähen im Sommer. Franz Weiss war inzwischen schon in mehreren Orten im Land unterwegs, um das Konzept vorzustellen. Eine gute Hand voll Vereine desselben Typs sind so andernorts im Land entstanden. Ein Wundermittel gegen den demografischen Wandel an allen Orten, das ist aber natürlich auch ein solcher Verein nicht. Ein Problem

Die Zahl

36 300

Vereine gibt es ungefähr in Rheinland-Pfalz. Damit kommen rund neun Vereine auf 1000 Einwohner. Rheinland-Pfalz ist somit hinter dem Saarland das Bundesland mit der höchsten Verdichtungsrate. Das geht aus der Studie „Zivilgesellschaft in Zahlen“ aus dem Jahr 2012 hervor.

sind viele Entfernungen, gerade auf dem Land. Teils sind die Fahrtkosten höher als der Wert der Hilfe“, sagt Weiss. In Altenkirchen beschränkt man sich auf die Verbandsgemeinde: „Aber selbst das ist schon fast zu viel, weil es nicht in jeder unserer 42 Ortsgemeinden Helfer gibt.“ Johannes Bebermeier

Abonnieren! Die Zeitschrift für Journalistinnen & Journalisten in Deutschland.

Bestellen unter vertrieb@oberauer.com oder +43/6225/27 00-0



medium magazin für Journalisten

Bestellen Sie ein Jahresabo „medium magazin“ mit der jeweils aktuellen „Journalisten-Werkstatt“ zum Preis von Euro 62,- inkl. Versandkosten.*

Bestellungen an vertrieb@oberauer.com

* Wenn ich nicht bis sechs Wochen vor Ende des Abozeitraumes kündige (formloses E-Mail an vertrieb@oberauer.com), will ich das Abo um ein weiteres Jahr verlängert haben.



preisgekrönt

DER PREIS

Der Preis richtet sich exklusiv an die größte Zielgruppe unter den Tageszeitungsjournalisten. Preiswürdig sind in den Augen der Jury vor allem Ideen und Konzepte. Der jährliche Wettbewerb wird seit 1980 ausgeschrieben. Zum 36. Preisjahrgang erreichten 531 Bewerbungen die Stiftung. Verliehen wird der Preis immer am Ort des ersten Preisträgers.

Der Deutsche Lokaljournalistenpreis genießt hohe Reputation. Der Zeitungswissenschaftler Michael Haller ordnet ihn ein in die oberste Güteklasse der zahlreichen Journalistenpreise. Für Lars Haider, den Chefredakteur des Hamburger Abendblattes, ist er der wichtigste Zeitungspreis des Landes, weil er „die ganze Branche in Bewegung“ hält, nicht nur den einzelnen Schreiber anspricht, sondern ganze Redaktionen, Blattmacher ebenso wie Ressortleiter und Chefredakteure.

DIE REIHE

Die Rezepte für die Redaktion sind konstitutiver Bestandteil des Deutschen Lokaljournalistenpreises. Alles Ausgezeichnete aus einem Preisjahrgang findet sich hier, auch jene Beiträge werden dokumentiert, an denen eine Auszeichnung nur knapp vorbeigegangen ist. Der Basisband der Rezepte für die Redaktion entstand 2005 zum 25-jährigen Jubiläum des Preises. Auf 456 Seiten dokumentiert das Buch Bestes und immer noch Nachahmenswertes aus 25 Jahren Preisgeschichte. Diese Zusammenschau war möglich, weil die Konrad-Adenauer-Stiftung jeden Preisjahrgang mit einer Dokumentation der preisgekrönten und fast preisgekrönten Arbeiten begleitet hat. Diese gute Tradition setzen die Rezepte für die Redaktion Jahr für Jahr fort. Der freundliche Hintergedanke: Publikationen wie die Rezepte für die Redaktion



... und fast preisgekrönt

bringen Redaktionen miteinander ins Gespräch, machen einen Austausch zwischen denen möglich, für die lokaler Qualitätsjournalismus kein Fremdwort ist. Neue Ideen, zukunftsweisende Konzepte kommen nicht irgendwo her, die Rezepte stammen aus der Küche der guten Lokalredaktionen.

DIE HERAUSGEBER

Dr. Dieter Golombek (Jahrgang 1941) arbeitete von 1969 bis 2004 in leitender Funktion bei der Bundeszentrale für politische Bildung. Ab 1975 baute er das Lokaljournalistenprogramm des Hauses auf – mit Modellseminaren, dem Pressedienst „drehscheibe“ und diversen Buchreihen. 1979 hat er für die Konrad-Adenauer-Stiftung das Konzept für den Deutschen Lokaljournalistenpreis entwickelt. Der Preis wird seit 1980 jährlich verliehen. Golombek war bis 2014 Sprecher der Jury.

Heike Groll (Jahrgang 1965) ist Leitende Redakteurin in der Chefredaktion der Volksstimme aus Magdeburg und zuständig für Personalentwicklung in der Redaktion sowie für redaktionelles Projektmanagement. Zuvor war sie nach dem Journalistikstudium in Dortmund bei der Leipziger Volkszeitung, bei der Initiative Tageszeitung/„drehscheibe“ in Bonn und dem Fränkischen Tag in Bamberg tätig. Seit 2015 ist sie Sprecherin der Jury.



AUSSCHREIBUNG 2016

MIT SONDERPREIS FÜR VOLONTÄRSPROJEKTE



Konrad
Adenauer
Stiftung

DEUTSCHER LOKALJOURNALISTENPREIS DER KONRAD-ADENAUER-STIFTUNG



- **1. Preis 6.000,- EUR**
- **2. Preis 3.000,- EUR**

Für weitere Preise in verschiedenen Kategorien (z. B. Leser-Blatt-Bindung, Reportage, Sonderveröffentlichungen) stehen Preisgelder in einer Gesamthöhe von 10.000 Euro zur Verfügung.
Sonderpreis für Volontärsprojekte: 2.000 EUR

Konrad-Adenauer-Stiftung
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Susanne Kophal
10907 Berlin

Telefon: 030/26996-3216
Telefax: 030/26996-3261
susanne.kophal@kas.de

www.kas.de

Seit 1980 vergibt die Konrad-Adenauer-Stiftung jährlich ihren Journalistenpreis. Sie zeichnet Journalisten und Redaktionen aus, die Vorbildliches für den deutschen Lokaljournalismus geleistet haben. Sie spricht nicht nur gut ausgerüstete Großstadttredaktionen an, auch Lokalredaktionen mit knapper Besetzung bekommen ihre faire Chance.

Bei der Preisvergabe berücksichtigt die Jury diese Unterschiede in der redaktionellen Ausstattung.

Preiswürdig sind:

- Beiträge zu beliebigen lokalen Themen
- kontinuierliche Berichterstattung
- Beispielhafte Initiativen und Aktionen
- Konzepte und Serien
- Komposition von Text und Bild
- multi- und crossmediale Konzepte von lokalen Themen

Der **Sonderpreis für Volontärsprojekte** richtet sich an junge Journalisten, vorrangig mit Volontärsstatus. Sie können sich bewerben mit ihren Ideen, Texten und Projekten, vor allem solche mit einem interaktiven Ansatz – mit Veranstaltungen, Online-Foren und Leserkontakten aller Art.

Die Arbeiten müssen in der Zeit vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 2016 in einer in Deutschland erscheinenden Zeitung veröffentlicht worden sein. Jahresübergreifende Serien, die zwar in 2015 begonnen wurden, von denen der größte Teil aber in 2016 abgedruckt wurde, sind ebenfalls teilnahmeberechtigt.

Einsendeschluss ist der 31. Januar 2017.

Autoren können sich mit einem oder mehreren Beiträgen bewerben (Bitte als pdf-Datei, Original oder gute Kopie einsenden. Bei multi- und crossmedialen Beiträgen URL und ggf. Zugangsdaten angeben).